


Sultan Mehmed II, the Conqueror
Ex Libris
George Crews Mc Ghee
United States Ambassador
to Turkey


Wien im Jahre
1683
von Victor v. Renner
J. St.

Wien im Jahre 1683.

Geschichte

der

zweiten Belagerung der Stadt durch die Türken

im Rahmen der Zeitereignisse.

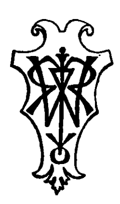
Aus Anlaß der zweiten Säcularfeier

verfaßt im Auftrage des

Gemeinderates der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien

von

Victor v. Renner.



Wien 1883.

Verlag von R. v. Waldheim.



Vorwort.

Für die Geschichte Österreichs während der Regierung des Kaisers Leopold I. gibt es kaum ein epochemachenderes Ereignis als die Belagerung Wiens durch die Barbaren Kara Mustafa's im Jahre 1683. Vor den Mauern unserer Stadt zeigte sich die bisher in ganz Europa so gefürchtete Macht des Halbmondes zum ersten Male in ihrem Verfalle. Im aufgedrungenen Verzweiflungskampfe wurden die Türken vor Wien nicht blos zurückgeschlagen, es trat hier zum ersten Male jene Fäulnis zu Tage, die in dem Reiche dieser wilden Asiaten bereits so weit fortgeschritten war, daß es einem energischen Gegner auf die Dauer nicht mehr Stand zu halten vermochte.

So wurde denn die Belagerung Wiens und der am 12. September 1683 erfolgte Entsatz der Residenzstadt des römischen Kaisers der Anfangspunkt eines Krieges, welcher, aus einer beinahe ununterbrochenen Reihe der glänzendsten Siege kaiserlicher Heere über die Türken bestehend, endlich ganz Ungarn und Siebenbürgen der Herrschaft des Halbmondes entriß und die heutige Größe der österreichisch-ungarischen Monarchie begründete. Dieser Zusammenbruch der türkischen Übermacht hatte aber auch noch eine andere Folge. Seitdem an jenem 12. September die Türken vor Wien so entscheidend geschlagen worden waren, seitdem die kaiserlichen Heere den Krieg siegreich nach Ungarn hineintrugen und das Machtgebiet Leopold's I. immer weiter nach Südosten hin ausbreiteten

— seitdem hörte die Residenzstadt des Kaisers auf, eine Grenzfestung Deutschlands zu sein gegen den Ansturm asiatischer Uncultur.

Allerdings dauerte es noch lange Zeit, bis Wien seinem natürlichen Berufe als Hauptstadt eines großen Reiches, als wichtigstes Handelsemporium an der Donau, als Weltstadt sich hinzugeben vermochte, ungehindert von einschnürenden und beengenden Bastionen und Wällen — der erste Anstoß zu dieser allmälig sich vollziehenden Wandlung wurde gegeben durch den Sieg der kaiserlichen und alliierten Truppen vor den Mauern dieser Stadt. Möglich gemacht wurde dieser Sieg durch die beinahe neunwöchentliche erfolgreiche Verteidigung der Festung gegen die wütenden Versuche des Feindes aller christlichen Cultur, den wichtigen Waffenplatz noch vor dem Erscheinen der Entsatzarmee zu überwältigen. Verhältnismäßig klein war die Schaar der Kämpfer um Glauben und Freiheit. Ein heroischer Commandant, ausgezeichnete Officiere und kriegsmutige, tüchtige Soldaten, aber auch eine Leib und Leben, Hab und Gut aufopfernde Bevölkerung, pflichtgetreue Behörden haben das Außerordentliche möglich gemacht.

Aus diesem Grunde ist der 12. September des Jahres 1683 ein bedeutungsvoller Tag in der Geschichte der Monarchie, einer der bedeutungsvollsten Tage in der Geschichte Wiens. Wenn sich die Stadt rüstet, die Gedächtnisfeier dieses vor nunmehr zweihundert Jahren eingetretenen Ereignisses würdig zu begehen, so hat sie in mehr als einer Beziehung ein Recht, die Pflicht dazu. Die Vorfahren der heute lebenden Generation waren ja nicht blos passive Zeugen dieser großen Tat, sie haben selbst mitgewirkt zum Gelingen derselben. Nicht blos Österreichs ruhmbedecktes Heer hat ein Anrecht stolz zu sein auf die glorreichen Kämpfe des Jahres 1683, nicht minder auch die Stadt Wien, denn die Wiener des 17. Jahrhunderts haben opfermutig mitgekämpft bei der Abwehr türkischen Übermutes.

Schon oft wurden diese ruhmreichen Geschehnisse in den Kreis der historischen Darstellung gezogen. Mit den Büchern, welche die Geschichte der zweiten Türkenbelagerung und der dieselbe endigenden Entsatzschlacht schildern, könnte man eine Bibliothek füllen. Nichtsdestoweniger harren noch eine ganze Reihe von Einzelnheiten in diesem Monate lang andauernden Ringkampfe der historischen Erklärung und Begründung. Auch fehlte es bisher trotz alledem und alledem an einer gemeinverständlichen, auf selbständiger, historischer Forschung fußenden, den modernen Anschauungen entsprechenden Geschichte dieses Ereignisses. Der Gemeinderat von Wien betrachtete es daher als seine patriotische

Pflicht, die Abfassung einer solchen Darstellung der Geschichte des ruhmreichen Jahres 1683 zu veranlassen.

Auf Grund der Vorschläge hervorragender Männer auf dem Gebiete der österreichischen Geschichtsforschung und auf Empfehlung des Herrn Hofrates Dr. Theodor Sickel, seines hochverehrten Lehrers, wurde dem Unterzeichneten der ehrenvolle Antrag gemacht, die Geschichte Wiens im Jahre 1683 zu schreiben. In den Verhandlungen, welche diesbezüglich mit den Delegierten des Gemeinderates vom Unterzeichneten gepflogen wurden, stellte man fest, daß der Autor die Erzählung der Ereignisse abfassen solle, ohne den gelehrten Apparat zahlreicher Noten dem Texte beizugeben. Die Erzählung solle sich selbstverständlich genau an das sorgfältiger Prüfung unterzogene und der historischen Wahrheit entsprechende Actenmateriale anschließen; zur Erleichterung des Einblickes in die Anschauungsweise der Menschen des 17. Jahrhundertes mögen Briefe, Erzählungen der Zeitgenossen, einzelne besonders wichtige Actenstücke in die Darstellung hinein verwoben werden. Der Verfasser konnte sich mit diesen Wünschen um so leichter einverstanden erklären, als sie seinen eigenen Anschauungen bezüglich einer gemeinverständlichen Geschichtsschreibung vollkommen entsprechen. Die Geschichte soll ja eine Lehrmeisterin der Menschheit sein. Dieser ihrer hehren Aufgabe kann sie aber nur dann entsprechen, wenn sie die historischen Tatsachen darstellt, so wie sie wirklich gewesen, in ihren Ursachen und Wirkungen bloßgelegt von dem prüfenden Auge des Forschers, ohne jedwede Schönfärberei, aber auch ohne alle Gehässigkeit oder Voreingenommenheit. Nur dann, wenn sie die Wahrheit anspruchslos und ungeschminkt erzählt, wird sie eine Lehrmeisterin der Menschheit sein, nur dann ist sie auch wahrhaft patriotisch.

Da die Zeit für die Vollendung des Werkes kurz bemessen war, und wie dies bei einer populär gehaltenen Geschichte heute wol selbstverständlich ist, dem Texte auch Illustrationen beigegeben werden sollten, mußte sogleich ein Verzeichnis der Letzteren festgestellt werden. Dankend sei es erwähnt, daß Herr Archiv- und Bibliotheks-Director Karl Weiß sich dieser Aufgabe unterzog und ein solches Verzeichnis vorlegte. Dasselbe wurde denn auch von den Delegierten des Gemeinderates acceptiert. Hierauf wurden auf Grund dieser Vorschläge die Kosten der Herstellung des Werkes bestimmt und dem Plenum des Gemeinderates die diesbezüglichen Anträge unterbreitet.

Am 13. Juni 1882 genehmigte der Gemeinderat der Stadt Wien diese Anträge, übertrug dem Unterzeichneten die Abfassung des Buches und erteilte

ihm als Professor am Leopoldstädter Communal-Real- und Obergymnasium „behufs rechtzeitiger Vollendung des Werkes einen Urlaub", und zwar vom 15. Juni 1882 an bis zum Ende des Schuljahres 1882/83. Seit dem Beginne des Sommersemesters dieses Schuljahres wurde der Unterzeichnete auch in seiner „Eigenschaft als Professor am Wiener Lehrer-Pädagogium", und zwar für die Dauer dieses Semesters beurlaubt. Zugleich wurde dem Autor die unbeschränkteste Freiheit bei Verfassung dieser Schrift gewährt, dagegen ihm die volle Verantwortung für den Inhalt des Werkes übertragen.

Der Verfasser war sich gleich bei Übernahme der ihm übertragenen ehrenvollen Mission klar, daß die bisher existierenden wichtigeren Geschichtswerke das Actenmateriale noch bei Weitem nicht erschöpfen; weder Gottfried Uhlich's im Jahre 1783 geschriebene „Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens, bei der hundertjährigen Gedächtnisfeier herausgegeben", noch Albert Camesina's: „Wiens Bedrängnis im Jahre 1683", das im Jahre 1865 als VIII. Band der „Berichte und Mittheilungen des Alterthums-Vereines zu Wien" erschienen war. Durch das im Juli 1882 erschienene Buch Onno Klopp's: „Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699" wurde der Verfasser in dieser seiner Anschauung nur bestärkt. Denn so dankenswert es auch ist, daß hier eine ganze Reihe bisher unbekannter Quellen aus dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchive, aus dem k. k. Kriegsarchive in Wien und aus dem Archive des Capuzinerklosters in Venedig der Geschichtsforschung erschlossen werden — die Wiener Archive sind hier nicht annähernd erschöpfend in den Kreis der Forschung gezogen, zu schweigen von jenem Actenmateriale, das sich noch in auswärtigen Archiven finden lassen mußte.

Um nun wenigstens den Versuch zu wagen, auch dieses auswärtige Actenmateriale, soweit es sich bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit tun ließ, zu erforschen, mußte sich der Verfasser entschließen, wenigstens einige der wichtigeren Archive aufzusuchen. Der Gemeinderat der Stadt Wien hat ihn auch darin unterstützt, indem er demselben einen Reisekostenbeitrag zur Verfügung stellte.

So hat denn der Gemeinderat zur Vollendung des Werkes das Beste beigetragen. Er hat dem Verfasser nicht blos die Muße verschafft und die Unkosten des Werkes gedeckt, er hat ihm auch volle Freiheit gegeben, seines Amtes als Historiker zu walten und sich ausschließlich von der eigenen Einsicht, von dem Streben leiten zu lassen, unbekümmert um die Strömungen des Tages, die historische Wahrheit zu erforschen. Wahrhaft die schönste Aufgabe,

der sich der Historiker zu unterziehen vermag. Dem Gemeinderate von Wien gebührt daher in erster Linie der aufrichtigste Dank des Verfassers. Mit der Größe der Aufgabe wächst aber natürlich auch die Verantwortung vor dem Richterstuhle der Geschichte. Im Vollbewußtsein dieser Verantwortung hat der Verfasser die ihm gewordene Mission zu lösen gesucht, so weit ihm dies bei der Kürze der Zeit (15. Juni 1882 bis 30. Juni 1883) möglich war. Es war sein Streben darauf gerichtet, aus den Acten, aus dem Urteile und aus den Taten der Zeitgenossen die Geschichte des ruhmvollen Jahres zu reconstruieren, eine Geschichte der Stadt „Wien im Jahre 1683" zu schreiben für die Wiener des Jahres 1883.

Er hat die vielfach in den Text aufgenommenen fremdsprachlichen Actenstücke und Briefe in Übersetzung mitgeteilt, wobei er, soweit solche schon vorhanden und ihm die Originale in der Ursprache nicht vorlagen, diese wörtlich in sein Buch aufnahm. Die deutschen Schriftstücke aber hat er unserer heutigen Ausdrucksweise zu nähern gesucht. Er konnte sich hiebei auf ein Minimum der Veränderung in der Schreibweise, und allenfalls auf Übersetzung der im 17. Jahrhunderte so häufigen, uns heute nicht mehr geläufigen fremdsprachlichen Ausdrücke beschränken. Im Übrigen mußte er sich vor Augen halten, daß er ja in erster Linie für das Wiener Publicum schrieb, dem unser heimischer Dialekt ohnedies geläufig ist.

Er darf es nicht unerwähnt lassen, daß er in sämmtlichen von ihm betretenen Archiven und Bibliotheken mit der zuvorkommendsten Liebenswürdigkeit in seinem Streben unterstützt wurde. Er spricht hiemit allen Besitzern — namentlich Sr. Durchlaucht dem Fürsten Camillo von Starhemberg — Vorständen und Beamten der betreffenden Anstalten den geziemenden Dank aus. Trotz all' dieser Zuvorkommenheit, die ihn unterstützte, war es dem Verfasser nicht möglich, sämmtliche für die Geschichte der zweiten Türkenbelagerung wichtigen auswärtigen Archive zu besuchen. Er mußte sich auf das fürstlich Starhemberg'sche Archiv in Eferding, auf einige ungarische und Münchener, endlich auf das ständische Archiv in Linz und einige Stadtarchive in der Umgebung Wiens beschränken. Es wäre ihm auch nicht möglich gewesen, diese Archive mit ihrem reichen Materiale in der Zeit von Mitte Juli bis Mitte September erschöpfend zu durchforschen, wenn er nicht hiebei in der außerordentlichsten Weise von den verschiedensten Seiten her unterstützt worden wäre. So hat sich seiner der Vorstand des königlich baierischen Kriegsarchives in München, Oberstlieutenant

von Erhard, angenommen; die Archivare Johann Batka des städtischen Archives von Preßburg, Hochwürden Anton Benczel des Primatialarchives in Gran*) und Gemeinderat Professor Dr. Joseph Mayer des städtischen Archives in Wiener-Neustadt haben ihm von wichtigen Documenten Abschriften teils anfertigen lassen, teils selbst angefertigt, ihre eigenen Excerpte zugesendet. Der Director des königlich ungarischen Nationalmuseums, Reichstagsabgeordneter Franz Pulszky, hat dem Verfasser nicht nur während seines Aufenthaltes in Pest die Möglichkeit geboten, auch außerhalb der Amtsstunden die reichen handschriftlichen Schätze dieses Institutes zu benützen, er hat ihm auch außerdem zehn verschiedene Codices nach Wien gesendet zur Benützung im städtischen Archive, darunter die Handschriften Mamuccha's, Marsigly's, das Einrichtungswerk Ungarns aus dem Jahre 1689 rc. Hier muß auch noch der Bemühungen Sr. Excellenz des Herrn Directors des k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchives in Wien, Alfred Ritter von Arneth und Sr. Excellenz des Herrn Grafen Hans von Wilczek dankend gedacht werden, in Folge welcher es dem Verfasser möglich wurde, auch die Originalhandschrift der Storia di Massimiliano Emanuele von Diani aus dem Münchener geheimen Staatsarchive in Wien zu benützen.

Sowie auswärts, erfreute sich die Arbeit auch in den Archiven Wiens überall der freundlichsten Förderung. Für Excerpte, Mitteilungen, Abschriften, die ihm zur Verfügung gestellt wurden, fühlt sich der Verfasser namentlich verpflichtet, seinen Dank auszusprechen dem Concipisten im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchive P. Karl Schrauf, dem Adjuncten des k. k. Reichsfinanz-Archives Emil Rátky von Salamonfa und dem Custos des städtischen Archives Dr. Karl Glossy. Herrn Director Karl Weiß hat er zu danken für die Einführung eines durch Monate hindurch andauernden täglichen Journal-

*) Gran's Primatialarchiv enthält besonders im Archivum saeculare X (und nicht H, wie in den vor wenigen Tagen erschienenen „Beiträgen zur Geschichte der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683" von Johann Newald, in dem auf Grund einer Indiscretion verfaßten Citate, Seite 110, Nr. 3 irrtümlich angegeben ist) eine Reihe äußerst wichtiger Documente. Nicht blos die Concepte von mehr als zwanzig deutschen Predigten des Grafen Kollonitz befinden sich hier, sondern auch alle jene Actenstücke und Briefe, die sich auf die Belagerung Wiens beziehen und vom später zum Erzbischof von Gran erhobenen Kollonitz aufbewahrt worden sind. Sie ergänzen das reiche, auf die Beschaffung der Geldmittel während der Belagerung Bezug nehmende Actenmateriale des Wiener k. k. Reichs-Finanzarchives und geben erst ein annähernd vollständiges Bild von der Tätigkeit des berühmten Bischofs.

dienstes im städtischen Archive, blos zu dem Zwecke, um dem Verfasser auch die Nachmittags- und Abendstunden zur Arbeit in diesem Archive zugänglich zu machen, sowie für die außerordentliche Unterstützung, die ihm auch sonst durch denselben in jeder möglichen Richtung bei seiner Arbeit zu Teil wurde. Den Beamten des Stadtarchives aber dankt er für die opferwillige und freundliche Durchführung dieses für sie mitunter wol recht lästig gewesenen Abenddienstes.

Da der Verfasser weder des Türkischen, noch Polnischen oder Czechischen mächtig ist, um in diesen Sprachen Geschriebenes zu verstehen, so muß er es rühmend hervorheben, daß ihm Herr Finanzrat Pius Ritter von Twardowski wenigstens einige polnische Quellen (einige Stücke aus den Briefen Sobieski's und das „Diarium über die Campagne von Wien 1683" von Nicolaus Diakowski auf Diakow), sowie die Schrift Franz Kluczycki's „Der Wiener Feldzug im Jahre 1683" in deutscher Übersetzung zur Verfügung stellte. Ebenso ist er seinem Collegen Professor Theodor Schulz zu Dank verpflichtet für die Übersetzung der czechisch abgefaßten Schrift Jan Bohuslav Miltner's über Caspar Zdenko Caplirs. Zu bedanken hat sich der Verfasser auch noch bei Sr. Excellenz dem Herrn Ministerpräsidenten Eduard Grafen Taaffe für das Geschenk, das ihm Se. Excellenz mit den als Manuscript gedruckten „Memoirs of the Family of Taaffe" machte, wodurch er in die Lage versetzt wurde, die Briefe des Generals Franz Grafen Taaffe in seiner Darstellung der Ereignisse des Jahres 1683 ebenfalls verwerten zu können, und bei seinem väterlichen Freunde Dr. David Schönherr in Innsbruck in Anerkennung einer alten Schuld. Ihm verdankt er die Kunde von der Existenz der Correspondenz Kaiser Leopold's I. mit seinem Oheim Erzherzog Sigismund Franz von Tirol, im Innsbrucker Statthaltereiarchive.

Nur durch das Zusammenwirken so vieler dem Unternehmen wolwollend gesinnter Männer wurde es möglich, das Werk — man kann sagen — an dem im Vorhinein festgesetzten Tage zu vollenden. Daß mit demselben, trotz aller Mühe, die Geschichte Wiens im Jahre 1683 noch immer nicht vollständig zum Abschlusse gebracht ist, darüber gibt sich der Verfasser keiner Täuschung hin. Er muß sich mit dem Bewußtsein trösten, das ihm Mögliche geleistet zu haben, in manches Detail Klarheit gebracht zu haben, wo diese bisher gefehlt hat. Wenn im Verlaufe der Erzählung manches Ereignis, manche Persönlichkeit in einem anderen Lichte erscheint als bisher, wenn durch die auf Grund der Acten gegebene Darstellung manch' liebgewordene Vorstellung zerstört und in das Reich

der Sage verwiesen werden mußte, so trifft die Schuld daran die Acten selbst, welche eben jene Ereignisse und Personen in ihrem wahren Lichte erst gezeigt haben. Der Verfasser hat sich hiebei stets das Princip vor Augen gehalten, daß er eben nur Geschichte zu schreiben habe; aus diesem Grunde hat er auch in solchen Fällen, soweit ihm dies möglich war, die historischen Quellen selbst zu Worte kommen lassen, um dem Leser ein Urteil zu ermöglichen.

Bezüglich der Illustrationen war bestimmt worden, daß dieselben: Portraits, Handschriften, Ansichten, Pläne, Darstellungen von Scenen ꝛc. der Zeit selbst entnommen werden sollten, welche sie erläutern sollen. Als der Verfasser, nach dem mittlerweile definitiv festgestellten Verzeichnisse, die nötigen Originale ausgesucht hatte, bei welcher Arbeit ihn namentlich der Custos der k. k. Fidei-commiß-Bibliothek, Herr Dr. Wenzel Schaffer, auf das Freundlichste unterstützte, wurde von den Delegierten des Gemeinderates im Einverständnisse mit Herrn Rudolf v. Waldheim die Auswahl getroffen. Es konnten wegen der sonst eingetretenen bedeutenden Kostenüberschreitung nicht alle vorgeschlagenen Bilder acceptiert werden, auch wurden späterhin noch Bilder aufgenommen, welche der Verfasser ursprünglich nicht vorgeschlagen hatte, um auf diese Weise eine Bereicherung an Illustrationen, soweit dies möglich schien, herbeizuführen. Die Ausführung der Heliogravuren übernahm aus besonderer Gefälligkeit das k. k. geographische Institut in Wien, während die Verlagshandlung und artistische Anstalt R. v. Waldheim die Herstellung der sämmtlichen übrigen Illustrationen des Buches besorgte. Titelblatt, Kopfleisten und Schlußvignetten entstammen dem bewährten Griffel des Herrn Regierungsrates Joseph Storck. Die Schlußvignetten wurden nach im Wiener städtischen Zeughause aufbewahrten Trophäen gezeichnet. Die Firma R. v. Waldheim hat es sich angelegen sein lassen, das Buch in den Illustrationen, in Druck und Papier so glänzend auszustatten, als dies bei dem heutigen Zustande der Typographie und der mit ihr im Zusammenhange stehenden Kunstgewerbe nur immer möglich war.

So möge denn dies Buch den Wienern und allen Jenen, die sich für die Geschichte unserer Stadt interessieren, Freude bereiten. Es möge sie zu ernstem Studium ihrer eigenen Geschichte anregen — dann ist der Wunsch, das Ziel erreicht, welches bei Abfassung dieses Buches dem Verfasser desselben vorschwebte.

Wien, am 30. Juni 1883.

Victor v. Renner.

Benützte Quellen und Hilfsschriften.

A. Archive*):

München: Königl. baierisches allgemeines Reichsarchiv.
Königl. baierisches geheimes Staatsarchiv.
Königl. baierisches Kriegsarchiv.
Pest-Ofen: Archiv des königl. ungarischen Nationalmuseums.
Königl. ungarisches Staatsarchiv.
Gran: Fürsterzbischöfliches Primatialarchiv.
Preßburg: Städtisches Archiv.
Ödenburg: Städtisches Archiv.
Innsbruck: K. k. Statthaltereiarchiv.
Linz: Ständisches Archiv.
Eferding: Fürstlich Starhemberg'sches Archiv.
Krems: Städtisches Archiv.
St. Pölten: Städtisches Archiv.
Tuln: Städtisches Archiv.
Wiener-Neustadt: Städtisches Archiv.
Wien: K. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.
K. k. Kriegsarchiv.
Registratur des k. k. Reichs-Kriegsministeriums.
Archiv des k. k. Reichs-Finanzministeriums.
Archiv des k. k. Ministeriums des Innern.
K. k. Hofbibliothek: Abteilung für Handschriften.
K. k. Universitätsarchiv.
Ständisches Archiv.
Stadtarchiv.

B. Druckwerke:

Warhaffte eigentliche Original-Bildnüs nebst . . . Lebensbeschreibung des . . . . Emerici Tökeli, samt theils dessen Verrichtungen und Progressen biß auf jetzige Zeit. Dabey zu finden auch das Manifest und Bildnüs Abaffi des Fürsten aus Siebenbürgen. Gedruckt im Jahre 1683.

*) Keine Ausbeute boten dar folgende Archive: München: Städtisches Archiv. — Passau: Städtisches Archiv; in das bischöfliche Archiv wurde dem Verfasser der Zutritt verweigert. — Preßburg: Regnicolararchiv; Domcapitelarchiv. — Linz: Statthaltereiarchiv; Museum Francisco-Karolinum. — St. Pölten: Bischöfliches Archiv.

Genaue und eigentliche Relation dessen, waß nach glücklichem Entsatz der Stadt Wienn biß zum 15. (25.) Septemb. 1683 weiters passirt ...... Worinnen auch zugleich der Römischen kayserl. Mayst. Einzug in die Stadt Wienn kürtzlich enthalten. Regenspurg, druckts Augustus Handtwitz 1683.

Relation oder eigentliche Beschreibung wie und wo der Angriff der Entsatzung der kayserlichen Residentz-Stadt Wienn angeordnet und beschehen rc. Gedruckt im Jahr 1683.

Warhaffte Erzehlung welcher gestallt in der ängstlichen Türckischen Belägerung der kayserl. Haupt- und Residentz-Stadt Wien in Österreich durch das feindliche Lager gedrungen und die erste Kundschafft zur kayserlichen Haupt-Armee, wie auch von dar glücklich wider zuruck gebracht worden .... In währender Belägerungs-Zeit beschriben und an Tag gegeben durch J. M. L. ... Gedruckt zu Wien in Österreich, hernach zu Saltzburg bey Johann Baptist Mayr am Fischmarckt im Jahr 1683.

Vaelkeren, Vienna a Turcis obsessa etc. Viennae, typis Leopoldi Voigt 1683.

Bälckern, Wienn von Türken belägert rc. Linz bei Johann Rädlmayr. 1684.

Rueß, Warhaffte Relation über die Belägerung der kays. Haupt- und Residentz-Statt Wienn. Wien, bei Johann van Ghelen. 1683.

Türcken-Glocken. Das ist andächtige Gebetter wider den Türken. Wienn. J. Chr. Cosmerovio. 1683.

Diarium, welches der am Türckischen Hoff und hernach beym Großvezier in der Wienerischen Belägerung gewester kays. Resident, Herr Baron Kunitz, eigenhändig beschriben und hernach bei der am Sontag den 2./12. Septembris 1683 von neun Uhr früehe biß 4 Uhr Abents glükhlich von der Türckh. Belägerung liberirten Stadt Wien |: weillen gedachter H. Resident sambt denen Türckhen die Flucht nehmen miessen :| in seinem Zelt mit allen seinen anderen Sachen hinterlassen hat. Nebst ausführlicher Relation der Wienerischen Belägerung ..... gedruckht im Jahr 1684.

G. V. Ghelen, Relazione compendiosa e veridica del famoso assedio dell'imperiale città di Vienna. Venezia 1684. Appresso Andrea Poletti.

J. B. de Rocoles, Vienne deux fois assiégée par les Turcs 1529 et 1683 et heureusement délivrée. A Leyde, chés Jean Prins, 1684.

Erasmus Francisci, Der blutig lang-gereitzte endlich aber sieghafft entzündte Adler-Blitz wider den Glantz deß barbarischen Sebels rc. Nürnberg. In Verlegung Andreae Endters seel. Söhne, 1684.

Er. Francisci, Schau- und Ehrenplatz christlicher Tapfferkeit rc. Nürnberg. In Verlegung Balthasar Joachim und Martin Endters, 1684.

Hocke, Kurtze Beschreibung dessen, was in wehrender Türckischen Belägerung der kayserlichen Residentz-Statt Wien ... passiret. Wien bei Leopold Voigt. 1685.

Histoire des troubles de Hongrie. 2 Tome. Amsterdam 1686.

Daniel Suttinger, Entsatz der kayserlichen Haubt- und Residentz-Stadt Wien in Österreich. Dresden, Christoph Mathesius, 1688.

(Jean de la Brune.) La vie du Charles V. Duc de Lorraine et de Bar. Amsterdam 1690.

Joh. Constant. Feigius, Wunderbahrer Adlers-Schwung oder fernere Geschichtsfortsetzung Ortelii redivivi et continuati etc. 2 Theile. (Wien) Leopold Voigt, 1694.

Christ. Wilh. Huhn, Nichts Neues und Nichts Altes, oder umbständliche Beschreibung, was anno 1683 vor, bey und in der denkwürdigen Türckischen Belagerung Wien vom 7. Julii biß 12. September täglich vorgelauffen, entworffen von einem Teste Oculato. Breßlau. Verlegung des Autoris. 1717.

(Joh. Ferdin. Fischer), Diarium oder weitläuffig und gründliche Beschreibung von der kayserl. Haupt- und Residentz-Stadt Wien ... welche vom 14. Juli bis 12. Septemb. anno 1683, 61 Tag ... ist belagert worden rc. Regenspurg, druckts Aug. Handtwitz.

Aufrichtige und unpartheyische Relation von der Victoria der Christen, so sie beym Entsatz der Stadt Wien gegen die Türcken erhalten. am 2. (12.) Sept. 1683. Zu Vertheidigung der Sächsischen Tapfferkeit, welche entweder aus Unwissenheit oder Mißgunst fast in allen Relationibus mit unverantwortlichen Stillschweigen übergangen worden; der Wahrheit-liebenden Welt mitgetheilet. o. O. u. J.

Raisonables Staats-Protocoll. In Verlegung des Autoris und zu finden bey Christian Weidmannen. Gedruckt im 1685 Jahr.

Pohlen wie so kaltsinnig? . . Leipzig 1685.

Franckreich wage nicht zu viel! Franckfurt und Leipzig 1686.

P. Bernhard Brulig, Bericht über die Belagerung der Stadt Wien 1683. Herausgegeben von P. Beda Dudik. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen, 4. Band. 1850.)

Friedr. Firnhaber, Diarium, was sich vom 7. Juny ao 1683 bis zu End der Belägerung Wiens bei der türkischen Armee zugetragen. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 4. Band.) 1850.

M. Christophorus Hartknoch, Res publica Polonica. Frankfurt und Leipzig 1678.

(Franz Anton Edler von Guarient), Codicis Austriaci ordine alphabetico compilati pars Prima et Secunda. Wien 1704.

Johann Bernhard Mencken, Leben und Thaten Sr. Majestät des römischen Kaisers Leopold des Ersten. Leipzig 1707.

(Rink) Leopolds des Großen Röm. Kaysers wunderwürdiges Leben und Thaten. In vier Theile getheilet. Der andere Druck um vieles vermehret. Leipzig 1709.

Franciscus Wagner, Historia Leopoldi Magni Caesaris Augusti. Pars I. Augustae Vindelicorum 1719.

P. Martin Fuhrmann. Alt- und Neues Wien. Anderer Theil. Wien und Linz 1739.

Demetrius Kantemir, Geschichte des osmanischen Reiches. Hamburg 1745.

Gottlieb Biermann, Thökölyiana. (Archiv für Quellen österreichischer Geschichtsquellen. 26. Band. 1861.)

Berichte des hessendarmstädtischen Gesandten Justus Eberhard Passer an die Landgräfin Elisabeth Dorothea über die Vorgänge am kaiserlichen Hofe und in Wien von 1680 bis 1683. Mitgeteilt von Dr. Ludwig Baur. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 37. Band. 1867.)

Gottfried Uhlich: Geschichte der zweiten türkischen Belagerung Wiens. Wien 1783.

N. A. v. Salvandy, Briefe des Königs von Polen Johann Sobieski. Deutsch herausgegeben von Ferd. Friedr. Oechsle. Heilbronn 1827.

N. A. de Salvandy, Histoire de Pologne avant et sous le Roi Jean Sobieski. Paris 1829.

Joseph von Hammer-Purgstall, Geschichte des osmanischen Reiches. Zweite verbesserte Auflage. Neue Ausgabe. 3. Band. Pest 1840.

Philipp Freiherr v. Röder-Diersburg, Des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden Feldzüge wider die Türken. 1. Band. Karlsruhe 1839.

G. W. K. Lochner, Über den Antheil Johann III. Sobieski's Königs von Polen, Johann Georg's III. Kurfürsten von Sachsen und ihrer Heere an dem Entsatze von Wien im Jahre 1683. Nürnberg 1831.

Joseph Freih. v. Hormayr. Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. 9 Bände. Wien 1823 bis 1825.

Johann Schwerdling, Geschichte des Hauses Starhemberg. Linz 1830.

Kurfürst Johann Georg III. bei dem Entsatze von Wien im Jahre 1683. Nebst einem Anhang, den Anteil Sobieski's an dem Entsatze und eine Darstellung der Ereignisse bis zum Schlusse des Feldzuges enthaltend. (Raumer's histor. Taschenbuch. 1848.)

Dr. Adam Wolf, Die Hofkammer unter Kaiser Leopold I. (Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften. Philosoph.-histor. Classe. 1853.)
Adam Wolf, Drei diplomatische Relationen aus der Zeit Kaiser Leopold I. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 20. Band. 1858.)
Alfred Arneth, Das Leben des kais. Feldmarschalls Grafen Guido Starhemberg. Wien 1853.
Alfred Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. 1. Band. Wien 1858.
Memoirs of the Family of Taaffe. Not published. Vienna 1856.
Ivån Paúr, Hanns Tschány's Ungarische Chronik vom Jahre 1670 bis 1704. Pest 1858.
Karl Goedeke, Grundriß. 2. Band. Hannover 1859.
Alexander Gigl, Geschichte der Wiener Marktordnungen. (Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. 25. Band.)
Dr. Alex. Eberhard, Geschichte der Stadt Passau. 1. Band. Passau 1862.
K. G. Helbig, Esaias Puffendorfs Bericht über Kaiser Leopold, seinen Hof und die österreichische Politik 1671 bis 1674. Leipzig 1862.
W. Boeheim, Ferdinand Karl Boeheims Chronik von Wiener-Neustadt. Wien 1863.
Albert Camesina, Wiens Bedrängnis im Jahre 1683. (Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien. 8. Band. 1865.)
Preßburg und seine Umgebung. Preßburg 1865.
Th. G. v. Karajan, Abraham a Sancta Clara. Wien 1867.
Joseph Fiedler, Die Relationen der Botschafter Venedigs über Deutschland und Österreich im 17. Jahrhundert. 2. Band. (Fontes rerum Austr. Diplom. et Acta. 27. Band.) Wien 1867.
Bericht der vom Wiener Gemeinderate eingesetzten Commission zur Revision des Gemeinde-Statutes. 1. Band. Wien 1868.
Adam Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz. Wien 1869.
Aron Szilády és Sándor Szilágyi: Török Magyarkori államokmánytár. 6. kötet. Pest 1871.
Kálmán Thaly, Adalékok a Thököly és Rákóczikor Irodalomtörténetéhez. 1. kötet. Pest 1872.
Joh. Gust. Droysen, Der Staat des großen Kurfürsten. 2. Aufl. 3. Band. Leipzig 1872.
Jul. Großmann, Der kaiserliche Gesandte Franz von Lisola im Haag 1672 bis 1673. Wien 1873.
Kálmán Thaly, Késmarki Thököly Imre naplói, leveléskönyvei és egyéb emlékezetes írásai. (Mon. Hung. hist. II. Osztály. 24. köt.) Budapest 1873.
Kálmán Thaly, Történelmi Naplók 1663—1719. (Mon. Hung. hist. II. Osztaly. 27. köt.)
Dr. Anton Kerschbaumer, Geschichte der Stadt Tuln. Krems 1874.
Heinrich Kábdebo. Bibliographie zur Geschichte der beiden Türkenbelagerungen Wiens 1529 und 1683. Wien 1876.
Heinrich Kábdebo, Daniel Suttinger's literarische und artistische Tätigkeit. (Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien. 16. Band.) Wien 1876.
Dr. Joseph Egger, Geschichte Tirols von den ältesten Zeiten bis in die Neuzeit. Innsbruck 1876.
Gerson Wolf, Geschichte der Juden in Wien. Wien 1876.
Feßler-Klein, Geschichte von Ungarn. 4. Band. Leipzig 1877.
Jan Bohuslav Miltner, Kašpar Zdeněk hrabě Kaplíř, svob. pán ze Sulevic, obrance Vídně proti Turkum 1683. (Programm des Königgrätzer Gymnasiums 1877.)
Dr. Anton Mayer, Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich. 1. Band. Wien 1878.
Dr. Franz Krones, Handbuch der Geschichte Österreichs. 3. Band. Berlin 1878.
Dr. Franz Krones R. v. Marchland, Grundriß der österreichischen Geschichte. Wien 1881.

Adam Wolf, Geschichtliche Bilder aus Österreich. 2. Band. Wien 1880.

(Carolus Rimely), Capitulum insignis ecclesiae collegiatae Posoniensis. (Instar Manuscripti.) Posonii 1880.

Dr. Franz Martin Mayer, Die Anfänge des Handels und der Industrie in Österreich und die orientalische Compagnie. Innsbruck 1882.

Alois Hauser, Die Dreifaltigkeitssäule am Graben in Wien. (Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereines zu Wien. 21. Band.) Wien 1882.

Karl Weiß, Geschichte der Stadt Wien. 2. Band. 2. Auflage. Wien 1882.

A. Graf Thürheim, Feldmarschall Ernst Rüdiger Graf Starhemberg 1683 Wiens ruhmvoller Verteidiger. Wien 1882.

Onno Klopp, Das Jahr 1683 und der folgende große Türkenkrieg bis zum Frieden von Carlowitz 1699. Graz 1882.

Anton Dolleczek, Die Entsatzschlacht vor Wien am 12. September 1683. (Organ der militär-wissenschaftlichen Vereine. 26. Band). Wien 1883.

Das Kriegsjahr 1683, nach Acten und anderen authentischen Quellen dargestellt in der Abteilung für Kriegsgeschichte des k. k. Kriegsarchivs. Wien 1883. (Konnte nur mehr bei Ausarbeitung des 5. Capitels und Schlusses benützt werden)

Johann Newald, Beiträge zur Geschichte der Belagerung von Wien durch die Türken im Jahre 1683. Wien 1883. (Konnte nur mehr bei Ausarbeitung des Schlusses benützt werden. Dagegen wurde der Verfasser durch Herrn Director Newald sowol auf die Seite 82 mitgeteilte Bestechungsliste der Polen, wie auch auf das Gesuch Liebenberg's vom Jahre 1682 persönlich aufmerksam gemacht, wofür er demselben den gebührenden Dank hiemit abstattet.)



Einleitung.

Wenn man die elende Armut und Miseria, des Reiches Hilfe, wie sie gemeint und bestellt, bei den jetzigen Dependenzen und auch die Faciem Europae betrachtet, so findet man, daß es einmal nicht anders sein kann und man aus der Not eine Tugend machen muß. Habe also in Gottes Namen die Ratification fortgeschickt, welche auch angelangt und darauf den 26. September ein Stillstand gemacht worden.“ Mit diesen Worten sucht Kaiser Leopold I. in einem Schreiben, das er am 1. October 1664 an seinen Vetter Erzherzog Sigismund Franz, den Beherrscher Tirols, richtete, die Ratification des am 10. August desselben Jahres von dem kaiserlichen Residenten Simon Reninger mit dem Großvezier Ahmed Köprili zu Eisenburg abgeschlossenen Waffenstillstandes zu rechtfertigen.

Die Facies Europae, die Beschaffenheit der Reichshilfe und der eigenen Länder übler Stand, hatten den Kaiser zur Ratification bewogen.

Die habsburgischen Länder befinden sich nicht in der Lage, unabhängig von anderen Staaten ihre Geschicke zu entwickeln, und so weit wir auch zurückblicken in der Zeiten Flucht, stets finden wir dieselben abhängig von den Verhältnissen der Nachbarn, der eigenen unmittelbar angrenzenden sowol, wie auch, wenn die Habsburger zugleich Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation waren, derjenigen Deutschlands.

Und im Jahre 1664 war die Facies Europae wahrhaftig nicht darnach, um Leopold besondere Lust zur Fortsetzung des Türkenkrieges einzuflößen. Stand doch der Tod Philipp's IV. von Spanien in naher Aussicht. War doch bei dem unverholenen Streben Ludwig's XIV., sich auf Grund des

Devolutionsrechtes*) der ganzen spanischen Monarchie oder, wenn dies unmöglich sein sollte, doch wenigstens eines Teiles derselben zu bemächtigen, ein Krieg im Westen Europa's in nächster Zukunft zu erwarten. Und daß der Streit um die spanische Erbschaft Leopold sehr nahe berühren könnte, war ja, seitdem am 28. April des Jahres 1663 die Verlobung des Kaisers mit Margaretha Theresia, der jüngeren Tochter Philipp's IV., den Landständen in Wien mitgeteilt worden, aller Welt kein Geheimnis mehr. Sprach man doch am Reichstage in Regensburg ganz unverholen davon, daß der Eisenburger Friede nur deswegen geschlossen worden sei, um den Kaiser ungestört seine Hochzeit mit der spanischen Infantin feiern zu lassen.

Aber hatte denn Montecuculi im Kriege mit den Türken ein kaiserliches Heer bei St. Gotthard commandiert, etwa ähnlich, wie einst Wallenstein im dreißigjährigen Kriege? Oder bestand es nicht vielmehr aus verschiedenen selbständigen Heeren? Die Deutschen unter dem Markgrafen von Baden und unter dem Grafen Hohenlohe, die Franzosen unter Coligny und selbst die kaiserlichen Truppen, unter welche ja auch die Ungarn unter Nádasdy's, die Croaten unter des Nicolaus Zrinyi Führung zu rechnen sind, ermangelten sie nicht jener strammen Organisation, die eine Fortsetzung des Krieges als wünschenswert erscheinen ließen?

War doch die Schlacht bei St. Gotthard nur durch das eminente Feldherrntalent Montecuculi's in einen Sieg der christlichen Waffen über die Mohammedaner verwandelt worden. Und trotz der Hilfe des Rheinbundes, Brandenburgs, der übrigen Stände des Reiches, ja selbst Frankreichs, war der Feldherr nicht im Stande gewesen, den Sieg auch wirklich auszunützen, denn die Macht der Osmanen war zwar momentan zurückgedrängt, aber noch bei weitem nicht gebrochen.

Und die Bundesgenossen zeigten sich nicht besonders geneigt, noch weiterhin im Felde zu verbleiben, sie wollten nach Hause.

Die ungarische Insurrection hatte sich nicht bewährt, zwischen Ungarn und Deutschen herrschte Mißtrauen, und die kaiserlichen Regimenter aus den deutschen Erblanden hatten durch schlechte Verpflegung, Krankheit und Kälte derartig gelitten, daß der siegreiche Feldherr selbst zum Frieden raten mußte.

Dazu kam noch die Erschöpfung der kaiserlichen Cassen. Weder die aus Schweden geschickten Munitionsvorräte, über welche der Bericht des kaiserlichen Gesandten im Wiener Staatsarchive vorliegt, noch die Ducaten des Papstes hatten derselben abhelfen können! Wahrlich Gründe genug, um den Kaiser zum Abschlusse des Waffenstillstandes zu bewegen.

---

*) So nannte man das in einigen Provinzen der Niederlande geltende Erbfolgerecht, wonach beim Tode des Vaters das älteste Kind — ob Sohn oder Tochter, war gleichgiltig — allein erbberechtigt war. Ludwig XIV. war mit dem ältesten Kinde Philipp's IV., mit der Prinzessin Maria Theresia, vermählt, diese hatte jedoch auf ihr Erbfolgerecht Verzicht geleistet.

Leopold war aber noch aus einem anderen Grunde gezwungen, trotz der ungünstigen Bedingungen, den Waffenstillstand zu ratificieren und aus der Not eine Tugend zu machen. In dem oben erwähnten Briefe vom 1. October 1664 erzählt der Kaiser seinem Vetter, daß sein Gesandter an der ottomanischen Pforte ihm noch zur Zeit des Regensburger Reichstages Mitteilung gemacht von der Geneigtheit der Türken, in Verhandlungen sich einzulassen, allein sie urgierten von dem Residenten eine Vollmacht hiezu, so er damals nicht hatte. „Worauf die Sache von mir wol überlegt und befunden worden, ihme eine rechte Plenipotenz zu schicken und weil gleich damals der Aviso von Aufhebung der Belagerung von Kanischa eingelangt und wir ziemlich bestürzt gewesen, also hat man, die Wahrheit zu bekennen, dem Residenten die Hand ziemlich offen gelassen." — Man hatte sich am kaiserlichen Hofe aus Furcht, die Türken könnten die deutschen Erblande selbst anfallen und ihr Absehen vielleicht gar auf Wien richten, übereilt und dem Gesandten eine Vollmacht geschickt, die diesem freie Hand beließ, den Waffenstillstand unter selbst schweren Bedingungen abzuschließen. Und Simon Reninger war nicht blos Diplomat, sondern ein Mensch mit warmfühlendem Herzen. „Ach!" ruft er am Schlusse seiner General-Relation vom 27. April 1666 aus, „was ich gesehen, solten alle christliche Herzen, sonderlich die hohen Potentaten gesehen haben; der feindt ist grausam, mächtig und geschwind." Selbst Zeuge des grauenhaften Elendes, das die Türken über die von ihnen mit Kriegsmacht heimgesuchten Länder brachten, hat er gemeint, der Menschheit einen Dienst zu leisten, wenn er den Waffenstillstand so rasch als möglich abschließe.

Es war daher ein Vertrag mit den Türken zu Stande gekommen, der für den Kaiser kaum ungünstiger hätte lauten können, selbst wenn die Türken die Sieger gewesen: Der Kaiser und die Türken räumen Siebenbürgen und erkennen Apaffy als Fürsten an. Neuhäusel, das einst gegen die Türken gebaute, Neograd und Großwardein verbleiben den Türken. Zerinvár, das sich im Jahre 1664 so lange tapfer gegen den Großvezier verteidigt hatte und beinahe im Angesichte Montecuculi's gefallen war, darf von den Kaiserlichen nicht wieder erbaut werden. Es erscheint im Zusammenhalte mit diesen Bedingungen die Zustimmung der Türken zum Baue einer neuen kaiserlichen Festung an der Waag-Linie als ein kärgliches Äquivalent für den Verlust Neuhäusels.

„Ich weiß wol, daß es vielen nicht gefallen wird und sie darüber Cabalen anstiften wollen," hatte Leopold in dem früher erwähnten Briefe seinem Vetter in Innsbruck geschrieben, daß aber diese Cabalen in seinen Ländern in den nächstfolgenden Jahren solch' namenloses Unheil — besonders in Ungarn anstiften würden, hat er im Jahre 1664 wol kaum geahnt.

Dem französischen Einflusse wollte er entgegentreten, seinem Hause die Herrschaft in Spanien sichern, und zu diesem Zwecke mußte er im Osten die Hand frei behalten. Schon bei der Kaiserwahl, im Jahre 1658, war er auf die Rivalität Ludwig's XIV. gestoßen, und diese Rivalität wurde seit der

Gründung des Rheinbundes unter dem Protectorate des französischen Königs von Jahr zu Jahr unangenehmer.

Leopold war am 9. Juni 1640, jedoch nicht als Kronprinz, geboren. Von Naturell lebhaft, empfindlich, jähzornig, ist seine Natur durch eine harte Erziehung gebändigt worden. Da man ihn für die Kirche bestimmt hatte, legte man großes Gewicht auf Religion. In die militärischen und politischen Geschäfte wurde er erst eingeweiht, als er nach dem Tode seines älteren Bruders Ferdinand Erbprinz geworden. Schwächlich von Körperbau, litt er viel an Magenschmerzen. Er hatte braune Augen, dunkle Haare und nur die große, herabhängende Unterlippe kennzeichnete den Habsburger. Wir besitzen eine recht interessante Schilderung seiner Persönlichkeit von dem Venetianer Molin: „Gegenwärtig," erzählt derselbe unterm 27. September 1661, „beherrscht das Kaisertum Leopold I., Sohn Ferdinand's III. und der Erzherzogin Maria von Spanien. Am 9. Juni dieses Jahres hat er sein 21. Lebensjahr vollendet. Er ist mehr klein als groß, sehr mager und von keiner heftigen Gemütsart, jedoch vollblütig und deswegen manchmal cholerisch. Er erfreut sich einer vollkommenen Gesundheit, wie sie seiner Jugend zukommt, hat aber keine besondere Kraft. Er hat keine Anlagen zu Ausschweifungen, weil er überhaupt keine Leidenschaft kennt, die ihn hinreißen würde. Seine größte Unordnung besteht darin, daß er vom Mittagmal bis zum Abendmal nicht mehr als sechs Stunden vergehen läßt, aber das ist Hausgebrauch in Deutschland und ein so unwiderrufliches Gesetz, daß sogar die Sorge um Gesundheit und Leben des Kaisers nicht stark genug ist, dies abzuschaffen. Seine Leibesübungen bestehen im Reiten und Jagen, aber Eines und das Andere wird unterbrochen durch seine notwendige Anwesenheit bei den Ratssitzungen und den kirchlichen Functionen, die er so pünktlich frequentiert, daß ihm kaum ein Augenblick in der Woche für jene übrig bleibt. Nur im Frühjahr und Herbst, wo er sich für sechs Wochen auf das Land begibt, widmet er seine Zeit beinahe ununterbrochen den Leibesübungen.

Der Kaiser besitzt vielleicht von allen Fürsten der Welt die schönsten und bequemsten Jagdreviere. Er hält in der Umgebung von Wien alle Arten wilder Thiere in großer Zahl und für alle Jahreszeiten. So sehr, daß ihre außerordentliche Menge die Jagdbeute weniger schätzenswert und angenehm erscheinen läßt. Der Kaiser verwendet jährlich 60.000 Gulden darauf, aber mehr aus Gewohnheit und um Bewegung zu machen, als aus eigentlichem Jagdvergnügen.

Seine vorzüglichste Neigung ist die Musik. Er hat Verständnis dafür, componiert selber ganz gut und genießt sie in der Kirche, an der Tafel, in der Kammer oft ganze Tage hindurch.

Er hat mir mehrmals gesagt, daß er dieses Genusses nie müde werde. Auch dafür gibt er jährlich 60.000 Gulden aus und hält sich eine ausgezeichnete Capelle für Gesang und Instrumentalmusik. Seine wenigen freien Stunden verwendet er zum Componieren. Er macht auch kleine Gedichte in italienischer

Sprache, die er vollkommen beherrscht. Oft improvisieren der Kaiser mit der Kaiserin-Mutter und dem Erzherzog Leopold Wilhelm in gemütlicher Unterhaltung italienische Sonette; Jedes spricht einen Vers und wetteifert mit dem Andern. Sie geben mit dieser friedlichen, unschuldigen Beschäftigung der ganzen Welt ein heiliges Beispiel, wodurch sie sich den Segen der Menschen und des Himmels verdienen.

Viele wünschen jedoch, daß diese Neigung zur Musik nicht zu sehr vorherrsche; er sollte sich mehr der Politik und wichtigeren Geschäften hingeben, welche dann vielleicht nicht so sehr den Händen Anderer überlassen sein würden, wenn die Unterhaltungen ihm nicht die nötige Zeit für dieselben raubten.

Die Seelengüte und Frömmigkeit dieses jungen Fürsten ist unglaublich. Er beichtet alle Sonntage und communiciert alle vierzehn Tage und außerdem noch an großen Fest- und Aposteltagen. Er hat keine Spur von einem Laster und verabscheut jede Unsittlichkeit. Alle seine Neigungen sind von der Tugend und seiner Herzensgüte durchdrungen. Vor jedem, auch dem niedrigsten Geistlichen, zieht er den Hut ab und wohnt allen kirchlichen Feierlichkeiten bei. In der Fastenzeit besucht er dreimal in der Woche die Kirche und überdies beteiligt er sich noch an einem Tage an den von der Kaiserin-Mutter eingeführten Betstunden nach römischer Art.

Seine Pünktlichkeit im Kirchenbesuche, im Rat und Erteilen von Audienzen ist bewundernswert, zumal bei seiner Jugend, wo man kleine Unordnungen ganz verzeihlich findet.

Er besitzt die besten Anlagen, antwortet den Ministern stets in passenden Worten. Er vergleicht im Rate die verschiedenen Meinungen und wählt, wie man sagt, immer die besten. Obwol er beinahe immer von der Meinung seiner Räte abweicht, faßt er jedoch selten einen Entschluß, ohne sie zu hören.

Er hat keine Neigung für den Soldatenstand, weil seine Erziehung mehr religiös als militärisch war. Er war bestimmt für die kirchliche Laufbahn und sein Vater, dem er lebhafter erschien als es sich für seine zukünftige Stellung schickte, hatte seinen Erzieher beauftragt, diese Anlagen möglichst zu dämpfen. Sein Geist und seine edlen Naturanlagen berechtigen jedoch zu dem Glauben, daß es ihm leicht wurde das Waffenhandwerk zu erlernen, da er von stolzem Gemüte, für Ruhm empfänglich ist und sich des Beifalles und des Zurufes freuet." Noch jung zur Regierung eines großen Reiches mit den verwickeltsten Verhältnissen berufen, fehlte ihm bei allen sonstigen Kenntnissen und bei allem guten Willen und Eifer die Erfahrung, der Überblick in den politischen Angelegenheiten.

Während am Reichstage zu Regensburg beim Bekanntwerden des Waffenstillstandes von Eisenburg böse Reden laut wurden, entwickelten sich aus der Unzufriedenheit in Ungarn böse Taten. Ungarn war ein unglückliches Land! Seit 1526, man kann sagen ununterbrochen, den Räubereien der Türken aus-

gesetzt, war die Nation zerspalten seit den Tagen der Kirchentrennung und der Adel in beständiger Opposition zur Regierung, stets geneigt, sich sein wirkliches oder vermeintliches Recht mit den Waffen der Rebellion zu erkämpfen. „Die Ungarn," sagt der venetianische Botschafter Battista Nani im Jahre 1658, „sind eine stürmische Nation und widerstreben jeder Regierung durch Ungehorsam; sie gehorchen nur, wenn es ihnen gefällig ist; der Haß zwischen Deutschen und Ungarn ist so groß, daß diese nur durch die Furcht vor den Türken in der Herrschaft des deutschen Joches erhalten werden." Und Alois Molin berichtet 1661: „Die Ungarn genießen eine solche Freiheit, daß dem Könige wenige Rechte geblieben sind. Jeder Edelmann ist ein kleiner König, hat seine Untertanen, seine Sclaven. Sie halten den König für ihren Protector, nicht für ihren Herrn; sie sagen offen, daß ihre Freiheit keine Unterwürfigkeit verträgt. Sie haben von Natur aus eine Abneigung gegen die deutsche Nation und wenn sie nicht in den Klauen des Türken wären, der sie des deutschen Beistandes immer bedürftig erhält, sie würden dem Hause Österreich die Krone abnehmen; vielmehr die Notwendigkeit als der freie Wille der Ungarn erhält dieses in der Herrschaft."

Dieser ungarische Adel, der einzig wirklich berechtigte Stand neben den königlichen Freistädten, von dem jenes Bonmot vom Jahre 1682 besagt: „er besitzt zu viel Blut und zu wenig Verstand", beschwerte sich noch im November 1664 durch den Mund des Palatins Vesselényi beim Kaiser, daß trotz des geschlossenen Friedens die deutschen Truppen das Land nicht verließen und begehrte die Zurückführung der ungarischen Krone nach Preßburg. Die in Wien versammelten ungarischen Staatsräte erklärten sogar, nicht ermächtigt zu sein, den Frieden zu genehmigen und die Drohungen, welche ihnen zu Ohren gekommen, veranlaßten sie, noch mißvergnügter nach Hause zurückzukehren als sie von dort gekommen waren.

Der Kaiser war erzürnt. Wenigstens schreibt er unterm 10. December 1664 an seinen Vetter in Tirol: „Was die Ungarn anlangt, bin ich noch nicht mit ihnen freundlich. Man muß halt gar lind mit ihnen umgehen, sonst bäumen sie sich als wie die hartmäuligen Rosse, oder richtiger, als wie die stätigen Esel." Damals war noch Fürst Ferdinand Portia, früher Erzieher des Kaisers, dessen vertrauter Ratgeber, erster Minister und Obersthofmeister. Als dieser am 7. Februar 1665 gestorben, entschloß sich Leopold, von nun an selbständig zu regieren. Zum Obersthofmeister aber wurde derselbe Fürst Wenzel Lobkowitz ernannt, der wenige Monate vorher noch als Hofkriegsrats-Präsident den ungarischen Staatsräten so hochfahrend entgegengetreten.

Schon unterm 25. Februar schreibt der Kaiser an Erzherzog Sigismund Franz in Tirol über die Gründe dieser Ernennung Folgendes: „Ich habe zu meinem Obersthofmeister den Fürsten von Lobkowitz declariert, und da ich wol weiß, daß es Leute gibt, so davon übel reden und schreiben werden

|:vielleicht weil es nicht nach ihrem Kopfe abgegangen:|, so habe ich E. L. einige Ursachen mitteilen wollen, so mich dazu bewogen:

1. Weil ich pro Fundamento mich entschlossen, keinen leitenden (primo) Minister zu haben, also habe ich auch müssen dahin schauen, damit ich nicht einen zu einem Obristhofmeister setzte, so mich auf indirecte Weise dahin brächte, daß ich ihn zum leitenden Minister machen müßte. Von Lobkowitz bin ich versichert, daß er sich niemals solches auch nur im Traume einfallen lassen wird.

2. Obwol er sich mit den Leuten verirdt, so ist er doch witziger als man meint.

Drittens, und das halte ich für das Wichtigste, ist er nicht im Geringsten interessiert, und genießt dieses Lob bei Allen. Eine solche Qualität ist aber nur bei gar Wenigen zu finden.

4. Ist er unter den bei Hofe Anwesenden der erste Fürst dem Range nach, weswegen Rangstreitigkeiten entfallen.

Was die Geschäfte im Übrigen anlangt, so werde ich selbe mit etlichen, doch wenigen Räten überlegend consultieren."

Allein Leopold war nicht der Mann, den einmal gefaßten Entschluß mit Energie durchzuführen. Der Venetianer Guistiniani sagt hierüber im Jahre 1682: „Den Thron des einzigen Kaisers der Welt nimmt Leopold I. ein, ausgestattet mit den seltensten Gaben, die den Geist eines großen Fürsten zieren können. Er würde auch äußerlich dieser Idee des Kaisertums entsprechen können, wenn er der in seinem Hause seit längerer Zeit eingewurzelten Gewohnheit entsagen wollte, sich auf den Rat seiner Minister zu verlassen und dagegen sich entschließen könnte seiner eigenen Einsicht, seinem eigenen klaren Blicke zu folgen."

Wir finden ihn daher kurze Zeit darauf bereits in völliger Abhängigkeit von dem Rate seines ersten Ministers Lobkowitz.

Erst im Feuer bitterer Erfahrungen sollte Leopold's Menschenkenntnis geläutert werden.

Und doch liegt in diesen Äußerungen des kaiserlichen Wollens eine bedeutsame Tat vor. Er will nunmehr, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre stehend, die Zügel der Regierung selbständig in die Hand nehmen. Und seine erste Tat ist ein Versuch milder Versöhnung. Noch im Laufe des Sommers 1665 wurden die ungarischen Staatsräte und Magnaten nach Preßburg berufen, Leopold kam selbst dahin. Hier wurde nun eine Art Aussöhnung zwischen dem Könige und den Ständen zu Wege gebracht. Der König verspricht, wenigstens in einigen Festungen, sobald es möglich, statt der deutschen, ungarische Garnisonen zu halten, wogegen die Stände stillschweigend den geschlossenen Waffenstillstand mit den Türken hinnehmen. Wie ein Zeichen der Vereinigung aller Kräfte zur künftigen Abwehr des Feindes mußte es erscheinen, als im September desselben Jahres Vesselényi in Gegenwart des Kalocsaer Erzbischofs Szelepchény, des Generals de Souches und mehrerer ungarischer

Magnaten den Grundstein zur neuen Festung Leopoldstadt legte. Nicht Alle waren jedoch in Preßburg erschienen, und die Abwesenden protestierten gegen den Waffenstillstand.

Leopold sollte Selbstherrscher sein, solche Opposition paßte nicht zu diesen Tendenzen. Nicht etwa, als wenn er selbst außerordentlich herrschbegierig gewesen wäre. Die Richtung, den Absolutismus der Fürsten zur Geltung zu bringen, hatte damals die Zeit im Allgemeinen genommen. Leopold persönlich war nur zu milde und wolwollend, ein Fehler, der wol den meisten Habsburgern mehr oder weniger anhaftete. Keinem vielleicht mehr als gerade diesem Fürsten. Seinen Dienern gegenüber artete derselbe manchmal sogar in Schwäche aus. Daher wurden während seiner Regierung nicht selten so verschiedene Willensmeinungen zu gleicher Zeit zur Geltung gebracht, die den wolwollenden Absichten des Kaisers die Wirksamkeit benahmen. Späterhin lernte sich Leopold selbst kennen: „Euer Hochwürden haben Recht," schreibt er am 22. August 1693 an seinen Vertrauten, den berühmten Capuzinerpater Marco d'Aviano, „Euer Hochwürden haben Recht, daß mit einem durchschlagenden Wollen Allem abgeholfen werden könnte; allein, mein lieber Pater, ein jedes Wollen ist nicht so leicht, besonders der Confusion und vielen einzelnen Willen gegenüber. Ich weiß oft nicht, was zu wollen meine Pflicht ist, und das allein ist die Ursache meiner Unentschlossenheit, welche doch so sehr mich peinigt."

Die Unzufriedenheit der Ungarn wurde noch vermehrt durch die religiösen Streitigkeiten. Der Kaiser, in seiner Jugend zum Dienste der Kirche bestimmt, war streng katholisch-religiös erzogen worden und von großer Frömmigkeit. Mit Szelepchény's, des ungarischen Kanzlers Ernennung zum Erzbischof von Gran, im Jahre 1666, erstand dem Lande ein Primas, der mit großer Energie die Tendenzen eines Pazman auf dem Gebiete der Gegenreformation wieder aufnimmt und die in der letzten Zeit in Schlummer geratenen religiösen Gegensätze zu hellem Feuer auflodern macht.

Nicht als ob Szelepchény etwa dadurch die Ursache der sich entwickelnden bekannten Verschwörung eines Vesselényi, Peter Zrinyi, Franz Rákóczy, Nádasdy und Anderer geworden wäre, aber durch die Vertreibung protestantischer Prediger und Lehrer wurden den Unzufriedenen zahlreiche neue Elemente zugeführt.

Am kaiserlichen Hofe wußte man von der andauernden Unzufriedenheit der Ungarn. Graf Walter Leslie war auf Grund der Stipulationen des Eisenburger Waffenstillstandes noch im Jahre 1665 mit den bedungenen Geschenken im Werte von 200.000 Gulden nach Constantinopel geschickt worden. Am 6. Mai dieses Jahres schreibt Kaiser Leopold darüber aus Wien an seinen schon erwähnten Vetter: „Gestern habe ich allhier dem Leslie den Orden des goldenen Vließes gegeben. Heute macht er seine Cavalcade und nimmt seine Urlaubsaudienz. Die Präsente, so ich den Türken schicke, sind



KAISER LEOPOLD I

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK

wol gar schön und sind fast die Schelmen dieselben nicht wert, wol aber der Friede indirect Alles."

Mit fliegender Standarte und unter außerordentlichem Gepränge hatte Leslie in Constantinopel seinen Einzug gehalten. Mit großen Ehrenbezeigungen war er empfangen worden. Als er nach zehn Monaten wieder vor seinem Kaiser zu Wien erschien, brachte er die wichtige Nachricht mit, daß die Ungarn den zwischen Leopold und den Türken geschlossenen Frieden zunichte machen wollten und mit den Polen in Correspondenz ständen. Mehrere Ungarn hätten vom Vezier in Ofen begehrt, der Pforte zu huldigen, mit dem Anerbieten, ihre Burgen und festen Plätze zu übergeben und ihre Söhne als Geißeln zu stellen. Auch dem neuen Hofkriegsrats-Präsidenten, dem Fürsten Gonzaga, waren ähnliche Nachrichten zugekommen.

Trotzdem wiegte man sich in Wien in Sicherheit. Der scheinbare Erfolg zu Preßburg im vorigen Jahre mochte wol diese Nachrichten als auf frühere Verhältnisse sich beziehend erscheinen lassen. Konnte und wollte man auch die deutschen Besatzungen aus den wichtigen ungarischen Festungen nicht herausziehen, die Ungarn hatten ja das absolute Recht der Krone, über Krieg und Frieden zu beschließen, stillschweigend anerkannt; damit war man vorderhand zufrieden. Den Absolutismus in jene Angelegenheiten, die man ja auch in den Erbländern gemeinsam mit den Ständen zu regeln gewohnt war, hineinzutragen, daran dachte man zunächst nicht.

Man rüstete zur Hochzeit des Kaisers mit der spanischen Prinzessin Margaretha Theresia. Noch am 5. December desselben Jahres, 1666, fand die Trauung bei den Augustinern statt. Der Fasching des Jahres 1667 war ausgefüllt von den Festlichkeiten, welche den Wiener Hof in Aufregung versetzten.

Bereits im März des vorigen Jahres, bei einem anderen Hochzeitsfeste, das zu Sáros-Patak stattgefunden, hatten die Brautleute Franz Rákóczy und Helena Zrinyi nebst ihren intimsten Vertrauten den Beschluß gefaßt, zum Zwecke der Empörung gegen den König — oder wie sie sagten, zur Rettung des Vaterlandes — sich mit den Türken und mit Ludwig XIV. zu verbünden!

Wieso es gekommen, daß die Rebellen sich an den König von Frankreich wendeten, ist nicht ganz klar. Schon 1663 hatte sich Michael Bori, Hofmeister des Palatins, mit Klagen an den französischen Minister des Äußeren gewendet. Die Tatsache des Einverständnisses im Jahre 1666 läugnet Ludwig XIV. nicht. Die Rebellen, an ihrer Spitze der Palatin Vesselényi und der neue Ban von Croatien Peter Zrinyi, erklären dem Könige, daß sie vermöge der goldenen Bulle Andreas' II. das Recht besäßen, sich ihrem Herrscher mit bewaffneter Hand zu widersetzen, da er ihre Freiheiten verletzt habe. Zu diesem Zwecke wollen sie 14.000 Mann Fußsoldaten und 14.000 Reiter

zu den Waffen rufen. Der König von Frankreich aber solle diese Macht mit Officieren versehen und besolden. Vor Allem wird er sie mit 100.000 Thalern unterstützen. Der Palatin verlangt für Ungarn Aufnahme in's römische Reich durch den Einfluß Frankreichs und Einbeziehung des Königreiches Polen in das Bündnis gegen den Kaiser. Als Gegenleistung verspricht er die Wahl eines Sohnes oder Verwandten Ludwig's XIV. zum Könige von Ungarn.

Auch mit der Pforte wollten die Verschwörer in Unterhandlung treten. Apaffy, der Fürst Siebenbürgens, übernahm die Vermittlung.

Die Verhandlungen mit beiden Mächten zogen sich hin. Der französische Gesandte am Wiener Hofe, Gremonville, suchte die Ungarn hinzuhalten. Als Vesselényi im Jahre 1667 gestorben war, trat Nádasdy neben Zrinyi an die Spitze der Verschwörung, mit der heimlichen Nebenabsicht, sich selbst das Palatinat von Ungarn zu erringen. Weil Ludwig XIV. im Devolutionskriege 1667 die Revolution in Ungarn für seine Pläne benützen zu können vermeinte, ließ er dem Zrinyi 6000 Gulden durch Gremonville auszahlen.

Als jedoch die Verschwörung unterdrückt war, wendete sich der König in Worten des Abscheues über das Verbrechen der Rebellen, die in so gerechter Weise bestraft worden seien, in einem eigenen Handschreiben an den Kaiser und sucht seinen Gesandten zu entschuldigen. „Ich weiß gewiß," schreibt Ludwig XIV., „daß er diesen Verbrechern, so oft sie sich an ihn gewandt, abgeraten hat, wider die schuldige Pflicht und Treue zu handeln."

Anders die Türken. Zwar den Abgesandten Apaffy's gegenüber sollen auch sie Versprechungen gegeben haben. Den Ungarn jedoch brannte der Boden unter den Füßen und sie fürchteten, Apaffy wolle sie hinhalten. Deshalb wendeten sie sich direct an Ahmed Köprili mit dem Anbote eines jährlichen Tributes, allein vergeblich. Der Großvezier gieng so weit in seiner Abneigung gegen die Ungarn, daß Panaiotti, Dolmetsch an der ottomanischen Pforte und zugleich bei der kaiserlichen Residentschaft, bereits unterm 24. Juni 1667 den ersten Bericht über die ungarische Verschwörung nach Wien schicken konnte. Seit October 1665 befand sich am Hofe zu Stambul ein neuer kaiserlicher Resident, Johann Baptist Casanova. Durch Geldspenden wußte er in den Besitz der Instruction der Agenten Apaffy's zu gelangen und sendete selbe nach Wien. Auch von anderer Seite gelangten Anzeigen über die im Zuge befindliche Verschwörung an den kaiserlichen Hof. Nunmehr wurde man hier auf die Gefahr aufmerksam und suchte die Rebellen in die Hand zu bekommen.

Allein erst 1670 erhielt man Kunde über den vollen Umfang der Verschwörung. Als jede Hilfe von Außen ausblieb, ja selbst der Polenkönig, Michael Wisnowiecki, sich von der Verschwägerung mit dem Kaiserhause nicht abbringen ließ, da faßte Zrinyi den verzweifelten Entschluß, allein loszuschlagen. Er hatte sich mit seinem Schwager, dem Markgrafen Franz von Frangepani und mit dem steierischen Grafen Tattenbach verbunden.

Durch den Kammerdiener des Letzteren wurden endlich der Regierung völlig die Augen geöffnet. Nunmehr schritt man energisch ein. Die Verschworenen wurden einzeln ergriffen, Tattenbach in Graz, Zrinyi und Frangepani in Wiener-Neustadt und endlich auch Nádasdy in Wien gefangen gehalten. Langwierige Processe erfolgten. Am 29. April 1671 wurde Nádasdy dem Stadtrichter von Wien übergeben und am nächsten Tage in der Bürgerstube des Wiener Rathauses hingerichtet. Man scheint auf Schlimmes gefaßt gewesen zu sein, denn man ließ die Stadtthore sperren und zwei der stärksten Bürgercompagnien, das gesammte Stadtquardi-Regiment, fünf Compagnien Infanterie vom Regimente Pio und vier Compagnien Reiter vom Heister'schen Regimente ausrücken, auch alle Wachposten verdoppeln. Die Bevölkerung blieb jedoch ruhig. Am selben 30. April fielen die Köpfe Zrinyi's und Frangepani's unter Anwendung ähnlicher Sicherheitsmaßregeln in Wiener-Neustadt. Am 1. December desselben Jahres erfolgte die Justificierung Tattenbach's in Graz. Nur einer von den hervorragenderen Rebellen wurde begnadigt, es war Franz Rákóczy. Von Munkács aus, wohin er sich geflüchtet, erbat ihm seine Mutter durch die Beihilfe der Jesuiten Gnade beim Kaiser.

Überhaupt kam es diesem nicht leicht an, strenge zu sein gegen die Verbrecher. Am 22. April 1671 schreibt er an Graf Pötting, seinen Botschafter in Madrid, darüber: „Obwol ich sonst nicht gar bös bin, so muß ich es diesmal per forza sein," und vierzehn Tage später: „endlich habe ich müssen dem Rechte seinen Lauf lassen." Und als auch Tattenbach hingerichtet worden, schreibt er: „Ich habe es nicht gern getan, allein damit die Ungarn nicht glauben dürften, daß den Deutschen alles verziehen, sie allein gestraft würden, habe ich es müssen geschehen lassen. Gott sei seiner Seele gnädig!"

Die Staatsraison hatte die Bestrafung der Rädelsführer verlangt, die Staatsraison verlangte nunmehr auch, nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, sondern die Unruhigen vollständig niederzuwerfen. Ungarn sollte als erobertes Land behandelt, der Absolutismus in ähnlicher Weise zur Herrschaft gebracht werden, wie dies in den Erbländern bereits in den Zeiten Ferdinand's II. geschehen war.

„Glaube nicht, Herr, man könne sie (diese hoffärtige Nation) durch irgend eine Hoffnung auf Barmherzigkeit versöhnen; einen, wenn auch noch so angenehmen Herrn, verachten sie, sie lassen sich lieber in die Verschwörungen und Bestrebungen ihrer Vornehmen ziehen, als daß sie der gesetzlichen Herrschaft eines Einzelnen sich fügen würden," hatte der Staatskanzler Hocher seinem Kaiser zugerufen und Leopold war — durch die Tatsachen erschreckt — gewillt, diesmal der Energie ihren Lauf zu lassen.

Er äußert sich darüber an seinen Gesandten Pötting: „Die hungarischen Sachen sein in guten statu, ich will aber mich der occasio bedienen und in Hungaria die Sachen anderst einrichten."

Neben dem Fürsten Lobkowitz war wol der einflußreichste Mann der Regierung in Wien der damalige Hofkanzler Johann Paul Freiherr von Hocher. Von bürgerlicher Abkunft, aus Freiburg im Breisgau stammend, widmete sich derselbe anfangs der Advocatur. Seine außerordentliche Begabung machte zunächst die Regierung in Innsbruck auf ihn aufmerksam. Schon im Jahre 1660 in den Adelstand erhoben, wurde er drei Jahre darauf Reichshofrat, 1665 Vicehofkanzler, im folgenden Jahre auf seinen eigenen Wunsch provisorischer Hofkanzler und im Jahre 1667 wirklicher Hofkanzler. Ein Mann von eiserner Arbeitskraft, steif und spröde im Verkehre, ein strammer Wächter der Hoheitsrechte des Staates, genoß er das volle Vertrauen des Kaisers und der Jesuitenpartei am Hofe. Seine Persönlichkeit bestimmt die Maßregeln, welche nunmehr in Ungarn getroffen werden, um das schwierige Werk der Umgestaltung des Landes durchzuführen.

Ein hervorragender Geschichtsschreiber unserer Tage äußert sich über die Letzteren folgendermaßen: „Leopold's Cabinet begieng den schweren Fehler, mit dem Verhaßtesten, der Steuerschraube, zu beginnen und durch die katholische Hierarchie verführt, in den weiteren Massenprocessen und Verurteilungen den Protestantismus als solchen erdrücken zu wollen, indem sie in folgenschwerer Befangenheit denselben mit der Empörung, den Katholicismus mit der Loyalität identificierte.

Dieselben geistlichen Magnaten Ungarns, welche die Ausrottung des Akatholicismus, und zwar des „deutschen Glaubens“ so eifrig schürten — denn um diesen handelte es sich; dem Calvinismus, dem magyarischen Glauben, konnten sie nicht so leicht beikommen — sie, die der kurzsichtigen Regierung den verhängnisvollen Weg zeigten, durch katholische Glaubensrestaurationen das deutsche Bürgertum zu zersetzen und zu entwurzeln, den Wiener Hof bei dem protestantischen Auslande in schlechten Ruf zu bringen, arbeiteten anderseits als Autonomisten jeder politischen Maßregel der Krone entgegen und geberdeten sich als trauernde Anwälte der ungarischen Libertät. Primas Szelepchény, der, wie Andere seines Standes, persönliche Zurücksetzungen nicht verwinden konnte, stand in Briefwechsel mit Apaffy, dem Gönner des keimenden, ungarischen Aufstandes. Die Wiener Regierung belud sich mit dem Fluche der Glaubensverfolgung, mit dem Vorwurfe maßloser Grausamkeiten ihrer Befehlshaber, als der Werkzeuge der politisch-kirchlichen Restauration, und hatte weder Ausdauer noch Macht genug, die furchtbarste Waffe einer Nation, den passiven Widerstand, zu brechen; sie mußte auf halbem Wege umkehren, als bereits der Kuruzzenkrieg halb Ungarn erfaßte, Frankreich und die Pforte ihn schürten.“

Noch im Jahre 1670 wurde durch ein kaiserliches Edict eine allgemeine Contribution angeordnet, und die bisher in Ungarn unbekannte Verzehrungs- und Trankfsteuer eingeführt. Untersuchungsgerichte und Commissionen wurden eingesetzt und endlich am 27. Februar 1673 an Stelle des bisher bestandenen

Palatinates eine königliche Statthalterei mit dem Sitze in Preßburg errichtet; zum Statthalter aber wurde Johann Caspar von Ampringen, Hochmeister des deutschen Ordens, ernannt. Er war ein gewissenhafter, rechtlicher, wenn auch strenger Mann, aber obgleich in Ungarn geboren, doch fremd in fremden Verhältnissen. Die Ungarn, welche ihm beigegeben wurden, fühlten sich durch seine Ernennung gekränkt und arbeiteten auf seinen Sturz hin und die Geistlichkeit im Rate der Krone setzte nunmehr Alles daran, um jenen im officiellen Texte der Instruction für den Statthalter zwar unterdrückten, aber trotzdem aufrecht gebliebenen Passus, der von allgemeiner Einführung der katholischen Religion und Ausrottung der Ketzerei handelte, zur Wahrheit zu machen. Noch im Jahre 1673 lud das Preßburger Untersuchungstribunal unter dem Vorsitze des Erzbischofs Szelepchény die protestantischen Prediger aus den westungarischen Bergstädten vor sein Forum. Zweiunddreißig derselben waren erschienen und wurden abgeurteilt. Nur, wer versprach, sich jeder kirchlichen Function zu enthalten, sollte begnadigt werden. Nachdem das Werk auf diese Weise begonnen war, wollte man es im darauffolgenden Jahre zum Abschlusse bringen. Man citierte sämmtliche protestantische Prediger und Lehrer des Landes vor das Tribunal. Diesmal erschienen ihrer Dreihundert. Das Urteil vom 4. April lautete für Alle auf Hochverrat, Todes- und Güterstrafe. Vor der Urteilswirkung ist nur der bewahrt, der einen Revers unterzeichnet, in dem er seine Schuld bekennt und sich eidlich verpflichtet, sein mißbrauchtes Amt in keinerlei Weise mehr auszuüben. Viele unterzeichneten, einundsechzig der „hartköpfigsten" wurden zum Galeerendienste nach Neapel verdingt.

Durch solche Maßregeln konnte die neue Regierung in Ungarn sich unmöglich beliebt machen. Nach dem Zeugnisse des venetianischen Botschafters Morosini, aus dem Jahre 1674, waren die von den Gegenreformatoren verhängten Strafen wol darnach angetan, um ungemeine Erbitterung unter den Ungarn hervorzurufen, und selbst der bekannte Capuziner-Quardian und nachmalige (seit 1680) Bischof von Wien, Pater Emerich Sinelli, war mit dem Treiben in der Frage der katholischen Restaurationen in Ungarn nicht einverstanden. Der schwedische Gesandte Esaias Pufendorf berichtet darüber in seiner Relation vom 27. März 1675: „Er (Sinelli) verwarf alle die Vehemenz und Schärfe, womit die Jesuiten das Reformationswerk in Ungarn ... tractierten ... Und eben dieses hat ihn bei den Jesuiten ... unerhört verhaßt gemacht." Die hervorragendsten Stützen des jesuitischen Einflusses auf den Gang der Regierungsangelegenheiten seien aber Hocher und dessen Secretär Abele gewesen.

Schon im Jahre 1670 hatte man kaiserliche Völker in's Land rücken lassen, um die Anhänger Zrinyi's im Süden und diejenigen Rákóczy's im Nordosten des Landes zu zerstreuen. Damals hatte der Schrecken den Aufstand gebändigt. Jetzt aber beginnt ein Guerillakrieg, dem trotz aller Gewaltmaßregeln der Fanatismus immer neue Elemente zuführt und der nicht mehr zu bändigen

war. Die „armen Gesellen" (szegény legények), Räuber (betyárok, rablók), Heimatlosen (bujdosók) zeigen sich bald da, bald dort und finden überall Unterstützungen beim Landvolke. Kaum hat man die auflodernde Flamme der Rebellion an einem Orte zertreten, lodert sie in einer anderen Gegend des Landes wieder empor. Hundertmal geschlagen und zerstreut, sammeln sich die Banden wieder, um die kaiserlichen Truppen dort zu überfallen, wo diese es am wenigsten vermuteten. Mit der entsetzlichsten Grausamkeit wütete der Revolutionskrieg im Volke — auszutilgen war er nicht.

In diesen Kämpfen wurden zuerst die Namen Kuruzzen (bäuerische Kreuzer-Schaaren?), womit die aufrührerischen Banden bezeichnet wurden, und Labanczen (Fußknechte) für die kaiserlichen Parteigänger und Soldaten gebraucht. Vergebens waren die Grausamkeiten der kaiserlichen Generale, eines Strassoldo, Kopp von Reudingen und anderer, sie dienten nur dazu, den Haß noch mehr anzufachen, die Kraft des Widerstandes in Gemüter zu tragen, wo selbe bisher gefehlt hatte.

> Uns foltert der Deutsche, über uns kommt der Türke,
> Mit Feuer und Schwert verwüstet er Land und Gemarkung;
> Doch was der gottlose Deutsche über uns an Unheil gebracht,
> Dazu ist weder fähig, noch hat es der Türke oder Tatare vollbracht!
> D'rum fülle die Krüge — lade die Büchsen,
> Halte jederzeit bereit den wuchtigen Säbel.
> So trinke den Wein, daß, wenn du hörst die Trompeten,
> Du Blut magst trinken und aus deutschen Leichen Garben auftürmen!

singt der Kuruzze anno 1672 und der glühende Haß, der aus jeder Zeile dieses Liedes weht, hat in den folgenden Jahren tausendfaches Unheil über weite Landstriche getragen.

Man muß bedenken, daß das kaiserliche Ungarn kein für sich geographisch abgeschlossenes Gebiet umfaßte. Der weitaus größere Theil, die Mitte und der Süden des Landes befanden sich in den Händen der Türken, und auch Siebenbürgen war dem kaiserlichen Einflusse entzogen. Nur ein verhältnismäßig schmaler Streifen Landes, dehnte sich das dem Kaiser gebliebene Gebiet von dem Zusammenflusse der Mur und Drau (der sogenannten Murinsel) nordwärts gegen die beiden Grenzfestungen Raab und Komorn hin, um von hier aus in einem ziemlich weit nach Norden gerichteten Bogen zwischen den kaiserlichen Orten Miskolcz und Tokai einerseits und den im türkischen Besitze befindlichen Erlau und Debreczin anderseits an die siebenbürgische Grenze hinanzureichen. Aber der ganze östliche Theil dieses Gebietes war protestantisch und daher jetzt in vollem Aufruhr. Nirgends trennten dieses Gebiet feste Grenzen vom türkischen Lande. Viele von den Verdächtigen waren gleich anfangs nach Siebenbürgen oder in den Türken unmittelbar unterworfene Gebiete geflohen, und von da aus erhielt die Rebellion immer neue Nahrung.

So grausam die Türken im Falle eines Krieges auch waren — Leslie fand das platte Land von Gran bis Belgrad ziemlich populiert, ein Zeichen, daß das Volk sich nicht gerade in den allerelendsten Verhältnissen befand. In religiösen Fragen vor Allem waren die türkischen Beherrscher des Landes tolerant, oder vielmehr, sie kümmerten sich nicht darum, welchem Glauben ihre Untertanen anhiengen. Viele der aus dem kaiserlichen Gebiete vertriebenen protestantischen Prediger fanden in türkisch-ungarischen Orten nicht blos Zuflucht, sondern auch wieder ein Amt. Die Ungarn, besonders die protestantischen, sahen daher die türkische Herrschaft nicht als etwas so Entsetzliches an, wie es etwa uns erscheinen möchte.

Dazu kam dann noch die Raublust der türkischen Paschas und Heerführer. Hatte doch der Großvezier selbst im Jahre 1664 dem kaiserlichen Botschafter auf dessen Beschwerde über die zahlreichen Raubzüge türkischer Schaaren auf kaiserlichem Gebiete, unter dem unmittelbaren Eindrucke des soeben geschlossenen Waffenstillstandes, die Antwort gegeben: Streifzüge, die nicht mit wenigstens 5000 Mann unternommen werden, können nicht als Friedensverletzung angesehen werden.

Und endlich das wilde Blut der Magyaren! Einer der eifrigsten Parteigänger der absolutistisch-katholischen Reformierung des Landes, selbst ein Ungar und mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten durch eine lange Wirksamkeit bekannt, Cardinal Kollonitz weiß, um seiner Heimat aufzuhelfen, dem Kaiser im Jahre 1689 kein anderes Mittel als wirksamer anzupreisen, denn die möglichste Beförderung der Einwanderung von Deutschen, „damit das Königreich oder wenigstens ein großer Teil desselben nach und nach germanisiert, das Hungarische zu Revolutionen und Unruhen geneigte Geblüt mit dem Deutschen temperiert und mithin zur beständigen Treue und Liebe ihres natürlichen Erbkönigs und Herrn aufgerichtet werden möchte".

Bald schlossen sich dem Aufstande auch bessere Elemente an und die benachbarten Länder suchten die Verhältnisse für ihre Zwecke auszunützen, vor allen der Fürst von Siebenbürgen Michael Apaffy. Neben dem eigentlich türkischen Gebiete war nämlich Siebenbürgen von den Geflüchteten hauptsächlich als Zufluchtsstätte benützt worden und so geschah es, daß der bisherige Führer der Friedenspartei am fürstlichen Hofe gestürzt wurde und die Kriegspartei, unter Michael Teleky emporkommend, das Land in einen förmlichen Bund mit den ungarischen Rebellen zog.

Auch die Türkei wäre damals wol geneigt gewesen sich in die Verhältnisse in Oberungarn einzumengen; die schwere Niederlage jedoch, die Ahmed Köprili am 12. November 1673 im Kriege gegen Polen durch Johann Sobieski, den damaligen Kronfeldherrn, beigebracht worden war, zwang denselben, eine zuwartende Haltung einzunehmen.

Als dagegen im Jahre 1674 gegen den von der österreichischen Partei aufgestellten Throncandidaten Herzog Karl V. von Lothringen, derselbe Johann

Sobieski zum Könige von Polen erwählt wurde, wuchs der französische Einfluß am Hofe des neuen Königs derartig, daß nunmehr die Ungarn von hier aus Hilfe erhielten

Ludwig XIV., der schon bei der Bewerbung um die römische Kaiserkrone Leopold I. als Rivale entgegengetreten war, verfolgte in seiner Feindschaft gegen das Haus Habsburg sowol eine im französischen Königsgeschlechte seit den Tagen Franz' I. allmälig traditionell gewordene, wie auch eine persönlichem Ehrgeize, persönlicher Herrschsucht entspringende Politik. In keinem anderen Fürsten des 17. Jahrhunderts tritt uns die Idee des allmächtigen Selbstherrschers in solcher Bewußtheit, mit solcher Rücksichtslosigkeit entgegen, wie bei ihm. Wie die Sonne die Welt erleuchtet und erwärmt, wie Alles von ihr abhängig ist, so soll auch das Königtum Alles im Staate, jedes Wollen und Können von sich abhängig machen und erhalten. Darum wählte sich dieser Fürst, bezeichnend für seine Absichten und Pläne, auch die Sonne als Symbol. Keine Gewalt darf neben der seinigen bestehen, Alles ist ihm eigen, denn „die Könige werden geboren, um Alles zu besitzen und über Alles zu gebieten".

In Frankreich war er Autokrat in des Wortes verwegenster Bedeutung! Seiner Herrschbegier genügte dies jedoch nicht. Sowie die Sonne sich nicht damit begnügt, einen einzelnen Himmelskörper von sich abhängig zu machen, sondern alle ihr erreichbaren beherrscht, so will auch der König von Frankreich über alle jene Länder seine Herrschaft ausdehnen, die ihm erreichbar sind. Hauptsächlich verfolgte er zwei Ziele, die Erwerbung der römischen Kaiserkrone, da ihm, dem mächtigsten Herrscher Europa's, auch die höchste Würde eines Kaisers gebühre, und den Besitz der spanischen Monarchie. In beiden Richtungen standen der Erfüllung seiner Wünsche und Absichten die Habsburger und besonders der römische Kaiser entgegen. Die traditionell gewordene Feindschaft des französischen Königsgeschlechtes gegen das Haus Habsburg wurde daher durch die persönliche Herrschsucht Ludwig's XIV. noch verschärft zur persönlichen Feindschaft gegen Leopold I.

Der König von Frankreich, der dem ganzen Zeitalter den Stempel seiner imponierenden Persönlichkeit aufgedrückt hat, war in der Ergreifung von Mitteln zur Erreichung seines Zieles nicht besonders wählerisch. Ein geordneter Staatshaushalt verschaffte ihm die Möglichkeit, nicht blos ein imposantes, kriegstüchtiges, stehendes Heer auf den Beinen zu halten, sie gab ihm auch die Mittel in die Hand, dort, wo es geraten schien, durch Bestechung sich und seiner Politik die Wege zu ebnen, denn „ein Nachbar, den man mit einer geringen Ausgabe zum Freunde machen könnte, kostet uns weit mehr durch seine Feindschaft". Und auch nachhaltig und energisch war Ludwig XIV. im Erstreben seiner Ziele! Im Jahre 1658 hatte er die römische Kaiserkrone nicht zu erlangen vermocht, trotz aller Künste der französischen Diplomatie. Er verlor sie deshalb nicht aus den Augen.

Als Karl II. im Jahre 1665, kaum acht Jahre alt, seinem Vater in Spanien auf dem Throne folgte, suchte Ludwig XIV. wenigstens die spanischen Niederlande demselben im sogenannten Devolutionskriege zu entreißen. Durch die Vereinigung der Freistaaten der Niederlande, Englands und Schwedens war er zwar 1668 gezwungen worden, sich im Frieden von Aachen mit der Abtretung von Französisch-Flandern und einiger fester Plätze, Charleroi, Douai, Lille, Oudenarde 2c. zu begnügen, die Erwerbung noch viel größerer, spanischer und deutscher Gebiete wurde durch diesen Friedensschluß nicht verhindert, höchstens verzögert.

Noch während des Krieges war es der französischen Diplomatie gelungen, Kaiser Leopold durch den Einfluß seines ersten Ministers und Lieblings, des Fürsten Lobkowitz, zu einem eventuellen Teilungsvertrage der gesammten spanischen Monarchie zu bewegen. Hatte Ludwig XIV. sich auf diese Weise seinen unangenehmsten Gegner direct verbunden, so wurde es ihm auch ein Leichtes, die Tripelallianz zu sprengen. Die Jahrgelder, die er an Karl II. von England bezahlte, bewogen diesen Fürsten, selbst gegen das Interesse seines eigenen Landes sich mit Ludwig XIV. zu verbinden und der Letztere konnte nun seinen Zorn gegen die vereinigten Freistaaten der Niederlande wenden, als diejenigen, welche ihm im Devolutionskriege so erfolgreich in den bereits erhobenen Arm gefallen waren.

Seit dem Jahre 1672 wütete daher der Kampf neuerdings an den nord-östlichen Grenzen Frankreichs. Die Armeen Ludwig's XIV. überfluteten die Niederlande mit verderblichem Kriege, ohne den mit Spanien geschlossenen Frieden zu respectieren. Die Freistaaten schienen verloren. Da gelang es den vereinten Bemühungen des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelm und des kaiserlichen Gesandten in den Niederlanden, Franz von Lisola, den Kaiser Leopold zum Bündnisse gegen Frankreich zu bewegen, und Ludwig XIV. sah sich von einer Seite her bedroht und in seinen Eroberungen gehemmt, von wo er es vielleicht am wenigsten vermutet hatte. Diesmal hatte man am kaiserlichen Hofe sich der Logik der Tatsachen beugen müssen. Das finanzielle Elend hatte im Jahre 1666 den Kaiser, der ohnedies eine überaus friedfertige Natur war, bei der Bedrängnis Spaniens abhalten können, sich in den Kampf zwischen den beiden mächtigen Rivalen einzumengen. Damals konnte es sogar gelingen, denselben zu einem Teilungsvertrage über die zukünftige spanische Erbschaft mit Frankreich zu bewegen. Wenn aber jetzt die Freistaaten den Waffen Ludwig's XIV. erlagen, dann waren die Grenzen Deutschlands im Westen von Frankreich unmittelbar bedroht. Vergeblich waren alle Anstrengungen des Fürsten Lobkowitz, den Kaiser vom Kriege mit Frankreich abzuhalten, eine kaiserlich-brandenburgische Armee erschien auf dem Kriegsschauplatze. Wenn man jedoch die gleichzeitig eingetretenen Verhältnisse in Ungarn in's Auge faßt, wenn man bedenkt, daß die kaiserliche Regierung zur Bewältigung des Aufstandes, zur Durchführung

der neuen absolutistischen Ordnung in diesem Lande einen großen Teil ihrer Kräfte absorbierte, wenn man ferner bedenkt, daß Lobkowitz, trotz der ausgebrochenen Feindschaft gegen Ludwig XIV., der angesehenste Mann am kaiserlichen Hofe blieb, so wird man die halben Maßregeln im Kriege gegen Frankreich begreiflich finden. Auch in Berlin gab es eine französische Partei. Der Feuereifer des Kurfürsten erlahmte an der Halbheit der kaiserlichen Kriegführung und am 6. Juni 1673 gelang es Ludwig XIV., Brandenburg durch Herausgabe der im Cleve'schen besetzten Plätze und die Zahlung von 800.000 Livres „als Zeichen seines guten Willens", von denen 300.000 Livres sofort, der Rest vom 1. Juli 1674 an in halbjährigen Raten fällig sein sollten, zum Frieden von Vossem zu bewegen.

Der Kaiser, die Niederlande und Spanien, das sich ihnen im Kampfe gegen Frankreich beigesellt hatte, standen nunmehr im Kriege. Nach kurzem Schwanken wurde der Eifer in Wien wieder lebendig und Montecuculi führt neuerdings das Commando der kaiserlichen Armee. Wie immer mit großer Vorsicht und auch diesmal durch den Einfluß des Fürsten Lobkowitz vielfach gehemmt.

Ludwig XIV. war niemals in Verlegenheit, dem Kaiser Feinde auf den Hals zu hetzen und seine Actionen gegen Frankreich lahm zu legen. Schon im Devolutionskriege trieb er — wie wir gesehen haben — mit den Unzufriedenen in Ungarn sein Spiel. Im Jahre 1667 hatte er dem verblendeten Peter Zrinyi Unterstützung gewährt und späterhin jede Verbindung mit den Verschworenen abgeläugnet. Jetzt suchte er die Verbindungen mit den Malcontenten wieder anzuknüpfen. Diesmal standen die Dinge für den Kaiser im Osten weitaus gefährlicher als vor sieben Jahren.

Des polnischen Königs, Michael Wisniowiecki, zwar war man sicher. Seine jugendliche Gemahlin, die Schwester des Kaisers, Eleonore, wurde der Mittelpunkt der in Polen für einige Zeit dominierenden österreichischen Partei. Und Polen war in einen Krieg mit der Pforte verwickelt, der es auch dem alternden Großvezier Ahmed Köprili unmöglich machte, sich in die ungarischen Verhältnisse offen einzumengen.

Aber eigentümlich genug waren die Verhältnisse zwischen Polen und der Türkei. Sie spiegeln sich ab in den Berichten der kaiserlichen Residenten bei der ottomanischen Pforte, Johann Baptist Casanova und Johann Christoph von Khindsberg. Die Parteiungen in Polen, die Feindschaft zwischen dem Könige und seinem Reichsmarschall, Johann Sobieski, waren den Türken bekannt. Durch den Fürsten der Walachei, Gregorasko Ghika, der mit Letzterem in eifrigem schriftlichen Verkehre stand, liefen die Fäden einer Verbindung zwischen Sobieski und Ahmed Köprili. Auch in diesem Falle erwies sich der Pfortendolmetsch Panaiotti der kaiserlichen Diplomatie als Helfer. Durch seine Vermittlung erfährt Khindsberg, daß Gregorasko

mit den ungarischen Rebellen in Verbindung stehe, durch ihn erhält er Kenntnis von den Friedensverhandlungen der Polen mit der Pforte. „Ich erinnere Euer kaiserliche Majestät," schreibt er am 2. August 1673, „ja acht zu haben, daß die ungarische Rebellion bald unterdrückt werde, indem die Türken denselben sonst leichtlich zu Hilfe kommen könnten. Er, Panaiotti, verspricht auch, so viel ihm möglich, alles Unheil und insonderheit derzeit abzuwenden, daß die Pollaken den Joannem Jablonowski, Palatinum Russiae, um Frieden zu schließen, hierher schicken, inmassen solches der Großkanzler aus Polen mit einem an den Ghika lautenden Schreiben erinnert und ihn inständig gebeten hat, die Armatur wider Polen zu verhindern, indem die Republik der ottomanischen Pforte ganz Podolien frei eigen überlassen und fürderhin alle gute Nachbarschaft pflegen will, da und im Fall nur der jährliche Tribut |:welcher unmöglich einzulangen ist:| nachgelassen und von ihnen nicht gefordert werde."

Damals war die Pforte obenauf, durch die im Jahre 1672 erfolgte Eroberung von Kaminietz. Als aber der König von Polen im Sommer 1673 durch gewaltige Anstrengung mit verdoppelten Kräften den Krieg fortsetzen ließ, da suchte Ahmed Köprili den Kronfeldherrn für sich zu gewinnen: „dabei der Großvesier den oftgemelten Ghika in höchster Geheim aufgetragen durch allerhand Mittel den Sobieski an sich zu bringen, ihm nicht allein eine große Summa Geldes, sondern auch dieses in Specie zu versprechen, daß die Pforte ihm zu der Krone Polens verhelfen wolle, da und im Falle er hingegen anjetzo allsobalden die Polnischen Armeen von einander lassen und die vorigen Uneinigkeiten zwischen dem Polnischen Adel wider den König anstiften würde," berichtet Khindsberg aus Rustschuk unterm 15. November 1673.

Mittlerweile hatte jedoch bereits die Schlacht bei Chotzim am 11. November stattgefunden. Auch über diesen Sieg der Polen gab es eine eigentümliche Version in den Kreisen, in denen sich Khindsberg bewegte. Hiernach hatte der Fürst der Moldau den Verräter gespielt. Unzufrieden mit der Behandlung, die ihm durch verschiedene Paschas zu Teil geworden, besonders aber empört über zu verschiedenen Malen ihm angedrohte Prügel, habe er sich zu den Polen geflüchtet und diesen „den Weg gewiesen, wie sie die Türken umbringen und leichtlich ruinieren mögen".

Derselbe Sobieski, den Köprili durch Geld und das Anerbieten, ihm die Krone Polens zu verschaffen, für sich zu gewinnen gehofft, hatte den Hussein Pascha von Silistria auf's Haupt geschlagen und trotzdem betrachten ihn die Türken nicht als ihren Feind Das kam aber so: Am 11. November hatten die Polen Viele zu Gefangenen gemacht, darunter auch den Gregorasko Ghika. Khindsberg berichtet unterm 8. December 1673 aus dem Dorfe Adaköi an der Donau in seiner Relation an den Kaiser Folgendes: „Den 27. November erschien mit Verwunderung und Frohlockung der ottomanischen Pforte der in der Schlacht bei Chotzim gefangene walachische

Fürst Ghika bei dem Großvezier und referierte, daß, nachdem er gefangen und sich der Pollaken heimlicher Freund simuliert und angeboten, mit einigem polnischen Succurs den Türken einen großen Abbruch zu thun, also habe er den Sobieski als seinen vertrauten Correspondenten überredet, daß er ihm etliche tausend Mann zugegeben, mit welchen er den Fluß Pruth passiert und um Mitternacht mit beiläufig hundert seiner Bedienten durchgegangen."

„So viel des Sobieski Person anbetrifft," fährt Khindsberg fort, „ist unwidersprechlich wahr, daß er des oft erwähnten Ghika heimlicher Freund sei, indem er mit ihm unterläßlich correspondiert und durch ihn auch die vor einem Jahr angestifteten Confusionen in Polen der ottomanischen Pforte zeitlich entdeckt, welche Anlaß gewonnen, die Donau zu passieren, Kaminietz und Podolien einzunehmen. Sonsten wurden sie sich niemals wegen des alleinigen Dorozensko*) in eine so gefährliche und weite Kriegsexpedition begeben haben."

Sobieski war also nach der Anschauung Khindsberg's unschuldig an der Niederlage der Türken bei Chotzim; durch Correspondenzschreiben an Ghika, die dieser im Original an die Pforte sendete, hatte er ihnen ja „den erfolgten Vergleich in Polen, die Armatur, den persöhnlichen Anzug des Königs und die Zunäherung der Armee an den Fluß Dniester ausführlich" mitgeteilt und, „wenn den Türken dieses Jahr möglich gewesen wäre, mit genugsamer Gegenverfassung aufzukommen, hätten sie sich dieser vertraulichen und authentischen Mitteilungen nicht allein wol bedient, sondern auch den Pollaken einen gewaltigen Widerstand getan, welches aus Not der Zeit hinterstellig verblieben".

Auch der Großvezier scheint derselben Anschauung gehuldigt zu haben. Sobieski hatte ja nicht blos den walachischen Fürsten gegen den Willen des polnischen Adels, der ihm den Tod zugedacht haben soll, entwischen lassen, und verläßliche Berichte über die Actionen des Königs von Polen gesendet. Khindsberg weiß auch von verschiedenen Türken zu berichten, welche Sobieski freigelassen hatte. Die geheimen Verhandlungen mit dem Kronfeldherrn wurden daher auch nach der Schlacht bei Chotzim fortgeführt.

Die Freundschaft der Türken scheint sogar nach der Schlacht für Sobieski viel actuelleren Wert besessen zu haben, denn vorher. Am selben 11. November 1673 war der unglückliche König Michael Wisniowiecki im kräftigsten Mannesalter gestorben. Polen rüstete sich zur neuen Königswahl. Und Sobieski, bisher einer der hervorragendsten Führer der französisch gesinnten Partei im Königreiche, hegte im Stillen den Plan, die Krone von Polen für sich zu erwerben. Dazu gehörte aber nebst allem Anderen bei dem damaligen Zustande des Königreiches sehr viel Geld. Es scheint, Sobieski habe gefürchtet, bei Ludwig XIV. kein geneigtes Ohr für seine Wünsche zu

*) Es ist dies jener Kosaken-Hetman, der die Pforte gegen Polen zu Hilfe gerufen hatte.

finden, wenigstens berichtet Khindsberg unterm 20. Januar 1674, der polnische Feldherr habe sich auf das Anbot des Großvezirs hin, ihm zur Königskrone zu verhelfen, durch Ghika an denselben mit der Frage gewendet, auf welche Weise man ihm solche Hilfe erzeigen wolle? Er selbst gibt dem Großvezier übrigens das Mittel an, indem er erwähnt, daß solches am besten durch Geld geschehen könnte. „Worauf der neue Fürst in der Moldau, Dimitrasco, in Abwesenheit Ghika's diese Tractaten mit dem Sobieski reassumiert und auf Befehl des Veziers ihm geantwortet, daß er Vezier den Geldvorschuß thun wolle", wenn er Bürgschaften seiner guten Gesinnung gebe. Auch ein Betrag von 100.000 Thalern soll genannt worden sein, auf den sich der Großvezier einlassen wolle.

Zwischen Polen, der Türkei, den Donaufürstentümern und den unzufriedenen Ungarn gab es also innigste, wenn auch vielfach versteckte Wechselbeziehungen. Das mag wol ein Grund für Ludwig XIV. gewesen sein, sich bei Erledigung des polnischen Königsthrones mit aller Energie, mit allem Nachdrucke dafür einzusetzen, daß in diesem Lande nunmehr, wo Frankreich im Kriege mit dem Kaiser stand, ein französisch gesinnter Mann zum Könige erwählt werde.

Groß war die Zahl der Throncandidaten. Viele Namen wurden genannt, aber nur zwei derselben waren wirklich ernst zu nehmen: Karl V., Herzog von Lothringen, als Candidat der kaiserlichen Partei, für den auch die Königin-Witwe, Eleonore, und deren Mutter, die verwitwete Kaiserin in Wien, eintraten, und der Candidat der französisch gesinnten Partei. Ludwig XIV. hatte gleich, nachdem ihm die Nachricht vom Tode Michaeli's zugekommen war, den Bischof von Marseille, Forbin Janson, als außerordentlichen Botschafter nach Polen geschickt.

In der Wahl der Persönlichkeit des Throncandidaten scheint Ludwig XIV. den Polen keinen Zwang haben auferlegen wollen, ihm kam es nur auf die Gesinnung an. Zunächst wurden zwei Namen genannt, die Frankreich genehm wären, der Herzog von Condé und ein Prinz von Pfalz-Neuburg. Sein Hauptaugenmerk hatte Janson auf Johann Sobieski, den siegreichen Kronfeldherrn und auf dessen Gemahlin Marie Casimire, die vielen Einfluß auf ihren Mann auszuüben im Stande sei, zu richten; dadurch, daß man ihr ein Jahrgeld von 20.000 Livres versprach, hoffte man sie als eine geborne Französin für das Interesse Frankreichs zu gewinnen. Überhaupt war Ludwig XIV. nicht gewillt, zu sparen, wenn er die Pläne des Kaisers auf Polen vernichten konnte.

Dem Botschafter wurde Vollmacht gegeben, Jahrespensionen zu versprechen — dem Johann Sobieski sollten außerdem noch 100.000 Thaler in Aussicht gestellt werden. Der große Rechenmeister an der Seine hatte sich getäuscht. Der Sieg in Polen war bei weitem teuerer. Als im Mai 1674 der Bischof von Marseille mit Sobieski und dessen Gemahlin in Warschau

zusammentraf, zeigte sich der Kronfeldherr schwankend, er schien mehr für Condé eingenommen, denn für Pfalz-Neuburg. Marie Casimire war offener. Der Tartarchan, der Kurfürst von Brandenburg, hätten ihren Gemahl für den geeignetsten Candidaten erklärt. Ja, sie behauptete auf's Bestimmteste, daß, im Falle Johann Sobieski König von Polen, der Großvezier mit Polen Frieden schließen werde.

Wir kennen die angebliche Verbindung Sobieski's mit Ahmed Köprili. Die Verhandlungen mit Ludwig XIV. sind heute kein Geheimnis mehr. Mit 30.000 Thalern wollte Sobieski mehr als die Hälfte der lithauischen (lothringischen) Stimmen kaufen, 50.000 Thaler Bestechungsgelder verrechnete er an Janson nach der Wahl, 400.000 Livres nahm er gegen Quittung in Empfang. Von der Tatsache, daß der Bischof von Marseille viel Geld aufgenommen hatte im Interesse Ludwig's XIV., wußten auch die Zeitgenossen. Am 21. Mai 1674 war Johann III. Sobieski: König von Polen.

Die kaiserliche Partei war geschlagen, das Königreich für Frankreich gewonnen. Der Punkt war gegeben, an dem der französische König den Hebel einzusetzen vermochte, um dem Kaiser Leopold neue Feinde zu erwecken und die Kraft seiner Action im Westen lahmzulegen. Nun handelte es sich darum, diesen Hebel in Bewegung zu setzen. Nach zwei Richtungen hin sollte der neue König von Polen dem Kaiser unangenehm werden. Einmal, daß er durch raschen Friedensschluß mit der Türkei, der letzteren Luft machte, ihre Waffen in Ungarn zur Verwendung zu bringen und dann, indem er die unzufriedenen Ungarn in ihrem Widerstande gegen den Kaiser mit Waffengewalt unterstützte. Die von Forbin Janson zu diesem Zwecke geführten Unterhandlungen zeigten die Bereitwilligkeit Sobieski's, nach beiden Richtungen hin auf die Intentionen Ludwig's XIV. einzugehen. Aber auch hiezu benötigte er Geld. Wenn der Friede mit der Türkei zu Stande kam, mußten die noch rückständigen Forderungen der polnischen Truppen befriedigt werden, und zur Erhaltung einer Invasions-Armee in Ungarn gehörte ebenfalls Geld. Für beide Zwecke sollte der Bischof von Marseille die Mittel herbeischaffen. Letzterer sucht die Forderungen herabzustimmen, aber Sobieski, „aufbrausend und voll Eigennutz", erschien ihm „außerordentlich geizig" und Ludwig XIV. mußte neue Summen versprechen. Auch in der Türkei wurde für den Frieden mit Polen gearbeitet. Der französische Gesandte Nointel erhielt Instructionen in diesem Sinne; unterstützt wurde er von dem geschäftskundigen Agenten Forbin Janson's, Namens Akakia. Mit den rebellischen Ungarn wurden Verbindungen angeknüpft, Janson verteilte 100.000 Livres, um die Unruhen in jenem Lande zu nähren und den Türken ihr Spiel zu erleichtern. Zunächst jedoch war alles dies vergeblich, höchstens eine Abschlagszahlung zur Hoffnung auf die Zukunft, denn der Friede zwischen Polen und der Pforte kam vorderhand troß aller Bemühungen nicht zu Stande.

Die Niederlage Karl's von Lothringen bei der polnischen Königswahl war ein schwerer Schlag für Kaiser Leopold. Sie äußerte ihre Folgen zunächst in einer veränderten Politik des Kaisers gegen Frankreich. Die Zeiten der halben Mittel mußten weichen, Leopold war gezwungen, sich enger an Holland und Spanien anzuschließen, Brandenburg mußte für die Allianz neuerlich gewonnen werden. Neben der politischen Notwendigkeit wirkten auch persönliche Motive auf den Kaiser in diesem Sinne ein.

Am 12. März 1673 war Margaretha Theresia, die erste Gemahlin Leopold's, gestorben. Obgleich der Kaiser ihr in außerordentlicher Liebe zugetan war, vermählte er sich doch noch im selben Jahre mit der Tochter des verstorbenen Erzherzogs Karl Ferdinand von Tirol. Die Sorge um die Succession des Hauses Habsburg drängte zu einem solchen Schritte, denn außer dem ewig kränklichen Vetter Karl II. in Spanien, war Leopold der einzige männliche Sprosse des Geschlechtes. Margaretha Theresia hatte dem Kaiser nur eine Tochter hinterlassen, die Erzherzogin Maria Antonia.

Die neue Ehe war gegen den Willen des Ministers Lobkowitz geschlossen worden. Spaniens und der Jesuiten Einfluß hatten dieselbe zu Stande gebracht. Lobkowitz, der vornehmste Gegner der offenen Feindschaft mit Frankreich, wurde von der zweiten Gemahlin des Kaisers gehaßt, sein rücksichtslos beißender Witz hatte sich an ihrer Person vergriffen, und diese neue Feindschaft kostete dem ohnedies von allen Seiten bestens Angefeindeten den Ministerposten. Er wurde des Einverständnisses mit dem französischen Gesandten in Wien, Grémonville, angeklagt, am 17. October 1674 verhaftet und aus Wien verbannt.

Der Krieg gegen Ludwig XIV. wird jetzt mit größerer Energie geführt, umsomehr, da es im Jahre 1674 gelungen war, Brandenburg neuerdings für die Alliirten, gegen das Versprechen eines Werbegeldes von 200.000 Thalern und jährlicher Subsidien, zu gewinnen. Dem französischen König war es zwar noch nicht gelungen, den Frieden zwischen Polen und den Türken zu Stande zu bringen, dafür erscheint aber jetzt Schweden als activer Bundesgenosse an der Seite Frankreichs und zieht, wenn auch unterliegend, die Kräfte Brandenburgs ab vom Kampfe im Westen Deutschlands. Der Kaiser ist genötigt, seine ganze Kraft am Rheine in Verwendung zu bringen. Souches, der unglückliche Feldherr, tritt zurück und Montecuculi übernimmt neuerdings die Führung der kaiserlichen Truppen.

Im selben Jahre, in dem Kurfürst Friedrich Wilhelm die Schweden bei Fehrbellin besiegt, drängt der berühmte Cunctator, nachdem der beste Feldherr Ludwig's XIV., Turenne, in der Schlacht bei Saßbach gefallen war, die Franzosen über den Rhein und faßt am linken Ufer desselben festen Fuß. Hervorragenden Anteil an dem glücklichen Verlaufe des Krieges nimmt auch Karl V. von Lothringen; ihm gelingt es, Trier einzunehmen.

Die stets eiternde Wunde in Ungarn, der immer barbarischer sich gestaltende Kuruzzenkrieg machen aber lang andauernde Kriegsanstrengungen gegen Frank-

reich zur Unmöglichkeit. Schon seit dem Jahre 1675 treten daher im Schoße der Wiener Regierung, wo Pater Emerich Sinelli jetzt wol die einflußreichste Stelle besaß, die Bestrebungen immer offener zu Tage, in Ungarn einzulenken. Leider ohne den gewünschten Erfolg. Der religiöse Fanatismus auf beiden Seiten, der Haß der Magyaren gegen die Deutschen, das Geld Ludwig's XIV. und die zweideutige Haltung der Pforte hatten eine Reihe von Männern mit egoistischen Interessen in den Vordergrund treten lassen; als das Bestreben der Wiener Regierung, zum Vergleiche die Hand zu bieten, bekannt wurde, legte man es als Schwäche aus; der Kampf wurde nur noch erbitterter.

Da gelang es Ludwig XIV., auch noch Polen frei zu machen. „Marquis de Bethune," schreibt ein Zeitgenosse, „ein Herr unter diesen Völkern, von guter Erfahrung, ist der Pfeil, so mit stattlichen Summen Geldes und vortheilhaftigen Conditiones die polnischen Herzen verwundet." Ihm, dem Schwager Sobieski's, im Vereine mit dem Bischof von Marseille, Forbin Janson, war es gelungen, Polen zum Verzicht auf Kaminietz zu bewegen. Nointel suchte die Pforte zum Frieden geneigt zu machen. Ahmed Köprili war alt und krank. Am 27. October 1676 wurde der Friede von Zurawna unterschrieben. Drei Tage darauf starb der Großvezier. In der Türkei bereiteten sich große Veränderungen vor.

Der Sultan blieb zwar derselbe, aber gerade deshalb hieng Alles von der Person des zukünftigen Großveziers ab. Mohammed IV. war im Alter von sechs Jahren, als Kind also, zum absoluten Beherrscher einer Militär-Monarchie ausgerufen worden. Dies war im Jahre 1648 geschehen, nachdem sein Vater ob seiner selbst für türkische Verhältnisse unerhörten Grausamkeiten und Schändlichkeiten durch eine Palast- und Militär-Revolution gestürzt und getödtet worden. Mohammed IV., beim Tode Ahmed Köprili's 34 Jahre alt, soll von Natur aus gutmütig gewesen sein. Seine Leidenschaft für die durch Blut erfreuende Jagd, seine außerordentliche Habgier, seine Unmäßigkeit im Branntweingenusse und die Sorge um die Aufrechthaltung seiner Herrschaft, machten ihn zum grausamen, aber dabei feigen Tyrannen. Dreimal will er, nachdem ihm selbst ein Sohn geboren worden, zum Mörder an seinen Brüdern werden. Dreimal wird er davon abgehalten. Einmal durch seine eigene Mutter, die Valide, welche ihm erklärt, nur über ihren Leichnam hinweg führe der Weg zum Brudermorde. Wie erwähnt, war er ein leidenschaftlicher Jäger. Selbst ein ausgezeichneter Pfeilschütze, der bis auf achtzig Schritte sein Ziel traf. Seine Jagden waren eine Qual, besonders für die Rajah (die christliche Bevölkerung) der Gebiete von Adrianopel und Larissa. Zu den Jagden wurden oft 20.000 bis 30.000 Menschen als Treiber aufgeboten. Um die eigentliche Regierung kümmerte er sich verhältnismäßig wenig, diese überließ er den Großvezieren. Er selbst lebte im Harem. Soweit ihm seine Lieblingsneigungen dies erlaubten, war er auch ein Freund der Dichtkunst und Wissenschaft. In seinem Audienz-

saale ließ er dem Throne gegenüber ein von dem Dichter Abdi verfertigtes Chronogramm befestigen. Unter den auf seinen Befehl über den Thüren angebrachten Inschriften befand sich auch folgende: Gott befiehlt Gerechtigkeit und Woltätigkeit. Nur die Furcht vor Janitscharen-Aufständen und Palast-



(Nach einem in der k. k. Fideicommiß-Bibliothek befindlichen Stiche.)

Revolutionen belästigte ihn, weshalb er sich mit seinen Weibern auch meist zu Adrianopel aufhielt. Im Anfange seiner Regierung waren solche Revolten ziemlich häufig vorgekommen. Bis zum Jahre 1656, also in acht Jahren, hatte er daher auch dreizehn Großveziere verbraucht. Seitdem im letztgenannten Jahre Mohammed Köprili das Reichssiegel erhalten, befand sich die Regierung in sicheren Händen. Das Großvezierat wurde förmlich erblich, denn 1661 folgte

nach dem Tode Mohammed's dessen Sohn Ahmed Köprili in der Würde eines Großveziers. Allein, dieser war in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr allmächtiger Minister. Obgleich er für seine Person zum Beispiel ein abgesagter Feind der Magyaren war, hatte sich in dieser Zeit doch jene eigentümliche Doppelstellung der Pforte den Verhältnissen in Ungarn gegenüber entwickelt, jenes offene Abläugnen jeder Gemeinschaft mit den Aufständischen, jene damit contrastierende Unterstützung derselben durch Apaffy und verschiedene türkische Paschas in Ungarn, welche schon damals die Gefahr eines Türkenkrieges nicht unmöglich erscheinen lassen konnten. Als Ahmed Köprili 1676 starb, da entschloß sich Mohammed IV. zu selbständigem Handeln. Nicht der Bruder des verstorbenen Köprili, der dem Sultan das erledigte Reichssiegel überbrachte, wurde mit der Würde eines Großveziers betraut, sondern Mohammed's Liebling, der schon im Jahre 1663 zum Kaimakam, d. i. Stellvertreter des Großveziers, ernannte Kara Mustafa.

Kara Mustafa, der Schwager Ahmed Köprili's, besaß schon lange vor seiner Ernennung einen maßgebenden Einfluß auf Mohammed IV. und die Regierungspolitik. Er scheint es gewesen, durch den der Stimmungswechsel gegen den Kaiser in Constantinopel hervorgebracht wurde. Schon im Januar 1676 wenigstens hatte der Sultan durch den französischen Gesandten bei der ottomanischen Pforte, Nointel, Ludwig XIV. melden lassen, daß er im nächsten Jahre in Ungarn mit bewaffneter Macht einbrechen wolle, wenn sich der König von Frankreich verpflichte, mit dem Kaiser einseitig keinen Frieden zu schließen. In Paris war man über diesen Vorschlag im Ministerrate zur Beratung zusammengetreten; es wurde zwar kein förmliches Bündnis mit dem Sultan abgeschlossen, aber der Grundsatz aufgestellt: Da die Türken mit einem befreundeten christlichen Staate, dem Königreiche Polen, noch im Kriege befindlich seien, so wäre es Frankreich erlaubt, um dieses vom Joche der Ungläubigen zu befreien, die Kriegsfurie der Mohammedaner hinüberzuleiten in das Land des Kaisers, der mit Frankreich verfeindet.

Daß es Kara Mustafa war, der noch bei Lebzeiten Ahmed Köprili's solchen Plänen bei Mohammed IV. Gehör zu verschaffen wußte, geht wol am deutlichsten hervor aus der Haltung der Pforte gegen den Kaiser, nachdem er Großvezier geworden. Und Frankreich beeilte sich, die Kriegslust des neuen Großveziers anzustacheln. Der französische Botschafter Nointel ließ ihm durch einen venetianischen Ingenieur und mit Hilfe eines französischen Jesuiten die Pläne der beiden Festungen Raab und Komorn in die Hände spielen. Der offene Krieg in Ungarn wurde jedoch zunächst noch unmöglich gemacht durch einen anderen Kampf im Norden des Reiches.

Derselbe Dorozensko, der die Pforte seinerzeit in den Krieg mit Polen verwickelt hatte, wurde nach dem Frieden von Zurawna auch noch Ursache, daß sich dieselbe im Jahre 1677 in einen Kampf mit Rußland ein-

lassen mußte, dem erst im Jahre 1681 der Friede zu Razin ein Ende machte. So war denn Ludwig XIV. gezwungen, seine Hoffnung, dem Kaiser in Ungarn einen neuen Türkenkrieg zu entzünden, für einige Zeit zu vertagen.

Ebensowenig erfüllten sich seine Erwartungen in Polen zur Gänze. Die Wahl Johann Sobieski's zum König bedeutete allerdings die Verknüpfung der Interessen Polens mit denen Frankreichs. Trotz aller zu diesem Zwecke angewendeten Geldmittel konnte jedoch die Republik nicht zum offenen tatkräftigen Einschreiten gegen die Feinde Ludwig's XIV. herangezogen werden, weder gegen Brandenburg, noch in Schlesien oder Ungarn gegen den Kaiser. Sobieski war eben nur Wahlkönig und trotzdem zwei französische Gesandte am Hofe zu Warschau weilten, so machten sich doch auch noch andere Einflüsse geltend, als die französischen. Bei dem ganzen Charakter der Republik war dies wol auch nicht anders möglich. Nur in einer Richtung war die polnische Freundschaft von Wert. Die Verbindung zwischen Frankreich und den rebellischen Ungarn wurde über Polen vermittelt.

Schon im Jahre 1674 hatte der Marquis Bethune seinen Attaché Beaumont von hier aus nach Siebenbürgen geschickt. Nicht ohne seine Mitwirkung kam jener Umschwung der Verhältnisse am Hofe Apaffy's zu Stande, der hier die Kriegspartei zur dominierenden machte. Im Jahre 1675 wurde zu Fogarasch in Siebenbürgen der Entwurf eines Bündnisses Apaffy's und der Kuruzzen mit Frankreich beraten, wonach Ludwig XIV. sich verpflichten sollte, 6000 Mann Soldtruppen zum Kampfe gegen den Kaiser in Ungarn zur Verfügung zu stellen und monatlich 15.000 Thaler Subsidien zu zahlen zur Erhaltung von 12.000 Mann Rebellentruppen. Die Verhandlungen wurden durch einen eigenen Unterhändler in Paris weiter geführt, ohne doch sogleich zum Abschlusse gebracht zu werden. Die Verschworenen hängen sich an Bethune in Warschau. Sie versteigen sich so weit, ihm, dem Schwager Sobieski's, sogar die ungarische Königskrone anzubieten. Auch die Gemahlin Bethune's scheint sehr ehrgeizig gewesen zu sein. Die Stellung ihres Mannes am polnischen Königshofe als Gesandter Frankreichs dürfte ihrem Sinne nicht ganz entsprochen haben. Welche Perspective für die Zukunft, wenn die Ungarn den Marquis Bethune zum Könige erwählten! Am 27. Mai 1677 wurde endlich zu Warschau zwischen Ludwig XIV. und den Verbündeten ein förmlicher Vertrag abgeschlossen. Apaffy wird unter Anführung des Obergenerals Teleky den Kaiser im Juli mit 9000 Reitern und 6000 Fußsoldaten angreifen lassen. Frankreich zahlt jährlich an Subsidien 100.000 Thaler in vierteljährigen Raten und unterstützt die Verbündeten von Polen aus mit Truppen. Apaffy selbst beschränkt sich auf geheime Unterstützung der Malcontenten. Dem vorgeschobenen Obergeneral Teleky zur Seite soll ein Vicegeneral und ein Beirat von zwölf Magyaren zur Seite treten. Die Conföderierten dürfen ohne die Zustimmung des Königs von Frankreich mit dem Kaiser keinen Separatfrieden

schließen. Im Falle der König Frieden mit dem Kaiser schließt, wird er trachten, sie miteinzubegreifen. Jedenfalls wird er die Subsidien auch fernerhin gewähren.

Polen erwies sich also Ludwig XIV. nicht so sehr durch actives Eingreifen in die Verhältnisse Ungarns nützlich, als vielmehr durch Gewährenlassen. Mit französischem Gelde wurden im Gebiete der Republik für Ungarn Truppen geworben. Selbst dies war jedoch mit gewissen Schwierigkeiten verbunden. Sowol der Kaiser, wie auch der Papst beschwerten sich darüber in Warschau durch ihre Gesandten und auch unter den polnischen Ständen gab es manche, die mit dieser versteckten Feindschaft gegen den Kaiser nicht einverstanden waren. Das war aber auch die Ursache für Sobieski und noch mehr für dessen Gemahlin Marie Casimire, bei den sich mehrenden Schwierigkeiten neue Forderungen an Frankreich zu stellen, während für Ludwig XIV. die Bundesgenossenschaft Polens zunächst an actueller Wichtigkeit zu verlieren begann. Wir werden später sehen, wie sich aus diesen Verhältnissen die allmälige Hinneigung des polnischen Königspaares zum Kaiser entwickelte.

Mittlerweile spann Ludwig XIV. neue Fäden gegen Leopold I. Schon Mitte April 1678 ist es ihm gelungen, die Freistaaten der Niederlande, für welche der Kaiser und Brandenburg in Waffen gegen Frankreich standen, vom Bündnisse mit denselben und mit Spanien abzuziehen. Der schlaue Politiker an der Seine charakterisiert das Wesen seines Verfahrens hiebei selbst in folgenden Worten: Die Sorgfalt, mit welcher ich trachtete, sie (die Bundesgenossen) von einander zu reißen, sie zu vereinzeln, überwältigte sie völlig. Nach diesem Grundsatze der Isolierung wurde der unheilvolle Friede von Nymwegen abgeschlossen, am 10. August 1678 mit den Niederlanden, am 17. September mit Spanien. In Wien wurde man schwankend, ob der Krieg mit den stets unsicheren Contingenten des deutschen Reiches und mit Brandenburg im Bunde noch weiter fortzuführen sei gegen Frankreich und Schweden. Die Lage der Dinge in Ungarn war immer gefährlicher geworden, Brandenburg, welches den Schweden Pommern abgenommen hatte, war genötigt, seine Kraft zur Erhaltung dieser Eroberung zu verwenden; waren die Erblande im Stande, zugleich gegen die Revolution in Ungarn und gegen Frankreichs überlegene Macht beinahe allein anzukämpfen?

Die Mehrzahl der kaiserlichen Räte stimmte für den Frieden, vor Allem aber verlangten die deutschen Reichsstände zu Regensburg denselben; der Kurfürst von Baiern, einer der mächtigsten, stand im Solde Frankreichs, der Kurfürst von Sachsen war schwankend, auf die geistlichen Kurfürsten am Rheine war kein Verlaß, der Pfalzgraf von Neuburg — ein naher Verwandter des Kaisers, seit dessen Vermählung mit Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg am 14. December 1676 — warnte vor weiterer Fortsetzung des ungleichen Kampfes; so war es kein Wunder, daß der friedliebende Leopold

sich ebenfalls zum Frieden entschloß. Eingedenk seiner Pflichten als deutscher Kaiser, hatte er im Friedensvertrage das minder wichtige Breisach den Franzosen preisgegeben, um Philippsburg zu retten. Am 5. Februar 1679 hat sich auch der Kaiser für überwältigt erklärt. Nur der Herzog Karl V. von Lothringen blieb lieber in kaiserlichen Diensten, als daß er sich unter die Vasalität Frankreichs gebeugt hätte.

Einer stand noch in Waffen gegen Frankreich und Schweden, es war der Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Auch er wußte sich aus der Schlinge zu ziehen, allerdings unter großen Verlusten, denn als die Franzosen in's Gebiet von Cleve einfielen, die Schweden von der anderen Seite seine Länder bedrohten, da machte auch er Frieden, indem er auf seine Eroberungen Verzicht leistete. Friedrich Wilhelm war, wie der venetianische Botschafter Guistiniani im Jahre 1682 sagt, eine ebenso energische, wie leicht bewegliche Natur. Als die Friedensverhandlungen mit den Freistaaten der Niederlande begannen, suchte er zwar durch seinen Gesandten Crockow den Kaiser zur Fortsetzung des Krieges zu bewegen, zugleich aber begann er auch mit Frankreich in Unterhandlungen zu treten. Kam es ihm doch vor Allem darauf an, die im letzten Kriege mit schweren Opfern eroberten Gebiete (Pommern bis zum Sund) um jeden Preis zu behaupten. Zunächst suchte er durch den im Bunde mit Frankreich stehenden König Karl II. von England auf Ludwig XIV. einzuwirken. Anfangs Juni 1678 schickte er einen vertrauten Boten, d'Espence, mit dem Erbieten nach Paris, für die Erlaubnis, Pommern zu besitzen, dem Könige von Frankreich die römische Kaiserkrone zuzubringen. Ludwig XIV. jedoch gieng zunächst nicht darauf ein. Er zog den Ruhm vor, einen unglücklichen Bundesgenossen (nämlich Schweden) nicht verlassen zu haben. Mittlerweile hatte Leopold den Frieden geschlossen, unbekümmert um den Kurfürsten, von dem der Pfalzgraf von Neuburg bei Gelegenheit seiner Warnung vor Fortsetzung des Krieges gesagt hatte, der Kaiser möge doch nicht die Mittel seines Hauses verwenden für die Erhöhung des Einen, dessen Streben Allen verdächtig, für Niemanden gefährlicher sei als für den Kaiser selbst. Und Friedrich Wilhelm war ein energischer Freund, aber auch ein gefährlicher Feind. Jetzt wenigstens fühlte er sich aller Rücksichten ledig. Ludwig XIV. hatte seine einstigen Pläne auf die deutsche Kaiserkrone noch immer nicht vergessen. Zwar die Eroberungen in Pommern mußte Friedrich Wilhelm am 29. Juni 1679 im Friedensvertrage von St. Germain an Schweden beinahe gänzlich wieder zurückgeben; der König von Frankreich jedoch verpflichtete sich, zum Zeichen „seines besonderen Vergnügens, die alten freundschaftlichen Beziehungen mit dem Kurfürsten wieder hergestellt zu sehen", ihm als Ersatz der aufgewendeten Kosten und erlittenen Schäden in den nächsten zwei Jahren 300.000 Thaler zu zahlen.

Friedrich Wilhelm war eine ebenso energische als leicht bewegliche Natur. Schon am 2. Juli schrieb er an seinen Gesandten in Paris: „Weil

wir entschlossen sind, mit Ihro Majestät nach geschlossenem Frieden in nähere Allianz zu treten, so befehlen wir euch, vor fernerer Ordre nicht abzureisen und euch unter der Hand zu erkundigen, was für Bedingungen man von uns verlangen wird." Gleich darauf befahl er seinem Gesandten in Wien, Crockow, wegen Jägerndorfs endlich Satisfaction zu fordern und sich bei dem Kaiser zu verabschieden. An die Generalstaaten der vereinigten Niederlande schrieb er: er wünsche ihnen, „daß Gott ihren Staat inskünftige vor allem Unglück und feindlichem Überfall bewahren wolle, auf daß sie nicht einst zu ihrem Schaden gewahr werden möchten, was es nach sich ziehe, getreue Freunde zu verlassen". So wurde dann jener geheime Vertrag vom 25. October 1679 zwischen Frankreich und Brandenburg geschlossen, in welchem der Kurfürst gegen eine Million Livres, zahlbar in zehn Jahresraten, und das Versprechen, seine Ansprüche auf das schlesische Herzogtum Jägerndorf beim Kaiser zu unterstützen, sich verpflichtet, daß er, im Falle der Kaiser die Kurfürsten berufen sollte, in der Absicht, seinen Sohn Joseph, der am 26. Juli 1678 geboren war, zum römischen Könige wählen zu lassen, diesem Vorhaben auf alle Weise entgegenwirken wolle.

Von jetzt ab tritt der Plan Ludwig's XIV. wieder bestimmt hervor, sich der deutschen Kaiserkrone zu bemächtigen. Die Erwerbung Spaniens bleibt einer späteren Zukunft vorbehalten. Die Frage der Besitzergreifung dieses Landes mußte beim Tode Karl's II. ohnedies zum Austrage kommen, da wol kaum von ihm Erben seines Reiches zu erwarten waren. Deswegen ergreift Ludwig XIV., der jetzt seine ganze Aufmerksamkeit auf Deutschland lenkt, die Bundesgenossenschaft Brandenburgs; aus diesem Grunde vermählt er den Dauphin mit der baierischen Prinzessin Maria Anna; die vier rheinischen Kurfürsten sollten von Frankreich vollständig abhängig gemacht werden durch — die Reunionen. Zu spät erst erkannte Kaiser Leopold die Absichten seines erbitterten Gegners.

Die Kräfte der Wiener Regierung wurden beinahe gänzlich absorbiert von den Verhältnissen in Ungarn.

Die Gruppierung der Mächte hatte sich zwar geändert, in Schweden begann Karl XI. und sein Kanzler Benedict Oxenstierna sich vom französischen Einflusse loszusagen; auch in den Niederlanden bemühte sich Wilhelm von Oranien, Frankreichs Übergriffe einzudämmen, aber was bedeutete zunächst all' dies Ludwig's XIV. Machtstellung gegenüber? Spanien war niedergeworfen, Englands König im französischen Solde, bereit, für die ihm gewährten Subsidien selbst die Interessen seines Landes zu verkaufen. Von Polen aus war die Türkei und Ungarn dem Interesse Ludwig's XIV. dienstbar gemacht worden, und wenn auch die Dienstfertigkeit Sobieski's zu erkalten begann, vom Friedensschlusse mit Moskau hieng es ab, wann der neue Großvezier dem Kaiser den verderbenbringenden Krieg in seine Länder tragen werde.

Jetzt schon war des Kaisers Macht gebunden durch die Kämpfe mit den Rebellen. Es unterlag keinem Zweifel, mit den Mitteln seiner Erblande war derselbe nicht im Stande, gegen Türken und Magyaren aufzukommen. Wer sollte dann das Reich schützen gegen den anstürmenden Halbmond? Das konnte nur der mächtigste Fürst Europa's sein, der neue Kaiser! Doch nicht dem bloßen Zufalle sollte es überlassen bleiben, ob Brandenburg und Baiern stark genug sein würden, die Wahl auf Ludwig XIV. zu lenken. Die Stellung Frankreichs sollte eine solche sein, daß auch die rheinischen Kurfürsten den König als ihren Herrn erkennen müßten. Ludwig XIV. befand sich damals auf dem Gipfelpunkte seiner Macht. Ist es ein Wunder, wenn er dieselbe zur Erreichung seiner Ziele mißbrauchte?

Seit den Tagen des westphälischen Friedens war ja Deutschland vollständig zerrissen. Wer sollte es wagen, die neue Erfindung Ludwig's XIV., die Eroberung weiter Ländergebiete, wichtiger Festungen im Frieden, zu verhindern?

So begannen die sogenannten Reunionen. Wozu hatte es denn Frankreich im westphälischen Frieden durchgesetzt, daß die Bestimmungen über die Abtretungen von Metz, Toul, Verdun und Elsaß so unklar als möglich abgefaßt werden mußten, wenn es jetzt diese unklaren Bestimmungen nicht zu seinem Nutzen hätte ausbeuten sollen! Es konnte sogar den Schein des Rechtes für sich in Anspruch nehmen, und daher wurden die Reunionskammern errichtet. Ludwig XIV. ließ sich jedoch selbst hiemit noch nicht genügen. Erst wenn Straßburg und Luxemburg, die beiden Bollwerke, die das breite Einfallsthor nach Deutschland deckten, in seinem Besitze waren, hatte er die vier Kurfürsten am Rheine vollkommen in seiner Macht und konnte, sobald ihm der Zeitpunkt geeignet erschien, sie nötigen, ihn zum römischen Könige zu wählen und demgemäß zum Herrn des Reiches zu machen. Mit den Mitteln des französischen Königs, Geld und Waffen, schien Alles erreichbar Der Kurfürst von Brandenburg schloß am 11. Jänner 1681, trotz aller Bemühungen des Kaisers und Wilhelm's von Oranien ihn auf ihre Seite zu ziehen, mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündnis auf zehn Jahre, damit der Friede befestigt werde, welchem der König von Frankreich so viele Eroberungen geopfert, gegenüber dem Bestreben einiger Reichsfürsten, das gute Einvernehmen des Königs mit dem Reiche zu stören.

„Um allen Schwierigkeiten der Auslegung und Ausführung des Tractates zu begegnen, wird weder Recht noch Unrecht desjenigen Contrahenten, der die Hilfe des anderen requiriert, ob also er der Urheber der Differenz ist oder nicht, in Frage gestellt — ein Angriff auf sein Recht oder sein Land genügt für den Mitcontrahenten, ihm die Mithilfe tatsächlich leisten zu müssen." ... „Die Hilfe wird eventuell verdoppelt, verdreifacht, ja mit gesammten Kräften geleistet." Als Preis für dieses Bündnis, das den Annexionsgelüsten Ludwig's XIV. auf Kosten deutschen Reichsgebietes freien Spielraum beließ und den Kurfürsten

zum Helfershelfer Frankreichs machen sollte, erhöhte der König die im Vertrage vom 25. October 1679 zugesagten 100.000 Livres auf 100.000 Thaler jährlich.

Was konnte es da nützen, wenn Schweden, das schon seit längerer Zeit aus dem Bunde mit Frankreich getreten und durch die Reunionen in Pfalz-Zweibrücken ebenfalls bedroht wurde, im Frühjahre 1681 mit dem Plane einer Association der Mächte gegen Ludwig's XIV. Übergriffe hervortrat. Was sollte es nützen, wenn der Kaiser der bedrohten Stadt Straßburg 6000 Mann kaiserliche Truppen anbot, wenn er auf dem Reichstage zu Regensburg den Vorschlag machte, ein Reichsheer zur Abwehr der französischen Einbrüche in die Waffen zu rufen.

Das Reich war ohnmächtig. Die Stände beschlossen, mit schriftlichen Vorstellungen gegen Frankreich einzuschreiten. Als ob es darauf angekommen wäre. Französisches Geld hatte die Bürgerschaft der freien Reichsstadt gerade so für sich gewonnen, wie einen Teil der Fürsten. Der Rat von Straßburg lehnt das Anbot, kaiserliche Truppen zur Hilfe zu senden, ab, denn die Aufnahme eines kaiserlichen Soldaten würde Ludwig XIV. als Kriegserklärung der Stadt ansehen. Am 1. October 1681 befindet sich Straßburg in seinen Händen; „einer Metze gleich hatte sich dasselbe dem Gallier um Geld verkauft". Fürstenberg, der Bischof der Stadt, begrüßt den französischen König als „Heiland".

Noch war Straßburg nicht verloren gewesen und schon drohte Ludwig XIV. mit einer neuen „Eroberung". Auch das belgische Luxemburg sollte unter seine Botmäßigkeit fallen. Da der König von England durch goldene Fesseln an Frankreichs Interesse gebunden war, brauchte er den eventuellen Einspruch Hollands nicht zu fürchten. Im August 1681 fordert er die Stadt, und da man sich weigert seinem Befehle sogleich zu gehorchen, läßt er seine Truppen gegen Luxemburg marschieren.

Nicht im Geheimen wurden diese beiden Actionen vorbereitet und durchgeführt, sondern offen vor aller Welt. Schon im Januar 1681 hatte man von den Absichten des französischen Königs auf Straßburg im englischen Parlamente gesprochen.

Kaiser Leopold hegte seit Langem den Verdacht, daß es sein Gegner auf die römische Kaiserkrone abgesehen habe. Bereits im Jahre 1674 berichtet der venetianische Botschafter Morosini aus Wien: „In dem Kaiser hat der Verdacht und die Meinung Wurzel geschlagen, daß der Allerchristlichste nach der römischen Kaiserkrone trachte." Wenn bisher noch ein Schatten von Zweifel über die Absichten Ludwig's XIV. obwaltete, diese offenen Taten einer Brutalität, die keine anderen Grenzen kennt als ihren eigenen Willen, mußten selben schwinden machen.

In Leopold concentrierte sich daher von da ab alle Energie, deren er fähig war, um dieses Äußerste von sich und vom Reiche abzuhalten.

Die französischen Gesandten an den verschiedenen Höfen Europa's, in den Niederlanden, in England, in Schweden, zu Regensburg beim deutschen Reichstage hatten die Aufgabe erhalten, die Handlungen Ludwig's XIV. als eine im Interesse des Friedens gelegene, notgedrungene Abwehr der bereits im Zuge gewesenen kriegerischen Absichten des Kaisers darzustellen. Er habe sich sichern müssen durch die Besitznahme eines Bollwerkes, das ihm dessen Bürger freiwillig angeboten hätten. Die Kühnheit Ludwig's XIV. verstieg sich so weit, dem Kaiser zu Wien durch seinen Gesandten Seppeville Ähnliches in's Gesicht sagen zu lassen: Es sei notwendig gewesen, Straßburg zum Schutze der Länder des Königs in Besitz zu nehmen, nicht als Eroberer, sondern als Protector. Von den Bürgern der Stadt herbeigerufen, habe er Bedingungen gestellt, wie man dies mehr Bundesgenossen, denn Unterworfenen gegenüber zu tun pflege. Er habe der Stadt ihre freie Selbständigkeit belassen und sich nur das Recht der Besatzung vorbehalten. Er habe sich hiebei an dem Kaiser ein Beispiel genommen, der unlängst Ähnliches habe tun wollen, und dergleichen mehr.

Das scheint dem Kaiser denn doch des Guten zu viel. Heftiger, als es sonst seine Gewohnheit war, erwiderte er: Durch die Wegnahme von Straßburg habe der König offen gezeigt, wie er sein gegebenes Wort halte. Entgegen dem Frieden von Nymwegen habe er Festungen errichtet, die Freiheit von Städten und Reichsständen unterdrückt, mit höchstem Unrechte die Grenzen hinausgeschoben, und in der wortreichen Rede habe der Gesandte nichts erbracht, was dartue, daß ein solches Verfahren mit irgend einem Frieden bestehen könne. Im Vertrauen auf die Güte seiner Sache, auf Gott als den Rächer des Unrechtes, werde er als Kaiser nicht dulden, daß seine und des Reiches Würde so mißachtet werde.

In Wien hatte man über den Frieden von Nymwegen keine besondere Freude gezeigt. Gleich der Kunde vom Ausbruche eines Krieges hatte er alle Gemüter mit Trauer erfüllt. Er schien das äußerste Maß von Zugeständnissen an Frankreich zu enthalten. Der Kaiser hatte eine Dankesfeier verordnet mit den Worten: Man müsse Gott auch für Calamitäten dankbar sein. Als die herkömmlichen Glückwunschdeputationen vor ihm erschienen, hatte er nur wenige abgebrochene Sätze für sie.

Ist es nicht selbstverständlich, daß er sich nunmehr, wo ihm das Äußerste von Frankreich drohte, der von Schweden angeregten Association gegen Frankreich anschloß? Und noch ein Anderer vermehrte die Bundesgenossenschaft, Wilhelm von Oranien. Auch er erkannte seit Längerem in Ludwig XIV. den Störer der europäischen Ruhe, auch er war durch die Reunion der Herrschaften Vianden und St. Vith in der Grafschaft Chini unmittelbar betroffen worden. Ihm ist es zuzuschreiben, daß noch im Laufe des Jahres 1681 auch die Freistaaten der Niederlande der Association gegen Frankreichs Übergriffe beitraten. Nur England war nicht zu gewinnen, denn Karl II. blieb aus bekannten Ursachen mit den Interessen Frankreichs verknüpft.

Während sich Spanien, das durch Ludwig XIV. in Luxemburg zunächst bedrohte, bemühte, den Kaiser zum Aufgebote all' seiner Kräfte im Kampfe gegen den Friedensstörer zu vermögen und daher vor Allem durch seinen Gesandten auf eine Pacification Ungarns hinarbeitete, suchte Friedrich Wilhelm von Brandenburg im Dienste Frankreichs die deutschen Fürsten von jeder Action gegen Letzteres zurückzuhalten.

Ludwig XIV. scheute eine Coalition der europäischen Mächte. Schon zweimal war ihm eine solche in der völligen Durchführung seiner Pläne entgegengetreten. Er suchte daher auch jetzt den gefährlichsten Gegner, den Kaiser und das Reich sich vom Leibe zu halten. Selbst die Gegner Ludwig's XIV. erkannten an, daß dies nur durch den Einfluß des Kurfürsten von Brandenburg möglich sei. Schon im Jahre 1669 hatte Leibniz die Grundsätze Friedrich Wilhelm's dahin definiert: „Wer mir das Meiste gibt, dem adhäriere ich." Ludwig XIV. wollte sich diesen Bundesgenossen um jeden Preis erhalten. In den Verhandlungen, die zwischen Paris und Berlin gepflogen wurden, erklärte er daher, mit dem bisher von Deutschland Genommenen sich begnügen zu wollen. In diesem Sinne wurde am 22. Januar 1682 der dritte Vertrag mit Brandenburg geschlossen. Ludwig XIV. verpflichtete sich in demselben, dem Kurfürsten jährlich 400.000 Livres an Subsidien zu bezahlen. Im Falle eines Krieges sollte diese Summe bis auf 900.000 Livres erhöht werden.

Trotzdem gelang es dem Kaiser, in Deutschland neue Bundesgenossen gegen Frankreich zu gewinnen. Das Haus Pfalz-Neuburg war seit der schon früher erwähnten Verbindung Leopold's mit Eleonora Magdalena Theresia im Jahre 1676 gut kaiserlich gesinnt. Dem persönlichen Einflusse des Kaisers gelang es, bei Gelegenheit einer Wallfahrt nach Alt-Öttingen im Verkehre mit Maximilian Emanuel, dem jugendlichen Kurfürsten von Baiern, diesen trotz der Schwägerschaft mit Ludwig XIV. für sich zu gewinnen. Der König von Frankreich wähnte, ihm keine Aufmerksamkeit schenken zu müssen. Die Rodomontaden seiner im Interesse Frankreichs arbeitenden Diener hatten den Kurfürsten der Vasallität, wie es scheint, müde gemacht. Hoffnungen auf eine hervorragende Stellung am Kaiserhofe, vielleicht sogar auf eine verwandtschaftliche Verbindung mit den Habsburgern, haben den ehrgeizigen, nach Macht und Ruhm dürstenden Fürsten in die Arme des Kaisers getrieben. Als ihn Leopold gleichsam zum Andenken an ihre Begegnung mit einem kostbaren Degen beschenkte, soll er gesagt haben: „Ich werde ihn führen nur für den Kaiser und das Vaterland."

Mittlerweile war es den Verbündeten, vor Allem Wilhelm von Oranien, auch in England gelungen, die Verhältnisse auf die Spitze zu treiben. Ende März 1682 konnte Karl II. dem Andringen Spaniens kaum mehr widerstehen. Mit seinem Parlamente entzweit, bat er Ludwig XIV. bezüglich Luxemburgs wenigstens scheinbar nachzugeben. Die Verhältnisse Europa's waren

auf das Äußerste gespannt; wie eine gewitterschwangere Wolke lag die Kriegsfrage vor aller Augen ausgebreitet — noch ein Moment und sie brach los. In diesem beängstigenden Augenblicke schickte Ludwig XIV. einen Boten nach England mit der Nachricht: da der König von Frankreich von Wien und von Constantinopel her vernommen, daß die Türken mit Macht heranziehen werden, so habe er, um nicht den Vorwurf auf sich zu laden, daß durch ihn zur Zeit der Gefahr die Christenheit gespalten werde, dem Marschall Crequi den Befehl erteilt, die Blokade von Luxemburg aufzuheben. Er überlasse den schiedsrichterlichen Spruch über seine Differenzen mit Spanien dem Könige von England. Und der Minister Croissy soll den fremden Gesandten in Paris gesagt haben: „Trotz der günstigen Gelegenheit, alle seine Forderungen durchzusetzen, halte es der König seines Ruhmes für unwürdig, durch die Türken, mit denen er sich niemals habe einlassen wollen, einen Vorteil zu erlangen.“

Schon im Jahre 1681 war die Pforte durch den Frieden von Razin von Rußland wieder losgekommen.

Wußte Ludwig XIV. davon, daß Kara Mustafa ehebaldigst seine Waffen nach Ungarn tragen werde?

Der venetianische Botschafter in Paris, Foscarini, wenigstens meinte: „Da der König statt des wahren Beweggrundes für das Zurückweichen von Luxemburg die Religion vorschützte, indem der Christenheit die Gefahr eines türkischen Angriffes bevorstehe, geriet er von einer Ungereimtheit in die andere und schlimmere, nämlich diejenige, durchblicken zu lassen, daß er im Voraus und mehr als es sich gebührte, von den Intentionen der Pforte unterrichtet sei.“

War es wirklich Ludwig XIV. gelungen, die Türkei zum Kriege mit dem römischen Kaiser zu bewegen, oder war er nur durch seine Verbindungen mit dem Großvezier Kara Mustafa in den Besitz der Nachricht gekommen von dem Willen desselben, baldigst loszuschlagen? Die Beantwortung dieser Frage hängt wesentlich ab von der Entwicklung der Verhältnisse im südöstlichen Europa, in Ungarn und im Reiche der Osmanen.

Wir haben gesehen, wie es sich Ludwig XIV. angelegen sein ließ, die Unruhen in Ungarn zu schüren, um das Feuer stets bereit zu halten, an dem sich der Brand der habsburgischen Monarchie entzünden konnte. Daß in dem Lande der geborenen Rebellen des Zündstoffes genugsam aufgehäuft wurde, ist ebenfalls bereits erwähnt worden. Wir haben erzählt, wie bei dem immer drohenderen Anwachsen der Macht des französischen Königs nicht blos im Schoße der Wiener Regierung, sondern auch im Sinne des Kaisers Leopold sich immer mehr die Überzeugung Bahn brach, daß zu einer wirklich erfolgreichen Action gegen Frankreich vor Allem die Pacification Ungarns durchgeführt werden müsse. Auch die mehr als zweideutige Rolle der Pforte konnte in Wien kein Geheimnis bleiben. Obgleich man noch eine stattliche Reihe von Jahren vor sich hatte, bis zum Ablaufe des im Jahre 1664 auf die Dauer von zwanzig

Jahren abgeschlossenen Waffenstillstandes, so arbeitete man doch schon frühzeitig darauf hin, eine Erneuerung desselben zu Stande zu bringen. Wir haben zum Jahre 1673 die dringende Mahnung des kaiserlichen Residenten Khindsberg erwähnt, die Pacification Ungarns möglichst rasch durchzuführen, damit den Rebellen nicht von auswärts Hilfe werde.

Man hat diese Mahnung in Wien nicht gänzlich außer Acht gelassen. Auch von der verderblichen Einwirkung des französischen Einflusses auf den neuen Großvezier hatte man eine Ahnung. Wenigstens wurde Khindsberg schon ihm Jahre 1677 beauftragt, sowol das Intriguenspiel der ungarischen Rebellen, wie auch des französischen Botschafters zu überwachen. Damals war dies schwieriger als vordem, denn noch im Jahre 1673 war der Zuträger des kaiserlichen Residenten, der Pfortendolmetsch Panaiotti gestorben. Und als die Pforte durch den Krieg mit Moskau in Athem gehalten wurde — vielleicht gerade deswegen — meinte man, die Zeit sei günstig auf die Erneuerung des Waffenstillstandes, auf präcisere Fassung desselben in Constantinopel hinzuarbeiten. Man schickte zu diesem Zwecke einen eigenen Internuntius nach Constantinopel in der Person des Hofkriegsrates Hofmann von Ankerskron. Allein, der mit den Verhältnissen vertraute Khindsberg, der ihn unterstützen sollte, starb im Jahre 1678 weg und es mußte in Terlingo ein neuer Resident ernannt werden. Ein Wechsel der Persönlichkeiten in der Vertretung eines Staates in Constantinopel hatte immer etwas Mißliches. Die kaiserliche Regierung jedoch wurde in dieser Beziehung von besonderem Mißgeschicke verfolgt. Kaum daß sich Hofmann in die Verhältnisse eingelebt hatte, so wurde er krank und starb im Jahre 1679. Auch Terlingo erkrankte und man sendete daher den Secretär Sattler zu seiner Unterstützung nach der Pforte. Mit diesem fuhr man aber noch übler, denn er erreichte nicht einmal Constantinopel; auf der Reise ereilte ihn der Tod in Belgrad.

So wurde denn als neuer Resident Georg Christoph von Kuniz, früher Generalconsul der Levantinischen Handelsgesellschaft, der damals gerade in Ofen sich befand, über Hals und Kopf nach der Türkei gesendet. Innerhalb dreier Jahre der fünfte Gesandte. Als er am 23. März 1680 in Ponte Piccolo eintraf, wurde er von dem Personale der kaiserlichen Botschaft empfangen und nach Constantinopel zu Schiffe geleitet. Es bestand dasselbe aus den Dolmetschen Marc' Antonio Mamucha della Torre*), Janaki, Porphirita und Cleronome, dem Secretär Bucher und dem kaiserlichen Sprachknaben Adam Lachawiz, einem gebürtigen Wiener. Der Resident Terlingo war bereits am 13. Januar gestorben. Kuniz sollte hauptsächlich „die durch den Internuntius Hofmann angefangene, durch dessen frühzeitigen Todfall aber

---

*) Dieser war ebenso, wie früher Panaiotti, nicht nur kaiserlicher, sondern schon seit 1668 auch Pfortendolmetsch.

in das Stocken geratene Negotiation, den Frieden auf 20 Jahre zu verlängern, neuerdings vor handen nehmen".

Obgleich Kuniz in Constantinopel nicht fremd war — er hatte sich bereits im Jahre 1673 und seitdem noch öfter daselbst aufgehalten, so mußte man doch endlich einsehen, daß er allein nicht im Stande sein werde, die Pforte zum neuerlichen Eingehen auf den Waffenstillstand zu bewegen.

Der Großvezier zeigte gleich in der ersten Audienz, die er Kuniz am 28. April gewährte, daß er über die politischen Verhältnisse Europa's im Ganzen gut unterrichtet war. Er fragt, ob Casale in Italien bereits in den Händen Ludwig's XIV. sich befinde. — Es war dies das Ausfallsthor nach Italien, welches im Jahre 1681 zur selben Zeit, wo Straßburg fiel, in die Hände der Franzosen geriet. — Er erkundigte sich um die Ursachen des Mißerfolges der Allianz zwischen dem Kaiser, Spanien und Holland gegen Frankreich. Ob denn Ludwig XIV. nach erfolgtem Frieden noch weitere Ansprüche an das Reich erhoben, ob dieser ehrgeizige König viele Truppen habe und gegen wen denn eigentlich dessen Macht gerichtet sei. Schon im August desselben Jahres berichtet dann Kuniz, daß das Absehen der Türken auf die Länder des Kaisers gehe. Guillerague s, seit 1679 französischer Gesandter an der Pforte, scheint die Reunionen bei Kara Mustafa in ein Licht gestellt zu haben, daß sie diesem erscheinen mußten als eine Vorarbeit zur Ausführung seiner eigenen Pläne gegen den Kaiser. Kuniz' Warnungen blieben jedoch in Wien unbeachtet. An ein Einverständnis Ludwig's XIV. mit den Türken scheint man nicht geglaubt zu haben. Wenigstens war es Axiom bei der kaiserlichen Regierung, daß der Abschluß der Friedensverlängerung in inniger Verbindung stehe mit der Beruhigung Ungarns. Wenn es hier gelang, die aufgeregten Gemüter zu besänftigen, dann stünde dem neuerlichen Frieden mit der Pforte nichts mehr im Wege, denn nur die Revolution in Ungarn gebe derselben Gelegenheit, ihre raubsüchtigen Augen auf die Länder des Kaisers zu lenken. Habe man hier die Ruhe hergestellt, dann könne man mit ganzer Kraft dem Übermutz Frankreichs im Westen entgegentreten. Bis zu einem gewissen Grade war diese Calculation auch nicht ganz unrichtig.

So hatte sich denn die Politik, welche die kaiserliche Regierung in Ungarn eingeschlagen hatte, als ein colossaler Irrtum entpuppt. Die Kräfte, die man aufzuwenden vermochte, um in dem Königreiche die absolutistische Regierungsgewalt zur Geltung zu bringen, hatten sich als unzulänglich erwiesen. General Kopp, Bischof Kollonitz und die anderen Vertreter der geistlichen Gewalt hatten vergeblich Gewaltmaßregeln aufeinander gehäuft — das Land war nicht bezwungen, aber eine furchtbare Erbitterung hatte Platz gegriffen. Von all' den Gräueln, welche hier im Namen der Staatsgewalt und der Religion verübt wurden, hatte der Kaiser kaum eine vollständige Kenntnis, sonst hätte er bei seiner überaus milden Gemütsart dieselben wol nicht gestattet. Rink wenigstens,

in seiner Geschichte Leopold's, behauptet, es sei gewiß, „daß er niemahls selbst erfahren, wie heftig man die Leute gepeiniget, einen anderen Glauben anzunehmen".

Er sah nur die Folgen davon für die Kriegsfähigkeit seiner Länder gegen Frankreich. Als daher der Bischof von Waitzen, Johann Gubasóczy, die Ansicht vorbrachte: „nichts könne so leicht, als Nachgiebigkeit, die ungarische Nation gewinnen" — man müsse sich beeilen, denn „der Feind sei auch im Winter thätig; der türkische Mond gehe in der Nacht auf und der gallische Hahn schlafe nicht"; da gieng der Kaiser auf dessen Vorschlag ein und berief am 22. Januar 1678 eine Friedensconferenz. Der greise Bischof von Erlau, Bársony, hatte den Rat gegeben, sämmtliche Lutheraner und Calviner auszurotten.

Im Mai noch trat die Versammlung der Magnaten, welche die Mittel der Pacification beraten sollte, in Preßburg zusammen. Obgleich nur die dem Kaiser Ergebenen erschienen waren, giengen die Forderungen derselben doch ziemlich weit. Sie verlangten nicht weniger als Wiederherstellung der Verfassung, Einberufung des ungarischen Reichstages, Wahl eines Palatins, Einführung einer gesetzmäßigen Regierung, Einstellung der Glaubensverfolgungen, Abschaffung der eigenmächtig ausgeschriebenen Steuern, Entfernung der Ausländer von den Ämtern, Beseitigung der Ausschreitungen einer fremden Soldatesca. Hofkanzler Paul Hocher befand sich in der Versammlung. Er, der Träger der absolutistischen Ideen, die durch die kaiserliche Regierung in Ungarn hätten zur Herrschaft gebracht werden sollen, mußte solches vernehmen! Er geriet in Zorn und schalt die Mitglieder der Versammlung Rebellen. Dies rief den Unwillen der Anwesenden hervor und es entspann sich ein heftiger Streit. Von Wut entbrannt, soll Hocher die Worte gebraucht haben: „Der Kaiser wäre glücklich, wenn er unter zehn Ungarn wenigstens einen Getreuen fände." Die Erregung wurde so hochgradig, daß man resultatlos auseinander gieng. — Solche Erörterungen führten natürlich nicht zu dem gewünschten Ziele. Es wurde dadurch Mißtrauen erweckt selbst in jenen Kreisen, die bisher treu zur kaiserlichen Fahne gehalten.

Seitdem jener Vertrag zu Warschau zwischen Ludwig XIV., Apaffy und den Rebellen am 27. Mai 1677 geschlossen worden war, durch den sich der französische König zur Subsidienzahlung verpflichtete, nahm auch die Rebellion größere Dimensionen an.

Teleky, der officielle Führer der Aufständischen, erließ eine Proclamation, worin er erklärte, die Ungarn würden von dem Fürsten von Siebenbürgen, dem Könige von Frankreich und dem Sultan in ihren Bestrebungen, die Freiheit des Landes zu erringen, unterstützt. Auch die Katholiken forderte er auf, sich ihnen anzuschließen, denn es handle sich um die Verteidigung der adeligen Rechte des Landes. Für ihren Glauben hätten sie nichts zu befürchten, nur

Derjenige, der sich passiv verhalte oder gar die Sache des Kaisers unterstützen sollte, werde als Feind behandelt werden. Trotzdem, daß damals in Polen sich bereits ein Umschwung der Verhältnisse zu vollziehen begann, da es der mit Ludwig's XIV. Haltung unzufriedenen Königin Marie Casimire gelungen war, einen Teil des von den Franzosen geworbenen Zuzuges aus der Republik durch den Zipser Starosten Lubomirski mit Gewalt zurückhalten zu lassen, war Teleky doch zum Mindesten mit doppelt so starker Macht auf dem Kriegsschauplatze erschienen, als ihm General Wrbna entgegenzustellen vermochte. Er verlor jedoch die kostbarste Zeit durch die vergebliche Belagerung der Veste Eperies und als sich die Kaiserlichen mittlerweile verstärkt hatten, mußte er sich unverrichteter Dinge zurückziehen. Er war kein Feldherr, und als ihm von seinen Gesinnungsgenossen Vorwürfe entgegengeschleudert wurden, da legte er Mitte August 1678 das Commando über die Aufständischen nieder und zog mit den siebenbürgischen Truppen in die Heimat ab.

Von diesem Momente an trat aus den Rebellen ein Mann an die Spitze der Bewegung, dessen Name sehr bald Klang erhalten sollte weit über die Grenzen Ungarns hinaus, der damals einundzwanzigjährige Emerich Thököly.

Die Familie der Thököly war von verhältnismäßig jungem Adel. Der Urgroßvater Emerich's, Namens Sebastian, soll Pferdehändler gewesen sein. Erst im Jahre 1572 gelangte er in den Besitz eines Adelsbriefes. Er erwarb große Reichtümer, theilweise durch Heirat, theilweise durch seinen „kecken Sinn". So besaß er schon im Jahre 1579 die Herrschaft Käsmark. Vom Kaiser wurde er für seine im Türkenkriege des Jahres 1598 geleisteten Dienste mit dem Baronate belohnt. Der Enkel dieses Mannes, Stephan Thököly, wurde durch seine Heirat mit der Witwe Gyulaffy auch Besitzer von ausgedehnten Gütern in Siebenbürgen. Er soll jährlich mehr als 100.000 Thaler an Einkünften bezogen haben. Dieser Stephan Thököly war eifriger Protestant und Anhänger der Magnatenverschwörung des Jahres 1670. Als solcher wurde er geächtet. Seinen Sohn Emerich schickte er in das Schloß Likava, er selbst schloß sich mit seinen zwei Töchtern im festen Arva ein. Drei Tage, nachdem die Kaiserlichen vor dem Letzteren angelangt waren, starb er. Seine Töchter übergaben das Schloß. Den Sohn soll man in Frauenkleidung über die Grenze nach Polen geflüchtet haben, wo er unter Lilienberg's und Fajgel's Leitung seine ausgezeichneten Geistesgaben schnell entwickelte und zum feurigen, beredten jungen Manne heranwuchs, beseelt von glühendem Hasse gegen die kaiserliche Herrschaft in Ungarn. Unter den Kuruzzen war er bald zu großem Ansehen gelangt. Michael Teleky, der siebenbürgische Obergeneral, verlobte ihm seine Tochter. Als Teleky vom Commando zurücktrat, wurde Emerich Thököly an seine Stelle von den Aufständischen erhoben.

Dem feurigen Auftreten des jugendlichen Führers in Wort und Tat gelang es, rasch 20.000 Streiter um seine Fahnen zu sammeln, im schnellen

Siegeslaufe seine vom Fiscus confiscierten väterlichen Schlösser Likava, Rosenberg und Arva einzunehmen. Er bemächtigt sich der westungarischen Bergstädte Neusohl, Altsohl, Schemnitz, Kremnitz und Léva; 180.000 Ducaten und eine große Menge Silber fällt den Aufständischen als Beute zu. Er läßt daraus Münzen prägen mit dem Reverse: „Tököli princeps, partium Hungariae dominus“ (Fürst Thököly, Herr der ungarischen Reichsteile) und mit dem Averse: „Ludovicus XIV. Galliae rex, protector Hungariae“ (Ludwig XIV. König von Frankreich, Beschützer Ungarns). Einzelne Raubschaaren der Aufständischen sengen und brennen bis jenseits der österreichischen und mährischen Grenzen.

Wir haben gesehen, wie um diese Zeit des Kaisers Kräfte im Kampfe gegen Ludwig XIV. im sogenannten zweiten Raubkriege immer mehr erlahmten, wie er sich allmälig beinahe allein dem Ansturme seines rücksichtlosen Gegners ausgesetzt sah. Es wurde daher noch im Jahre 1678 der Erzbischof von Gran, Szelepchény, beauftragt, mit Thököly Friedensverhandlungen einzuleiten. Dieselben scheiterten jedoch an den überspannten Forderungen der Aufständischen. Allgemeine Amnestie, Rückgabe der confiscierten Güter, Wahl eines Palatins, Wiederherstellung der Verfassung, Bewilligung der Glaubensfreiheit für die Evangelischen, Landesverweisung der Jesuiten und Antwort im Verlaufe eines Monats, widrigenfalls man die Bergstädte den Türken ausliefern werde. Das waren Dinge, zu denen man sich in Wien unmöglich entschließen konnte. Allein Thököly erlitt noch im Verlaufe des November durch die Generale Dünewald und Wrbna eine empfindliche Niederlage, wodurch die Bergstädte wieder in die Hände der Kaiserlichen gerieten, zugleich erhielt er durch Bethune aus Polen die Nachricht vom bevorstehenden Friedensschlusse zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. Er gieng daher auf den ihm angebotenen Vorschlag eines Waffenstillstandes bis Ende Februar 1679 ein. Während dieser Zeit sollte Friede und Vergleich beraten und beschlossen werden. Erzbischof Szelepchény, die Grafen Nostitz und Schwarzenberg werden mit den Verhandlungen von kaiserlicher Seite betraut. Von Seite der Aufständischen wurde Paul Szalay nach Ödenburg, wo die Friedensverhandlung stattfinden sollte, entsendet. Caspar von Ampringen, der Gubernator Ungarns, dem von allen Seiten nur Haß und Feindschaft im Lande entgegengetreten war, den die Magyaren schon weil er ein Deutscher, auch so weit sie Anhänger des Kaisers waren, haßten, dem alle Grausamkeiten der Kaiserlichen zugeschrieben wurden, der doch vom Beginne seines dornenvollen Amtes kaum Gelegenheit gehabt, in die Verhältnisse einzugreifen, zog sich, der vielen Kränkungen müde, vom Amte zurück. „Aus Gesundheitsrücksichten“ verzichtete er auf seine Würde als Gubernator und begab sich in seine Residenz Mergentheim.

Auch die Verhandlungen zu Ödenburg führten zu keinem gedeihlichen Resultate, und zwar in zweifacher Hinsicht. Was zunächst den Frieden mit den

Aufständischen betrifft, so wirkte auf den Abschluß eines solchen der mittlerweile mit Ludwig XIV. zu Nymwegen abgeschlossene Friede ungünstig ein. In



(Nach einem in der k. k. Fideicommiß-Bibliothek befindlichen Stiche.)

diesen war zwar Apaffy eingeschlossen, der ungarischen Rebellen jedoch nicht gedacht. Dadurch wurden die Forderungen der kaiserlichen Delegierten wesentlich erhöht. Sie verlangten vor Allem Niederlegung der Waffen, dann sollten

gewisse Beschwerden der Exulanten abgestellt werden. Darauf giengen jedoch diese nicht ein.

Ihr Unterhändler Szalay hatte aber auch ein persönliches Anliegen Thököly's vorzubringen. Dieser hatte die Brautschaft mit der Tochter Teleky's gelöst und wollte sich mit Helena, der Witwe Franz Rákóczy's, des einstigen Rebellenführers, der begnadigt worden war, vermählen. Helena Rákóczy war eine Tochter des hingerichteten Peter Zrinyi und im Besitze colossaler Reichtümer im östlichen Ungarn, die sie für ihre noch unmündigen Kinder im Vereine mit ihrer Schwiegermutter Sophia Rákóczy verwaltete. Letztere war eine der hervorragendsten Parteigängerinnen des Katholicismus, eine warme Freundin der Jesuiten und der Gegenreformation in Ungarn. So lange diese lebte und Helena Witwe blieb, waren daher die ausgedehnten Güter der Familie Rákóczy ein Object gewesen für die Tätigkeit der katholischen Glaubenseiferer und eine Stütze der kaiserlichen Regierung. Szalay begehrte nunmehr im Namen Thököly's, daß der Kaiser nicht blos selbst seine Zustimmung zur Vermählung seines Herrn mit Helena gebe, sondern daß er auch die Einwilligung der Sophia Rákóczy hiezu erwirke.

In diesem Falle war die Entscheidung schwer. Wies man das Begehren Thököly's ab, so waren die Friedenshoffnungen wol völlig zerschellt. Bei dem heftigen Charakter der Magyaren werden persönliche Beleidigungen stets nur sehr schwer verwunden. Gab der Kaiser aber seine Zustimmung, so erwuchs aus dieser Heirat eine große Gefahr für die Zukunft. Thököly wäre dadurch in den — wenn auch nur zeitweiligen — Besitz eines riesigen Gebietes gelangt. Dann drohten den Katholiken auf den Rákóczy'schen Gütern in der nächsten Zukunft schwere Stunden.

Man verlegte sich daher auf's Diplomatisieren. Thököly wurde nicht direct abgewiesen, aber man wollte Bürgschaften. Er müsse, meinten die kaiserlichen Bevollmächtigten, vorher dem Kaiser Treue geloben und zur katholischen Kirche übertreten.

Das Jahr 1679 war für die Länder des Kaisers ein unheilvolles. Nicht blos der demütigende Friede mit Frankreich und der neuerdings in Ungarn ausbrechende Kampf lasteten schwer auf allen Gemütern, ein weit furchtbarerer Gast stellte sich in diesem Jahre ein, die Pest. Seitdem ein großer Teil des Landes unter türkischer Oberhoheit stand, wurde dasselbe öfter von dieser entsetzlichen Krankheit heimgesucht. Um die Aufgaben einer Staatsverwaltung nach europäischen Begriffen kümmerte man sich in der Türkei verhältnismäßig sehr wenig. Das Sanitätswesen wurde, so weit es die öffentliche Gewalt angieng, gar nicht berücksichtigt. Die Unreinlichkeit, der Schmutz in den Städten des Orientes ist ja noch heute ein sprichwörtlicher. Vorkehrungen gegen Infectionskrankheiten von Amtswegen waren im 17. Jahrhundert unbekannt. Aus dem Oriente brachten Reisende und Soldaten die Krankheit nach Europa. Hammer-

Purgstall gibt in seiner Geschichte des osmanischen Reiches an, daß die Pest im 17. Jahrhunderte im Gebiete der Türkei zu fünf verschiedenen Malen in großen Dimensionen aufgetreten sei. Gänzlich erstorben scheint sie in diesem Jahrhunderte wol niemals.

Seitdem die Türken bis an die Raab und Waag vorgedrungen waren, wurde die Gefahr für Ungarn und die angrenzenden Gebiete der übrigen Länder des Kaisers, von der Pestkrankheit befallen zu werden, eigentlich eine beständige. Sie wurde in den Siebziger Jahren umso größer, als durch den Kuruzzenkrieg jedwede staatliche Ordnung im kaiserlichen Ungarn in's Wanken geriet. In den fortwährenden Kämpfen waren wirklich massenhaft Garben von Leichen aufgetürmt worden. Große Strecken des Landes wurden verwüstet. Nur die Städte waren halbwegs vor dem Rauben und Brennen sicher, aber auch nicht immer. Der Wechselverkehr zwischen kaiserlichem und türkischem Gebiete war dort, wo natürliche trennende Schranken fehlten, wo gleiche Nationalität, oft Verwandtschaft denselben unterstützten, ein ziemlich reger. So konnte es nicht fehlen, daß die Contagion vom türkischen in's kaiserliche Gebiet verschleppt wurde. Im Jahre 1678 wurde das Land in den Tagen vom 26. bis 28. Juni in seinem westlichen an Steiermark und Niederösterreich angrenzenden Teile von großen Überschwemmungen heimgesucht. Die nächstfolgenden zwei Monate, also gerade in der heißen Jahreszeit, trat außerordentliche Dürre ein. Das Ungeziefer vermehrte sich in unglaublicher Weise, besonders die Feldmäuse, so den Feldern und Wiesen großen Schaden zufügten. — Im türkischen Gebiete grassierte eine pestartige Seuche, in den Gegenden an der Raab, im ganzen Lande. Die kaiserlichen Städte suchten sich zu schützen, so gut sie konnten. Man verlegte die Märkte vor die Stadt, man befestigte Tafeln an den Stadtthoren, welche ein Verzeichnis jener Ortschaften enthielten, welche angeblich von der Seuche behaftet waren. Den Bewohnern solcher Orte sollte es verboten sein, ihre Waaren zu Markte zu bringen. Diese Maßregeln wurden jedoch nicht beachtet, die Gefahr rückte daher näher. Da die Seuche im Winter beinahe erstarb, wurde man in Folge dessen leichtsinniger.

Es kam das Jahr 1679. Anfänglich hatte es keine Gefahr. Die Regierung erließ zwar am 9. Januar eine Infectionsordnung für Wien, welche zur Reinlichkeit und Mäßigkeit ermahnte, aber, wie es scheint, ohne derselben den gehörigen Nachdruck zu geben, obgleich sie auch außerhalb der Hauptstadt des Kaisers zur Darnachachtung bekannt gemacht wurde. Es kam die warme Jahreszeit und mit ihr die Pest. Sie beschränkte sich nicht auf türkisches Gebiet, nicht auf Ungarn, nicht auf die österreichischen Provinzen. Es war die orientalische Beulenpest, eine Blutvergiftung der ärgsten Art. Hunderttausende von Menschen fielen ihr zum Opfer. Sie machte keinen Unterschied des Standes, des Alters oder der Nationalität, sie würgte den, der ihr nahe kam. Sie wütet im Osten des Landes, im Norden und im Westen. Vom Januar bis Juli starben in Öden-

burg 242 Personen, darunter „eine arme Sünderin, so mit dem Schwert hingerichtet worden"; durch sieben Monate im Durchschnitte je 34 bis 35. Im Monate August aber, wo die Pest zu wüten begann, allein 230, im September 780, im October 882, noch im November 303, im December 75. Die Sterblichkeit hatte sich gegen die erste größere Hälfte des Jahres auf das Zehnfache gesteigert. Die furchtbare Krankheit erschien in Kaschau, sie würgte in den Zipser Städten, sie trat in Preßburg auf — in Wien und Umgebung sollen ihr allein 140.000 Menschen zum Opfer gefallen sein. Mag immerhin diese Zahl weit übertrieben erscheinen, auch diejenige der amtlichen Listen für Stadt und Vorstädte, welche die Hälfte dieser Summe angibt; die Krankheit war furchtbar genug. Wer fliehen konnte, entfloh.

Andere Städte wurden weniger arg heimgesucht. So starben in Wiener-Neustadt bis November 1679, in welchem Monate die Krankheit erlosch, nur 200 Personen an der Seuche. Hier war man jedoch mit außerordentlicher Strenge und rechtzeitig vorgegangen. Beinahe vollständig war die Stadt abgesperrt worden, jeder Verkehr, selbst in Geld und Salz, wurde nur unter außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln gestattet. Weniger glücklich war das kleine Tuln, wo trotz aller Vorsicht 189 Menschen dahinstarben. Anders war dies natürlich in Ungarn; die Städte suchten sich zwar auch hier abzusperren, so gut sie konnten, dies vollständig zu thun, fehlten ihnen die Mittel. Und in den Dörfern wütete die Krankheit immer weiter. Sie erstarb auch im Jahre 1680 nicht. Von Ungarn aus verbreitete sie sich nach Steiermark. Graz zählt in diesem Jahre 2490 Pesttodte, Marburg 483, Pettau 234. Selbst in den Gebirgsgegenden fraß sich der Würgengel ein, in Vordernberg starben vom Mai bis October 60 Menschen an der Seuche.

Der Kaiser war mit dem Hofstaate von Wien im Jahre 1679 geflohen. Am 9. August auf den Kahlenberg, dann nach Heiligenkreuz, nach Mariazell, endlich nach Prag. Auch hieher kam nunmehr die Krankheit. Der hessendarmstädtische Gesandte, Eberhard Passer, hat in seinem Tagebuche zum Jahre 1680 ein Verzeichnis der „agonizierenden Personen", welchen die Franziskaner in der Neustadt in Prag die Sacramente reichten, aufgeschrieben. In dem Zeitraume vom 28. Januar bis 10. Mai waren es 723 Personen.

Selbst unter der Dienerschaft des Kaisers zeigte sich die Krankheit. Derselbe flüchtete daher mit dem Hofstaate nach Linz.

In den deutschen Erbländern konnte die Pest für erloschen angesehen werden im Winter von 1680 auf 1681. In Ungarn finden wir sie noch im Jahre 1682. Auf türkischem Boden besonders wucherte sie fort. In der Gegend von Gyöngyös, dann bei Hatvan starben in letzterem Jahre viele Menschen, besonders auf dem Lande. So erzählt jener Hermannstädter Ratsherr, der mit dem Fürsten Apaffy als Delegierter der sächsischen Nation den Feldzug der Türken, Magyaren und Siebenbürger gegen Fülek im genannten Jahre mit-

machte, in seinem über diesen Feldzug verfaßten Berichte, wie er am 28. September seinen Bedienten in das Dorf Arokfalva, „da die Pest gräulich grassieret", gesendet, um Eier einzukaufen: „da waren vill Toder auf den Gassen gelegen und alle Häuser voll Kranker".

Allein den Höhestand hatten die Länder bereits überwunden, er war im Jahre 1679 eingetreten gewesen. Dieses Jahr konnte daher dem Bürgerkriege auch nicht besonders günstig sein. Trotzdem war es nicht ohne Vorteile für die Insurgenten abgelaufen. Dem berüchtigten Pater Josua war es gelungen, Schemnitz zu überrumpeln, auszuplündern und die Grubenwerke zu zerstören; auch die Zipser Städte Käsmark, Bartfeld, Zeben wurden von den Kuruzzen gebrandschatzt. Thököly selbst schlug den kaiserlichen General Laborde im November und bemächtigte sich der Hegyaljaer Weinernte. Ludwig XIV. hatte wenigstens insoferne den mit den Rebellen 1677 geschlossenen Vertrag gehalten, daß er sie andauernd mit Geldmitteln unterstützte. Im Jahre 1679 soll er an 500.000 Gulden Subsidien gesendet haben. Es war ja die Zeit der beginnenden Reunionen.

Dies und das entsetzliche Unglück der Pest machten die kaiserliche Regierung zu neuen Zugeständnissen geneigt. Wieder wurde mit Thököly ein Waffenstillstand abgeschlossen, wieder wurde über Frieden verhandelt. Diesmal fanden die Verhandlungen zu Tyrnau statt. Am 28. März 1680 traten die Unterhändler hier zusammen. Der Kaiser sendete zu den Beratungen nur Magyaren, den Oberstlandesrichter Adam Forgács und den Obercapitän jenseits der Donau, Paul Eszterházy. Allein, auch diese Beratungen waren vergeblich. Die Wiener Regierung konnte die Forderungen der Rebellen nicht gutheißen, umsoweniger wollten die Letzteren nachgeben, als auch in ihren Kreisen mittlerweile Veränderungen sich vollzogen hatten, die für die Zukunft von entscheidender Wichtigkeit waren. Sowie seinerzeit Teleky nur der nominelle Führer der Aufständischen gewesen, so war dies auch Thököly bisher. Neben ihm hatten verschiedene Häupter ihren Einfluß bei den Rebellen geltend gemacht. Thököly hatte zwar gleich im Jahre 1678 sich als „Fürst" bezeichnet, es fehlte jedoch noch die Macht, um diesen Anspruch zur Wahrheit zu gestalten. Allein, Thököly's Absicht gieng nicht dahin, blos den Absolutismus der kaiserlichen Regierung zu brechen und die Rechte des ungarischen Adels wieder herzustellen, oder den Protestantismus von den Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, zu befreien. Mit diesem Ziele der Rebellen im Allgemeinen hatte er noch ein persönliches verbunden. Er wollte nicht blos „Fürst" heißen, sondern es auch sein. Ein Fürst, ähnlich wie dies seinerzeit ein Bernhard von Weimar, ein Wallenstein in Deutschland zu sein angestrebt hatte, wie es ein Bocskay, ein Georg Rákóczy in Ungarn tatsächlich gewesen. Es gab unter den Aufständischen Leute, die damit nicht einverstanden, aus Patriotismus gegen ihre Nation oder aus persönlichen Gründen. Zu den Letzteren gehörte Teleky, gehörte

die siebenbürgische Partei unter den Rebellen, denn auch Apaffy, der Fürst von Siebenbürgen, strebte nach Erweiterung seiner Macht im nordöstlichen Ungarn. Als sich Thököly mit Helena Zrinyi verlobt hatte, da machten sich Strömungen geltend im Rebellenlager, die auf Absetzung desselben hinzielten; der kühne Heerführer hatte ja Teleky persönlich beleidigt, da er die Brautschaft mit der Tochter des Letzteren gebrochen. Allein, Thököly war zu stark. Es gelang ihm, im Laufe des Jahres 1679 die Bestrebungen, welche dahin giengen, Paul Vessényi, einen der früheren Insurgentenführer, zum Obergeneral zu erheben, durch Waffengewalt zu unterdrücken. Endlich weiß er das Heer derartig an seine Person zu fesseln, daß 131 Officiere desselben am 6. Januar 1680 zu Szoboszló eine Vereinigung schlossen und sich eidlich, und zwar durch eigenhändige Unterschrift verpflichteten: ihren Obergeneral Emerich Thököly in seinen Bestrebungen um die Freiheit des Vaterlandes niemals, weder offen noch insgeheim im Stiche zu lassen; sie sind mit Allem einverstanden, was er zu diesem Zwecke für nötig halten wird, zu verhandeln oder zu unternehmen, noch können sie irgend welche Bestrebungen dulden, die dahin gehen, ihn seiner Würde zu berauben. Sie wollen im Gegenteile auch ihre Untergebenen im Gehorsam gegen den Obergeneral jederzeit erhalten und jeden mit dem Tode bestrafen, der sich gegen diese Vereinigung auflehnen würde. Zur Bekräftigung dessen und damit Gott ihnen helfen möge, verpflichten sie sich dazu durch diesen Brief, den sie eigenhändig unterschrieben und mit ihren Siegeln versehen. Gegeben, heißt es zum Schlusse, in unserer Hauptversammlung in der Stadt Szoboszló am 8. Januar 1680. Das interessante Schriftstück, das an ein ähnliches in Pilsen unterfertigtes Schreiben erinnert, durch welches ein weniger vom Glücke begünstigter General sein Heer an seine Person fesseln wollte, ist in lateinischer und magyarischer Sprache ausgefertigt. An der Spitze sämmtlicher Unterschriften erscheint der Name des Paul Vesselényi. Die Intriguen Teleky's also hatte Thököly zunichte gemacht, und als Ende Juni der Waffenstillstand mit den Kaiserlichen abgelaufen war, da begann der Kampf mit neuer Heftigkeit, allerdings auch jetzt wieder ohne Entscheidung. Damals war es jedoch bereits seit längerer Zeit Axiom Leopold's geworden, mit den Ungarn seinen Frieden zu machen und die Türkei um jeden möglichen Preis zur Verlängerung des Eisenburger Waffenstillstandes zu vermögen, um alle Kraft frei zu haben gegen Ludwig XIV. Drohender als je gestalteten sich die Verhältnisse im Westen. So wurde denn neuerdings, und zwar bis Ende Juni 1681, Waffenstillstand geschlossen. Thököly war zu demselben bewogen worden durch die Aussicht, welche ihm auf eine eventuelle Zustimmung des Kaisers zu seiner Vermählung mit Helena Rákóczy eröffnet wurde. Die Schwiegermutter derselben war mittlerweile gestorben und hatte ein Testament hinterlassen, das zu Ungunsten ihrer Schwiegertochter, das ganze Vermögen den Kindern derselben unter der Vormundschaft des Kaisers zuwies. Thököly kam es darauf

an, die Umstoßung dieses Testamentes zu erwirken, und so trat die Waffenruhe ein.

Die Zeit des Waffenstillstandes sollte benützt werden zur Pacification des Landes. Im Februar 1681 wurden in Preßburg die Vorkehrungen zum Landtage beraten und am 28. Februar die Ausschreiben zu demselben erlassen. Die Stände sollten in Ödenburg am 28. April zusammentreten. Man wurde jedoch mit den Vorverhandlungen nicht rechtzeitig fertig und so dauerte es in die zweite Hälfte des Monates Mai, bis der Kaiser in Person in Ödenburg erschien und dem Landtage die Vorschläge der Regierung zur Pacification des Landes vorgetragen wurden. Thököly war besonders eingeladen worden, zu erscheinen, ja dessen Schwager, Paul Eszterházy, wollte sogar seinen eigenen Sohn als Bürgschaft für die Sicherheit des Rebellenhäuptlings stellen. „Fürst" Thököly erschien jedoch nicht. Er versammelte zu Kapos seine Anhänger zur Beratung. Sie nannten sich „die Gesammtheit der für die Ehre Gottes, die Freiheit des Vaterlandes Verbannten in Waffen stehenden Stände der Magnaten, Edelleute und Streiter unter den Ungarn". Eben damals hatte ja die Pforte mit Rußland den Frieden zu Razin geschlossen. Des Großveziers Absehen gieng auf Ungarn. Er bewog daher den Sultan, die Exulanten in einem eigenen Athname seines Schutzes zu versichern und den Fürsten von Siebenbürgen, der Walachei und Moldau, den Paschas von Großwardein und Temesvár deren Unterstützung anzubefehlen. Auch Ludwig XIV. unterstützte Thököly. Jetzt durfte der Kaiser mit seinen Untertanen keinen Frieden schließen, sonst wäre ja die „Erwerbung" Straßburgs, Casales, eventuell Luxemburgs am Ende gar noch vereitelt worden.

Und Thököly erkannte seinen Vorteil. Jetzt oder nie mußte es ihm gelingen, ein Fürstentum zu erwerben. Seinem Ehrgeize scheint es ziemlich gleichgiltig gewesen zu sein, durch welches Mittel dies geschah. Vorerst wartete er die Entwicklung der Dinge ab. Nach Ödenburg schickten die Exulanten ein Schreiben, in welchem sie gegen alle in ihrer Abwesenheit daselbst gefaßten Beschlüsse protestieren. Sie geben zugleich die Erklärung ab, daß sie vor Herstellung der kirchlichen Freiheit und Befriedigung der türkischen Forderungen an den Beratungen nicht teilzunehmen vermögen. Thököly wies also ziemlich offen auf die Gefahr, die vom Südosten drohe, hin. Die Regierung scheint jedoch die Gefahr vor den Türken nicht für so dringend angesehen zu haben, wie diejenige, die von Frankreich drohte. Mit den Exulanten verhandelte man schriftlich weiter, während die Beratungen am Landtage ihren Fortgang nahmen. Und konnte man denn hoffen, mit diesem Landtage die Pacification des Landes durchzuführen? Besehen wir uns die Zusammensetzung desselben.

Vom hohen Adel waren mit einer oder zwei Ausnahmen nur Katholiken erschienen, ebenso natürlich nur katholische Prälaten. Unter 60 Vertretern der Gespanschaften befanden sich 27 Evangelische beider Bekenntnisse und unter

33 Abgeordneten der Städte 18 Evangelische. Die Abgesandten Croatiens und Slavoniens waren beinahe durchwegs katholisch. Der Kaiser war erschienen in Begleitung seiner Minister, des Fürsten von Schwarzenberg, der Grafen Nostitz und Caplirs, des österreichischen Kanzlers Hocher und Anderer; durchwegs Fremde. Und die Ungarn, unter denselben ein Szelepchény, Kollonitz, dieser seit 1679 ungarischer Hofkanzler, sie waren die Stützen der Jesuiten in Ungarn, sie hatten selbst am eifrigsten beigetragen zur Verbitterung der Gemüter. Nach ihrer Anschauung waren die Protestanten allein an dem ganzen Elende im Lande Schuld, selbst wenn dieselben noch so friedfertiger Natur gewesen wären, schon durch ihre bloße Existenz. In den Versammlungen der Stände gerieten daher die Gegensätze auf's Heftigste aneinander. Anfänglich zwar, als es sich um die Wahl eines Palatins handelte, da war man allseitig damit einverstanden. Der Kaiser schlug vier Candidaten: zwei Katholiken und zwei Protestanten vor. Graf Paul Eszterházy, der Schwager Thököly's, ein eifriger Parteigänger des Kaisers, wurde gewählt. In der Landtags-Proposition waren die Stände aufgefordert worden, die Mittel zu beraten, wie man der immer drohender andringenden Türkengefahr zu begegnen vermöchte; eine Reform der Verwaltung und Justiz — letztere lag besonders im Argen — Verbesserung der Finanzen und des Steuerwesens sollte vorgeschlagen werden. Allein die religiöse Frage ließ die Gemüter nicht zur Ruhe kommen. Statt die Mittel zur Rettung des Landes vor dem Feinde zu beraten, antworteten die Katholiken in heftigster Weise auf die von den Protestanten vorgebrachten Beschwerden. Die Stimmung von beiden Seiten wurde eine sehr gereizte. Zur Unterstützung ihrer Beschwerdeschrift wenden sich die Protestanten in einem umfangreichen Schriftstücke an den Gesandten der niederländischen Republik, worin sie denselben um seine Intervention bitten. Den Standpunkt der Katholiken bringt zum Ausdrucke Bischof Kollonitz. Am 31. Juli, am Feste des heiligen Ignatius, hält er zu Ödenburg eine Predigt in lateinischer Sprache. Als Text legt er derselben die Worte des Evangelisten Matthäus zu Grunde: Ihr werdet sein das Licht der Welt. — Wie der heilige Ignatius (von Loyola) und seine Jünger laßt uns kämpfen für die Integrität unserer heiligen Religion. Ein leuchtendes Beispiel hierin mag uns Österreich sein. Kaiser Friedrich erkor sich zum Wahlspruche die Buchstaben A. E. I. O. U. (Österreich wird ewig bestehen), und Österreich besteht und wird bestehen, ja es ist jetzt das Centrum eines großen Reiches, weil es der katholischen Religion treu blieb. — Die Schüler des heiligen Ignatius haben die Lehren desselben nicht in den Wind geschlagen. Sie sind tätig für den heiligen Glauben, obgleich sie verfolgt werden. Die Lutheraner aber sind ärger denn der Teufel, sie verbünden sich mit den Türken gegen uns. An Maria glauben sie nicht, obgleich ihr selbst die Mohammedaner Verehrung zollen. — „O! heilige Maria, Patronin Ungarns, hilf uns im Kampfe, denn wir sind bereit, lieber zu Grunde zu gehen, als

unseren Gegnern auch nur das geringste Zugeständnis zu machen". Wir werden später Gelegenheit haben, Kollonitz von einer anderen Seite kennen zu lernen. Als Politiker ist er einer der hervorragendsten Vertreter der Gegenreformation in Ungarn. Er war ein tüchtiger Redner. Auch als Erzbischof verschmähte er es nicht, die Kanzel zu besteigen in Preßburg, in Neustadt und Ödenburg. Und alle seine Predigten strömen über vom Eifer für den Katholicismus. Als Hofkanzler ließ er es sich angelegen sein, den Protestantismus zu vernichten. Selbst in die öffentlichen Ämter suchte er die Wahl von Protestanten zu verhindern. Seinen Zeitgenossen galt er als der Träger des herrschenden Systems. Seine Worte machten Eindruck. Seine Taten machten ihn verhaßt seinen Gegnern. Er bedauert es, daß Gewalt und Geld die wirksamsten Mittel sind, um die Akatholiken in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zu führen — aber er wendet sie an. Er ist ein Kind seiner Zeit, die Idee der religiösen Toleranz war ihm fremd. Aber er ist tief durchdrungen von der Wahrheit seiner Sache — bei vielen war der Glaube nur ein Deckmantel, um anderen Begierden desto leichter fröhnen zu können.

Der Kaiser meinte noch immer, den Frieden herstellen zu können. Während er mit Thököly durch einen besonderen Commissär verhandelt, durch den Oberstlieutenant im Scherffenberg'schen Regimente, Philipp Sanseverino Freiherr von Saponara, einen Neapolitaner von Geburt, damals Befehlshaber der Festung zu Patak, sucht er zwischen den streitenden Parteien am Landtage zu vermitteln. Frankreich hatte ja seine Drohungen teilweise bereits verwirklicht und bedrängte den Kaiser auf's Heftigste in Deutschland. Karl V. hatte einst erklärt, wenn Straßburg und Wien gleichzeitig bedroht würden, so wollte er Straßburg zunächst zu Hilfe eilen. Ferdinand II. hatte seine Länder in der dringendsten Not des Rebellenansturmes preisgegeben, um die deutsche Kaiserkrone zu erwerben und mit dieser — Alles wieder gewonnen. Leopold war in den Traditionen seines Hauses erzogen. Die Kaiserkrone war das Heilige, Unantastbare, das um jeden Preis zu Rettende. Und Ludwig XIV. strebte nach dieser!

In einer kaiserlichen Resolution vom 9. November 1681 wird den Protestanten in gewissen Gebieten und Städten des Landes die bedingte Religionsübung gestattet. Das, was an Kirchen und Einkünften von 1670 bis 1681 jedweder Teil besetzte, soll ihm verbleiben. Jede fernere Schmähung oder Verunglimpfung des Religionsbekenntnisses ist verboten. Der Kaiser gewährleistet den Katholiken und Protestanten seinen Schutz bei Androhung der Strafe auf Landfriedensbruch „ohne allen Unterschied". Ja, der Kaiser gieng noch weiter. Nachdem am 9. December seine Gemahlin unter rauschenden Festlichkeiten zu Ödenburg zur Königin gekrönt worden war, erläßt er am 30. desselben Monates das Diätal-Decret, durch welches die wichtigsten Rechte und Freiheiten des Landes wieder hergestellt wurden. Der Kaiser war an der äußersten Grenze der von seinem

Standpunkte aus überhaupt möglichen Concessionen angelangt. Allein er befriedigte keine der streitenden Parteien. Den Katholiken waren die Zugeständnisse zu groß, den Protestanten zu gering und die Anhänger Thököly's, die Gegner der „deutschen Herrschaft" in Ungarn, glaubten daraus die zwingende Notlage des Kaisers zu erkennen und hofften von ihm noch mehr zu erlangen.

Auf den früher erwähnten Befehl des Großherrn hin hatte der Fürst von Siebenbürgen, Michael Apaffy, noch während des Landtages ein Manifest an sämmtliche Bewohner Ungarns erlassen, in welchem er erklärte, daß er genötigt sei, wegen der Bedrückung der Protestanten und Unterdrückung der Freiheit Ungarns, gegen das Haus Habsburg, das an allem Unglücke des Landes die Schuld trage, die Waffen zu ergreifen. Er brach mit 10.000 bis 12.000 Mann und in Begleitung seines Generals Teleky, verstärkt durch die Contingente der Donaufürstenthümer, Ende August nach Ungarn auf, vereinigte sich bei Debreczin mit den Paschas von Temesvár und Großwardein und fiel in's kaiserliche Gebiet bei Böszörmény ein. Auch Thököly schloß sich mit etwa 8000 Kuruzzen an, und dieser ganzen Macht zwischen 20.000 bis 30.000 Mann konnte der Kaiser kaum 5000 Bewaffnete im Felde entgegenstellen. Allein, die verbündeten Führer waren untereinander nicht einig. Thököly und die Türken trennten sich von den Siebenbürgern und Apaffy zog nach Eroberung einiger kleinerer Orte wieder nach Hause, „das arme Ungarland über der Theiß wurde zu einer Wüstenei gemacht". Saponara's Bemühungen gelang es endlich, wieder einen Waffenstillstand mit Thököly abzuschließen (Anfangs December). Der Kaiser versprach in den Verhandlungen, er wolle die Wünsche der Ungarn überhaupt und diejenigen der Protestanten insbesondere erfüllen. Daher hofft er, Thököly werde ebenfalls zur Treue gegen ihn zurückkehren, auch die anderen Exulanten dazu bewegen und behilflich sein bei Erneuerung des Friedens mit der Pforte. Dagegen will ihm der Kaiser dann seine confiscierten Güter wieder zurückgeben und die Vermählung mit Helena Rákóczy gestatten. Thököly jedoch hofft nunmehr, auch das „Fürstentum" vom Kaiser zu erhalten. Er erklärt, er wolle sich dem Kaiser unterwerfen, wenn dieser wirklich die Freiheit des Landes und der Protestanten herstelle, ihm und allen seinen Anhängern ihre confiscierten Güter zurückgebe. Aber er begehrt noch mehr, und zwar auch die von Georg Rákóczy einst besessenen Gespanschaften und den Titel „Herr einiger Teile Ungarns". Er wolle Gesandte nach der Türkei senden, um den Frieden derselben mit dem Kaiser befördern zu helfen, zugleich aber auch, da er sich von der Pforte ohne hinreichende Bürgschaft der aufrichtigen Absichten des Kaisers nicht ganz trennen könne, um sich gegen die Verläumdungen des auf ihn eifersüchtigen Apaffy zu rechtfertigen.

Innerhalb sechs Wochen verlangte Thököly über diese seine Forderungen vom Kaiser eine Entscheidung. Den 24. December reiste Oberstlieutenant Saponara von Leutschau aus per Post nach Wien, um den Frieden, „wo

es anders zu erlangen sei", zu beschleunigen. Den 31. December folgte ihm der Commandant der kaiserlichen Armee, General Graf Caprara, zu gleichem Zwecke nach. Der kaiserlichen Regierung standen nunmehr Thököly gegenüber zwei Wege offen; entweder mußte man ihn noch vor seinem vollständigen Übertritte zu den Türken erdrücken, oder wenn man die Macht hiezu nicht besaß, zur Vermeidung der von ihm drohenden großen Gefahr, das kleinere Übel wählen und ihn durch Bewilligung seiner Privatforderungen rasch zur Ruhe bringen.

Es war ein folgenschwerer Irrtum, daß man keinen dieser beiden Wege einschlug, sondern nach langen Beratungen, nachdem man lange zu keinem Entschlusse hatte gelangen können, endlich sich zu einem Auswege entschloß, der die übelsten Folgen nach sich zog.

In die Berichte des kaiserlichen Residenten Kuniz, der die Mitteilung gemacht, daß die Türken trotz des Friedensschlusses mit Rußland fortwährend rüsteten, hatte man kein besonderes Vertrauen. Zugleich hatte sich im August 1681 in den türkischen Gewässern ein Zwischenfall ereignet, der die kaiserliche Regierung hoffen ließ, daß die freundschaftlichen Beziehungen Ludwig's XIV. mit der Pforte in ihr Gegenteil umschlagen würden. Der französische Admiral Du Quesne verfolgte einige Tripolitaner Corsaren bis in den Hafen von Chios und bombardierte die Stadt. Der Großvezier verlangte vom französischen Botschafter Guilleragues Genugtuung dafür, und als ihm diese nicht sogleich wurde, ließ er den Botschafter einsperren. Ein Bruch zwischen Frankreich und der Pforte schien unvermeidlich. Damit, hoffte man in Wien, werde sich auch das Kriegsfeuer Kara Mustafa's gegen Ungarn abkühlen, wenn nunmehr den französischen Einflüsterungen weiter kein Gehör geschenkt werde. Denn, daß der habgierige Kara Mustafa für sich selbst den Plan hegen sollte, die Länder des Kaisers anzugreifen, daran glaubte man in Wien nicht.

Wenn es also gelang, dem Thököly in Constantinopel zuvorzukommen, die Erneuerung des Waffenstillstandes auf weitere zwanzig Jahre durchzusetzen, dann hatte man mit den ungarischen Rebellen ein leichtes Spiel. Es handelte sich hiebei jedoch um rasches Vorgehen und dazu war die kaiserliche Regierung nicht so leicht zu bringen.

Vorerst wurde beschlossen, dem Kuniz, der mit den Türken zu keinem Resultate gelangen konnte, einen Succurs in der Person eines Internuntius zu schicken. Man wählte zu diesem Posten den Grafen Albert Caprara, einen Bruder des Generals, der in Ungarn commandierte. Am 14. Januar 1682 erhielt derselbe seine Abschiedsaudienz in Wien. Am 3. Februar reiste er auf der Donau von hier ab. Sein Gefolge bestand aus zweiundachtzig Personen, die auf einer Flotte von siebzehn Schiffen untergebracht waren. Auch ein Ungar Namens Pannesics, war ihm beigegeben worden. Als Caprara nach Ofen kam, sah er die großartigen Vorbereitungen zum Kriege. Es fiel ihm ein, daß er nach Constantinopel reise, um den Feind zum Frieden zu bewegen, und

weder die Vollmacht habe für diese Gefälligkeit irgend ein nennenswertes Angebot an Land etwa zu machen, noch auch nur mit den nötigen Geldmitteln versehen sei, um die Gemüter der türkischen Machthaber sich günstig zu stimmen. Leslie war einst denselben Weg gezogen, um die Friedensratification einzutauschen, er hatte 200.000 Gulden in verschiedenen Geschenken mitgebracht. Jetzt bedurfte es erst der Fragen des Mustafa Bei, des Ibrahim Pascha, um den Botschafter auf diesen Punkt aufmerksam zu machen. Er verlangt daher, daß man ihm von Wien aus 10.000 Ducaten baar, einen Wechsel auf 100.000 Thaler und genauere Vollmacht überschicke, denn „die Sache steht schlimmer, als wir sie uns in Wien vorgestellt haben". — Der Hofkriegsrat war einverstanden damit, daß dem Internuntius das Geld gesendet werde, allein die Hofkammer besaß keines.

Internuntius Caprara war aber überhaupt zu spät aufgebrochen. Zuerst mußte er mit seiner Abfertigung bis zum Schlusse des Ödenburger Landtages warten und dann gieng die Reise nur äußerst langsam von Statten. Als er am 22. März in Sophia ankam, begegneten ihm hier die Abgesandten des Thököly, die bereits auf der Rückreise begriffen waren. Thököly scheint den Verhandlungen mit der Wiener Regierung kein rechtes Vertrauen entgegengebracht zu haben. Noch vor Ablauf der sechs Wochen, innerhalb welcher er eine Entscheidung vom Kaiser verlangte, schon im December 1681, hatte er seine Boten nach Constantinopel gesendet, aber nicht, wie er Saponara seinerzeit mitgeteilt hatte, um den Frieden zwischen den Türken und dem Kaiser zu befördern, sondern um ihn unmöglich zu machen, so weit dies von ihm abhieng. Schon im vorigen Feldzuge hatten die Türken sich in dem Momente Thököly angeschlossen, als dieser sich von Apaffy mit seinem Heere trennte. Sie hatten bereits eingesehen, daß der Fürst Siebenbürgens ein unfähiger General war, höchstens gut, um mit seinen Truppen unter der Führung eines Anderen mitzuhelfen. Thököly benützte diese günstige Stimmung. Wie der kaiserliche Resident nach Wien berichtet, so hatten die Gesandten des ungarischen Rebellen bereits am 9. Januar 1682 Audienz beim Sultan. Auch ein verkappter Jesuit befand sich unter ihnen. Es ist merkwürdig und lehrreich, zu beobachten, welche Stellung damals dieser Orden überhaupt in Europa einnahm. In Österreich und Ungarn sind sie die brauchbarsten Werkzeuge der Gegenreformation und mit dieser des Absolutismus. In Frankreich beugen sie sich unter die herrschende Gewalt. In der Türkei unterstützen sie die Interessen Ludwig's XIV. gegen den Kaiser. Der Grund lag einfach in der Bedeutung des französischen Schutzes für die Katholiken des Orientes. Die Kaiser hatten denselben vernachlässigt, die Könige von Frankreich sich denselben angelegen sein lassen, als einer wichtigen politischen Waffe, sowol um Einfluß zu gewinnen auf die Pforte, als auch als Handhabe gegen den Kaiser. So sehen wir daher die Jesuiten in Constantinopel vom Superior ihrer Gemeinschaft an bis zum Pater Benie im Interesse

Frankreichs der Politik desselben Ordens in Österreich auf's Eifrigste entgegenarbeiten. Ganz offen werden die Ziele dargelegt, die man hiebei zu verwirklichen strebt: „Bei der gegenwärtigen Lage der Dinge ist es besser, daß Ungarn unter türkische Herrschaft komme", dann „wird innerhalb der Frist weniger Jahre durch die Waffen des allerchristlichsten Königs Alles wieder befreit werden".

Also auch hier der Gedanke: Das Haus Habsburg muß vernichtet werden, damit der König von Frankreich die Herrschaft über die Länder desselben gewinnen kann. Und in die Mitglieder dieses Ordens, in die Pater Müller und Stettinger, setzte Leopold I. sein größtes Vertrauen, sie waren nicht blos seine Beichtväter, sondern auch seine Berater. Ihnen vertraute er seine Geheimnisse an.

Die Gesandtschaft Thököly's hatte in Constantinopel Erfolge erzielt und befand sich auf dem Heimwege. Sie wich der Begegnung mit dem kaiserlichen Internuntius Caprara in Sophia aus. Dem Ungarn Pannesics in dessen Gefolge jedoch sagten sie, daß ganz Ungarn der Pforte tributpflichtig werden müßte. Innerhalb zweier Jahre werde Alles türkisch sein. Auch dieses berichtete Caprara nach Wien. Hätte er gewußt, welche Abmachungen bereits getroffen waren, er hätte sich die Weiterreise ersparen können.

Um dieselbe Zeit etwa wurde auch der für Ludwig XIV. unangenehme Zwischenfall wegen des Bombardements von Chios in Constantinopel beigelegt. Anfangs Januar hatte sich der französische Gesandte Guilleragues erboten, den Schaden, der hiebei angerichtet worden war, zu ersetzen, und wurde aus dem Gefängnisse entlassen, wie Kuniz unterm 13. Januar 1682 nach Wien berichtet. Ja, Ludwig XIV. gieng sogar so weit, sich in seinem eigenen Schreiben an den Sultan unterm Datum des 4. Februar wegen des „unvermuteten Unglückes" zu Chios zu entschuldigen. Anfangs März traf dieser Brief in Constantinopel ein. — Am 22. desselben Monates verkündet Ludwig XIV. in dem früher erwähnten Schreiben an den König von England, daß er die Blokade von Luxemburg aufhebe, wegen der drohenden Türkengefahr.

Und noch immer wiegte man sich in Wien in der Hoffnung, diese Gefahr abwenden zu können. Als um die Mitte des Monates April der Vorsteher des Zipser Domcapitels, Bischof Sebesthéni und Oberstlieutenant Saponara als kaiserliche Bevollmächtigte in Kapos bei Thököly eintrafen, da brachten sie als Antwort des Kaisers auf die Forderungen des Rebellenführers nur halbe Zusagen mit. Weder auf die Einantwortung der Rákóczy'schen Güter, noch auf den verlangten Titel wollte der Kaiser eingehen. Die Unterhändler machten neue Propositionen. Zum Scheine gieng Thököly auf dieselben ein. Er erklärte jedoch, daß sein Eifer für die Freiheit des Vaterlandes ihn schon so weit fortgerissen habe, daß ihm der Rückzug von den Türken sehr erschwert sei. Dennoch wolle er versuchen, den Pascha von Ofen zu gewinnen. Sei dies gelungen, dann würden die übrigen Schwierigkeiten

sich leichter überwinden lassen. Mit Wissen der Unterhändler des Kaisers begab sich Thököly am 28. April nach Ofen, um mit Ibrahim Pascha zu verhandeln.

Er wurde hier mit allen Ehren empfangen. Unter dem Donner der Geschütze hielt er seinen Einzug. — Hier war nun Thököly in doppelter Eigenschaft tätig. Als Friedensvermittler zwischen dem Sultan und dem Kaiser und als Gesandter im eigenen Interesse, bereit, mit der Pforte unter gewissen Bedingungen einen Vertrag zu schließen. Um den Schein zu wahren, erklärte ihm Ibrahim Pascha, die Pforte sei geneigt, auf des Kaisers Friedensanträge einzugehen, unter der Bedingung, daß dieser Ungarn in den Zustand zurückversetze, in welchem es sich vor fünfundzwanzig Jahren befunden, jährlich 500.000 Gulden Tribut entrichte, völlige Glaubensfreiheit verleihe, die Festungswerke von Leopoldstadt und Guta schleife, den Exulanten Amnestie nebst Rückerstattung ihrer Güter gewähre und Thököly als Herrn der von Rákóczy besessenen Lande anerkenne.

Mit Thököly aber wurde — vorbehaltlich der Zustimmung Mohammed's IV. — ein Vertrag in vierzehn Artikeln abgeschlossen, in welchem sich die Pforte Thököly gegenüber zu sehr bedeutenden Zugeständnissen herbeiläßt:

1. Nach dem Willen, der Wahl und den Bitten der ungarischen Nation wird Emerich Thököly, der sein eigenes Leben im Dienste der Pforte daranzusetzen verspricht, zum Könige der Ungarn erklärt. Die Güter seiner Gemahlin Helena werden ihr belassen und selbe unter den besonderen Schutz der Pforte gestellt. 2. Nach dem Tode des Thököly sollen die Ungarn das Recht haben frei einen König zu erwählen, nur darf dies kein Papist sein und behält sich die Pforte das Bestätigungsrecht vor. 3. Verpflichtet sich die Pforte, Ungarn und Croaten die freie Religionsübung zu verbürgen. 4. Wird dieselbe das Gebiet der Ungarn keiner Plünderung aussetzen, noch deren Untertanen als Sclaven fortschleppen lassen. 5. Sollen alle Eroberungen, welche die Pforte mit Hilfe der Ungarn im Gebiete der Deutschen machen wird, diesen zukommen, so weit sie in die Grenzen des Landes fallen. 6. Werden die türkischen Truppen niemals im Gebiete der Ungarn in Winterquartiere gelegt werden. 7. Verpflichtet sich die Pforte, keinen, den Ungarn nachteiligen Frieden mit den Deutschen zu schließen. 8. Auch will dieselbe den Ungarn im Kampfe gegen die Deutschen so lange beistehen, bis sie das von den Letzteren usurpierte Land wieder erlangt haben. 9. Den Ungarn werden diejenigen Artikel des Friedens vom Jahre 1664, welche sich auf ihre Verfassung beziehen, verbürgt.

10. „Die Jesuiten, welche bis heute Feinde der ungarischen Nation geblieben sind und dem Ritus des neuen Königs und seiner Nation hinderlich waren, werden aus dem Königreiche vertrieben. Ist aber Einer ein Bischof oder Erzbischof, so werden solche abgesetzt und an ihrer Stelle Calvinisten oder Lutheraner eingesetzt. Sollten sie sich bei der ottomanischen Pforte darüber

beklagen, so werden sie nicht angehört und wenn nötig, wird die Pforte bei ihrer Vertreibung mithelfen." 11. Die Grenzorte sollen weder mit höherem Tribute belegt, noch ferner belästigt werden. 12. Die Pforte gewährt den ungarischen Kaufleuten, so weit sie von ihren Waaren Steuern bezahlen, volle Handelsfreiheit für den Umfang des türkischen Reiches. 13. Die jährlich an die Pforte zu sendenden Gesandten des Königreiches sollen gut behandelt werden. 14. Der jährliche Tribut, den dasselbe zu bezahlen hat, wird mit 40.000 Thaler bestimmt und soll diese Summe niemals erhöht werden.

Die Kaiserlichen wurden gewarnt. Am 30. April schrieb einer der gemäßigten Exulanten, Paul Szalay, von Eperies aus an den Commandanten der kaiserlichen Truppen in Ungarn, General Strassoldo: „Wenn die Wünsche des Landes hinsichtlich der Religionsfreiheit und seiner übrigen Rechte erfüllt werden ... so löst sich das Heer (der Kuruzzen) auf, ansonst ist Krieg die Losung .... Weigert euch nicht, an die Pforte jährlich eine gewisse Summe zu zahlen; es ist dies auch früher geschehen." Solche Bemühungen goßen nur noch Öl in's Feuer, auf solche Anforderungen konnte die kaiserliche Regierung unmöglich eingehen.

Mittlerweile hatte Thököly mit dem Pascha von Ofen auch bereits den Feldzugsplan dieses Jahres besprochen. Er kehrte bald darauf zu den kaiserlichen Unterhändlern zurück, um sie neuerlich hinzuhalten und Alles zum Losschlagen vorzubereiten. Was nützte es da, wenn nochmals und immer wieder hin und her verhandelt wurde. Keine der unterhandelnden Parteien meinte es ja aufrichtig.

Nur die Vermählung mit Helena Zrinyi scheint der Kaiser bewilligt zu haben. Er hoffte vielleicht, dadurch den ehrgeizigen Mann sich zur Dankbarkeit zu verpflichten. Allein darin täuschte er sich vollständig. Am 14. Juni feiert Thököly in Gegenwart Saponara's, des kaiserlichen Bevollmächtigten zu Munkács, seine Vermählung mit Helena Rákóczy, geborenen Zrinyi, und am 24. desselben Monates kündigt er den Waffenstillstand.

Der Großvezier hatte zu dem Feldzugsplane Thököly's und Ibrahim Pascha's seine Zustimmung gegeben und so wurde denn der Kampf eröffnet, gleichsam als eine Generalprobe für die große Action, welche die Türken im nächsten Jahre in den Ländern des Kaisers zu vollführen gedachten.

Schon im Jahre 1681 waren von dem Großherrn in Constantinopel an den Pascha von Ofen, Ibrahim, Geschenke überbracht worden, zugleich mit dem Befehle, alle Festungen des Landes mit Proviant und Munition wol zu versehen und Truppen zu sammeln. Im Jahre 1682 aber wurde Ibrahim Pascha zum Seraskier ernannt, das Rendezvous seiner sämmtlichen Truppen unterhalb Ofen angeordnet und ihm die Contingente der Paschas von Bosnien, Rumili, Temesvár, Erlau, Großwardein, Silistria und Nicopolis nebst einer nicht unbedeutenden Zahl von Janitscharen und Sipahis untergeordnet.

Auch dem Fürsten von Siebenbürgen wurde vom Sultan sowol, wie auch von dem Großvezier der Befehl übermittelt, sich mit seinen Truppen unter dem Commando des Seraskiers am Kriege zu beteiligen. Apaffy, schon lange auf Thököly's Fortschritte in Oberungarn eifersüchtig, suchte sich zu entschuldigen. Er schickte dem Großvezier eine große Summe Geldes mit der Bitte, ihm das Rendezvous bei Ofen zu erlassen. Kara Mustafa nahm das Geld und erneuerte den Befehl. Nur so viel konnte der Siebenbürger erlangen, daß er erst am 5. August von Szamos-Ujvár in's Feld zu rücken brauchte.

Mittlerweile hatte sich Thököly beeilt. Am 7. Juli brach er mit seinen Truppen auf, überrumpelte am 20. Juli die Citadelle von Kaschau und belagerte die Stadt. Am 26. Juli erließ er ein Manifest an alle Ungarn und forderte sie auf zum Kampfe für die Freiheit. Dem Kaiser liege nichts an der Beruhigung Ungarns, sonst würde er nicht die Ausführung der auf dem jüngsten Landtage beschlossenen Maßregeln difficultieren und sich gegen den mit Thököly geschlossenen Vertrag bemühen, durch einen, ohne Vorwissen des Thököly an die Pforte abgeschickten Gesandten diese Letztere „mit großem Gelde zu stillen und die ungarische Nation in ein Labyrinth zu führen und zu vertilgen. Daher sei er gezwungen worden, sich an den Vezier von Ofen zu halten". Wer ihm aber bei Zeiten anhängen werde, dem soll kein Leid widerfahren, hingegen werden Alle, die sich dessen weigern, für Feinde des Vaterlandes gehalten werden. Daher ermahnt er sie, die Waffen zu ergreifen und am 5. August in seinem Lager, „wo es alsdann sein werde", zu erscheinen. Wer nicht erscheint, „dessen Güter sollen Anderen zum Exempel in Brand gesteckt werden, auch inskünftig (sie) sammt ihren Nachkommen von dem Königreich ausgeschlossen sein; zum Fall aber die Türken derselben Güter unter sich bringen, verwüsten, ihrer Weiber und Kinder sich bemächtigen werden, wolle er vor Gott und der Welt entschuldigt sein".

Am 11. August erschien Ibrahim Pascha mit seiner Armee vor Kaschau, am 14. wurde die Stadt übergeben. Die Bewohner derselben hatten den Commandanten Lamb zur Übergabe gezwungen. Die Stadt wurde von den Türken gebrandschatzt, die Jesuiten von Thököly vertrieben und die Evangelischen wieder in den Besitz der Hauptkirche gesetzt. Eine Reihe von Städten Oberungarns folgte dem Beispiele Kaschau's. Erst vor Fülek, welches man nunmehr belagerte, erschien Apaffy am 2. September mit etwa 8000 Mann im Lager der Verbündeten. Stephan Koháry, der wackere Parteigänger des Kaisers, verteidigte sich mit dem Mute eines Löwen gegen die erdrückende Übermacht. Er ließ die sämmtlichen Basteien seiner dreifachen Festung mit Blut färben, zum Zeichen der Beständigkeit der Besatzung. Als ihn der Türke durch seinen Herold auffordern ließ, sich zu ergeben, soll ihm „der Commandant Koháry István die Posteriora geboten haben". Einen gefangenen Türken ließ er braten, und da man baldigen Sturm erwartete, „so

steckten sie selbigen gebratenen Türken mit dem Spieß am 3. September auf die Stadtmauer". Die Wut der Türken wurde dadurch auf's Äußerste erregt. Die Verbündeten überschütteten Stadt und Festung mit neunzigpfündigen Karthaunenkugeln. Das Gedröhne der Geschosse war so furchtbar, daß der Boden erzitterte und den Siebenbürgern ihre Pferde durchgiengen. Und trotzdem gelang es nur die Vorstädte niederzubrennen. Schon am 2. September Abends fieng man an, feurige Granaten in die Stadt zu werfen, „als wie der volle Mond, wann er so groß blutig aussieht, derer Capacität eine wir hernach haben gemessen, daß mehr als ein Metzen Frucht in eine gegangen", erzählt jener Mathias Miles aus Hermannstadt, der die Belagerung im siebenbürgischen Heere mitmachte; trotzdem „wirkten selbe doch noch keinen Schaden". Erst am 3. September Morgens gelang es, das kleine Städtchen durch wütendes Granateneinwerfen „an unterschiedlichen Orten" in Brand zu stecken. Zugleich wurde Generalsturm gelaufen. Derselbe dauerte von Morgens 6 Uhr an bis 8 Uhr Abends. Dreimal wurden die Janitscharen zurückgeworfen, erst am Abend gelang es ihnen, die Stadt zu besetzen, die mittlerweile ausgebrannt war. Nunmehr beschoß man die Festung selbst. Hier richteten die Feuerkugeln gar nichts aus. Noch befanden sich 3000 Waffenfähige in derselben. Tausende von Leichen erschlagener Türken und Exulanten lagen rings herum, weit über 4000 wurden gezählt. Koháry wies jede Capitulation von sich. Doch die in der Festung anwesenden Edelleute und Soldaten dachten anders: „weil Koháry István allbereit den neunten Boten zu Ihro Kais. Majt. und Palatino wegen der Entsetzung geschickt, aber auf keinen einige Resolution erhalten, so wären sie erbietig, sich den Christen zu untergeben, nur daß sie den Türken nicht verraten würden". An drei Wochen hatte die Belagerung gewährt; am 9. September wurde die Capitulation abgeschlossen. Am 10. hielten die Türken ihren Einzug in die Festung. Dieselbe war wenig beschädigt, die Festungsmauer noch nirgends gefallen, hie und da Löcher, wie ein Tisch breit, in derselben, im Übrigen noch verteidigungsfähig. Die Besatzung hatte man frei abziehen lassen. Koháry selbst wurde gefangen genommen, in Eisen geschmiedet und nach Regécz geschleppt. Ungebeugt durch dieses Unglück, schalt er Thököly in's Gesicht einen Verräter an dem Vaterlande.

Weder General Strassoldo, noch der Palatin Paul Eszterházy waren im Stande gewesen, gegen die Türken und ihre Verbündeten etwas auszurichten.

Schon am 30. August hatten zwei Tschauße mit einem Gefolge von sechzig Personen die siebenbürgische Armee noch auf dem Marsche nach Fülek eingeholt. Sie erklärten dem Apaffy, daß sie Scepter, Fahne und Kaftan dem neuen ungarischen Könige aus Constantinopel mitbrächten.

Am 17. September veröffentlichte der Statthalter von Ofen, Ibrahim Pascha, das Athname des Sultans vom August dieses Jahres, wodurch die

im April in Ofen besprochene Capitulation mit Thököly bestätigt wurde. Zum Schlusse des vierzehnten Artikels heißt es: „In Übereinstimmung mit diesen oben genannten Artikeln wurde die Capitulation geschrieben und bestätigt durch den gewöhnlichen Eid des Großherrn, welcher besagt, daß, wenn von ihrer (der Ungarn) Seite keine dawidergehende Handlung begangen würde, auch von Seite der Pforte und ihrer Minister, Soldaten, Generale, Beamten und Commandanten nichts Dawiderlaufendes geschehen würde. Es solle Alles pünktlich beobachtet werden, was dieselbe enthalte. Daher dürfen sie (die Ungarn) auch dem geheiligten kaiserlichen Siegel Glauben schenken." Zum Beweis dessen wurde Thököly von Ibrahim Pascha zum ungarischen König oder richtiger Fürsten ausgerufen und unter Beobachtung der bei den Türken in solchen Fällen gebräuchlichen Ceremonien mit einem kostbaren türkischen Oberkleide, Schwert, Scepter und goldener Mütze anstatt der Krone im Namen des Sultans beschenkt*). Von nun an nannte sich Thököly: „Wir von Gottes Gnaden Fürst (princeps) und Herr einiger Teile Ungarns." Die Siebenbürger mußten Fülek schleifen. Dann erst durften sie nach Hause ziehen. Sie hatten während der Belagerung Manches erdulden müssen von ihren Bundesgenossen. Wiederholt hatte man Einzelne geplündert; nur durch schweres Geld erkauften sie die Erlaubnis zur Heimreise. Der Pascha von Ofen, mit dem größten Teile der Türken, begab sich ebenfalls nach Hause. Der neue Fürst Ungarns aber bemächtigte sich in raschem Siegeslaufe beinahe ganz Oberungarns bis an die Waag; selbst Bielitz in Schlesien wurde von den Kuruzzen geplündert. Nur wenige feste Plätze östlich der Waag blieben in den Händen des Kaisers. Mit Mühe gelang es den Generalen Strassoldo, Caprara und dem Palatin Paul Eszterházy, diese Linie vor dem Ansturme Thököly's zu decken.

Jetzt stand aber der neue ungarische Fürst vom weiteren Kampfe ab. Er ließ durch seine Unterhändler der Wiener Regierung Waffenstillstand anbieten, um die Winterquartiere zu beziehen, und diese gieng darauf ein. Die bisherigen Besorgnisse vor einem Türkenkriege hatten sich eben mittlerweile in Wien bereits zur Gewißheit eines solchen in der allernächsten Zukunft verdichtet. Die veränderte Haltung Ludwig's XIV. seit März dieses Jahres, die außerordentlich starke Beteiligung der Türken als Bundesgenossen Thököly's am Kampfe gegen das kaiserliche Ungarn, und endlich die Berichte des Internuntius Caprara, der seit 11. April am Hofe zu Stambul verweilte, über seine Beobachtungen, über die Behandlungsweise, die ihm zu Teil wurde, über die Erfolglosigkeit jeder weiteren Verhandlung ohne große Compensationen an Land und Leuten und

*) Unterm 29. September berichtet Saponara aus Patak an den Kaiser über die Krönung Thököly's: Die Krone sei aus Silber und mit Gold verziert, ähnlich derjenigen, die einst Rákóczy als Fürst von Siebenbürgen erhalten. Die dem Berichte beigegebene Zeichnung giebt ihr die Form einer phrygischen Mütze.

vor Allem an Geld, hatten die Regierung endlich ihren schweren Irrtum einsehen lassen.

Betrachten wir zunächst die Entwicklung der Dinge im Westen Europa's. Wir haben gesehen, wie durch die unerhörten „Eroberungen", die Ludwig XIV. nach dem Frieden von Nymwegen in Deutschland und Italien gemacht und noch weiter zu machen im Begriffe stand, die Association gegen diese Übergriffe seiner Herrschbegierde zu Stande kam. Wir erwähnten jener Verbindungen des pfälzischen und baierischen Hauses mit dem Habsburger zum Schutze Deutschlands. Das tätigste Glied der Association aber war Wilhelm von Oranien, Erbstatthalter der Niederlande. Während der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg, der seit 1663 permanent geworden, sich dem Kurfürsten von Brandenburg entgegenstemmte und dessen Bemühungen, die Anerkennung der von Ludwig XIV. gemachten Eroberungen durchzusetzen, zu vereiteln strebte, war Wilhelm's von Oranien Freund und Vertrauter, der Graf Georg Friedrich von Waldeck nach Wien gekommen. Diesem gelang es am 10. Juni 1682, das sogenannte Laxenburger Bündnis zu Stande zu bringen. In demselben verpflichtete sich der Kaiser, mit Hilfe des Kurfürsten von Baiern 30.000 Mann am Oberrheine gegen Frankreich aufzustellen; am Mittelrheine sollten die süd- und mitteldeutschen Bundesgenossen mit 20.000 Mann operieren und der Herzog Ernst August zu Hannover sollte ersucht werden, 20.000 Mann an den Niederrhein zu entsenden. Graf Waldeck wurde in den Reichsfürstenstand erhoben.

Damals war der Kaiser noch entschlossen, mit den Türken, wenn überhaupt möglich, den Frieden zu verlängern. Einer der hervorragendsten Träger dieser Idee war der dermalige spanische Botschafter in Wien, Borgomaynero; dem Einflusse dieses alten, aber rastlosen und geschäftsgewandten Mannes, schrieb besonders der venetianische Botschafter Contarini es zu, daß man in Wien mit allen Mitteln darnach strebte, im Osten den Frieden zu erhalten, um gegen Frankreich mit ganzer Macht auftreten zu können und seinem Übermute Einhalt zu tun.

Nur England war nicht zu gewinnen. König Karl II. war zwar durch die Rücksichtslosigkeit Ludwig's XIV., mit der dieser seine Schmach der Welt zur Kenntnis brachte, verletzt, aber gerade dadurch so in die Enge getrieben, daß er ohne Parlament sich zunächst fortbehelfen mußte und daher vollständig untätig nach Außen zu verbleiben gezwungen.

Trotzdem scheute Ludwig XIV. eine Coalition der Mächte. Sein Gesandter zu Regensburg erklärte daher, der König von Frankreich wolle den Termin des Abschlusses der Friedensverhandlungen mit Deutschland wegen Anerkennung der Reunionen und der Annexion Straßburgs bis 1. Februar 1683 verlängern. Wozu sollte sich Ludwig XIV. dem zweifelhaften Erfolge eines Krieges mit halb Europa aussetzen, wo er doch schon seit März 1682 wußte,

daß Kara Mustafa und die Türken den Krieg mit dem heftigsten Gegner seiner Politik, mit dem Kaiser aufnehmen werden. Er wollte daher abwarten.

Während also im Laufe des Sommers und Herbstes die Gefahr eines unmittelbar mit Frankreich bevorstehenden Krieges sich verminderte und Leopold, im Falle es doch dazu kommen sollte, wußte, daß er nicht allein stehen werde, wurden die Verhältnisse im Osten immer drohender.

Schon am 13. April, zwei Tage nach seiner Ankunft in Constantinopel, berichtet Albert Caprara: „Man behandelt mich höflich .... die eigentliche Feindschaft dagegen ist gegen uns gerichtet." Zwei Monate beinahe wurde er hingezogen, bis es ihm gelang, beim Sultan Audienz zu erlangen. Als er endlich am 9. Juni vorgelassen wurde, fertigte ihn der Sultan mit einem kurzen: „Gut, gut" ab. Unterm 17. Juni berichtet Caprara dann über die Absichten der Pforte: „Der Großvezier beharrt in seinem Eifer für den Krieg und seine persönlichen Gründe für denselben sind so stark, daß es unmöglich ist, ihn vom Gegenteile zu überzeugen. Er ist verhaßt bei Allen, bis zum geringsten Manne und in täglicher Gefahr, gestürzt zu werden. Daher sieht er eine Sicherheit für seine Stellung nur im Kriege." Auch auf eine Bestechung durch Geld setzt der Botschafter kein besonderes Vertrauen. Bis jetzt ist der Krieg nur deswegen noch nicht ausgebrochen, weil der Sultan, bestärkt durch den Mufti, noch nicht gewollt hat. „Aber darauf darf man sich nicht verlassen. Der schlaue Großvezier wirkt auf den habsüchtigen Sultan durch Geschenke, die er bringt, durch Briefe, die er an sich schreiben läßt, durch die Erbietungen der Rebellen, die maßlos sind. Die Gegner des Großveziers dagegen arbeiten nicht wider den Krieg, in der Hoffnung, daß er einen Schlag erleide und dadurch sich seinen Sturz bereite." Trotzdem meint Caprara damals, daß es vielleicht durch Geld doch noch möglich sein dürfte, den Krieg von den Ländern des Kaisers ab- und gegen Polen zu wenden. Das beste Mittel aber wären umfassende Kriegsrüstungen.

Am 22. Juni hatte Caprara die erste Friedensconferenz mit den türkischen Ministern, am 6. Juli die zweite. Die Verhandlungen nahmen jedoch keinen rechten Fortgang, denn die Türken verlangten von Caprara ein Anbot für den Frieden und dieser konnte gar nichts versprechen. Er verlangte daher vom Kaiser nochmals bestimmte Instructionen in dieser Beziehung.

Wenige Tage, nachdem die Berichte Caprara's bei Hofe eingelangt waren, brachte „Obrist" Starhemberg — am 6. August — aus Ungarn Bericht über den schlechten Fortgang des Krieges gegen Thököly und die Türken. Es fehle an Lebensmitteln, an den nötigen Anstalten zum Kriege. Ein allgemeiner Aufstand der Ungarn sei zu besorgen. Die vom Palatin ausgeschriebene Insurrection gegen Thököly habe schlechten Erfolg gehabt, Kaschau sei wahrscheinlich schon gefallen. — Die Bevölkerung wurde überall schwierig. Die Artikel des Ödenburger Landtages standen ja blos auf dem

Papier. Im Osten sowol, wie im Westen des Landes hatten königliche Commissäre trotz der gegebenen Versprechungen die Protestanten aus den städtischen Ämtern gestoßen. Man zeigte keinen Ernst, die zugesagten Freiheiten zu gewähren, das machte böses Blut. In Wien war die Angst vor den Husaren so groß, daß man in der Stadt erzählte, „sie hätten neulich nach gehaltener Comödie zu Schönbrunn eine nach der Stadt zu fahrende Carrosse beraubet“.

Der Kaiser ordnete eine Beratung über die von Caprara gestellten Forderungen an. Am 11. August traten die Spitzen der Regierung im Vereine mit dem Hofkriegsrate in der Favorita, dem späteren Theresianum, zu diesem Zwecke zusammen. Die Versammlung bestand aus achtzehn Personen, dem Fürsten Schwarzenberg, Markgraf Hermann von Baden, Präsident des Hofkriegsrates, Emerich Sinelli, Bischof von Wien, den Grafen Martinitz, Nostitz, zwei Dietrichstein, Starhemberg, Sinzendorf, Königsegg, Schafgotsch, Harrach, Kinsky, Jörger, Caplirs, dem Baron Abele, Bartholdi und Dorsch.

Diese Conferenz legte dem Kaiser ein Gutachten vor, worin sie sich in Anbetracht, daß man nicht im Stande sei, zugleich gegen Frankreich und gegen die Türkei Krieg zu führen, dahin aussprach, lieber im Osten nachzugeben als im Westen. Von Frankreich hat man sich niemals eines sicheren Friedens zu versehen, wogegen ein mit der Türkei abgeschlossener Vertrag mehr Bestand besitze, man auch die Hoffnung behalte, etwa abgetretene Gebiete bei günstiger Gelegenheit wieder zu gewinnen. Nur Graf Jörger hatte noch ein eigenes Gutachten diesem allgemeinen hinzugefügt. Zum Schlusse desselben heißt es: „Wenn E. kais. Majt. die Sache am ottomanischen Hofe weder durch Unterhandlung noch durch Geld beizulegen vermöchten: so muß allerdings die Frage lediglich dahin gestellt werden, wie von unserer Seite der Krieg geführt werden könne.“

Ende August war daher der Kaiser noch immer für den Kampf mit Frankreich. In diesem Sinne sprach er sich am 3. September dem brandenburgischen Gesandten, Crockow, gegenüber aus, der den Kaiser zum Frieden mit Ludwig XIV. zu bewegen suchte. Seit dem Jahre 1680 befand sich am Hofe zu Wien Justus Eberhard Passer. Er war Gesandter der Landgräfin Elisabeth Dorothea von Hessen-Darmstadt und gekommen, um gewisse Angelegenheiten des Darmstädter Hofes hier zu betreiben. Dieser Mann hat ein Tagebuch während seines hiesigen Aufenthaltes geschrieben und sich in demselben verschiedenes Merkwürdige notiert. Zum 30. August 1682 merkt er an: „Daß das Reformations-wesen in Ungarn anjetzo so unglücklich ablauft, schiebt der Bischof Kollonitz auf die hohen Kriegs-Ministros, diese auf die Hof-Kammer, welche kein Geld zum Kriegen hätte hergeben, enfin ein hoher Minister auf den anderen, worüber Ihre kais. Majt. im vorgestrigen geheimen Rat mit harten Worten sich nicht wenig sollen alterieret haben,

indem es scheint, ob dürften dem Adler starke Federn ausgepflücket werden, welches nicht gut für Deutschland, Mähren, Schlesien und Österreich wäre. Gott schenke den lieben Frieden." Zum 24. September aber schreibt derselbe Passer: „Der Wall vorm kaiserlichen Burgthor allhier wird mit gebackenen Steinen aufgeführt. Daran arbeiten täglich etlich hundert Personen." Schon seit dem 16. September wurde die Bürgerschaft im Arsenal in den Waffen einexerciert. Man sprach von der Abreißung der Häuser in den Vorstädten, die zu nahe an den Basteien standen. Am Sonntag den 20. desselben Monates wurde wegen Abwendung der von Türken und Rebellen drohenden Gefahr in den verschiedenen Kirchen das vierzigstündige Gebet angeordnet, an den Außenwerken und am Stadtwalle emsig gearbeitet.

Das Alles waren doch deutliche Zeichen dafür, daß man der Gefahr gegenüber, die im Osten drohte, mißtrauisch wurde. Alle diese Vorbereitungen konnten doch unmöglich den Franzosen gelten. Die Regierung begann ihren Irrtum einzusehen und zum Kampfe mit den Türken zu rüsten. Welches waren die Ursachen für diese Sinneswandlung?

Ende September wußte man bereits von dem Zurückweichen Frankreichs. Auf dem Friedenscongresse zu Frankfurt am Main hatten die Gesandten Ludwig's XIV. um diese Zeit zunächst den Termin für die Beendigung der Friedensverhandlungen bis Ende November hinausgeschoben. Bis dahin wolle Frankreich zuwarten. Am 4. October verlegte man die Verhandlungen überhaupt nach Regensburg. Für heuer zum Mindesten war die Gefahr eines Krieges vorüber. Anders im Osten. Hier war, ohne daß eine große Schlacht geschlagen worden wäre, mehr als die Hälfte des kaiserlichen Ungarn verloren worden. Selbst Wien schien bedroht. Diese eminente Gefahr von Türken und Magyaren her kam daher am 28. August bereits im geheimen Rate zur Sprache. Vor einem plötzlichen Überfalle der Stadt Wien mußte man sich daher wenigstens sicherstellen.

Am 6. August hatte auch Caprara von Constantinopel aus einen äußerst beunruhigenden Bericht an den Kaiser geschickt. Seit der letzten Conferenz am 6. Juli war es ihm nicht gelungen, bei der Pforte mit seiner Aufgabe vorwärts zu kommen. Seine Hoffnungen auf den Frieden wurden immer geringer. Er erzählt, daß an der Pforte der Roßschweif ausgesteckt worden sei, als Zeichen für den bevorstehenden Aufbruch des Sultans. Caprara ließ den Reis Efendi (Staatskanzler), Telchißisade Mustafa, den er für einen weisen und besonnenen Mann hielt, fragen, was er tun solle, um seinen Unterhandlungen einen guten Ausgang zu geben. Der Dolmetsch Janaki brachte die Antwort zurück: „wir werden den Krieg haben, die Dinge sind bereits zu weit gediehen". Zugleich berichtet Caprara in demselben Schreiben, daß der Großvezier persönlich den Krieg mit dem Kaiser um jeden Preis wolle, daß er sich alle Mühe gebe, den Sultan auf seine Weise dazu zu bewegen. Der

Großvezier hatte dem Internuntius den Verkehr mit Wien unmöglich zu machen gesucht, um den kaiserlichen Hof so lange als möglich in Ungewißheit über seine Pläne zu lassen. Trotzdem gelang es Caprara auf Umwegen, seine Berichte an den Kaiser zu senden. In Wien wußte man also Anfangs September bereits von der großen Gefahr, in der man schwebte. Auch im Kriegsrate vom 11. August hatte sich, wie wir gesehen, bereits eine Stimme für die Bereitschaft gegen Osten ausgesprochen.

Schon am 4. September berichtet Fürst Waldeck an Wilhelm von Oranien: „Ungeachtet der bedrohlichen Anzeichen eines Krieges mit den Türken verspricht man sich doch (in Wien) einen Ausgleich mit den Ungarn.“ In diesem Satze ist in der prägnantesten Weise die Situation in den ersten Tagen des September gezeichnet. Wenn wir diese Worte mit der Entwicklung der Ereignisse vergleichen, eröffnet sich der Ausblick auf die Triebfedern jener Politik, die man am Hofe des Kaisers nunmehr einschlägt. Bisher hatte man das Schwergewicht der Verhandlungen im friedlichen Sinne nach Constantinopel verlegt. Man suchte die Türken zu gewinnen, den Frieden von Eisenburg zu verlängern, um dann mit ganzer Kraft im Westen eintreten zu können. Gelang es, mit den Türken zum Abschlusse zu gelangen, dann war man im Stande, auch Ungarns leichter sich zu erwehren. Deswegen gieng auch die Gegenreformation in diesem Lande trotz der Bestimmungen des Ödenburger Landtages ihren Weg, langsam zwar, aber ungehindert weiter. Die katholischen Fanatiker am Hofe hatten es dahin gebracht, daß der Kaiser schon im Juni 1682 den Beschluß faßte, die Ödenburger Decrete nicht weiter zu beachten. Triumphierend berichtet Bischof Kollonitz am 14. Juni dieses Jahres an den Bischof von Raab und Erzbischof von Kalocsa, Georg Szechényi: „Außerdem berichte ich gute Neuigkeiten: Sr. geheiligteste Majestät hat sich gnädigst resolviert, daß die gegenwärtig verwirrten religiösen Verhältnisse in den vorigen Stand, in dem sie sich vor dem Landtage befanden, wieder hergestellt werden, und die Katholiken in ihren Pfarreien, in jener Ruhe, wie vorher, leben mögen. Nach wieder in Besitz genommenen Kirchen und der Vertreibung der Prädicanten, wird es nötig sein, die durch Ihre geheiligteste Majestät für dieses Geschäft einzusetzende Commission abzuwarten. Der löblichen ungarischen Kammer wird es zukommen, die bisher ausgeübten Gewalttätigkeiten zu erforschen und die Urheber derselben zu bestrafen.“ Thököly war ja, nach erhofftem Friedensabschlusse mit den Türken, dann nicht weiter zu fürchten. Als aber die Regierung aus den Berichten und Tatsachen merkte, daß mit Kara Mustafa zu keinem Frieden zu gelangen, als man sah, daß Thököly mit seiner Hilfe sich bis an die Waag ausbreitete, da fieng man an, so schwer dies auch bei den vollständig erschöpften Finanzen des Staates sein mochte, für den Türkenkrieg zu rüsten. Den ersten Schritt auf diesem Wege bezeichnen seit Mitte September 1682 die Versuche, Wien vor einem eventuellen Überfalle zu sichern.

Bei der Langsamkeit, mit der Kaiser Leopold neue Entschlüsse faßte, vergiengen Monate, bis die schwerfällige Staatsmaschine völlig in diesem Sinne arbeitete; die ersten Anzeichen der neuen Richtung sind aber schon in diesen Tagen zu beobachten.

Besonders interessant ist die sich vollziehende Wandlung in der Taktik gegen die Aufständischen und gegen Thököly. Bei den immer bedeutenderen Fortschritten des Letzteren im Herbste wurde dem Palatin Paul Eszterházy zunächst die Ermächtigung erteilt, den Aufständischen Amnestie zu verkündigen. Saponara, der kaiserliche Unterhändler, befindet sich noch Ende September bei den Rebellen. Als im November zwei Abgesandte Thököly's, Stephan Szirmay und Sigmund Jánoky in Wien erschienen, wurden sie mit einer in solchen Fällen ungewöhnlichen, den Uneingeweihten unbegreiflichen Aufmerksamkeit behandelt. Es war gewissermaßen der letzte Versuch einer sich krankhaft an eine einmal gefaßte Idee anklammernden Seele, wenn Leopold nicht blos die Gesandten Thököly's empfieng, sondern auch mit ihnen neuerdings Waffenstillstand auf ein halbes Jahr schloß. Das Erbieten Thököly's, sich bei der Pforte des Friedens wegen zu verwenden, wird angenommen; der Waffenstillstand soll vier Wochen vor dem Beginne der Feindseligkeiten gekündigt werden; die diesseits und jenseits der Gran liegenden Bergstädte räumt Thököly, wogegen ihm die Kammer monatlich 3000 Gulden bezahlt; die im Besitze des Kaisers befindlichen festen Plätze dürfen während des Waffenstillstandes verproviantiert werden; die Gespanschaften Liptau und Arva sind neutrales Gebiet, in welches weder kaiserliche noch Thököly'sche Truppen einrücken sollen.

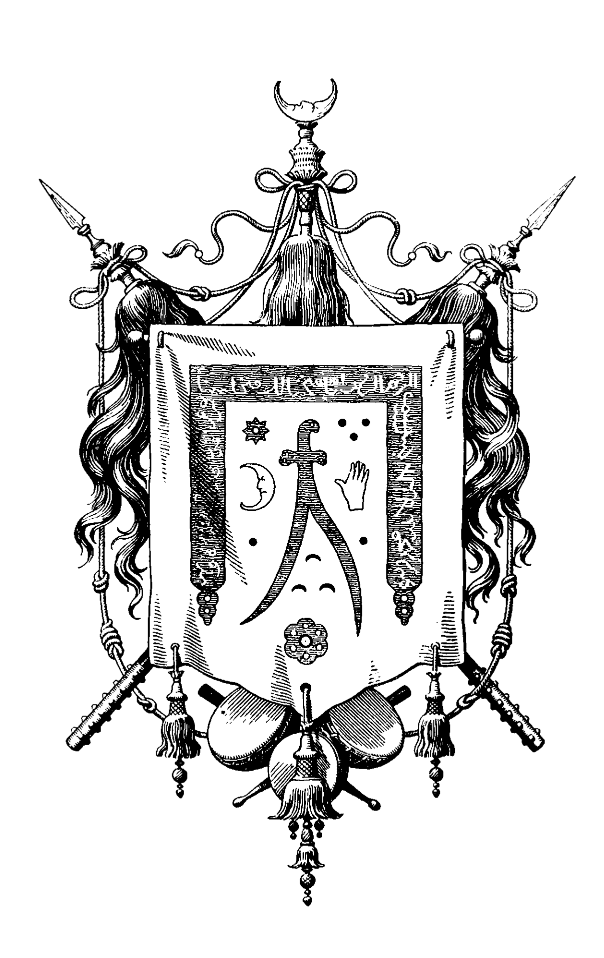
Der Hofkriegsrats-Präsident, Markgraf Hermann von Baden, soll in die Verhandlungen Thököly's mit der Pforte besonders gutes Vertrauen gesetzt haben. Er meinte, dieser würde sich mit Oberungarn auf Lebenszeit begnügen, er würde als Feind Apaffy's gut zu gebrauchen sein und die Türken zum Frieden bewegen. Nach der Meinung des venetianischen Botschafters Contarini arbeitete der Hofkriegsrats-Präsident im Interesse Spaniens, seitdem er durch Marquis Borgomaynero, den Botschafter des Königs Karl II., gewonnen war.

Am 1. December kamen die Gesandten Thököly's nach Leutschau zurück. Wenige Tage nach ihrer Abreise von Wien am 11. December erstattete der schon unter den Conferenzmitgliedern vom 11. August genannte Hofkammer-Vicepräsident Graf Quirin Jörger, nachmals Schwiegervater des Grafen Rüdiger von Starhemberg und Statthalter Niederösterreichs, einer der tüchtigsten Berater des Kaisers, diesem ein Gutachten über die Notwendigkeit der Rüstungen zum Türkenkriege. „Thököly," heißt es in diesem Schriftstücke, „wäre durch Versprechungen zu gewinnen und wenn er hartnäckig bleibe, als Rebell zu behandeln."

Zwei Strömungen haben sich bei Hofe seit jenem 11. August entwickelt; die eine, noch immer bemüht den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, die andere, ihre Aufmerksamkeit der Türkengefahr zuwendend. Beide Parteien ziehen Thököly in den Kreis ihrer Berechnungen, und während Caprara von Adrianopel aus, wohin er mit Kuniz dem Sultan am 19. October gefolgt war, den Versuch macht, die Regierung zur größten Energie gegen diesen Rebellen aufzustacheln, wird der Wunsch des ehrgeizigen Magyaren vom Kaiser befriedigt und der Waffenstillstand mit ihm geschlossen. Und als der Krieg mit den Türken endlich unvermeidlich geworden, da wurden, trotz des sonstigen Mißtrauens, das man am kaiserlichen Hofe gegen die Ungarn im Allgemeinen hegte, die Verhandlungen mit Thököly nicht abgebrochen. Wir werden späterhin sehen, wie im Jahre 1683 eine Zeit hindurch sogar der Operationsplan, den der kaiserliche Feldherr gegen die Türken durchzuführen hatte, von der Ansicht abhängig war, es werde gelingen, Thököly dahin zu bringen, das Bündnis mit der Pforte aufzugeben und gegen selbe mit den kaiserlichen Truppen gemeinsam zu Felde zu ziehen.

Von seinem Standpunkte aus hatte Caprara ganz Recht, wenn er bei der Nachricht von den Verhandlungen mit den Rebellen zu Wien in die Worte ausbricht: „Es scheint mir doch, daß sie zum großen Nachteile für die Würde des großen Kaisers gereicht und in gewisser Weise die Schwäche und die Furcht bekundet, auf welche die Türken ihren ganzen Plan bauen und auf welche hin sie täglich sich mehr dagegen verhärten, bestimmte Vorschläge zu machen." Den letzten und ausschlaggebenden Einfluß auf die definitiven Entschlüsse des Kaisers übten endlich die Berichte aus dem Osten gegen Ende des Jahres. Im November war ein Schreiben aus Ofen eingelangt, das von den großartigen Rüstungen der Türken für den Feldzug des nächsten Jahres erzählt und zugleich den Kriegsplan derselben enthüllte. Raab solle blokiert und zugleich Wien mit ganzer Macht angegriffen werden. Am 12. December aber traf eine Relation Caprara's aus Adrianopel ein, worin er berichtet, „daß für den Frieden keine Hoffnung mehr übrig, und daß es kein anderes Heilmittel mehr gibt, als eilig zu waffnen und die Türkei in Ungarn anzugreifen". Er bittet den Kaiser, mit Frankreich Frieden zu schließen und „sich mit aller Kraft wider die Türken zu setzen. Denn weder Gründe, noch Geld, noch eine Landabtretung, wenn nicht überaus groß, können noch den Frieden erhalten". Es waren also alle Bemühungen vergeblich gewesen. Die Türken wollten keinen Frieden. Der Kaiser war daher zum Kriege gezwungen, und wenn noch ein Funke von Hoffnung auf Abwendung desselben in ihm vorhanden war, mußten ihn die nunmehr folgenden Berichte Caprara's zerstören, denn von jetzt ab war er ein Gefangener der Türken. Am 21. December hatte die letzte Conferenz mit den Pfortenministern stattgefunden. Als sich die vollständige Erfolglosigkeit derselben zeigte, verlangte er, daß man ihm gestatte, noch einen letzten Courier

nach Wien abzusenden; allein dies wurde ihm verweigert. Er ersuchte um eine Privatbesprechung mit dem Reis Efendi, es wurde ihm nicht erlaubt. Er setzte daher die übrigen Vertreter der christlichen Mächte bei der Pforte hievon in Kenntnis und erklärte, daß er seine Mission für beendet ansehe. Am 29. December gelang es ihm, einen Bericht über seine Lage nach Wien zu expedieren. Als er selbst abziehen wollte, gestattete es ihm der Großvezier nicht — er war also ein Gefangener, der Krieg zwischen den Türken und dem Kaiser für's nächste Jahr als gewiß anzusehen. Die beiden Strömungen am Hofe zu Wien flossen, für den Augenblick wenigstens, in eine zusammen, es galt, das vom Osten her drohende Unheil abzuwehren.





Erstes Capitel.

In dem letzten Dritteile des Jahres 1682 wurde es der kaiserlichen Regierung in Wien klar, daß dem Kriege mit den Türken nicht mehr auszuweichen sei. Wie weit die Absichten des Großveziers Kara Mustafa in dieser Beziehung reichten, darüber gab es zunächst nur Vermutungen. Man erhielt Nachricht von der außerordentlich großen Anhäufung von Proviant und Munition in Ungarn. Man erfuhr, daß mindestens 60.000 Combattanten, abgesehen von den leichten Truppen, den Bundesgenossen, dem Troße, von Adrianopel im nächsten Jahre in's Feld rücken sollten. In erster Linie scheint man jedoch noch immer nur an einen Krieg in Ungarn gedacht zu haben. War doch von Seite der Türken, sowol in Ofen als in Adrianopel, im Verlaufe der Verhandlungen mit Albert Caprara zum Zwecke der Erneuerung des Waffenstillstandes von Eisenburg, stets auf Landabtretungen in diesem Königreiche hingewiesen worden. Die Festungen Raab und Komorn mit Leopoldstadt und Guta bildeten hier die Stärke der kaiserlichen Position. Schleifung der beiden Letzteren, Abtretung des Gebietes am linken Donauufer bis Preßburg, war als den Türken wünschenswert bezeichnet worden. In dem eben abgelaufenen Jahre hatten die Streitkräfte der ottomanischen Pforte den Kampf gegen die kaiserliche Regierung zu Gunsten Thököly's am linksseitigen Donauufer unternommen. Man scheint also auch für das nächste Jahr am kaiserlichen Hofe den Feldzug in diesem Lande von Seite der Türken erwartet zu haben.

Vor Allem mußte sich das Absehen des Kaisers — von dem Momente an, in welchem ihm diese Situation klar geworden — darauf richten, für den bevorstehenden Krieg zu rüsten. Dies Bestreben durfte nicht blos auf das eigene

Gebiet sich beschränken, es waren auch Bundesgenossen für den Krieg zu werben, sollte man in demselben bestehen können.

Sowie man einst, im Jahre 1663 nämlich, als die Türken Neuhäusel eroberten, nicht blos in den eigenen Ländern mit aller Macht gerüstet hatte, sondern durch Gesandtschaften in Deutschland, in Schweden, Italien, ja selbst in Frankreich um Hilfe angesucht hatte, wie man noch vor Kurzem durch den Beitritt zur Association, durch das Laxenburger Bündnis, durch die Annäherung an Baiern und Neuburg Frankreichs Übermut einen Damm entgegenzusetzen bemüht war, so wurde jetzt für das Bündnis gegen die Türken geworben.

Während es gelang, zwischen dem Kaiser, Spanien, Schweden und den Freistaaten der Niederlande ein engeres Bündnis gegen eventuelle weitere Übergriffe Ludwig's XIV. zu Stande zu bringen*), suchte der Kaiser auf dem Reichstage zu Regensburg die Verhandlungen wegen der von Frankreich geforderten Anerkennung der gemachten Reunionen hinauszuschieben. Die Verhältnisse waren hier keine besonders günstigen. Ein Teil der Kurfürsten war, durch Ludwig's XIV. Geld gewonnen, für die rechtliche Anerkennung der Räubereien des französischen Königs. Mit Hilfe der großen Masse der übrigen Stände suchte dies Leopold auch jetzt noch hintanzuhalten. Es sollte kein Separatabkommen des Reiches ohne die mitinteressierten Mächte, Spanien und die italienischen Fürstentümer, geschlossen werden. Vergeblich bemühte sich Ludwig XIV., durch seine Bundesgenossen unter den deutschen Fürsten den Kaiser zum Abschlusse zu zwingen. Vergebens verbanden sich in seinem Interesse am 17. Februar 1683 Brandenburg, Dänemark und Münster zu Soest, die Differenzen mit Frankreich zum friedlichen Austrage im Reiche zu bringen; die Verhandlungen in Regensburg zogen sich hin, weit über die Zeit des beginnenden Türkenkrieges hinaus. Der Kaiser, gestützt auf den Haager Vertrag, besonders auf Spanien und den Papst, konnte sich nicht entschließen, die Ansprüche des Reiches auf die demselben geraubten Gebiete so ohne Weiteres preiszugeben. Allerdings wurde dadurch ein Teil der geschlossenen Allianzen gegen die Türken illusorisch, die Hilfe anderer Mächte im Kriege gegen den Erbfeind hinausgeschoben, aber das Recht war zu sehr verletzt worden, als daß sich Leopold zunächst rasch hätte entschließen können.

Das am 10. Juni 1682 abgeschlossene Bündnis zu Laxenburg umfaßte Baiern, die süddeutschen Stände, den fränkischen Kreis und Hannover. Das Augenmerk des Kaisers war nunmehr darauf gerichtet, diesen Bund, der gegen Frankreich zu Stande gekommen war, teilweise im Osten zur Action zu verwenden. Der Herzog Ernst August von Hannover zwar konnte sich zu keinem Zuzuge verpflichten. Gegen das Versprechen monatlich zu zahlender Subsidien in der Höhe von 50.000 Thalern, übernahm er es jedoch (am 14. Januar 1683), eine Armee von 20.000 Mann zum eventuellen Kampfe in Deutschland zu

*) Abgeschlossen wurde dieser Vertrag im Haag am 6. Februar 1683.

stellen. Wenn auch diese Truppen nicht zur Verwendung kamen, so mochten sie doch ein Losschlagen Dänemarks oder Brandenburgs zu Gunsten Ludwig's XIV. verhindern. Dem kaiserlichen Gesandten in Berlin und Dresden, dem Grafen Lamberg, gelang es eben trotz aller Versuche nicht, Brandenburg zur Hilfe gegen die Türken zu bewegen; der Kurfürst erklärte, mit einer geringen Hilfe werde dem Kaiser nicht gedient sein, auch entspreche eine solche seinen Intentionen nicht; in eine bedeutende Action zu Gunsten des Kaisers sich einzulassen, dazu fehlte es ihm aber an der nötigen Lust. Die Forderungen, die er für eine größere Leistung stellen ließ: Anerkennung seiner Ansprüche auf die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, Zahlung von 300.000 Thalern jährlich, zeigten von seinem geringen Willen, sich von Ludwig XIV. jetzt schon zu trennen und so mußte der Kaiser froh sein, daß er während des Kampfes gegen die Türken wenigstens neutral blieb.

Derselbe Graf Lamberg bemühte sich auch die Hilfe des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen für den Kaiser im Türkenkriege zu gewinnen. Aus demselben Grunde, aus dem Hannover gänzlich untätig bleiben mußte, war auch der Kurfürst von Sachsen trotz seiner Geneigtheit erst spät, nachdem die Erbfeinde des christlichen Namens bereits Wien eingeschlossen hatten, zum Bündnisse zu bewegen.

Dagegen standen die Angelegenheiten des Kaisers im Süden Deutschlands günstiger. Der schwäbische sowol, wie der fränkische Kreis zeigten sich bereit, nachdem die Fragen der Geldentschädigungen, der Verpflegung der Truppen gelöst waren, das Laxenburger Bündnis nunmehr im Kampfe gegen die Türken actuell werden zu lassen. Allein, auch hier hat die von Frankreich her drohende Gefahr die Hilfeleistung wesentlich verzögert.

Nur Graf Dominik Kaunitz, der Gesandte des Kaisers in München, war verhältnismäßig rasch zum Ziele gekommen. Kurfürst Maximilian Emanuel von Baiern war gewissermaßen der einzige deutsche Fürst, dessen Mitwirkung im Kampfe gegen die Osmanen von Anfang an sicher stand. Wie wir schon in der Einleitung (S. 34) gesehen, war es der persönlichen Einwirkung Leopold's gelungen, ihn auf seine Seite zu bringen. Vergeblich versuchte Ludwig XIV. den Kurfürsten davon abzuhalten. Ja, als dieser ihm durch die Dauphine, die Schwester Max Emanuel's, für seine Anhänglichkeit an den Kaiser mit der Verwüstung seiner Länder drohte, kümmerte er sich so wenig darum, daß er das Schreiben, in welchem diese Drohung ihm mitgeteilt worden, an seinem Hofe von Hand zu Hand gehen ließ. Schon am 26. Januar 1683 wurde ein Bündnis mit dem Kaiser abgeschlossen. Unter ausdrücklicher Wahrung des defensiven Charakters dieser Verbindung verpflichtet sich der Kurfürst, im Falle der Kaiser angegriffen wird, ihm mit 8000 Mann (5000 Mann Fußvolk und 3000 Reitern) zu Hilfe zu kommen. Auch diese Allianz ist noch gegen Frankreich ebenso wie gegen die Türken gerichtet. Im Wortlaute des Bündnisvertrages wird sogar

der Gefahr, die von Frankreich drohen könnte, größeres Gewicht beigelegt, als derjenigen von Osten her. Es wird hervorgehoben, daß die Alliirten sich verpflichten, vom Könige von Frankreich solche Bedingungen zu erlangen, die „dem Westphälischen und Nymwegischen Frieden gemäß seien". Der Kaiser verpflichtet sich, im Falle Baiern angegriffen würde, demselben, „über die in Böhmen stehenden Völker", mit 15.000 Mann zu Hilfe zu kommen. Kein Teil darf ohne den anderen sich in irgend einen Friedensschluß, Stillstand der Waffen oder Krieg einlassen. Anderen Mächten, besonders deutschen Fürsten, soll der Beitritt offen stehen, und im Hinblicke auf das Laxenburger Bündnis heißt es: „So erbieten sich Ihro kayserliche Majestät dero höchste Autorität dahin zu interponieren, daß hiernächsten zwischen allen uniirten Reichsständen ein gemeines Concerto, wann und welcher Gestalt zu operieren geschlossen, und die reciprocierliche Assistenz recht stabiliert werde, wozu auch Ihre kurfürstliche Durchlaucht nach Möglichkeit concurrieren wollen."

Baiern also war leicht gewonnen. Ebenso hatte sich auch das Erzbistum Salzburg bald dem Kaiser angeschlossen. Erst als die Gefahr immer drohender wurde, als die Länder des Kaisers von den Türken wirklich mit Krieg überzogen waren, mußte man sich über die Modalitäten der Hilfe noch genauer in's Einvernehmen setzen. Darüber liefen die Verhandlungen bis in den Anfang des Monats August. Schon hier in Deutschland zeigte es sich, welche wichtige Rolle bei allen diesen Werbungen um Bundesgenossen das Geld spielte. Subsidien, Bezahlung der Hilfstruppen, mindestens Verpflegung derselben von Seite des Kaisers, Restituierung der Auslagen wurden überall vorausgesetzt. Nur Baiern bildete hievon bis zu einem gewissen Grade eine Ausnahme. Der jugendliche Kurfürst hatte eben einen anderen Preis im Sinne, den er erwerben wollte — die Hand der Tochter Leopold's I. und der Kaiserin Margaretha, der muthmaßlichen Erbin Spaniens, Erzherzogin Maria Antonia.

Eine noch gewichtigere Rolle spielte die Geldfrage im Königreiche Polen. Nun langten des Kaisers eigene Einnahmen kaum zur Deckung der Kriegsrüstungen in den Erbländern aus. Wir werden später sehen, wie jammervoll die Finanzen in den österreichischen Ländern bestellt waren. England, Holland und Schweden, wo der Kaiser ebenfalls seine Gesandten aufgefordert hatte, im Sinne eines Bündnisses gegen die Türken zu wirken, waren nicht zu gewinnen. Ebenso wenig war auf Spanien zu rechnen, das durch die Bedrohung Luxemburgs durch Ludwig XIV. vollständig in Athem gehalten wurde.

Im Gegenteile, der spanische Gesandte in Wien bemühte sich noch immer, bemühte sich noch im Juli 1683, den Kaiser von den Türken frei zu machen, um dessen Hilfe gegen Frankreich für Spanien in Anspruch nehmen zu können. Wir werden noch zu erwähnen haben, wie Borgomaynero die österreichische Regierung, von diesem Ziele beseelt, auf einen gar sonderbaren Abweg zu führen versuchte. Späterhin allerdings unterstützte dann der König Karl II. von

Spanien den Kaiser mit Geld. Es sollen bis Ende 1683 an 550.000 Thaler zum Zwecke der Kriegführung, nach dem Berichte des venetianischen Botschafters Contarini, an Leopold eingelangt sein.

Zunächst blieb nur ein Land in Europa übrig, an welches sich der Kaiser in seiner höchst unerquicklichen Lage mit Aussicht auf Erfolg zu wenden vermochte, Italien. Durch die im Jahre 1681 beinahe gleichzeitig mit derjenigen Straßburgs erfolgte Besetzung der Festung Casale, bedrohte Ludwig XIV. auch die Unabhängigkeit dieses Landes. Mit großer Aufmerksamkeit beobachteten die Gesandten Venedigs die Entwicklung der Verhältnisse zur Türkei. Seit dem Frieden von Kandia (Februar 1670) befand sich zwar die Republik officiell auf freundschaftlichem Fuße zur Pforte. Aber, um welchen Preis war dieser Friede erkauft worden! Und, mußte man nicht um die letzten Reste der venetianischen Besitzungen im Oriente zittern, wenn es den Türken gelang, den Kaiser zu überwältigen? Allein, auch die Venetianer waren vorwiegend Handelsleute, zunächst beschränkte sich daher diese Republik auf ein dem Kaiser wolwollendes Zuwarten.

Anders die kleinen ober- und mittelitalienischen Staaten. Diese bewilligten Subsidien. Dieselben waren zwar nicht sehr bedeutend, aber sie zeigten den guten Willen. Die Republik Genua sendete 30.000 Thaler — sie wurden am 14. August zum Ankaufe von Mehl verwendet — der Fürst von Castiglione gab im Juli 3000 Gulden von seinem winzigen Fürstentume, der Fürst von Mirandola 1974 Gulden, der Herzog von Massa 5850 Gulden, die Republik Lucca 1158 Gulden, die „Foedatarii" im Genuesischen 3466 Gulden, zusammen also 15.448 Gulden; sie wurden für die Miliz in Croatien mitverwendet. Diese Summen machen beinahe den Eindruck, als wenn für den Türkenkrieg in Italien förmlich gesammelt worden wäre. Von einem Staate Italiens wenigstens steht dies fest, vom Kirchenstaate. Hier hat nicht blos der Staat, hier haben auch Private freiwillig zur Kriegführung des Kaisers gegen die Türken Gelder beigesteuert. Hier hatte sich die öffentliche Meinung für den Kampf der Christenheit gegen die Türken begeistert. Ausgegangen war dieselbe vom Papste selbst.

Rom war damals für den Kaiser der wichtigste Stützpunkt. Ein eigener Gesandter war hieher gesendet worden in der Person des Grafen Valentin Max Martinitz. Die Hilfe des Papstes war nach den verschiedensten Richtungen für den Kaiser von unschätzbarem Werte. Nicht nur in materieller Beziehung, sondern auch in moralischer. So wenig auch die Zeit im Allgemeinen darnach angetan war, um sich für die Kreuzzugsidee zu begeistern, noch immer war in Europa ein kleiner Rest derselben, eine Art gemeinsames Gefühl geblieben; die Abwehr des Halbmondes wurde für einen der gesammten Christenheit geleisteten Dienst angesehen. Dieser moralischen Verpflichtung hatte sich im Jahre 1664 selbst der König von Frankreich nicht zu entziehen vermocht. Auch er hatte damals seine Hilfe gesendet. Auch bei den Protestanten war dieses Gefühl vorhanden. Allerdings muß man sich hüten, in dieser Beziehung etwa Ideen des

11. oder 12. Jahrhunderts bei den Machthabern im 17. Jahrhunderte suchen zu wollen. Einzelne Persönlichkeiten jedoch waren noch von solchen durchdrungen. Der Masse der Bevölkerung mochten sie, besonders in katholischen Ländern, noch mit Erfolg vorgehalten werden. Leopold I. und seine geistlichen Ratgeber wenigstens waren von ihrer Wirksamkeit überzeugt. Es galt daher, das Oberhaupt der ganzen katholischen Christenheit für den Kampf zu gewinnen. Nicht immer war dies den Kaisern leicht gewesen. Leopold selbst hatte einst mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt. Als die Türken 1663 Neuhäusel erobert hatten und die Gefahr für den Kaiser sehr groß gewesen, in dem Kampfe zu erliegen, hatte Alexander VII. zur Beihilfe ihm 12.000 Ducaten gesendet. Wahrlich keine sehr bedeutende Summe. Diesmal jedoch lagen die Verhältnisse in Rom für den Kaiser günstiger.

Auf dem Stuhle Petri saß seit 1676 Innocenz XI., aus dem Hause Odescalchi, ein für das Christentum begeisterter Fürst, durchdrungen von dem Berufe, der dem Papste, als dem Haupte der Christenheit, zukam. In jungen Jahren hatte er selbst in Polen gegen die Türken mit dem Schwerte gekämpft. Später wurde er Geistlicher und zu hohen Kirchenwürden emporsteigend, mit 66 Jahren Papst. Von wirklicher Frömmigkeit durchdrungen, suchte er vom Tage seiner Wahl an seine Tätigkeit ausschließlich im Sinne seines Berufes. Er war bemüht, Mißbräuche abzustellen, die Hospitäler zu besuchen, den Armen zu helfen.

Es ist charakteristisch für diesen Papst, daß er den Nepotismus, der wol nirgends so sehr wie gerade in Rom wucherte, zu unterdrücken suchte. Als der Kaiser sich durch seinen Gesandten an ihn um Hilfe wendete, ließ er sich sogleich bereit dazu finden. Nicht blos, daß er Leopold I. in einem eigenen Breve*) die Erlaubnis gab, von der erbländischen Geistlichkeit eine extraordinäre Türkensteuer einzuheben, dieselbe Erlaubnis wurde auch anderen Fürsten, so Maximilian Emanuel von Baiern, dem Bundesgenossen des Kaisers zu Teil. Sie hat für Baiern allein 300.000 Gulden ausgetragen.

Der Papst griff auch seine eigenen Mittel an; er hat den Kaiser im Kampfe nicht nur selbst unterstützt — bis zum 10. October 1683 sollen in die kaiserlichen Cassen durch den päpstlichen Internuntius Buonvisi nicht weniger als 1,200.000 Gulden geflossen sein — er hat auch Andere dahin vermocht, dem Kaiser beizuspringen. Er ordnete allgemeine Kirchengebete an zur Abwehr der Feinde des christlichen Namens. Er begeisterte seine Umgebung. Angefeuert durch ihn, beeilten sich auch die Cardinäle dem Kaiser beizustehen, Ludovisi ließ fast sein sämmtliches Silbergeschirr in Münzen umprägen. Ähnliches taten Marescotti, Acciogli, Prinz Chigi.

---

*) Ausgestellt wurde dasselbe erst am 3. Juli 1683. Der Kaiser hatte aber darum auch erst am 29. März ersucht.

Innocenz XI. begnügte sich jedoch damit nicht. Vor Allem war er bestrebt, Ludwig XIV., den „allerchristlichsten" König, an seine Pflicht zu erinnern, ihn abzuhalten wenigstens vom Kampfe gegen den Kaiser in dem Momente, wo Letzterer von den Türken angegriffen werde. Schon am 20. Januar 1683 wendet er sich in einem eigenen Breve zu diesem Zwecke an den König: „Obwol wir," heißt es in demselben, „von der Hochherzigkeit Deiner erhabenen und unbesiegbaren Seele eine so vortreffliche Meinung haben, daß wir uns gern der Überzeugung hingeben, Du werdest in einer solchen Gefahr Deinem Titel des allerchristlichsten Königs entsprechend handeln und werdest mit Deinen starken Armeen, deren Kraft und Tapferkeit und Ruhm über den ganzen Erdkreis gefeiert wird, zur Hilfe in dieser Bedrängnis nicht fehlen: so ist doch die Lage der Dinge derartig und die Pflicht unseres oberhirtlichen Amtes eine solche, daß wir nicht unterlassen dürfen, Deine Majestät aus tiefstem Drange unseres Herzens zu bitten, zu mahnen und um der Barmherzigkeit unseres Herrn Jesu Christi willen anzuflehen, daß Du die herrliche, jetzt dargebotene Gelegenheit, den christlichen Namen gegen den Anlauf der Barbaren zu schützen, ihre Wildheit und unersättliche Herrschbegierde zurückzuschlagen, Dir nicht entschwinden läßest, sondern mit dem Eifer, der von Deinen ruhmreichen Vorfahren wie nach Erbrecht Dir überkommen, mit welchem Du die Ketzerei bisher so glücklich überwunden und ferner zu überwinden nicht aufhörst, Deine siegreichen Waffen erhebst wider die Barbaren, die so verwegen dem Volke Gottes Hohn sprechen und die Grausamkeit, mit welcher sie den Fluch ihrer Treulosigkeit in die christlichen Länder zu tragen bereit stehen, mit dem Arme Deiner königlichen Kraft niederschlägst. Wenn jedoch der Zustand Deines Königreiches, wider unser Verhoffen, Dir dies nicht gestatten sollte, so wirst Du wenigstens Dich so verhalten, daß in einer solchen Zeit der Bedrängnis Deutschland und die anderen christlichen Länder sich frei fühlen von der Furcht vor Deinen Waffen, damit der allerchristlichste, unser in Christo geliebter Sohn, Leopold, der römische Kaiser, und die übrigen Fürsten mit ihm geeinigt, ihre Kraft wider den gemeinsamen Feind zu verwenden vermögen, wie es geschehen ist in ähnlichen Fällen, wo die Fürsten mit Hintansetzung und Beilegung ihrer Privatstreitigkeiten einmütig und wetteifernd eingetreten sind für das Gemeinwohl."

Wir haben gesehen, daß bei Ludwig XIV. Gründe aus dem Gebiete der Religion verhältnismäßig wenig verfiengen. Wir wissen, daß er zwar im Jahre 1676 das ihm von Kara Mustafa angetragene Bündnis zum gemeinsamen Kriege gegen den Kaiser nicht abgeschlossen hatte — um des Scandals willen, den ein solcher Bund hervorgerufen haben würde. Durch seine Intriguen, den Großvezier zu seinem Unternehmen anzueifern, dazu jedoch war er auch damals bereit. Jetzt war endlich die Zeit gekommen, wo die lange erwartete Mine auffliegen sollte. Es kam ihm also darauf an, der öffentlichen Meinung gegenüber sich als den Unschuldigen, den Kaiser als denjenigen zu zeigen, dem

an Allem die Schuld beizumessen. Nur so konnte er hoffen, wenn der Kaiser unterlegen, im Namen der Christenheit auftreten zu können, den Türken ihre Eroberungen in Deutschland zu entreißen und zum römischen Kaiser erwählt zu werden. Zu diesen Plänen paßte das päpstliche Breve sehr schlecht. Schon die bloße Aufforderung des Papstes, mindestens Frieden zu halten während der Zeit des Türkenkrieges, schloß trotz aller Worte des Vertrauens, die Innocenz XI. hiebei gebrauchte, einen Act des höchsten Mißtrauens von Seite des Papstes in die redlichen Absichten des Königs in sich. Es ist ja immer und überall das Bestreben der Mächte gewesen, selbst im ungerechtesten Kriege, wenigstens einen Schein von Recht sich zu wahren, um die öffentliche Meinung für die eigene Sache zu gewinnen. Auch Ludwig XIV. suchte sich daher zu rechtfertigen. Schon unterm 12. Februar erließ er ein Schreiben an den Papst, in welchem er sich für dessen Zutrauen bedankt und erklärt, daß er bisher aus lauter Friedensliebe durch beinahe fünf Vierteljahre auf die Anerkennung seiner gerechten Ansprüche durch den Kaiser und Spanien gewartet habe. „Demnach," heißt es dann weiter, „dürfen wir mit Wahrheit behaupten, daß wir den Wünschen Euerer Heiligkeit zuvorgekommen sind und daß wir von unserer Seite nichts unterlassen haben, um den Frieden in Europa zu befestigen und den Bruch desselben zu verhindern. Mögen nun Euere Heiligkeit über die Absichten derjenigen urteilen, welche darauf ausgehen, sich einer so großen Woltat zu widersetzen, ob sie nicht gerechten Grund zu der Vermutung geben, daß sie, wenn sie nur sicher sind, einen zweifelhaften Frieden von den Ungläubigen erkaufen und die Macht derselben auf ihre Nachbarn werfen zu können, dazu bereit sind, auch auf Kosten der Kirche, in der Absicht dann Alles, was sie an Kraft und Mitteln besitzen, aufzuwenden, um den Krieg in der Christenheit zu erneuern. Wenn die Grenzen derselben dadurch geschädigt werden, so werden wir es mit Leid vernehmen. Allein, nachdem wir Alles getan, was von uns abhieng, um es zu hindern, werden wir die Andern da stehen lassen, beladen mit den gerechten und verdienten Vorwürfen für ihr Verhalten, das dem unsrigen so sehr widerspricht. Indem wir nicht zweifeln, daß dasjenige, was unser Vetter, der Herzog d'Estrees, darüber weiter vorzubringen den Auftrag hat, Euere Heiligkeit bekräftigen werde in der guten Meinung von unserem Eifer für das Wol der Kirche, das Wachstum der Religion und für die Ruhe der Christenheit, welchem Euere Heiligkeit in so würdiger Weise Ihre Sorgfalt widmen, bitten wir Gott, daß er Euere Heiligkeit der Regierung seiner Kirche noch lange Jahre erhalte."

Ja, Ludwig XIV. gieng sogar so weit, um seine redlichen Absichten vor aller Welt zu documentieren, sowol das päpstliche Breve, wie auch seine Antwort darauf öffentlich verbreiten zu lassen.

Wenn nun auch die auf diese Correspondenz hin erfolgten weiteren Verhandlungen nicht den vom Papste in erster Linie gewünschten Erfolg hatten, wenn man auch in Wien nicht sehr davon erbaut war, daß Innocenz XI.

die geistlichen Kurfürsten von Mainz, Köln und Trier, die alle drei im Dienste Frankreichs standen, aufforderte, im Sinne eines raschen Friedensschlusses zwischen Deutschland und Frankreich einzuwirken — sie wirkten ja ohnedies in diesem Sinne, aber gegen die Interessen des Reiches — wenn auch darüber Verstimmung am kaiserlichen Hofe sich zeigte, daß der Papst im März auch an den Kaiser sich wendete, mit der Bitte, baldigst mit Frankreich Frieden zu schließen, also die Forderungen Ludwig's XIV. anzuerkennen, so waren dies doch nur vorübergehende Phasen dieser Verhandlungen. Im Allgemeinen erhöhten sie doch das Gefühl der Sicherheit im Kaiser Frankreich gegenüber, da er wußte, daß auch der Papst ihm von dieser Seite, so lange der Krieg mit den Türken dauere, Ruhe zu verschaffen Willens sei. Sie verstärkten aber auch in Ludwig XIV. die Scheu, frühzeitig loszuschlagen. Als der von ihm für den Abschluß der Friedensverhandlungen in Regensburg gestellte Termin im Februar abgelaufen war, wich er neuerdings zurück. Erst im Juli, als die Gefahr bereits auf's Höchste gestiegen, als die Türken schon im Anmarsche auf Wien sich befanden, sah sich der Kaiser endlich genötigt, möglichst entgegenkommende Vorschläge zu Regensburg dem französischen Gesandten übergeben zu lassen. Da sie jedoch noch immer nicht so ausgefallen, wie Ludwig XIV. es gewünscht hatte, schleppten sich die Verhandlungen bis in's Jahr 1684 hinein, wo dann jener Waffenstillstand abgeschlossen wurde, in welchem zwar der Kaiser den factischen Bestand der Reunionen, die Besetzung Straßburgs anerkannte, die Rechtsfrage aber einer späteren Zukunft auszutragen überließ. Auch in diesen Verhandlungen hatte sich also die Hilfe des Papstes nicht unwichtig erwiesen. Um Vieles wichtiger, ja geradezu ausschlaggebend wurde seine Mithilfe dagegen in Polen.

Die Freundschaft des Königs von Polen, Johann III. Sobieski für Ludwig XIV. war allmälig erkaltet. In erster Linie hatten hiezu die beständigen Forderungen Sobieski's an den König von Frankreich selbst beigetragen. Da er seit dem Frieden von Zurawna nur mehr durch passives Gewährenlassen sich Frankreich zugeneigt erwies und nicht offen in Ungarn oder anderwärts gegen den Kaiser aufgetreten war, hatte seine Freundschaft für Ludwig XIV. geringeren Wert bekommen. Der König vernachlässigte ihn. Die Gemahlin Sobieski's, Marie Casimire, beklagte sich bei Bethune (ihrem Schwager und Gesandten Ludwig's XIV. in Polen) darüber, daß man ihr das verheißene Jahrgeld von 20.000 Livres schuldig bleibe. Sie forderte im Jahre 1677 die vom Könige von Frankreich versprochene Rückerstattung der von ihrem Gemahle den Tataren, für ihre Vermittlung beim Abschlusse des Friedens von Zurawna, bezahlten Bestechungsgelder in der Höhe von 200.000 Livres. Auch Johann III. Sobieski verlangte die Bezahlung dieser Summe. Und nicht blos die Geldgier des polnischen Königspaares war unbefriedigt gelassen, auch der Ehrgeiz wurde gekränkt. Der Vater der Königin von Polen, der Marquis d'Arquien, ein Untertan Ludwig's XIV., lebte in verhältnismäßig ärmlichen Verhältnissen.

Marie Casimire und ihr Gemahl forderten von dem französischen Könige zu wiederholten Malen, daß er ihn zum Duc und Pair von Frankreich ernennen sollte. Obgleich dieses Ansinnen in dringender Weise gestellt wurde, obgleich der französische Gesandte in Warschau, Bethune, eingeraten hatte, darauf einzugehen, obgleich sich Marie Casimire auch an den nach Frankreich zurückgekehrten früheren Gesandten Ludwig's XIV., den Bischof von Marseille, Forbin Janson, um seine Intervention in dieser Angelegenheit wendete, gieng der König doch darauf nicht ein. Dazu kam dann noch ein dritter Grund. Schon im Jahre 1677 beschwerten sich der Papst sowol wie Leopold I. durch seinen Gesandten, Hans Christoph Freiherrn Zierowsky, über die in Polen veranstalteten Werbungen zu Gunsten der Malcontenten in Ungarn. Auf diese Beschwerden hatte zwar Johann III. Sobieski erwidert, er könne nichts dafür, man hätte dieselben von Wien aus verhindern sollen, aber so ganz gleichgiltig waren dieselben für ihn schon aus dem Grunde nicht, weil auch in Polen selbst sich Stimmen erhoben, die auf das Ungeziemende derselben hinwiesen.

Der Freundschaftsbund mit Frankreich fieng also an, sich zu verflüchtigen. Schon im Jahre 1678 wurde ein Teil der für die ungarischen Malcontenten in Polen mit französischem Gelde geworbenen Völker durch den Zipser Starosten Lubomirski auf Befehl der Königin aufgehalten (Einleitung S. 39). Trotzdem gelang es dem französischen Gesandten Bethune auf dem Reichstage des Jahres 1679 die Amnestierung aller jener Polen durchzusetzen, welche sich an dem Kampfe in Ungarn beteiligt hatten. Er verrechnete Ludwig XIV. dafür die Summe von 3664 Ducaten. Diese Ausgabe hatte genügt, um trotz der Opposition den Reichstag günstig zu stimmen. Auf demselben Reichstage war aber auch der Beschluß gefaßt worden, sich mit Moscovien zu verbinden und gegen die Türken loszuschlagen. Zu diesem Zwecke sollten der Papst, der Kaiser und der König von Frankreich aufgefordert werden, sich Polen anzuschließen. Bethune hatte sich diesem Beschlusse nicht widersetzt. Allein, trotzdem noch einmal ein Ansturm Marie Casimire's durch den zu diesem Zwecke nach Frankreich entsendeten Gesandten, Morßtyn, erfolgte, Ludwig XIV. für ihre Forderungen günstig zu stimmen, ließ sich dieser darauf doch auch jetzt nicht ein. In Polen glaubte er seiner Sache sicher zu sein. Der Papst hatte sich für die Allianz ausgesprochen und trat für dieselbe ein. In Wien war man nur für ein Defensivbündnis eingenommen. Aber trotzdem schien auch dies für Ludwig's XIV. Pläne im Osten gefahrvoll genug, umsomehr als der päpstliche Legat in Warschau mit allem Feuer dafür agitierte. Es trat der Reichstag im Januar 1680 zusammen und — lehnte das Defensivbündnis mit dem Kaiser ab. Zwei Drittel der Stimmen hatten sich dagegen erklärt. Nur die Parteigänger des Königs Johann III. Sobieski und die „Pensionäre Österreichs" waren dafür gewesen.

Ludwig XIV. brauchte also die Hilfe des Königs von Polen gar nicht mehr. Auch gegen den Willen desselben beherrschte er die Politik des

Königreiches. Die Staatsmaschine der polnischen Republik war ja eine so complicierte, hieng von so vielen Rädern und Rädchen ab, die geschmiert werden mußten, bis sie sich in Bewegung setzte, daß es jederzeit ein Leichtes scheinen konnte, sie nicht zur Action kommen zu lassen. Und mehr als die Untätigkeit Polens gegen die Türken wollte ja der König von Frankreich nicht.

Doch Ludwig XIV. hatte sich hierin verrechnet. Bald nach jenem für Frankreich so günstigen Reichstagsbeschlusse hatte sich Sobieski dem französischen Gesandten gegenüber geäußert: „Sie wissen, was ich seit ihrem Aufenthalte in Polen getan, um dem Könige von Frankreich meine Freundschaft zu beweisen, und wie ich ihm gedient habe ohne Eigennutz und selbst mit der Gefahr, mich und meine Familie zu Grunde zu richten. Während dieser Zeit haben der König von England und verschiedene deutsche Fürsten beträchtliche Summen von ihm gezogen, nicht weil sie ihn unterstützten, sondern nur damit sie sich nicht gegen ihn erklärten. Ich bin der Einzige, den man schlecht behandelt und vernachlässigt hat. Dagegen muß ich sehen, daß jetzt der Kurfürst von Brandenburg und diejenigen, welche sich als entschiedene Feinde des Königs erwiesen haben, täglich mit Gnaden und Geschenken überschüttet werden. Alles das hat bisher mich nicht gehindert, die mir gemachten Anerbietungen auszuschlagen, weil ich beständig bleiben will, bis an's Ende. Allein, wenn man das Verhalten mir gegenüber nicht ändert, so darf man mir keinen Vorwurf machen, wenn ich der Besonnenheit und meinem Interesse entsprechend handle." Bethune hatte diese Worte seines Schwagers dem Könige nach Paris berichtet. Als Antwort darauf berief Ludwig XIV. den Marquis von seinem Posten ab und sendete als neuen Botschafter den Marquis Vitry nach Warschau.

Von da an sehen wir Sobieski seine eigenen Wege wandeln. Zunächst ließ er den Franzosen gewähren, so weit es die Unterstützung der Malcontenten in Ungarn betraf. Aber er wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich Ludwig XIV. fühlbar zu machen. Dazu kamen noch andere Erwägungen. Schon in jenem Gespräche mit Bethune hatte Sobieski auf die Nachteile hingewiesen, die aus dem Bündnisse mit Frankreich für seine Familie erwachsen könnten. Sobieski hatte mehrere Söhne. Es war sein Lieblingswunsch, den ältesten derselben, Jacob, zum Nachfolger in Polen erwählt zu sehen. Dies konnte in Friedenszeiten, wo den vielen Privatinteressen des hiebei maßgebendsten Factors, des polnischen Adels, der weiteste Spielraum geboten war, sich geltend zu machen, nicht leicht durchgesetzt werden. Solches war leichter zu erreichen in Zeiten großer Gefahr, bedeutender Waffenthaten, wo sich der König große Verdienste um die Republik zu erwerben vermochte und die Dankbarkeit des Staates, daher auch des Adels beanspruchen konnte. Auch durch eine Verbindung mit einer altberühmten und in Polen angesehenen Herrscherfamilie konnte solch' ein Wunsch in der Zukunft Förderung finden.

Beides bot sich ihm bei einem Bündnisse mit dem Kaiser. Es wird durch den venetianischen Botschafter Contarini in Wien ausdrücklich bezeugt, daß

auch der Gedanke einer Vermählung des Prinzen Jacob mit der Erzherzogin Maria Antonia in's Auge gefaßt worden sei.

Der Großvezier Kara Mustafa hatte übrigens seine Rüstungen vom Jahre 1682 an betrieben, ohne bisher auszusprechen, wem sie eigentlich galten. Ja, es gehörte zu seinem Kriegsplane, den Kaiser zu überrumpeln, und von diesem Standpunkte aus durfte er demselben die volle Gewißheit erst im letzten Momente offenkundig werden lassen. So schlau erdacht dieser Plan auch anscheinend war, er hatte verschiedene Wirkungen im Gefolge. Allerdings wurde der Kaiser im Zweifel gelassen, aber auch andere Mächte sahen sich bedroht — Venedig und Polen. Wir haben schon in der Einleitung (S. 60) erwähnt, wie der kaiserliche Botschafter Caprara in einem seiner Berichte den Gedanken aufwirft, ob die Kriegsrüstungen der Pforte nicht gegen Polen abgelenkt werden könnten.

Am polnischen Königshofe tauchte die Frage auf, ob es im Interesse des Königreiches nicht unklug wäre, den Kaiser allein zu lassen. Wenn er in Folge dessen seinen Frieden mit der Pforte um jeden Preis abschloß, dann war die Republik dem Ansturme der Türken ohne Bundesgenossen preisgegeben. Und selbst wenn dies nicht geschah, wenn aber der Kaiser im Kampfe unterlag, auch dann stand Polen im nächsten Kriege mit der Pforte allein.

Es lag also im Interesse der königlichen Familie sowol, wie in demjenigen der Republik, wenn eine Annäherung an den Kaiser versucht wurde. Daß besonders die Furcht, Leopold I. könnte sich mit den Türken um jeden Preis aussöhnen, in Polen sich möglichst weiten Kreisen mitteile, dafür sorgte Ludwig XIV. selbst. Schon im September 1682 wußte man in Warschau davon, daß Vitry im Besitze von Briefen sich befinde, die eine solche Absicht des Kaisers unwiderleglich dartäten.

Und auch in dem Schreiben des französischen Königs an den Papst vom 12. Februar 1683 findet sich folgende Stelle: „Wir überlassen Euerer Heiligkeit das Urteil über die Absicht, welche jene haben können, die anfangen, sich einer so großen Woltat (wie es nämlich der Abschluß des von dem Könige von Frankreich herbeigesehnten Friedens ist) zu widersetzen und ob man nicht mit Recht daraus folgern kann, daß sie, indem sie versichert sind, einen zweifelhaften Frieden von den Ungläubigen zu erkaufen und deren Kräfte auf ihre Nachbarn abzulenken, dies selbst auf Kosten der Kirche durchsetzen wollen, um dann alle ihre Macht aufzubieten, den Krieg in der Christenheit neuerdings anzufachen."

Mit solchen Anschuldigungen arbeitete Ludwig XIV. seinen Feinden, vor Allem dem Könige und seiner Gemahlin direct in die Hände. Allein jedoch hätte Sobieski, der trotz seiner Würde nicht viel mehr als den Titel eines Königs besaß und nach den Gesetzen der Republik vollständig abhängig war von dem guten Willen des polnischen Adels, kaum eine Action gegen den Willen des französischen Königs durchzusetzen vermocht. Nicht blos die Unklugheit

Ludwig's XIV. mußte ihm hiebei dienlich sein, er brauchte dazu auch die Mitwirkung jener Mächte, welche die Sache zunächst angieng. Da war es nun von der größten Wichtigkeit, daß sich der Papst in so enger Verbindung mit dem Kaiser befand, und durch die Unterstützung Leopold's I. der Christenheit einen Dienst zu leisten glaubte. In Polen spielte die Frage der Subsidien eine nicht zu unterschätzende Rolle. Der päpstliche Internuntius, Cardinal Pallavicini, verpflichtete sich im Namen des Papstes, dem Könige zum Zwecke der Kriegführung gegen die Türken den geistlichen Zehent nicht blos zu überlassen, sondern auch außerdem namhafte Subsidien zu gewähren.

Auch von Seite des Kaisers suchte man in Polen Stimmung zu machen. Im Mai des Jahres 1682 begab sich der polnische Kron-Großkanzler Wielopolsky in's Bad nach Hirschberg in Schlesien. Er war einer der angesehensten Würdenträger des Reiches und Schwager des Königs Johann III. Sobieski. Der kaiserliche Resident in Warschau, Zierowsky, rät an, ihn mit allen Ehren auf kaiserlichem Gebiete zu empfangen, „teils weil er etwas sonderes vor anderen Polen besitzt, nämlich Standhaftigkeit, und zu welcher Partei er einmal tritt, sehr fest dabei stehet, theils weil uns an ihm und seiner habenden Autorität viel gelegen, die Königin auch mehr dadurch wird gewonnen werden, wenn dero Schwester mit allem Respect und Ehre wird angesehen werden". Man scheint übrigens auch von Ludwig XIV. gelernt zu haben. In den Verhandlungen mit dem kaiserlichen Residenten wenigstens fangen die „geheimen Auslagen" an, eine Rolle zu spielen. Schon am 18. März 1682 bestätigt derselbe der kaiserlichen Hofkanzlei den Empfang von 2400 Gulden zu solchem Zwecke. Die Summe ist klein. Aber die Geldmittel des Kaisers waren ja äußerst beschränkt, und dann scheint man sich nur widerwillig auf diesen Weg begeben zu haben. Zierowsky fügt seinem Schreiben ein post scriptum bei, folgenden Inhaltes: „Wan das Hungarische Wesen gänzlich gestillt sein wird, so werden die Herren Polen auch weniger Gelegenheit haben, uns zu rupfen, die in Ansehung dieser Conjuncturen die geringste Confidenz bezahlt haben wollen und soll man ihnen sowol die Freundschaft abkaufen, als auch wenn sie sich widerwärtig zeigen, sie durch Geld und Geschenke gewinnen. Wenn die Zustände in Ungarn sich gebessert haben werden, werden auch die außerordentlichen Geschenke an diese Leute aufhören, bis dahin sein wir sub contribution." Eine andere Hand aber hat in Wien diesem post scriptum am Rande die Worte beigefügt: „Ist wol wahr, Gott gebe es", und: „ist wahr, man muß sie nehmen, wie sie seint".

Zierowsky richtete sein Augenmerk auf Ungarn. Bisher hatte man in Polen die Werbungen für die Malcontenten jenes Landes nicht vollständig gehindert, die Geldsendungen des französischen Gesandten Vitry an Thököly nicht zu unterbinden versucht. Im September 1682 jedoch gelang es dem rastlosen Zierowsky, ein Packet Originalbriefe aufzufangen, welche unwider-

leglich dartaten, daß der Agent des französischen Residenten Vitry, Namens Duvernay, mit Thököly nicht blos, sondern auch mit den Türken in Verbindung stehe. Zierowsky erbat sich in Folge dessen eine Audienz bei Johann III. Sobieski, legte ihm die Briefe vor, wies auf die Unwahrheit in dem Benehmen Ludwig's XIV. hin, der offen behauptet habe, die Belagerung von Luxemburg nur im Interesse der Christenheit aufgehoben zu haben und die Feinde des Christentums in ihren Anschlägen gegen den Kaiser heimlich unterstütze. Er legte dar, wie nach dem Falle Oberungarns Polen unmittelbar an türkisches Gebiet stoßen werde und daher einem Anfalle der Pforte selbst ausgesetzt sei und begehrte die Ausweisung des französischen Agenten und Abbé's Duvernay. Der König erkannte die Forderung Zierowsky's als gerecht an und erließ den Ausweisungsbefehl an den Agenten, und als dieser noch immer zauderte, da wurden von Zierowsky neuerdings Schriftstücke vorgewiesen, so daß endlich Vitry selbst sich genötigt sah, Duvernay zu entfernen.

In Wien suchte man diese günstige Stimmung auszunützen. Zierowsky ersuchte Johann III. Sobieski im October 1682 im Namen des Kaisers um seine Vermittlung in den Verhandlungen, die mit Frankreich wegen des Friedens gepflogen wurden. Der Kron-Großkanzler antwortete im Namen des Königs zustimmend. Als daher im November 1682 am Hofe des Kaisers die Gewißheit des Krieges mit den Türken alle Gemüter in Aufregung versetzte, da schickte man den Grafen Waldstein als Botschafter nach Warschau, um ein Bündnis mit Polen im Kampfe gegen die Pforte abzuschließen.

Sobieski berief zu diesem Zwecke die zahlreichen kleinen Provincial-Landtage Polens auf den 17. December 1682, den Reichstag für den 27. Januar ein. In dem Einberufungsschreiben wies er auf die Gefahr hin, die dem Lande drohen würde, wenn der Kaiser durch Caprara eine Verlängerung des Waffenstillstandes mit den Türken erlange. In einem solchen Falle würden sich die Rüstungen der Pforte gegen Dalmatien oder Polen wenden. Monatelang zogen sich die Verhandlungen hin. Marquis Vitry machte alle Anstregungen, um die Allianz zu hintertreiben. Mehr als 50.000 Thaler verteilte er an die Parteigänger Ludwig's XIV., um die Gemüter für den König zu gewinnen. Er war seiner Sache so sicher, daß er sogar die Mutmaßung aussprach, es könnte gelingen, bei der besorgniserregenden Gesundheit des Sobieski in nicht allzuferner Zukunft einem französischen Prinzen den polnischen Königsthron zu gewinnen. Seinen eifrigsten Bundesgenossen hatte Vitry an dem Kron-Schatzmeister Morsztyn gefunden. Ihre Bemühungen waren jedoch nicht von Erfolg gekrönt. Ein Teil der von ihnen geführten Correspondenz wurde aufgefangen und Johann III. Sobieski vorgelegt. Es läßt sich denken, wie dieselbe auf ihn wirkte. Er forderte die Abberufung des Botschafters von Ludwig XIV.

Mittlerweile war am 10. Februar 1683 der Graf Waldstein in Warschau eingetroffen. Als Botschafter des Kaisers führte er, unterstützt von Cardinal Pallavicini, die Verhandlungen wegen des Bündnisses. Freiherr von Zierowsky dagegen bemühte sich, die Gemüter des Adels und aller jener Personen für die Allianz zu gewinnen, welche in Frage kamen.

Durch die ausgiebige Unterstützung des Papstes war der Kaiser in der Lage, mit dem Gelde etwas weniger sparsam umgehen zu müssen, wie bisher. Geschenke werden ausgeteilt, Geld wurde versprochen. Die Herrschaften in Polen waren nicht spröde, Geistliche und weltliche, Fürsten, Grafen, Herren und Diener nahmen. Geld war ihnen meist sogar lieber als Geschenke. Dem Bischof von Kiew hatte man ein mit Diamanten besetztes Kreuz zugedacht, er erklärte eine Summe von Baargeld vorziehen zu wollen. Überall getraute sich Zierowsky gar nicht anzuklopfen. Man war jedoch bereit zu nehmen. Vor dem Kron-Großkanzler Wielopolsky hatte man Scheu, man erkundigte sich bei dem Kanzler der Königin, Zaluski, er meinte, dieser wäre „mit einigem Kleinot zu bedenkhen". Man war jedoch vorsichtig. Man versprach zunächst, nur zu bezahlen. Die Bezahlung selbst erfolgte vielfach erst nach abgeschlossenem Bündnisse. Dieser Weg empfahl sich aus mehreren Gründen. Man hatte keine allzu großen Mittel zur Verfügung, es wurden auch in anderer Beziehung große Anforderungen an die schwachen Staatscassen gestellt, man wollte also nicht umsonst das Geld hinauswerfen. Dann aber mußte man auch den Scandal fürchten. Das Bekanntwerden der Correspondenz Vitry's und Morßtyn's hatte furchtbare Aufregung verursacht, mehr als einmal waren die Dinge auf dem Reichstage nahe daran, ein blutiges Ende zu nehmen, denn es fürchteten sehr Viele durch die Correspondenz compromittiert zu werden. Man mußte also äußerst vorsichtig sein.

Am 31. März 1683 wurde endlich der Allianzvertrag zwischen dem Kaiser und dem Königreiche Polen unterzeichnet. Jetzt handelte es sich noch um die Ratification desselben durch den Reichstag. Zweimal mußte der König denselben vertagen, endlich am 17. April erfolgte die Zustimmung.

Am 23. April hatte man in Wien bereits Kunde davon und schon am 3. Mai richtete Graf Leopold Wilhelm von Königsegg, Reichshofkanzler des Kaisers, folgendes Schreiben an die österreichische Hofkammer: „und wird sie aus hier beigefügter Specification ausführlich ersehen, was sowol von der kaiserlichen Gesandtschaft in Polen ein und anderen Magnaten und Confidenten daselbst wegen Beitragung ihrer Officien zu dem nunmehro errichteten Foedere offensivo für Remunerationen würklich ausgezahlet und anticipieret, als ihnen weiters versprochen worden, auch was benebens selbte königliche Majestät selbsten zur Erhaltung des Reichstages auf den Namen besagter kaiserlicher Gesandtschaft an verschiedene Personen für Geldpromessen getan und dieselbe der richtig erfolgenden Bezahlung versichert haben.

Diesem nach haben allerhöchstgedacht Ihre kaiserliche Majestät gnädigst anbefohlen, die löbliche Hofkammer hiermit zu erinnern, daß sie auf die weitere Verfügung bedacht sein wolle, damit sothane versprochene Geldlargitiones, so man in Polen getan, ohne Zeitverlust wieder hinein remittiert werden mögen."

Die beigelegte Specification weist die Summe von 50.846 Gulden aus. Die Schlußrechnung stieg noch etwas höher. Am 10. Juni schickte sie Zierowsky nach Wien. Es ist interessant, zu sehen, welche Persönlichkeiten sich um den Abschluß des Vertrages besondere Verdienste erworben; wir teilen daher den Inhalt dieser zweiten Consignation hier mit:

„Consignation der geheimen, extraordinar Ausgaben: Hacki 1000 fl. Rheinisch, Zaluski, Kanzler (der Königin) 1500 fl., Gninsky, Prokanzler des Königs 3000 fl., Auf die Reiter 150 fl., Alexandrowiz 150 fl., Gurowski, Landboth 720 fl., Zalusky Vater 1800 fl., Woywod von Posen 3600 fl., Lescrinski, Landbotenmarschall 1200 fl., Wilkotarsky 540 fl., Rafalowitz 36 fl., Jaranowski 300 fl., Kron-Marschall Lubomirski 7200 fl., Unter-Feldherr Sieniawsky 3000 fl., Potocky, Gebrüder 12.000 fl., Sapieha, Littauischer Schatzmeister 3600 fl., Rostworowsky 150 fl., Zydowsky 300 fl., Dimicby und Taranowsky 150 fl., Graf Czaki 543 fl., Korreniewsky 300 fl., Smoszewsky 180 fl., Brera, Castellan von Posen 1500 fl., Piniazzek 1500 fl., Königlicher Beichtvater, Mathematicus nebst denen königlichen Secretariis 700 fl., Oginski Gebrüder, Woywod von Trocki und Unter-Feldherr 3000 fl., Chelmski 3600 fl., Jablonowski 6000 fl., Das Silber auf die Hochzeit 333 fl., Noch andere kleine Posten, welche an Verehrungen der Hofbedienten bezahlt, zusammen 867 fl., in Summa 58.919 fl." Außerdem wurde für den Kron-Großkanzler Wielopolsky ein Geschenk im Werte von etwa 6000 fl. bestimmt, wobei dem Grafen Waldstein der Auftrag zufiel, auszukundschaften, was ihm etwa angenehm sein möchte, während dem „Castellan von Lifflandt, Felckersamb mit Namen, zu desselben verdienter Remunerierung 1500 fl." aus der königlich schlesischen Kammer „übermacht werden sollen". So weit sich also die ganze Summe dieser Remunerationen übersehen läßt, betrug selbe 66.419 Gulden von Seite des Kaisers. Am 25. Juni erstattete die Hofkammer über diese Auszahlungen ihr Gutachten an den Kaiser. Sie war mit den Vorschlägen Zierowsky's einverstanden. Es ist bezeichnend, daß Leopold I. die ganze Angelegenheit mit zwei Worten abfertigte. Am Schlusse des Schriftstückes findet sich am Rande die eigenhändige Bemerkung: „Placet. Leopold." Wieviel und an wen, ja ob überhaupt auch von Seite des Papstes solche Remunerationen ausbezahlt wurden, ist uns unbekannt geblieben. Dem Staate Polen gegenüber hatte sich Innocenz XI. zu Subsidien verpflichtet. Cardinal Pallavicini aber hatte sich für den Abschluß der Allianz derartig ereifert, daß ihm Anfangs April, abgemattet und krank, wie er in Folge dessen war, sogar die Stimme versagte!

Noch war eine Schwierigkeit zu überwinden. Die Polen verlangten eine Bekräftigung des geschlossenen Bündnisses in einer ganz außerordentlichen Weise. Der Kaiser, sowie der König sollten in die Hände des Papstes einen Eid ablegen auf die treue Haltung des Vertrages. Darauf war man nicht geneigt in Wien einzugehen. Dictiert von der Furcht, das gegebene Wort des Kaisers könne nicht gehalten werden, enthielt diese Forderung einen Act des Mißtrauens, dem sich Leopold I. nicht unterwerfen mochte. Auch hier vermittelte Innocenz XI. Während er in Wien durch den Cardinal Buonvisi eine geneigtere Stimmung hervorzurufen bemüht war, vermittelte Pallavicini in Warschau ein Abkommen, das beide Teile zufriedenstellte. Nicht der Kaiser und der König sollten den Eid persönlich ablegen, sondern die beiden Protectoren und Vertreter der deutschen und polnischen Nation unter den Cardinälen in Rom, Pio im Namen des Kaisers und Barbarini für den König von Polen.

Der Inhalt des wenige Monate nach seinem Abschlusse so wichtig gewordenen Allianzvertrages aber lautet in seinen wesentlichsten Punkten, wie folgt: Kaiser Leopold und König Johann III. Sobieski schließen ein Bündnis ab zur gemeinsamen Abwehr der sowol für die geheiligte Religion als auch für die Wolfahrt ihrer Völker drohenden Gefahr eines Türkenkrieges. „Die Gründe aber, welche die geheiligte königliche Majestät von Polen und die Republik von der Notwendigkeit dieses Bündnisses überzeugt haben, sind folgende: Sie haben nämlich die nahe Gefahr als die eigene erkannt und vorausgesehen, daß der vor einigen Jahren mit den Türken geschlossene, durch viele Einbrüche verletzte Friede nicht lange andauern werde. Hauptsächlich aber, weil die väterliche Bekümmernis des gemeinsamen Hirten der Christenheit, Innocenz XI., seit einigen Jahren nicht abgelassen hat, den hochherzigen Sinn der königlichen Majestät und die Frömmigkeit der Stände des Königreiches zu diesem heiligen Kriege durch seine wärmsten, heftigsten und wiederholtesten Mahnungen und im Voraus zugesagten Subsidien anzueifern."

Dauern soll diese Offensiv- und Defensiv-Allianz bis zu dem Zeitpunkte, wo es gelungen sein wird, gemeinsam den türkischen Erbfeind zu einem für die Verbündeten ruhmreichen und festen Frieden zu zwingen, dann aber in Ewigkeit zur Erhaltung dieses Friedens.

Damit aber solch' außerordentliches Werk umsomehr Beständigkeit besitze, wird der Papst selbst und seine Nachfolger zum Garanten dieses Friedens bestellt, und es werden zur Bekräftigung desselben im Namen der beiden Potentaten die Cardinäle Pio und Barberini innerhalb zweier Monate einen Eid in die Hände Seiner Heiligkeit ablegen, nach der zum Schlusse beigefügten Eidesformel.

Ebenso verzichtet der Kaiser auf seine aus den Zeiten des schwedischen Krieges herrührenden Prätensionen, soweit selbe aus dem damals abgeschlossenen Tractate entsprungen sind, sowol auf die Geldforderungen, auf das ihm durch

Senatsbeschluß zugekommene Diplom der Königswahl und auf den Besitz des Salzbergwerkes von Wieliczka. Hingegen verzichten der König von Polen und die Republik ebenfalls auf alle ihre aus demselben Vertrage hervorgegangenen Prätensionen.

Ein Friede mit den Türken kann von keiner der verbündeten Mächte einseitig, sondern nur unter Zustimmung beider abgeschlossen werden.

Das Bündnis gilt nur für den Türkenkrieg und kann nicht im Kriege gegen eine andere Macht angerufen werden.

Es erklärt daher die geheiligteste kaiserliche Majestät in Bekräftigung dieses Bündnisses zu dem in Ungarn zu führenden Kriege 60.000 Mann aufzustellen, in welche Zahl 20.000 Mann Hilfstruppen der der kaiserlichen Majestät befreundeten Fürsten und die als Besatzung der ungarischen Festungen daselbst verbleibenden Regimenter eingerechnet werden. Dagegen verpflichtet sich die geheiligteste königliche Majestät des Königreiches Polen und Großherzogtumes Litthauen, für die Dauer dieses Krieges ein Heer von 40.000 Mann zum Kampfe bereiter Krieger zu unterhalten. Für den Fall jedoch, daß den Städten Wien oder Krakau eine Belagerung drohen würde, werden die kaiserliche und königliche Majestät sofort ihre Waffen vereinen und versprechen sich gegenseitig, mit gesammter Heereskraft zur Befreiung jener Stadt, welche ja Haupt- und Residenzstadt ist, und zur Aufhebung der Belagerung derselben alles Nötige anzuordnen und für dessen Ausführung Sorge zu tragen.

Um ein gemeinsames Handeln der verbündeten Mächte zu erleichtern, werden von beiden Seiten des Krieges kundige, ständige Residenten ernannt. Mit eigenen Kräften dagegen wird der Kaiser die ihm in Ungarn entrissenen Festungen wieder zu erobern suchen, der König von Polen aber Kaminietz, Podolien und die Ukraine. Was im Kriege erobert wird, fällt Demjenigen zu, dem es vordem zugehörig gewesen.

Weil jedoch der Krieg bereits vor der Thüre steht, die Eintreibung der von einem Reichstage zu diesem Zwecke zu bewilligenden Gelder aber nicht so rasch als nötig durchgeführt werden könnte, so kommt der Kaiser dem Königreiche mit 1,200.000 Gulden polnischer Währung zu Hilfe, zum Zwecke der ersten Rüstungen, alsogleich nach Ratification dieses Vertrages und unter Verzichtleistung auf die Wiedererstattung dieser Summe von Seite des Königreiches Polen; dagegen soll es ihm freistehen, die diesfälligen Compensationen bei Seiner Heiligkeit dem Papste sich zu verschaffen. Außerdem verspricht der Kaiser, sich tätigst und ohne Verzug beim Könige von Spanien dahin zu verwenden, daß der geistliche Zehent aus dem Königreiche Neapel und dem Herzogtume Mailand, sobald derselbe durch Seine Heiligkeit den Papst ausgeschrieben sein wird, ausschließlich zur Unterstützung des Königreiches Polen, und zwar bis zu dem Zeitpunkte des von den Türken erzwungenen ehrenvollen Friedens verwendet und nichts davon etwa für die Ausgaben des Kaisers abgetrennt werde.

Man wird dahin trachten, auch andere Fürsten, sowol christliche als auch darüber hinaus, in dieses Bündnis einzubeziehen. Besonders soll der Versuch gemacht werden, die Czaren Moscoviens zu diesem Ende zu gewinnen. Schließlich wird noch bestimmt, daß, für den Fall eine der beiden Majestäten den gemeinsamen Kriegszug persönlich mitmachen sollte, dieser im Lager anwesenden das Obercommando gebühre. Auch die Eidesformel für die beiden Cardinäle wird beigefügt. Den Schluß bilden die verschiedenen Bestätigungs- und Ratificationsformeln. Die Ablegung des Eides durch die beiden oben genannten Cardinäle in die Hände des Papstes aber erfolgte erst am 16. August.

Obgleich unter den Ratgebern Kaiser Leopold's I. nicht alle von dem außerordentlichen Werte dieser mit Polen geschlossenen Allianz überzeugt waren, so hatte man doch alle Ursache, den Abschluß derselben als einen großen Erfolg der verbündeten kaiserlichen und päpstlichen Politik anzusehen, besonders aber als einen Triumph über Frankreich. Ludwig XIV. fühlte auch diese Niederlage seiner Politik in Polen. Kurze Zeit nach abgeschlossenem Bunde der beiden Mächte berief er seinen Botschafter, den Marquis Vitry, von Warschau ab. Derselbe reiste nach Hause mit dem Bewußtsein, daß er vergeblich das Äußerste aufgeboten, selbst das Silbergeräte seiner Tafel aufgewendet habe, um die Kaiserlichen aus dem Felde zu schlagen.

Die Gesandten des Kaisers hatten in Polen noch Verschiedenes zu besorgen. Unter Zustimmung des Königs wurde Fürst Lubomirski in kaiserliche Dienste aufgenommen. Er verpflichtete sich, 400 schwere, gepanzerte Reiter und außerdem drei Regimenter leichter Cavallerie, darunter ein Regiment Dragoner, jedes zu 800 Mann, zusammen also 2800 Reiter für den Kaiser in Polen anzuwerben. Die Kosten der Werbung dieser Mannschaft wurden mit 151.500 Gulden berechnet, die Erhaltung derselben per Jahr mit 341.052 Gulden. Auch diese Summen mußte der Kaiser aufzubringen trachten. Von Polen aus wurden Versuche gemacht, Moscovien in die Allianz zu ziehen. Es gelang vorderhand noch nicht. Ebenso erfolglos waren die Versuche, die durch Vermittlung Zierowsky's angestellt wurden, den Schah von Persien zu einer Diversion gegen die Türken anzuregen. Im Allianzvertrage vom 31. März war ja auch von nichtchristlichen Bundesgenossen die Rede, die man gewinnen könnte, und Persien befand sich stets auf gespanntem Fuße mit dem Sultan. Erzbischof Knab von Nachschiwan (oder Naxiwan) in Armenien wurde mit Beglaubigungsschreiben und Geld ausgerüstet, Persien dem Unternehmen günstig zu stimmen. Es war für diesmal schon zu spät. Erst am 5. August wurde beides von Passau aus nach Polen gesendet. Bis Knab damit am Hofe des Perserkönigs einlangte, war der Feldzug dieses Jahres bereits zu Ende.

Wir haben diese Verhandlungen nach Außen hin zum Zwecke der Gewinnung von Bundesgenossen im Kampfe gegen die Türken im Zusammenhange besprochen, einmal deswegen, weil sie sich nicht gut trennen lassen, ohne

die Anschaulichkeit der Continuität derselben zu stören, dann aber auch, um zu zeigen, wie die kaiserliche Politik, von dem Momente an, wo ihr das Verständnis für die Gefahr, in der sie schwebte, aufgegangen war, sich nicht mehr mit dem Zunächstliegenden begnügt, sondern allmälig immer weiter schreitet und endlich selbst zu weit aussehenden Unternehmungen ihre Hand erhebt. Möglich war ein solches Aufraffen zur Bekämpfung des grimmigen Feindes durch bedeutende Mittel erst von dem Augenblicke an, wo die Cooperation des Papstes offenkundig und werktätig der kaiserlichen Politik zur Seite stand.

In dem Kampfe des Kaisers mit den Türken standen die Interessen des Katholicismus in doppelter Hinsicht auf dem Spiele. Nicht blos das Christentum im Allgemeinen wurde durch die Mohammedaner bedrängt, in Ungarn hatten sich die Malcontenten, vornehmlich waren dies ja Protestanten, den Ungläubigen angeschlossen. Wie einst an jenem 31. Juli des Jahres 1681 der Bischof Kollonitz öffentlich gesagt hatte: „Die Lutheraner aber sind ärger denn der Teufel, sie verbünden sich mit den Türken gegen uns", so mußte auch der Papst in einem Siege des Halbmondes zugleich den Sieg des Protestantismus über den Katholicismus in Ungarn erblicken. Dies war wol auch eine der Ursachen, weswegen die Unterstützung des Papstes in einer so überaus kräftigen, nach jeder Richtung hin ausgiebigen Weise dem bedrängten Kaiser helfend zur Seite trat.

Diese ausgiebige Hilfe des Papstes war aber auch dringend notwendig, nicht allein für die Verhandlungen und Werbungen zum Zwecke der Gewinnung von Bundesgenossen, sie war ebenso, wenn nicht noch nötiger für die Rüstungen des Kaisers in seinen eigenen Ländern.

Die Einnahmen des Kaisers waren im 17. Jahrhunderte identisch mit denen des Staates. Sie floßen aus den Landtagsbewilligungen, den Erträgnissen der sogenannten Kammerquoten der einzelnen Länder, dem Salzgefälle, Zöllen, Judengeldern, Taxen ꝛc. Die wichtigsten Einnahmsquellen waren die Landtagsbewilligungen, sie betrugen für das Jahr 1670: 1,190.000 Gulden, im Jahre 1677 stiegen sie auf 1,800.000 Gulden, während die Gesammteinnahmen im ersteren Jahre mit 2,570.500 Gulden, im letzteren dagegen mit 3,144.739 Gulden berechnet wurden. Es erscheinen diese Zahlen nicht gar unbedeutend für die damaligen Verhältnisse, umsomehr, als Tirol und die Vorlande hiebei nicht in Betracht gezogen sind. Die Landtagsbewilligungen wurden jedoch von den Ständen gewissermaßen nur als freiwillig gezwungene Beisteuern zu den eigenen Einnahmen des Staates betrachtet. Es hatte sich die Gepflogenheit herausgebildet, die Forderungen der Regierung auf den Landtagen möglichst herabzudrücken; langwierige Verhandlungen entwickelten sich. Die Zahlungsmodalitäten wurden derartig eingerichtet, daß die Regierung sehr oft erst jahrelang nach der Bewilligung das Geld erhielt. Die eigenen Einnahmen aber reichten für die Bedeckung der gewöhnlichen Ausgaben nicht aus.

Im Jahre 1670 hatten diese ordentlichen Einnahmen des Kaisers betragen: 1,380.000 Gulden, die Ausgaben dagegen: 1,954.600 Gulden. Dazu kamen noch die vielen Schulden der Regierung aus früheren Jahren, noch aus den Zeiten Ferdinand's III. her. Im Jahre 1657 zum Beispiel hatte man allein 332.368 Gulden Schulden bezahlen müssen, im Jahre 1670 991.407 Gulden. Sie wurden in den Ausgaben nicht in die Bilanz gestellt. Vielfach waren diese Schulden zu wahrhaft riesigen Summen emporgewachsen, weil durch Jahrzehnte hindurch nicht einmal die Interessen bezahlt worden waren. Ja, es gab Schulden, von denen die Interessen über ein Jahrhundert lang ausständig verblieben. So stellte die Stadt Wien im Jahre 1682 eine Berechnung der ihr von Seite der Regierung schuldigen Capitalien auf. Die ältesten Posten sind aus dem Jahre 1561, die jüngsten von 1643. Die Gesammtsumme des in dieser Zeit den verschiedenen Monarchen Dargeliehenen beträgt nebst verschiedenen in Natura aus dem bürgerlichen Zeughause auf Ersatz gereichten Artillerie-Requisiten und Consumptibilien 172.585 Gulden 48 Kreuzer 1/2 Denar. Da jedoch größtenteils von diesen Geldern keine Zinsen bezahlt worden waren, so wird auch eine Berechnung dieser Letzteren beigefügt.

Die Zinsen waren hoch, selbst die sogenannten landesüblichen. Sie betrugen acht und sieben Procent, seit 1625 aber sechs Procent. So ergab sich denn im Jahre 1682 die ganz stattliche Summe von 985.262 Gulden 7 Kreuzer 1 Denar an rückständigen Zinsen, und die Gesammtsumme der Regierungsschulden an die Gemeinde Wien war daher auf 1,157.847 Gulden 55 Kreuzer 1 1/2 Denar, das heißt auf das Siebenfache des ursprünglich dargeliehenen Capitals angewachsen. Sie war beinahe so groß, wie die gesammte Jahreseinnahme aus den eigenen Mitteln der Regierung im Jahre 1670. Man hatte jedoch nicht blos Schulden bei Corporationen, auch zahllose Private erhoben Forderungen. Besonders beliebt waren die Gehaltsabzüge bei den Beamten und Officieren, ja es kam vor, daß man den Jahresgehalt völlig schuldig verblieb. Aber auch effective Darlehen waren bei Privaten aufgenommen worden. Man mußte daher zahlreiche Regale versetzen; so war die Tabor-Brückenmaut für 200.000 Gulden versetzt worden, auf dem Mauthaus am roten Thurm in Wien hatte der Graf Sinzendorf 108.000 Gulden gutgeschrieben, die Einnahmen des Münzamtes daselbst waren „dem Herrn von Gaos überlassen". Die Reineinnahmen aus dem Waghause in Wien betrugen 1669 39.469 Gulden; Graf Hohenfels war jedoch mit 380.000 Gulden, Graf Volkhra mit 50.000 Gulden darauf angewiesen. Auf die Wassermaut war der Kurfürst von Baiern mit 295.226 Gulden zu fünf Procent vorgemerkt; aus dem Erträgnisse der Zölle zu Engelhartszell und Vöcklabruck, welche zusammen 11.076 Gulden ergaben, sollten die Interessen eines Capitals desselben Kurfürsten von 229.183 Gulden mit jährlichen 27.459 Gulden bezahlt werden. Auf die Maut zu Schwechat war Graf Trautmannsdorf mit 720.000 Gul-

den, auf jene zu Himberg mit 12.000 Gulden versichert. Von dem Mehlgrubenaufschlage zu Wien bezog Graf Schwarzenberg die Interessen von 250.000 Gulden; von den Aufschlägen zu Yps waren an das Bistum Wien die Interessen von 361.000 Gulden, an den Grafen Colalto diejenigen von 350.000 Gulden zu bezahlen. Der Weinaufschlag zu Sarkingstein war für 170.000 Gulden verpfändet. Auf die Einkünfte der Herrschaft Hainburg war das Capitel von Graz mit 30.000 Gulden angewiesen.

Die Einnahmen floßen daher nicht so reichlich in die kaiserlichen Cassen ein, als dies hätte geschehen können. Die fortwährenden Münzverschlechterungen halfen nur die Verwirrung vermehren. Es ergaben sich verwickelte Verhältnisse. Gelegenheit genug für unredliche Diener und Beamte, sich zu bereichern und den Staat im Interesse ihrer eigenen Person zu schädigen.

Niemand hat dies besser verstanden als der langjährige Finanzminister Leopold's I., Graf Georg Ludwig Sinzendorf. Seit dem Jahre 1657 war er Präsident der Hofkammer. Durch 22 Jahre, bis zum Jahre 1679, blieb er an dieser Stelle. Er übte sein Amt in erschütternder Weise aus. Die Unordnung, in welche das Finanzwesen des Staates während seiner Amtsführung geriet, war grauenhaft. Schon 1666 waren Zweifel an seiner Befähigung aufgestiegen. Der Hofkammer-Vicepräsident, Graf Quirin Jörger, hatte eine Klageschrift gegen ihn eingereicht. Im Jahre 1670 wurde auf Betreiben des Fürsten Wenzel Lobkowitz eine eigene Untersuchungscommission eingesetzt. Allein, des Kaisers Vertrauen in seinen Finanzminister wurde nicht erschüttert. Am 17. Juni 1672 schrieb der Kaiser an ihn: „Lieber Hofkammer-Präsident. Ich bin genugsam informiert, daß Ihr und die Euch zugegebenen Räth dieses meines Dienstes genugsames beobachtet und mein Hofkammerwesen Euerer Pflicht gemäß administriert, auch die wider Euch ausgesprengten Calumnien nicht verschuldet gehabt; dannenhero und weilen bereits des völligen Hofkammerwesens Bestand noch mehr teils untersucht, wann auch folgendes zu diesem End Fiscalkammern und Landkammern visitiert, und darauf die notwendige Einrichtung des Hofkammerwesens an allorts vollbracht, die deswegen beschehene Verordnung und selbe nach vollzogener Verrichtung eo ipso sodann aufgehoben und die Commission darmit geschlossen sein solle. Gleichwie ich mich nun zu Euch gnädigst versehen, Ihr werdet in Euerem Eifer continuieren, auf die Landkammern, Buchhaltereien, Secretarien und Beamte fleißige Aufsicht haben, die sich erzeigenden Mängel abstellen, auch auf die Vermehrung der Einkünfte und Verminderung der Ausgaben möglichst beflissen sein, als werde ich hingegen Euch in meiner Protection erhalten, wider Calumnien schützen, die Stellen zu Leistung bedürftiger Assistenz anweisen, auch allzeit Euer gnedigster Kaiser und Herr verbleibe — Leopold."

Es wurden neue Instructionen erlassen, und damit war die Sache abgetan. Natürlich wurden die Verhältnisse dadurch nur noch ärger. Sinzendorf

suchte jetzt die alten erfahrenen Räte aus der Hofkammer zu entfernen, und ließ das Kammerwesen durch den ihm ergebenen Rat Selb leiten. Er verkaufte Kammerstellen, Gnadenbewilligungen und erwarb alte Hofschulden für seinen Privatnutzen. Beim Antritte seines Amtes hatte er nur zwei kleine Güter von seiner ersten Frau her besessen, jetzt machte er fürstlichen Aufwand. Die Finanz-Calamitäten des Staates wurden immer drückender, besonders seitdem der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war. Die Klagen über schlechte Bezahlung wurden immer lauter, die Unzufriedenheit immer größer. Endlich wurde der Friede abgeschlossen. Graf Sinzendorf, im Vereine mit dem Bischof von Wien, Sinelli, drang nunmehr auf Entlassung des Heeres, um eine Erleichterung der Finanzen herbeizuführen. Dadurch machte er sich auch die Militärpartei am Hofe zum Feinde. Der Hofkriegsrats-Präsident, der alte Montecuculi, drang auf die Entlassung des Kammerpräsidenten. Am 14. April 1679 legte Graf Quirin Jörger, der Vicepräsident der Hofkammer, ein Gutachten vor über die Ordnung des Finanzwesens. Hier wird die Untreue Sinzendorf's bereits als etwas Notorisches erwähnt. Auch der Secretär des Conferenzrates, Christoph Freiherr von Abele, schloß sich Jörger an. Es wurde eine Untersuchungscommission eingesetzt, Sinzendorf in Linz verhaftet und verhört. Am 9. October wurde das Urteil über ihn gefällt. Er habe sein Amt schlecht verwaltet, seinem Eid und seiner Pflicht zuwider gehandelt, mehr nach seinem eigenen Nutzen als dem Seiner Majestät gestrebt. Er habe „die 1672 angestellte Commission zum Schaden Seiner Majestät durch gewisse Practiken hintertrieben und zum Aufheben gebracht; auch damit das von ihm angezogene Billet von 1672 listiger Weise erhalten". Da er große Summen sich zugeeignet, wurde er verurteilt zu einer Geldstrafe von 1,970.000 Gulden, Ämterentsetzung und Verweisung an einen bestimmten Ort.

Sinzendorf war also endlich unschädlich gemacht. Man hoffte jetzt, daß der Kaiser sich aufraffen werde zu einer entschiedenen Tat, zur Purification des Beamtentumes, zu einer endlichen Ordnung des Finanzwesens. Doch Leopold I. war kein Mann energischer, durchgreifender Actionen. Seine überaus große Milde und Friedensliebe hat ihm mehr geschadet, als dies alle seine Feinde zusammengenommen vermochten. Obgleich die Schuld des Grafen Georg Ludwig Sinzendorf erwiesen war, ließ er doch Gnade walten. Von der Geldstrafe wurden ihm 1,900.000 Gulden erlassen. Von den confiscierten Gütern wurden einige nach seinem Tode seiner Witwe, einer geborenen Prinzessin von Holstein, wiedererstattet. Er durfte wieder nach Wien zurückkehren, wo er im Jahre 1681 starb.

Zum Hofkammer-Präsidenten wurde Freiherr von Abele ernannt. Dieser machte verschiedene Versuche, Ordnung in den Staatshaushalt zu bringen, aber vergeblich. Das System mußte verändert werden, man mußte kürzere Fristen in der Bezahlung der Landtagsbewilligungen einführen, die unredlichen Diener

abschaffen, und deren gab es genug, das Trinkgelderwesen einschränken, kurz mit aller Energie einschreiten. Dazu aber reichten die Kräfte eines einzelnen Mannes oder zweier in einem einzelnen Zweige der Verwaltung nicht aus. Es mußte im Allgemeinen ausgekehrt werden, und dazu war der Kaiser nicht zu bewegen. Ist es nicht ein betrübendes Zeichen für die Begriffe von öffentlicher Moral, wenn Staatsbeamte sich für die Ausübung ihrer Pflicht im Staatsdienste von den Parteien bezahlen lassen? Und man sah in solchen Dingen gar nichts Unrechtes. Die Kammerrechnungen der Stadt Wien geben Zeugnis davon. Zum Beispiel: Wien befand sich im Streite mit den drei oberen Ständen des Landes unter der Enns wegen der Einnahmen aus dem Vice-Domamte. Die Stadt behauptete, es gebühre ihr ebenso, wie den anderen Ständen, auch eine Quote aus den Gefällen dieses Amtes, die oberen Stände verneinten dies. Der Streit wurde vor dem Kaiser ausgetragen. Er zog sich jahrelang hin. Im Jahre 1683 findet sich in der Kammerrechnung der Stadt, Folio 134, folgender Posten eingetragen: „Den 8. Mai habe ich (städt. Oberkämmerer) die von einem löblichen Stadtrat der R. Kais. Majestät Rat und geheimen Referendario Herrn Secretär Koch, als welcher die hochwichtige Action, so zwischen denen 3 oberen Ständen und gemeiner Stadt wegen Mitnüessung der vicedomischen Quota schweben thuet, einzurichten und zu referieren hat, zumahlen man in vertraulicher Nachrichtung bekommen, daß sich gemeine Stadt eines guten Ausschlags zu getrösten hätte, pro interim zu Animierung und Anleitung der so hoch wünschenden Beförderung zu präsentieren angeschaffte 300 fl. wirklich überliefert und eingehändigt, laut Ratsdecret hiebei.“ Der geheime Referendarius und kaiserliche Secretär Koch scheint öfter trinkgeldbedürftig gewesen zu sein. Im Jahre 1684 stellt der Oberkämmerer zum 10. Juli auf Folio 139 und 140 in derselben Angelegenheit die Summe von 600 Gulden ein, „zu Erhaltung einer continuierlichen Benevolenz pro interim“. Nicht in der Tatsache solcher Trinkgelder lag das Betrübende, sondern darin, daß man sie als nichts Unrechtes betrachtete. Sie wurden ungescheut verbucht. Es gab aber auch noch andere Erwerbsquellen für die Beamten jener Zeit, und wenn Abraham a Sancta Clara im ersten Teile seines „Judas“ die Geschichte des gestrengen, woledlen Herrn Jonas Isfridus Dampf von Dampfeneck und Dampfenthal erzählt, der ein Officium mit 400 Gulden Gehalt besitzt und davon nicht blos die Bekleidung seiner Gemahlin mit jährlichen 1000 Reichsthalern, sondern auch noch Anderes zu bestreiten vermag, so werden wir ihm glauben, wenn er hinzufügt: „das Andere seind lauter Accidentia, Schmiralia vulgo Diebalia“.

Auf welchem Wege mochte wol im Februar 1683 der bürgerliche Gastwirt beim goldenen Pfauen in der Kärntnerstraße (jetzt Kärntnerstraße Nr. 40), Namens Augustin Martin Kollhundt vom Kaiser die Hofquartierbefreiung für acht Jahre erlangt haben, wo man doch erst im November 1682

den Bürgermeister Liebenberg trotz „desselben Meriten“, wegen „der besorglichen Consequenz“, die daraus entstehen könnte, mit demselben Petitum abgewiesen hatte. Dieser Kollhundt war im Jahre 1682 um 150 Gulden von der Stadt abgestraft worden, weil er beim Schwärzen ungarischer Weine ertappt worden, und doch genügte ein einfacher Bericht des Obersthofmeisters Albrecht Graf Sinzendorf, um ihm eine solche Gnade zuzuwenden.

Das System war eben nichts nutz. Der Kampf Einzelner war dagegen ein vergeblicher. Das sah auch der neue Hofkammer-Präsident Abele sehr bald ein. Schon im Jahre 1683 legte er sein Amt nieder. Es folgte ihm in dieser Würde der Graf Wolfgang Andreas Rosenberg, der Schwiegersohn Montecuculi's.

Wol Nirgends machte sich die unglückliche Finanzwirtschaft fühlbarer, wirkte sie lähmender auf die Actionen des Staates ein, als im Militärwesen. Wie wir bereits erwähnten, war es im Jahre 1679 nach dem Nymweger Frieden so weit gekommen, daß man im Rate des Kaisers den Plan erwog, ob nicht zur Erleichterung der Finanzen das gesammte stehende Heer zu entlassen sei. Dem Einflusse Montecuculi's ist es hauptsächlich zu danken, daß dies nicht geschah. Der Kaiser schlug zwischen den entgegengesetzten Meinungen einen Mittelweg ein. Es erfolgte eine Entlastung, aber nur eine teilweise. 36.000 Mann, darunter die berühmten 7000 Cürassiere, die Kerntruppe der kaiserlichen Armee, wurden behalten. Es war ein Glück für den Kaiser, denn trotz des Friedens mußte man jeden Moment den Ausbruch des Krieges besorgen. Dazu die fortwährend andauernde, von Jahr zu Jahr heftiger werdende Revolution in Ungarn. Ohne Heer wäre man keinen Moment sicher gewesen. Es sah ohnedies schlimm genug aus. Nicht blos in Ungarn waren Truppen nötig. Man brauchte sie in Böhmen, wo im Jahre 1680 wegen fortwährender Bedrückungen Bauernunruhen ausgebrochen waren, man brauchte sie in den Vorlanden zum Schutze gegen eventuelle Übergriffe Frankreichs. Es waren ihrer überall zu wenig. Konnte man doch den Rebellen im Jahre 1681 kaum 5000 Mann im ersten Ansturme entgegenstellen. Es mußte daher sehr bald wieder zur Verstärkung der Armee geschritten werden. In der kaiserlichen Armee galt noch immer das alte Werbesystem und die Stellung im Wege des Aufgebotes. Das Aufgebot wurde durch die Stände gestellt. Von ihnen wurde in Zeiten der Gefahr der achtzehnte oder zwanzigste Mann bewilligt. Sie sammelten diese Recruten und schickten sie an die verschiedenen Regimenter. Seitdem jedoch das Heer ein stehendes wurde, griff man immer mehr zur Werbung. So, wie einst im dreißigjährigen Kriege, wurden auch jetzt einzelnen Officieren, Obersten, Werbepatente verliehen. Es wurden ihnen zur Werbung gewisse Gebiete angewiesen. Ein bestimmtes Werbegeld wurde ihnen zugesagt, per Mann drei Gulden bis vierzehn Thaler. Es war verschieden. Es kam vor, daß bei solchen Werbungen von einzelnen Officieren große Geldgeschäfte auf eigene Rechnung gemacht wurden.

Die Hauptmasse der Armee bestand aus Infanterie und Cavallerie. Im Jahre 1670 zählte das complete Infanterie-Regiment 1213 Mann in acht Compagnien, das Cavallerie-Regiment 542 Mann und 685 Pferde.

Diese Truppen wurden besoldet meist aus den Landtagsbewilligungen, auch die Verpflegung mußte ihnen gereicht werden. Die Garnisonen in den Grenzfestungen erhielten zur Bekleidung das nötige Tuch. Am meisten kostete der Regimentsstab. Es wurde daher schon 1670 der Vorschlag gemacht, die einzelnen Regimenter zu verstärken und die Zahl derselben zu verringern. Das Infanterie-Regiment sollte auf 3000, das Cavallerie-Regiment auf 1600 Mann gebracht werden. Man berechnete die Verpflegskosten für ein Infanterie-Regiment zu 1213 Mann mit 65.382 Gulden, für ein Cavallerie-Regiment zu 542 Mann mit 54.792 Gulden pro Jahr. Man ergriff einen Mittelweg. Das Infanterie-Regiment sollte aus zehn Compagnien in der Stärke von zusammen 2040 Mann und das Cavallerie-Regiment aus acht Compagnien von zusammen 800 Mann bestehen. Die Soldzahlungen und Verpflegsgebühren wurden nach dem effectiven Bestande der Regimenter berechnet. Dieser Effectivbestand war aus den Musterrollen zu ersehen. Die Hofkammer beklagte sich darüber, daß die richtigen Musterrollen nicht zur Revision eingeschickt wurden. In der „geheimen Instruction" für die Hofkammerräte aus dem Jahre 1671 heißt es Seite 77: „Da man ... die Musterrollen von einer Zeit zu der andern just haben könnte, würde gewiß viel dadurch können erspart werden, dann es nit wohl anderst mag sein, als daß bei so großer Anzahl der Völker nit viel Todfälle oder Veränderungen fürgehen. Entgegen müssen die Länder die Verpflegung ein als andern Weg für voll abführen, welcher Vorteil doch billich ihnen selbsten oder Ihro kais. Majt. als — Feldherrn zustehen sollte. Und dieses ist eben aus denen Rekruten zu erweisen, dann man sehe nur, was für ein starker Abgang der Völker sich alle Jahr befindet. Hingegen examiniere man, ob nit die Generalspersonen oder andere Oberste und Officiere einen als andern Weg die Verpflegung eingenommen.

Die Hofkammer aber hat die verläßliche Musterrollen und wie dieselben von Zeit zu Zeit sich verändern sogar wegen der ungarischen Grenzvölker, zu geschweigen der Extravölker oder Armaden, aus bekannten Ursachen niemalen überkommen können."

Kann es bei solchen Verhältnissen Wunder nehmen, wenn einzelne Officiere sich bereicherten? Der venetianische Botschafter Guistiniani erzählt in seiner im Jahre 1682 erstatteten General-Relation einen Fall, wo ein Oberst sich in fünf bis sechs Jahren 200.000 Gulden erpreßt.

Außer der schweren Cavallerie gab es Dragoner, die sowol zu Pferde als zu Fuß verwendet wurden, Croaten-Regimenter, endlich die ständigen Besatzungen in den Grenzfestungen, besonders in Ungarn, dann das Aufgebot oder die Personal-Insurrection in Ungarn, unter dem Commando des Palatins, und

in Croatien unter demjenigen des Banus. Schlecht stand es mit den sogenannten technischen Truppen: die Artillerie hatte nur Officiere und Büchsenmeister, allein zu wenig. Auch Ingenieure, Minierer, Wassercompagnien bei den Schiffbrücken ꝛc. gab es zu wenig. Das Sanitätswesen lag noch in den Windeln. Es war eine Feldapotheke vorhanden, auch hatte man bei der Armee verschiedene Feldbader, also Chirurgen, die im Vereine mit den Apothekergehilfen den Sanitätsdienst bei den Truppen zu besorgen hatten; ihre Zahl war jedoch bei Weitem nicht ausreichend. Das Gerichtswesen lag in den Händen der verschiedenen Auditore. Als oberste Behörde jedoch functionierte auch hier, wie in allen anderen Angelegenheiten der bewaffneten Macht, in Friedenszeiten der Hofkriegsrat in Wien, dem einige General-Auditore zugewiesen waren.

Die Ingerenz des Hofkriegsrates erstreckte sich aber nicht über alle Gebiete des Kaisers in gleichmäßiger Weise. In den ober- und vorderösterreichischen Landen (Tirol und die Vorlande) bestand gerade so, wie in Innerösterreich (in Graz) eine eigene Behörde für die militärischen Angelegenheiten dieser Gebiete. Diese Behörden befanden sich in Relation mit dem Wiener Hofkriegsrate. In Streitfragen entschied dann der Kaiser. An der Spitze des Wiener Hofkriegsrates und also der ganzen Wehrkraft stand der Hofkriegsrats-Präsident. Als am 16. October 1681 Montecuculi zu Linz gestorben war, wurde zu dieser Würde der Markgraf Hermann von Baden berufen. Von ihm sagt ein Zeitgenosse: „Der dicke Markgraf von Baden ist ein guter Minister, versteht seine Kriegssachen, hat treffliche Gedanken, aber drückt sich confus aus.“ Ihm zur Seite stand als Vicepräsident der Graf Caspar Zdenko Caplirs, ein alter General von großer Erfahrung und schon seit 1665 Mitglied des Hofkriegsrates. Die Stellung des Hofkriegsrates war besonders in Kriegszeiten eine schwierige, verantwortungsvolle. In solchen Fällen mußte er den im Allgemeinen festzustellenden Operationsplan begutachten und für die Bedingungen des Bestandes der Armee sorgen, also Nachschübe, Verproviantierung, Kriegsmateriale den commandierenden Generalen zur Verfügung stellen, die Winterquartiere einrichten ꝛc. In Friedenszeiten waren sämmtliche Truppenkörper von ihm abhängig.

Da die Kosten der Erhaltung der Armee sehr bedeutend, die Finanzmittel aber zu gering waren, blieb man den Leuten vielfach den Sold schuldig. Daß Officiere ihre Gage monatelang nicht zu Gesicht bekamen, war nichts Seltenes. Ende März 1683 ersuchen die General-Adjudanten de Tourgis, von Kumberg, von Prillenitz, von Scheer ihnen doch mindestens die aus den Monaten August, September, October und November des Jahres 1682 rückständige Gage „zu ihrer jetzigen Ausstaffierung“ auszubezahlen zu lassen. Es gab Regimenter, denen die Bezahlung Monate hindurch ausblieb. So ersucht Graf Starhemberg Anfangs des Jahres 1683 um Bezahlung seines Regimentes, nachdem es durch sieben Monate nicht bezahlt worden. Noch schlechter ergieng es den Garnisonen

einzelner Festungen. Anfangs 1683 beklagt sich der Rittmeister des Barkoczy'schen Regimentes, daß die ungarische Miliz zu Szatmár seit etlichen Jahren keinen Sold erhalten habe; die Freicompagnie zu Lewencz aber hatte im Februar desselben Jahres nunmehr schon in das dritte Jahr keine Bezahlung erhalten. Ja, es kam vor, daß die Truppen sich nicht einmal mehr anständig zu bekleiden vermochten. So erzählt Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg seinem Vetter Gundaker in einem vertraulichen Briefe, daß sein armes Regiment (Alt-Starhemberg) nicht einmal mehr auszurücken vermöge, „die Leute ziehen auf in lauter Lampelfell so sie aus Not haben müssen umnehmen, gehen barfuß, ohne Schuhe und so das ganze Merci'sche Corpo, von welchem die bevorstehende Campagnia wenig wird zu brauchen sein". Der Soldatendienst war daher nicht besonders beliebt. Stellten die Stände das geforderte Contingent, so wurde sehr viel Ausschuß an Mannschaft abgeliefert; hatte man Werbungen veranstaltet, so kam es vor, daß die Recruten noch während des Marsches durchgiengen. In den Werbepatenten wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß die Mannschaft erst übernommen werde, wenn mehr als die Hälfte wirklich beisammen sei. Besonders in Ungarn war der Dienst ein harter. In einem anderen Briefe berichtet Starhemberg (17. Januar 1685): „In Ungarn gehet es schlecht. Hier ist wol wahr, wie Euer Liebden schreiben, daß an etlichen Orten in denen Bergstädten unsere armen Soldaten Menschen gefressen haben." Am 12. Juni 1684 schreibt derselbe aus dem Lager bei Gran: „Die Croy'schen sind zu Wien 300 ausmarschiert und 100 hierhero kommen. Aus diesem können Euer Liebden urteilen, wie es mit denen neuen Regimentern hergehet, und ob ich diesen Winter unrecht prophezeiet habe."

Es gilt daher wol nur als ein Curiosum, das aber symptomatisch ist für den Zustand der Armee im Jahre 1682 und besonders für die neuen Regimenter, wenn der Oberst Georg Freiherr von Wallis aus Dracowicz an die Stadtgemeinde Preßburg unterm 20. November folgendes Schreiben richtet: „Denenselben ist ohnedaß wissend, daß vor wenig Tagen meines unterhabenden Regiments Herr Hauptmann Weingärtler einen vom Regiment entwichenen Soldaten Namens Hans Georg Kerin bei ihnen in Verhaft nehmen lassen. Dahero selbigen abzuholen habe gegenwärtigen Herrn Lieutenant Johann Georg Krehern beordert. Bitte solchen Entwichenen ihme nicht nur folgen zu lassen, sondern weilen er ohnedem etwas unpäßlich und zu Fuß nicht wol hierher gebracht werden kann, mit einigen Caleßl behülflich zu sein und an die Hand zu gehen." Die Stadtgemeinde beeilte sich das „Caleßl" bis St. Georgen beizustellen.

Daß die Regimenter sehr häufig nicht complet waren, liegt wol aus den verschiedenen oben angeführten Gründen auf der Hand. Übrigens gieng es in Beziehung auf Actionsfähigkeit der Cavallerie mitunter noch schlechter als der Infanterie. Starhemberg wenigstens berichtet einen Fall im December 1684,

wo unter drei Cavallerie-Regimentern an der Waag sich keines befand so „mehr als 50 Pferd aufsetzen kann".

Noch schlechter als mit der Bezahlung des Soldes stand es aber, wenn dies überhaupt möglich war, mit der Verpflegung der Truppen. Zu diesem Zwecke waren dem Hofkriegs-Zahlmeisteramte und bei den Armeen dem Feldkriegs-Zahlmeisteramte Feldkriegs-Zahlamtsverwalter, Kriegscommissäre und Proviantverwalter untergeordnet. Die Wirtschaft dieser Herren war mitunter grauenhaft. Wir enthalten uns jeder Bemerkung und lassen einen Kenner dieser Verhältnisse sprechen, den Bischof Leopold Kollonitz. Er war im Jahre 1682 Director des Feldproviantwesens in Niederungarn gewesen. Laut kaiserlichem Decret vom 26. Juni war er dazu ernannt worden. Dieser Mann hat als Vorsitzender einer Commission, die im Jahre 1689 zum Zwecke der „Neueinrichtung des Königreiches Ungarn" tagte, seine Erfahrungen auf dem Gebiete des Kriegszahlwesens und der Proviantverwaltung dem Kaiser zur Kenntnis gebracht. Er erzählt unter vielen anderen Fällen, daß der Feldkriegs-Zahlamtsverwalter Schweiger innerhalb drei Jahren, wo er keine Rechnung gelegt, sich 30.000 Gulden erspart habe, die er seinem Weib hinterlassen, so er doch vorher gar nichts gehabt. Sie verweigern die Abrechnung, stellen falsche Quittungen aus und beschädigen durch ihre Grausamkeiten und Diebereien das Ärar und die Soldaten. Proviantverwalter, deren Betrügereien aufgedeckt, die man aber trotzdem nicht bestrafte, weil sie hohe Protectoren gefunden, habe es Manche gegeben. Einer von diesen Verwaltern habe sogar, als man hinter seine Betrügereien kam, erklärt: „die Vorfahren hätten ein Gleiches getan, also wolle er seinen Successoribus kein Unrecht tun und üblen Eingang machen. Die (falschen) Quittungen hielte man bei diesem Amt für ein Ceremoni. Falsche Handschrift und Petschaft seie wahr, aber nichts Neues, man gebrauche sich deren bei dem Bauamt ebenmäßig. Ob er Hungarische Gulden für Deutsche, auch kleine Maß für große ausgegeben, wollte er ein Eid schwören, daß er solches nicht gemerket. Es wurde ihm aber nicht der Eid, sondern Geld zurückabzustatten auferleget und die weitere Frage gemachet, ob er dann nicht gemerket hätte, wann ihm Traidt und Geld über geblieben? Worauf er Proviant-Ofizier mit vermessener Keckheit geantwortet, er hätte Euere kaiserliche und königliche Majestät so lieb, daß selber wann er Geld in seinem Amt einnehmete oder ausgebete vor lauter Lieb nicht sehete, was ihm verbleibe. Welches alles man ebenmäßig gehörigen Orts umständiglich hinterbracht und geglaubt hat, man würde dermahlen ein Exempel statuieren und ein für allemal remedieren und zwar um so viel mehr, weil die Buchhalterei, wohin es der Ordnung nach um Bericht gegeben worden, nicht allein alles was vorkommen wahr zu sein befunden, sondern auch auf etliche Bögen noch viel mehr Generalia et Specialia gezeiget und darüber die Restitution, Amovierung von dem Dienst und weiters wider ihn zu verfahren eingeraten. Nicht weniger, weil durch Verzögerung der Zeit die Sach nicht besser, sondern schlimmer und

dahero von Euer Kais. Majst. Hofkammer selbst auf das Neue zwei Commissarien Herrenstands deputiert worden. Welche eben dieses alles confirmieret und allein quoad poenam (wegen der Strafe) dahin different gewest waren, daß der Erste vermeinte, daß, weil dieser Proviantbediente so wolinformieret in Proviantsachen, Schad wäre ein solchen Mann zu verlieren, weßwegen selben für diesmal die Fehler mit Ungnad scharf verwiesen und 15.000 fl. zur Straf unterm Titul einer Beihilf zum Türkenkrieg abzustatten auferlegt werden könnte. Der Andere hingegen nicht einwilligen wollte, daß dieser Proviantoffizier bei dem Dienst zu lassen wäre, anziehend, daß auf solche Weis die untreue Leut gezüglet wurden, wann selbe viel Jahr denen armen Soldaten und dem kaiserlichen und königlichen Camerali das Gehörige strafmäßig entziehen und nachdem sie in solcher Untreue ergriffen werden, allein etwas Weniges zurückgeben und gleichwol bei Dienst und Ehren verbleiben, mithin die Gelegenheit haben sollten zehnfach zu nehmen, was sie strafweis gegeben und conformierte sich dahero mit obberührten Buchhaltereigutachten. Worauf aber nichts anderes erfolget, als daß dieser Hofkammerrat Herrenstands von der Hofkammer und aus seinen Mittl kommen, der Proviantoffizier hingegen nicht allein bei seinen Dienst geblieben, sondern noch darüber Promotionem gleichsam zu einem Controlor über alle andere Proviantverwalter der hungarischen Gränzen bestellet worden.

Woraus ... diese weitere Inconvenienz resultieret, daß selber in allen Traidt-Käufen, Verlegungen, Mahl- und Backwerken des Proviants auch anderen Amtshandlungen sich selbst anzufragen und zu verbscheiden hat. Welches auf gehörige Demonstration von der Buchhalterei und anderer, daß es zu höchstem Präjudiz Euerer kaiserl. und königl. Majestät Dienst gereichete von Deroselben zu remedieren zwar gnädigst anbefohlen, der schuldigste Vollzug dessen aber unter diesem Vorwand verschoben blieben, daß er Proviantoffizier dem ersten eigentlich und als einen beständigen Dienst, den anderten aber nur provisorio modo so lang noch zu versehen habe, bis ein anderer benennet würde, so bishero die Publica verhindert hätten. So auch nachgehends erfolget, jedoch dergestalt, daß dem Vater die Oberinspection über alle Proviantverwaltungen wirklich verliehen, dem Sohn aber sein voriges Proviantamt gegeben worden, welches damal beschehen zu sein noch nicht so hoch als dieses zu bedauren ist, daß es noch bis heutigen Tag continuiere und zwar mit diesem Unterschied, daß dazumal nur ein Sohn ein Proviantverwalter gewest, anjetzo aber deren zwei seindt, worüber der Vater die Oberinspection zu führen hat.

Diesem kommt ... hinzu, daß sie Proviantverwalter, Inspectores und Directores sowol bei denen Gränzen als bei dem Feldproviantamt zugleich Lieferanten seind und abgeben. Auf was Weis nun diese Lieferungen in Quantitate aut Qualitate et Tempore geleistet werden, da der Sohn dem Vater, der Unteroffizier dem Oberen um den Empfang zu bescheinigen und diese jenem die Rechnungen zu authentisieren haben, das wird Gott allein wissend sein,

wiewol ex Instituto guter Ordnung derlei so hoch importierende verraitte Dienst und große Lieferungen jederzeit dergestalt zu besetzen und zu bestellen wären, daß der Empfänger mit dem Ausgeber oder der Raittungsgeber mit dem Raittungsnehmer keine Relation hätte, mithin auch die Menschen, denen es zustehet eine verläßlich und sichere Wissenschaft von der Verwendung so starker Geld und Proviantsummen haben mögen."

Solche Manipulationen im Proviantwesen hatten natürlich nicht blos in Friedenszeiten ihre nachteiligen Folgen. In Kriegszeiten konnten sie unter Umständen zu wahren Calamitäten für die operierende Armee werden. Derselbe Kollonitz erzählt einen solchen Fall aus dem Jahre 1682: „Als anno 1682 der Feldmarschall Caprara mit der Armada an die Waag ziehen sollen und den Abend zuvor bei Euerer kais. Majt. sich beschweret, daß er nicht an die Waag, sondern an die March werde gehen müssen aus Ursach, weil an der Waag ganz kein Proviant vorhanden, in Mähren aber in allen Dörfern und Schlössern Brod genug zu finden seie, daß also schon damahlen das Königreich Ungarn dem Türken preisgegeben werden sollen", da hat E. kais. Majt. eine Conferenz angeordnet „mit Zuziehung des Proviant-Oberlieutenant, welchem in selber Conferenz 1000 Ducaten in specie zur Recompens über seine Besoldung selbiges Jahr zu geben versprochen worden, neben Darstellung der Wichtigkeit und seiner Schuldigkeit, auch Versicherung möglichster Assistenz. Es war aber alles umsonst". Da erklärte Einer aus der ungarischen Hofkammer (wahrscheinlich Kollonitz selbst, der dann auch wirklich das Proviantwesen für die Zeit dieses Feldzuges besorgte) „selbiges Jahr die völlige Armada an der Waag ohne einzigen Kreuzers Nutzen oder Besoldung nach Notdurft zu versehen, nur zu zeigen, wie übel dieselbe durch dieses Proviantamt versehen werde. Auf welches Anerbieten sie Proviantbeamte allsobald protestieret und entgegengesetzet, es mag sich um diese Proviantierung annehmen, wer da wolle, sie hätten kein Kreutzer Geld, kein Centen Mehl, kein leeres Faß, kein einzigen Wagen und was das ärgste wäre, die Armee sollte Morgen marschieren, also kein Zeit mehr, weder eines noch anderes zu verschaffen". Es stand also nahe daran, daß in Folge der schlechten Vorkehrungen des Feldproviantamtes der Feldzug des Jahres 1682 gegen Thököly hätte in Ungarn gar nicht geführt werden können.

Kollonitz übernahm nunmehr die Verproviantierung, Caprara marschierte ab „und nicht allein die von selben commandierte Armada den ganzen Feldzug zu Genügen mit Proviant versehen, sondern auch nach Vollendung dessen noch über 70.000 Centen Mehl übrig gewest, welche folgende Jahr anno 1683 etlichen übel versehenen Grenzplätzen gar wol und zu Rettung von des Feinds Gewalt zu Statten gekommen seindt".

Die „strafmäßigen Vortlhaftigkeiten und Wuchereien dieser Mehlwürm", wie sie Kollonitz nennt, gereichten dem Staate und der Armee zu großem Nachteil.

In dem Momente, wo der Krieg mit den Türken in sicherer Aussicht stand, mußte man die Widerstandskraft der kaiserlichen Erbländer sowol, wie auch des im kaiserlichen Besitze noch verbliebenen Teiles von Ungarn wieder empor zu bringen suchen. Die Armee mußte verstärkt werden. Zu diesem Zwecke erhielten Feldzeugmeister Graf Leslie, Graf Daun, Herzog von Württemberg, Prinz Croy und Baron Rosa Patente zur Errichtung je eines neuen Infanterie-Regimentes von 2040 Mann. Der Herzog von Savoyen aber und der Marchese Vitelli sollten zwei neue Dragoner-Regimenter aufstellen. Graf Lodron wurde mit der Werbung eines neuen Croaten-Regimentes in der Stärke von 800 Mann betraut. Auch eine Ingenieur-Truppe sollte gebildet werden. Man dachte daran, eine Compagnie von Fortifications- oder Wassergebäude-Arbeitern von 100 Mann anzuwerben. Am 12. März erhielt Obristlieutenant von Hohen den Befehl, eine diesbezügliche Freicompagnie, aus 50 Mann bestehend, zusammenzubringen, was dann auch nach manchen Hindernissen in's Werk gesetzt wurde. Von Hohen hatte nämlich Malheur, der Lieutenant, den er geworben, Namens Silberbauer, entpuppte sich als ein Falschmünzer und wurde gefänglich eingezogen und es brauchte einige Zeit bis die Verhältnisse geordnet waren.

Die alten Regimenter wurden verstärkt. Zu diesem Zwecke mußten ihnen neue Werbeplätze angewiesen werden. Dem Serenischen Regimente Kärnten, anderen Regimentern Böhmen, Niederösterreich ꝛc. Dazu kam noch die Sicherung der Grenze. Die Grenzen gegen das türkische Gebiet waren weit ausgedehnt. Es gab zahlreiche kleine und große Festungen von der Drau bis nach Raab und Komorn und von da bis Szatmár hin. Viele befanden sich in sehr schlechtem Zustande, die Basteien verfallen, die Gräben verschüttet, im Innern wenig Kriegsmaterial und noch weniger Proviant. Es wurden Überschläge von den verschiedenen Commandanten eingefordert über die Kosten der Befestigung, der Verproviantierung und der nötigen Munition. Schon am 20. December 1682 fand zu Wien eine Conferenz des Hofkriegsrates unter Zuziehung des General-Kriegscommissärs, Grafen Breinner, wegen Anschaffung der nötigen Munitions- und Proviantvorräte statt. Es wurde beschlossen, vor Allem 300.000 Centner Mehl anzuschaffen; davon sollten 200.000 Centner in Wien, 30.000 Centner in Raab, 10.000 Centner je in Komorn und Preßburg, 15.000 Centner in Leopoldstadt, je 5000 Centner in Wiener-Neustadt und Trentschin, die restierenden 25.000 Centner aber als Reserve in Hradisch und Kremsier aufgestapelt werden. Außerdem wurde es für nötig bezeichnet, etwa 6000 Mut Hafer anzuschaffen, davon 4000 in Wien, je 1000 in Raab und Preßburg in Vorrat zu legen. Überhaupt sollten die Festungen Raab, Komorn und das feste Schloß in Preßburg sogleich völlig verproviantiert werden. Von Pulver, meinte die Conferenz, wäre es gut, über den vorhandenen Vorrat noch etwa 15.000 Centner anzuschaffen. Auch andere Dinge mußten noch besorgt werden. Die Infanterie,

besonders die neu zu werbenden Regimenter brauchten ja Gewehre und Piken — nebenbei sei erwähnt, daß man auch des Bajonnetes sich schon bediente — in Ungarn und Croatien sollte die Insurrection aufgeboten werden, für diese Mannschaften benötigte man aber, besonders für die Croaten, auch Waffen, vor Allem Pistolen. Kugeln waren zu beschaffen — kurz, es gab eine Menge zu besorgen. Überall aber stieß man auf das Hindernis des Geldmangels. Die eigenen Einnahmen der Regierung reichten bei weitem nicht aus. Man mußte neue Einnahmsquellen zu eröffnen suchen. Vielleicht war es möglich, die Landtagsbewilligungen zu erhöhen, neue Steuern auszuschreiben, neue Zölle, besonders aber Accisen zu erheben. Man dachte an die Fleischaccise, an eine Lederaccise, an den Weinpfennig, an eine Vermögenssteuer. All' dies mußte aber mit den Landtagen verhandelt, von ihnen bewilligt werden.

Die Stände des 17. Jahrhunderts bieten ein getreues Spiegelbild ihrer Zeit. Der Adel und die Geistlichkeit besitzen ausschlaggebende Stellung in den verschiedenen Landtagen. Die Städtevertreter werden in diesen Versammlungen kaum geduldet. Man läßt sie entweder gar nicht zu den eigentlichen Verhandlungen und gibt ihnen nur die auf sie entfallenden Quoten der zu bezahlenden Geldsummen bekannt oder man duldet sie als die „mitleidenden". Der Bauernstand ist gar nicht vertreten. Auch in Tirol nicht, wo die Gerichte ihre Abgesandten zum Landtage senden. Diese nennen sich allerdings die Vertreter des Bauernstandes. Die Gerichtsherren waren aber die Adeligen und Geistlichen und die Vertreter der Gerichte standen daher im Abhängigkeitsverhältnisse zu den beiden oberen Ständen. In den übrigen Erbländern fehlte auch der Schein einer solchen Vertretung. Und diese Vertretung selbst! Wie ist sie zusammengesetzt aus Eigennutz und Kurzsichtigkeit, bar jeder Initiative zu großen Taten, zu opfermütigem Handeln im Interesse der Gesammtheit! Nur darauf bedacht, die Steuern sich möglichst vom Halse zu halten, ohne zu bedenken, daß darüber die Gesammtheit zu Grunde gehen könnte. Es soll damit kein Vorwurf ausgesprochen werden gegen die Ständetage. Sie waren eben nur endlich das geworden, was die Regierung aus ihnen gemacht hatte. In den österreichischen Erbländern waren ja die Landtage der Hort des Protestantismus geworden. Hier hatte die Opposition den Hebel eingesetzt gegen die absolutistischen und katholisierenden Bestrebungen der früheren Herrscher. Als es gelungen war, diese Opposition zu brechen, als der Absolutismus und die Gegenreformation unter Ferdinand II. ihre Triumphe feierten, da wurde die Axt gelegt an die Rechte der Landtage. Das wichtigste Recht derselben, die Steuerbewilligung oder Verweigerung, wurde ihnen genommen und nur die Repartition der Steuern ihnen noch belassen. Während der Regierungszeit Leopold's I. ist auch der Versuch einer Steuerverweigerung nicht mehr vorgekommen. Tirol höchstens ausgenommen, das erst im Jahre 1665 dem Kaiser zugefallen war. Die Postulate der Regierung konnten nur insoferne herabgemindert werden, als

man die Unmöglichkeit der Hereinbringung der geforderten Summen zu erweisen im Stande war. Die Ständetage werden daher zu wahren Jammertagen herabgedrückt. Das kleinste Übel wird hervorgesucht und zu einer gräßlichen Calamität aufgebauscht, die das ganze Land ruiniert habe. Man kann nicht sagen, daß sich die Stände den Forderungen der Regierung gegenüber absolut abwehrend verhalten hätten, sie suchten dieselben nur möglichst herabzumindern. Weil man dies aber in Regierungskreisen wußte, hatte sich die Gepflogenheit eingebürgert, weit höhere Summen zu verlangen, als man wirklich benötigte. Es entwickelte sich ein förmliches Feilschen um die zu bewilligenden Summen auf den Landtagen. Einen allgemeinen Landtag aller Erbkönigreiche gab es nicht, die schüchternen Versuche, die in dieser Beziehung einst gemacht worden, waren in Vergessenheit geraten. Die Regierung mußte mit den Landtagen der einzelnen Länder verhandeln. Die Hofkammer bestimmte die Höhe der Summe, die benötigt wurde und diese wurde dann nach einem gewissen Repartitionsschlüssel auf die einzelnen Landtage verteilt und diesen vorgetragen zur Bewilligung. Im Jahre 1677 betrugen die Landtagsbewilligungen 1,800.000 Gulden. Davon hatten beigesteuert: Österreich unter der Enns 200.000 Gulden, Österreich ob der Enns 100.000 Gulden, Inneröſterreich (Steiermark, Kärnten und Krain) 300.000 Gulden, Böhmen 533.333 Gulden 20 Kreuzer, Schlesien 400.000 Gulden, Mähren 266.666 Gulden 40 Kreuzer. Nach Verhältniszahlen die Steuerleistung dargestellt, hatten also die Länder der böhmischen Krone zwei Drittel der ganzen Summe getragen oder doppelt so viel als die österreichischen Länder, davon waren vier Neuntel auf Böhmen selbst entfallen, zwei Neuntel auf Mähren und drei Neuntel auf Schlesien. Die österreichischen Länder hatten übernommen ein Drittel der ganzen Summe. Österreich ob der Enns bewilligte die Hälfte des niederösterreichischen Contingentes, die innerösterreichischen Provinzen aber so viel als Österreich unter und ob der Enns zusammengenommen.

Es liegen uns die Acten der Verhandlungen des Landtages in Österreich unter der Enns teilweise vor aus den Jahren 1681, 1682 und 1683. Der Landtag des Jahres 1681 wurde eröffnet am 22. November 1680 im Landhause zu Wien. Da der Kaiser damals noch in Linz verweilte, so befand sich die Regierung ebenfalls daselbst. In Wien hatte man die „geheimen und deputierten Räte" hinterlassen („Dominos consiliarios intimos et deputatos"). Wegen der Kriegsgefahren hatte die Regierung den Beschluß fassen müssen, das kaum erst reducierte Heer wieder zu completieren. Es sollten 18.000 Mann Fußtruppen und 2000 Dragoner geworben werden. Da die Gefahr damals besonders in Ungarn drängte, zugleich der Kampf mit Frankreich bevorstand, hatte der Kaiser, um rascher an's Ziel zu gelangen, noch vor der Bewilligung der nötigen Summen zu diesem Werke 500.000 Gulden aus den eigenen Einnahmen vorgeschossen. Von den Ständen des Landes unter der Enns wurde daher verlangt: 1. Erhaltung der an der Raaber Grenze stehenden Soldaten;

2. 429.297 Gulden zur Verproviantierung der im Felde stehenden Armee; 3. 244.443 Gulden für die Anwerbung der neuen Regimenter*); und endlich 4. 300.000 Gulden Ihrer Majestät zur freien Disposition, besonders für Bezahlung von Botschaften, der Gesandten und dergleichen. Da das Land an jene Mannschaften, die hier durchzogen, um auf den Kriegsschauplatz zu gelangen, nicht blos außerdem noch Quartier und den sogenannten Servisgulden für Verpflegung derselben zu entrichten hatte, so war die Forderung der Regierung stattlich genug, dieselbe betrug ungefähr 1,100.000 Gulden Alles in Allem.

Mit den gewöhnlichen Steuermitteln war da nicht auszukommen. Es wurden daher von Seite der Regierung außerordentliche Mittel zur Hereinbringung dieser Summe vorgeschlagen, als Erhöhung der Fleischaccise auf jedes Pfund Rindfleisch 1 Kreuzer, der Weinaccise auf jede Maß 1 Kreuzer, auf Leder und Lederwaaren, endlich eine Vermögenssteuer. Die Stände sträubten sich mit Händen und Füßen dagegen. Es wurden Gutachten abverlangt von den Schustern und Lederarbeitern, das Geschrei war sehr groß. Mit beweglichen Worten wurde die entsetzliche Armut des Volkes vorgehalten; das Pestjahr (1679) habe Alles ruiniert, man erkenne die wolwollenden Absichten des Kaisers an, aber die vorgeschlagenen Mittel seien unmöglich aufzubringen. Die Abgeordneten der mitleidenden Städte (Wien stellte davon Einen, und die anderen achtzehn Städte und Märkte auch Einen) schlugen vor, eine Luxussteuer einzuführen. Diese hätte in erster Linie die oberen Stände getroffen. Die Verhandlungen dehnten sich bis in den August. Wiederholt mahnte die Regierung. Am 19. August endlich wurde beschlossen, „600.000 Gulden zu bewilligen ohne des Servisgulden". Der Kaiser hatte den Ständen drohen lassen, er werde Accisen und neue Steuern auch ohne ihre Bewilligung ausschreiben lassen, wenn sie sich nicht bald entschließen. Das wirkte. Die Bewilligung erfolgte. Wegen der Absicht, neue Steuern aufzuerlegen und die Accisen zu erhöhen, raffte sich der Bürgerstand zu dem Votum auf: Er rate ein, die Stände mögen die Hauptbewilligung befördern und Ihre kaiserliche Majestät bitten, das hochbedrängte Land „mit alldergleichen höchst beschwehrlichen neuen Aufschlägen allergnedigst verschonen" zu wollen.

Im Jahre 1682 wurde die Gefahr, die von Seite der verbündeten Türken und Rebellen drohte, noch größer. Am 7. Januar wurde die Landtagsproposition den versammelten Ständen verlesen. Auch diesmal wird im Allgemeinen von den großen Gefahren gesprochen, welche den Kaiser veranlaßten, um nicht den allgemeinen Ruin herbeizuführen, den Ständen gewisse Mittel der Hilfe vorzuschlagen. Bezeichnend und merkwürdig aber ist das besondere Gewicht, welches der Gefahr, die von Seite der Türken und Rebellen in Ungarn drohe, beigelegt wird. Während man doch von Hoffnung beseelt war, es werde

*) Die Unkosten der Anwerbung von 20.000 Mann wurden mit 2 Millionen Gulden berechnet.

Caprara gelingen, den Waffenstillstand von Eisenburg mit der ottomanischen Pforte zu verlängern, läßt der Kaiser den Ständen sagen: „Und erscheinet zumahlen solche zeitliche Vorsehung desto notwendiger zu sein, umwillen diese Ihrer kais. Majt. in so gueter Vereinbahrung und erfreulicher Tranquillität bei einander stehender Erbkönigreich und Länder denen Widerwärtigen eine sonderbare Anreizung geben, deren bisherigen Ruhestand zu verwirren und dieselbe von ihrer Glückseligkeit abzubringen. Zumahlen auch der mit der ottomanischen Pforte gemachte Stillstand zum Ausgang laufet, und die Türken ohne Zuwartung dessen wirklichen Endschaft berait zu brechen anfangen, wie sie dann im nächstverflossenen Jahr denen Hungarischen Rebellen nicht allein von selbsten mit großen Haufen beigestanden, sondern auch die Siebenbürger, Wallachen und Moldauer anzuziehen bewögt, auch sogar bei Einnehmung besetzter Festungen (so gestracks wider getroffenen Frieden lauffet) sich einzufinden kein Scheue getragen, dahero nit ohne Ursach zu besorgen, ob nit sie in diesem neu eingetretenen Jahr, wann man wiederum im Feld stehen kann, mit größerer Macht andringen, sich mit dem übrigen bösen Gesindl conjungieren, die Tartaren darzuziehen und zu forderist diesem getreuisten Erzherzogtum, wo ihm kein genugsamer Widerstand geschehen sollte, unwiderbringlichen Schaden an Gut und Menschen zufügen werden." Ihre kaiserliche Majt. werden zwar Ihrerseits nichts verabsäumen, um die Länder zu schützen, es ist aber zu besorgen, daß auch noch anderwärts her möglichste Verhinderung und Verhetzung eintrete, so daß J. kais. Majt. den Bedrängten dann keinen Schutz gewähren könnten. Da nun die Erbländer, wenn solches Unheil eintreten sollte, nirgends in hinlänglicher Verfassung zum Widerstande sich befinden, so versehen sich J. kais. Majt. von den Ständen, sie werden in ihrem bekannten Eifer „Ihrer Mayt. und dem Vaterland unter die Arme zu greifen" fortfahren „und wo größer die Not, desto kräftigere Mittel zu gutem Widerstand an die Hand nehmen". J. Mayt. sehen zwar ein, daß dies arme Land durch so vielfältige und stets vergrößerte Auflagen beschwert wird und Erleichterung der Lasten benötigte, da aber die Not und Gefahr so groß und Alles zu verlieren auf dem Spiele steht, so meinen sie, es werden auch die Stände einsehen, daß es besser ist, „in einem androhenden Naufragio (Schiffbruche) dem größeren, bevorstehenden Unglück etwas zum Verlust zu geben, als mit völliger zeitlicher Wolfahrt gänzlichen zu Grunde zu gehen".

Ihre Majt. wollen natürlich aus den Kammer-Mitteln, obgleich diese sehr geschwächt sind — zum allgemeinen Besten beisteuern was möglich, versehen sich jedoch auch von Seite der Stände einer ausgiebigen Hilfe.

Deswegen verlangt der Kaiser von den Ständen des Landes unter der Enns: 1. die Erhaltung der Grenzbesatzung von Raab wie im vorigen Jahre, 2. zur Verpflegung und Erhaltung der bereits vorhandenen und noch neu zu werbenden Truppen das dem Lande zugeteilte Contingent von 526.999 Gulden, 3. zur Versehung des obersten Proviantamtes 2000 Mut Getreide (das Mut

wurde in den Kammeranschlägen mit mindestens 12 Gulden gerechnet), 4. für das Tullner und Nußdorfer Wassergebäude 6000 Gulden, und 5. zu Ihrer Majt. freier Disposition 300.000 Gulden. Also in Summa weit über eine Million. Da diese Summe auf dem ordentlichen Wege kaum aufzubringen sein dürfte, so werden die Stände aufmerksam gemacht, auf außerordentliche Mittel bedacht zu sein und wird ihnen nochmals die Frage, der von Ihrer Majt. schon im vorigen Jahre an die Hand gegebenen „Einführung der durchgehenden Accisen", nicht gänzlich außer Acht zu lassen in Erinnerung gebracht. Sie werden ermahnt noch dermahlen ihre äußersten Kräfte anzuwenden und in den Allmächtigen die gute Hoffnung zu setzen, „derselbe werde diesseitige Unschuld gnädiglich ansehen, der hochmütigen Feinde böses Beginnen hindern und denen getreuesten Erbkönigreich und Ländern einist eine beharrliche Ruhe und Frieden, mithin die Unnotwendigkeit solcher großer Onerum verleihen".

Das Schriftstück ist in mehr als einer Hinsicht interessant. Es ist abgefaßt beinahe wie eine jener Reden, welche in constitutionellen Staaten unserer Tage von den verschiedenen Ministern gehalten werden, wenn es sich darum handelt, außergewöhnliche Geldsummen durch die Parlamente bewilligt zu erhalten. Nur unterscheidet es sich von solchen durch außerordentliche Wärme und Offenheit. Man hat daher diesmal, wie es scheint, auch die bisherige Gepflogenheit nicht geübt, das Doppelte von dem zu begehren, was man wirklich zu benötigen vermeinte, sondern Summen genannt, die mehr dem wirklichen Bedürfnisse sich näherten. Wenn die Regierung behauptete, daß die eigenen Cassen völlig erschöpft seien, so war dies den Tatsachen entsprechend. Daß die Gefahr groß sei, erkannten die Stände auch an. Sie schützten aber ihr gänzliches Unvermögen vor, den an sie gestellten von Jahr zu Jahr wachsenden Anforderungen zu entsprechen. Trotzdem giengen sie auf eine Erhöhung der Bewilligung des vorigen Jahres ein. Nach manchen Verhandlungen, und nachdem besonders der vierte Stand neuerdings gegen die Erhöhung der bestehenden oder Einführung neuer Accisen, oder etwa gar einer Vermögenssteuer sich ausgesprochen hatte, wurden diesmal 650.000 Gulden, zahlbar auf nächstkommende Lichtmeß und Ostern, votiert. Es war mehr als im vorigen Jahre, bei den bekannten Zuständen in den kaiserlichen Finanzangelegenheiten, aber noch immer zu wenig. Darüber war der September in's Land gekommen. Die Regierung hatte sich bereits am 17. August bemüßigt gesehen, die Fleischaccise aus eigener Machtvollkommenheit auf das Pfund Rindfleisch um 2 Pfennige zu erhöhen und acceptierte die Landtagsbewilligung mit einigen Abänderungen, hauptsächlich mit Rücksicht auf die von den Ständen geforderte, aber nicht zugegebene Abrechnung des Servisguldens von der bewilligten Summe. Am 30. September wurde der Landtag geschlossen.

Die Hoffnungen auf eine friedliche Zukunft, die im Januar 1682 in der Landtags-Proposition ausgesprochen worden, erfüllten sich leider nicht. Ende des

Jahres war die Gefahr größer als je zuvor. Es mußten daher Anfangs des Jahres 1683 die Landtage neuerdings einberufen werden. Für Österreich unter der Enns erfolgte die Ausschreibung für den 11. Januar. Allein, trotzdem in den kaiserlichen Cassen absolute Ebbe war, trotzdem man die furchtbare Nähe der Gefahr, die den Ländern des Kaisers drohte, bereits erkannt hatte, wurde die Eröffnung — wie gewöhnlich — wieder verschoben. Erst am 18. Januar konnte die Proposition der Regierung den Ständen mitgeteilt, der Landtag eröffnet werden. Es ist charakteristisch für dieses Vorgehen der Regierung, was in dem Ratsprotocolle der Stadt Tuln zum 9. Januar 1683 sich verzeichnet findet. Der kaiserliche Citationsbefehl, daß die Stadt Tuln auf den 11. Januar ihren Verordneten nach Wien senden solle, um der Eröffnung des Landtages, wie es seine Pflicht erfordere, beizuwohnen, wird an diesem Tage in der Ratsversammlung verlesen und beschlossen: „alldieweilen gemeiniglich die Landtagsproposition verschoben wird, als solle für diesmal zu Ersparung der Unkosten die Abordnung unterlassen werden". Am 15. Januar erfolgte dann die Mitteilung, daß die Landtagsproposition verschoben worden sei.

Die Verschiebung hatte ihre Ursachen. Es handelte sich diesmal um eine ausgiebige Hilfe. Außer den gewöhnlichen Landtagsbewilligungen brauchte man rasch Geld. Wie der Kaiser selbst erklärt, so hatten alle seine Räte dafür gehalten, daß bei so großer Gefahr der Landesfürst befugt sei, auch ohne Zutun der Stände seine Untertanen mit außerordentlichen Steuern zu belegen. Leopold I. hatte daher die so oft den Ständen in früheren Jahren angedrohte, stets aber verschobene Vermögenssteuer schon im December 1682 durch Patente in sämmtlichen Ländern ausgeschrieben. Die Durchführung dieser Maßregel erforderte Zeit. Es wurde mit aller Energie auf die Eintreibung derselben gesehen. Man suchte rasch Geld herbeizuschaffen. Am 26. Januar bereits wurde gegen die säumigen Steuerzahler unter der Wiener Bürgerschaft eingeschritten. Der Stadtrat wird aufgefordert, unverzüglich ein Verzeichnis derselben an die niederösterreichische Regierung und Kammer einzugeben, zugleich aber alle auf den 4. Februar vor die eigens zu diesem Zwecke eingesetzte Commission vorzufordern und ihnen mitzuteilen, daß sie das Doppelte zu zahlen verurteilt würden, wenn sie nicht binnen acht Tagen ihre Schuldigkeit entrichten. Das Verzeichnis ist uns erhalten; es enthält 238 Namen. Auch in anderen Orten wurde dieselbe Strafe den Säumigen angedroht; in Tuln zum Beispiel am 9. Februar. Man war jedoch überall schon so sehr an die lässige Durchführung kaiserlicher Befehle gewöhnt, daß auch die Angelegenheit der Türkensteuer in's Stocken zu geraten drohte. Einzelne Länder zwar hatten Vorschüsse gegeben, Niederösterreich 150.000 Gulden, Krain 70.000 Gulden. Andere suchten sich durch rasche Pauschalbewilligungen von der Steuer zu befreien, die innerösterreichischen Länder trugen 230.000 Gulden an, Triest als eine arme Stadt 4000 Gulden, Schlesien 400.000 Gulden. In anderen Ländern aber hatte sich große Opposition erhoben.

Von dieser Vermögenssteuer, welche zehn Procent des Besitzes mit Beschlag belegte, sollte Niemand ausgeschlossen sein. In Böhmen aber weigerte sich die Geistlichkeit entschieden, sich gegen ihre Privilegien einer solchen Steuer zu unterwerfen. Besonders der Erzbischof von Prag wollte nichts davon wissen. Es blieb also kein anderer Ausweg übrig, als an den Papst um Hilfe zu gehen. Wir haben schon (Seite 72) erwähnt, daß auch hierin Innocenz XI. dem Kaiser zu Hilfe kam. Darüber aber vergiengen lange, kostbare Monate.

In Niederösterreich hatte sich zwar die Geistlichkeit unterworfen. Hier aber gab es noch eine andere wichtige Angelegenheit, die gelöst sein mußte, bevor der Landtag zusammentrat. Man mußte wissen, welche Forderungen an die Stände zu stellen seien bezüglich ihres Beitrages zur Befestigung der Stadt Wien. Darüber war der Landtag zusammengetreten. Am 18. Januar eröffnete man den Ständen die Proposition der Regierung. Dieselbe stellte im Allgemeinen ähnliche Forderungen wie im vorigen Jahre: Übernahme der Bezahlung der in den Raaber Grenzplätzen stehenden Besatzungen, 2000 Mut Getreide für die Magazine, 5000 bis 6000 Gulden zu den Unkosten des Tulner und Nußdorfer Wassergebäudes, 300.000 Gulden zur freien Disposition des Kaisers. Die zur Verpflegung der Armee geforderte Summe zeigte eine kleine Erhöhung, man verlangte nämlich 571.625 Gulden und endlich wurde noch außerdem das Postulat gestellt: „zu unumgänglichen Festungsbau der Stadt Wien, als auch notwendiger Legung unterschiedlicher Schanzen bei denen Brücken und Befestigung der Insel jenseits der Schlagbrücke die Landrobot zu verschaffen", und das nötige Holz zu den Pallisaden zu bewilligen.

Wir wollen zunächst die Geldforderungen der Regierung in's Auge fassen. Die Gefahr war eine hochernste. Man hatte mit beweglichen Worten von den Ständen gefordert, um nicht viel mehr als in den früheren Jahren, aber doch um etwas Weniges mehr. Man gab sich der Hoffnung hin, die Stände würden jetzt endlich energisch eingreifen, sich für das Reich in Contribution setzen. Allein dem wurde nicht vollständig entsprochen. Die Stände, heißt es in der Antwort derselben vom 31. März, haben die Forderungen in wehmütige Consideration gezogen. Das Land liege darnieder durch die vielen Contributionen zur Erhaltung der Grenzen, durch die ohne Vorwissen der Stände eingehobenen Aufschläge und Steuern, durch die Nichtbehebung ihrer Gravamina. Besonders die Ausfuhr und Versilberung des Weines sei vollständig in's Stocken geraten, man befinde sich in Schulden. Da aber die Gefahr wirklich sehr groß, und sie dieselbe auch erkennen, so wollen sie sich nochmals ernstlich angreifen und bewilligen für dieses Jahr: 1. Die Bezahlung der Raaber Grenzvölker, und 2. für alle anderen Auslagen 650.000 Gulden gegen dem, daß Seine Majestät damit sich genügen lassen und für heuer den Landtag schließen.

Von der bewilligten Summe sollen jedoch abgezogen werden die Durchzugskosten und der Servisgulden, der den durch das Land marschierenden Mann=

schaften gereicht werden muß. Sie bedingen sich aus, daß der seit 1682 mit dem vierten (dem Bürger-) Stande anhängige Streit wegen der vicedomischen Quote nicht jetzt schon, zu Gunsten der Bürger etwa, entschieden werde. Die Zahlungstermine der bewilligten Summe sollen auf Lichtmeß und Ostern des Jahres 1684 fallen, sogleich aber nur 120.000 Gulden von den gesammten Ständen, 60.000 Gulden von den drei oberen, und 24.000 Gulden vom Bürgerstande, also insgesammt 204.000 Gulden (natürlich gegen Abzug dieser Summe von der Hauptbewilligung) entrichtet werden. Das ist das Äußerste, zu dem sie sich verstehen können. Neben der Grenzbezahlung, der Vermögens- oder Türkensteuer, auch à parte Verschaffung von Holz zu den Pallisaden, dürfte dies wol über eine Million Gulden betragen. Ebenso werden die bewilligte Landrobot, Aufrichtung der Kreidenfeuer, Reparierung der Fluchtörter, Versehung derselben mit Muniton und Gewehren, die Verhauung der Wälder noch genug Unkosten verursachen.

Außerdem verlangen sie jedoch: 1. Abschaffung des Getreideaufschlages (1 Kreuzer vom Metzen schweren, 2 Pfennige vom geringen Getreide) und der neuen Waldmaut auf Victualien und Holz; 2. das Versprechen, daß von der Hofkammer keine „extraordinari Mittel" eingeführt und, wenn solche bestehen sollten, daß sie von der heurigen Bewilligung abgezogen werden; 3. daß der gewöhnliche Aufschlag auf Wein und Getreide den drei oberen Ständen insolange zu Gute kommen möge, bis die einst Ferdinand II. dargeliehenen Capitalien in der Gesammthöhe von 1,130.000 Gulden, deren Rest noch eine Million betrage, abgezahlt sein würden.

Schließlich werden eine Menge Beschwerden vorgebracht, deren alsogleiche Abstellung ebenfalls begehrt wird. Die Justizstreitigkeiten mit Böhmen wegen der Executionsfähigkeit der Urteile österreichischer Gerichte sollen beigelegt, die Successionsordnung bezüglich der Feudalbesitzungen publiciert, die Grundbuchsordnung schleunigst in Angriff genommen, Wiener-Neustadt nur von ständischen Truppen unter dem Commando des General-Landobristen besetzt gehalten, die schadhafte Donaubrücke bei Wien rasch hergestellt und die Überfuhr, die den Landmann bedrückt, sogleich abgeschafft werden.

Zum weitaus größten Teile also Beschwerden, die einzelne Stände des Landes Niederösterreich bedrückten. Von einem Erfassen der hochernsten Situation, in der sich das ganze Reich, sämmtliche Länder befanden, kaum eine dunkle Ahnung. Zu solchen Dingen, wie sie die Stände in ihrer Antwort forderten, war aber jetzt nicht die Zeit. Die Regierung begnügte sich mit der Bewilligung der Bezahlung der Raaber Grenze, der 650.000 Gulden, der Landrobot und der Pallisaden und schloß den Landtag.

Ähnlich wie in Österreich unter der Enns, hatten sich auch auf den Landtagen der übrigen Erblande die Dinge entwickelt. Trotzdem aber waren die Bewilligungen ziemlich bedeutende. Zur Vergleichung fügen wir hier eine Tabelle

ein, der verschiedenen Landtagsbewilligungen der Erbländer in den Jahren 1670, 1677 und 1683:

	1670	1677		1683
	Gulden	Gulden	Kreuzer	Gulden
Österreich unter der Enns...	200.000	200.000	—	650.000
Österreich ob der Enns.....	70.000	100.000	—	426.104
Inneröfterreich........	150.000	300.000	—	400.000
Tirol..................	—	—	—	150.000
Böhmen................	500.000	533.333	20	1,250.000
Mähren................	70.000	266 666	40	375.000
Schlesien................	200.000	400.000	—	975.000
Zusammen......	1,190.000	1,800 000	—	4,226.104

Wenn man bedenkt, daß auch die Türkensteuer eine nicht unbedeutende Summe eintrug, — hatte doch der Kammerpräsident Graf Rosenberg im Juni nur von der Türkensteuer der inneröfterreichischen Länder bereits „eine große Summam" erhoben, — wenn man hinzurechnet, daß außer den in der Tabelle angeführten Summen auch andere Bewilligungen von Seite der Landtage vorlagen, so wird man gewiß nicht irre gehen in der Annahme, daß von den österreichischen Erbländern mindestens fünf Millionen Gulden zum Türkenkriege beigesteuert wurden. Die Summe war also keineswegs gering, aber die Bedürfnisse waren momentane, die Bezahlung der Gelder sollte erst innerhalb gewisser Fristen erfolgen. Hier erwiesen sich daher die Beisteuern, die von auswärts, aus Italien, besonders vom Papste her einlangten, als außerordentlich woltuend, ja notwendig, wenn man den drohenden Sturm bestehen sollte. Die kaiserliche Armee sollte ja mit den Besatzungen der Grenzplätze, mit der Insurrection in Ungarn und Croatien auf 80.000 Mann gebracht werden, vor Allem aber mußten beinahe sämmtliche Grenzfestungen in verteidigungsfähigen Stand gesetzt, große Lieferungen an Proviant und Munition mußten in kürzester Zeit effectuiert werden, und dazu gehörte rasche Geldhilfe, denn die kaiserlichen Cassen waren vollständig erschöpft.

Am 11. Januar 1683 wurde „zu mehrer Versicherung und Einrichtung der Defension in Hungarn, auch besserer Unterhaltung der kaiserlichen Truppen" neuerlich eine Commisssion angeordnet. Sie bestand aus dem Vicepräsidenten des Hofkriegrates dem Grafen Caplirs als Vorsitzenden, den Generalen Caprara, Ernst Rüdiger von Starhemberg, Rabatta, Ludwig von Baden, dem Secretär des Hofkriegsrates Pozzo und dem General-Kriegscommissär Grafen Breinner. Der Letztere sollte sich eventuell auch durch die beiden Oberkriegscommissäre Schipko und Vorster vertreten lassen können. Während diese Commission ihre Vorschläge erstattete, bereiste der Hofkriegsrats-Präsident Hermann von Baden die verschiedenen wichtigeren Grenzplätze in Ungarn: Preßburg,

Komorn, Raab. Beinahe keine Festung war in verteidigungsfähigem Zustande. Der Graf Kielmannsegg, der früher als Obrister in spanischen Diensten gestanden, nunmehr aber Commandant der Festung Leopoldstadt, berichtet über den schlechten Stand dieses Waffenplatzes. In Neutra, Szolnok, Leograd fehlte es an Munition, zu Szatmár, Ecsed, Zendreö, Murán und Zips an Geld. In Raab und Komorn wurden jetzt erst durch den Ingenieur Rümpler die Contrescarpen in den Festungsgräben neu ausgesteckt und wieder in guten Stand versetzt. Es fehlte an Pallisaden und Arbeitsleuten. Die Comitate wurden daher aufgefordert, die nötige Robot beizustellen. Das feste Schloß zu Preßburg mußte in verteidigungsfähigen Zustand gebracht, hier sollte auch die Feldbäckerei für die Armee eingerichtet werden. Es war ein so großer Mangel an tauglichen Ingenieuren bei der Armee, daß man erst am 3. Mai einen solchen in der Person des Schiga hieher zu senden vermochte.

Beinahe noch schlechter als in Ober- und Niederungarn, sah es an der windischen und innerösterreichischen Grenze aus. Petrinia war völlig verfallen, Kopreinitz ohne Proviant, die festen Plätze Radkersburg, Fürstenfeld, Fehring und Feldbach in desperatem Zustande. Die Generale Herberstein und Rabatta wußten nicht genug darüber zu klagen. Noch im April war Graz nicht verteidigungsfähig und mußte hier die Landrobot aufgeboten werden, um das Versäumte nachzuholen.

Unter den Grenzfestungen war wol keine wichtiger in dem bevorstehenden Kriege als die Haupt- und Residenzstadt des Kaisers: Wien. Nicht, als ob man etwa Ende des Jahres 1682 oder Anfangs 1683 an jene Rolle geglaubt hätte, welche der Hauptstadt des Kaisers in diesem Kampfe zufallen sollte. Darüber gab es vorderhand nur Andeutungen, Vermutungen, wie wir dies in der Einleitung (S. 62 u. ff.) schon erwähnten. Sichere Anhaltspunkte für die Absicht des Großveziers, Wien zu belagern, fehlten noch. Aber Wien hatte, abgesehen davon, eine außerordentliche Bedeutung für die Kriegsoperationen der Armee. Es lag an der wichtigsten Militärstraße, die nach Ungarn führte, an der Donau, und war daher gewissermaßen schon von der Natur dazu bestimmt, der Hauptdepotplatz für die in Ungarn operierende Armee zu sein. Hier befand sich das große kaiserliche Arsenal, wo die Kriegsvorräte aller Art aufgehäuft wurden, um im gegebenen Falle auf der Donau der Armee nachgeführt zu werden. Darum hatte auch schon die im December 1682 tagende Commission die größten Massen von Proviant in Wien einzulagern vorgeschlagen. Was man damals an Munition und Waffen in Österreich fabricierte, war für die Armee im Kriegsfalle und für die zahlreichen Festungen nicht ausreichend. Es mußten Waffen, Kugeln, Pulver von auswärts verschafft werden. Am leichtesten, raschesten und billigsten wurden diese Gegenstände, die man in Nürnberg, Frankfurt am Main, in Augsburg, Köln oder in den Niederlanden bestellte, auf der Donau in's Land gebracht, nach Krems und Wien. So war denn Wien gewissermaßen die Operationsbasis für jeden Feldzug

in Ungarn. Hier befanden sich die wichtigsten Centralstellen des Reiches, hier hatten die Beherrscher Deutschlands seit den Tagen Ferdinand's II. ihre ständige Residenz aufgeschlagen. Wien war also das Centrum des römischen Reiches, wie auch aller jener Länder, welche dem Scepter der Habsburger unmittelbar unterworfen, in ihren Herrschern das gemeinsame Band erblickten, das sie umschlang.

Diese Stadt war aber noch aus einem anderen Grunde von außerordentlicher Wichtigkeit. Seit jenem unglücklichen Tage, an dem der König Ludwig II. von Ungarn in der Schlacht bei Mohács Scepter und Leben verlor, hatten sich die Türken allmälig des größten Teiles von Ungarn bemächtigt. Schon im Jahre 1529, also ganz kurze Zeit nach jener unglücklichen Schlacht, hatte es sich gezeigt, daß Wien für die Türken ziemlich leicht zu erreichen sei. Damals war es allerdings dem Ansturme der Feinde des christlichen Namens nicht erlegen. Dank der außerordentlichen Tapferkeit der Verteidiger Wiens hatte sich Suleiman II. gezwungen gesehen, die Belagerung wieder aufzuheben und unverrichteter Dinge heimzukehren. Der Schrecken vor den Türken war jedoch geblieben. In Deutschland selbst betrachtete man Wien als das Ausfallsthor gegen die Macht der Osmanen, als den Schlüssel des Reiches, mit dessen Falle ganz Süddeutschland der Macht dieser gefürchteten Gegner preisgegeben war. Von hier aufwärts lag die Donaustraße bis Regensburg beinahe völlig offen. Aus diesem Grunde hatte denn auch Deutschland, seitdem man daran gegangen war, die alten Stadtmauern Wiens niederzureißen und an deren Stelle Basteien und Courtinen aufzurichten, mit Graben, gemauerten Contrescarpen und zwischen den einzelnen Basteien vorspringenden Wallschilden (Ravelins), große Summen Geldes beigesteuert, die Stadt in eine Festung umgestalten zu helfen.

Auch die Regierung und die Stände Österreichs hatten solchen Erwägungen Raum gegeben, daher war denn auch Wien größtenteils auf Staatskosten nach den Regeln der neueren Kriegskunst neu befestigt worden. Aber einmal war diese Umwandlung der alten Stadtmauern und Thürme in förmliche Festungswerke wiederholt in's Stocken geraten und nicht vollständig durchgeführt worden, und zum zweiten fehlte es der Regierung auch oft an den nötigen Mitteln, um die weitausgedehnten Werke stets im guten, verteidigungsfähigen Stande zu erhalten. Dieser verhältnismäßig üble Zustand der Wiener Festungswerke mochte es wol im Jahre 1663 mitverursacht haben, daß sich bei der Nachricht von der Eroberung Neuhäusels ein solcher Schrecken der Bevölkerung bemächtigte und ein Teil derselben sich zur Flucht anschickte. Die Festungen Güns, Altenburg, Raab, Komorn und Neuhäusel wurden ja gewissermaßen als Vorwerke Wiens betrachtet, unter ihnen war der letztgenannte Ort der wichtigste. Etwas über achtzehn Meilen in der Luftlinie von Wien entfernt. Bei den geringfügigen militärischen Kräften, die damals dem Kaiser zur Verfügung standen, war daher die Gefahr eines Handstreiches gegen die Hauptstadt nicht ganz unwahrscheinlich. Seither hatte man an Stelle Neuhäusels, Leopoldstadt an der Waag erbaut. Diese Festung

lag jedoch zu sehr im Norden, um bei einem Kriegszuge der Türken gegen Westen von besonderem Nutzen sein zu können.

Wollte man also jetzt, wo neuerdings ein Krieg mit den Türken bevorstand, den Hauptwaffenplatz des Reiches, die große Festung, den Schlüssel Deutschlands, die Residenz des Kaisers vor einem eventuellen Handstreiche sichern, so mußte man die Festungswerke derselben in Stand setzen und die Stadt verproviantieren.

Die Festung Wien umfaßte den Raum der heutigen inneren Stadt (die Ringstraße natürlich ausgenommen). Die ganze fortificatorische Anlage war nach dem System der vorspringenden, sich gegenseitig deckenden Werke ausgeführt. Zwischen zwölf Bastionen, von denen vier noch durch erhöhte Werke (sogenannte Cavaliere) verstärkt waren, dehnten sich eben so viele Courtinen oder Umwallungsmauern aus, welche durch Wallschilde oder Ravelins gedeckt wurden. Hinter diesen letzteren befanden sich die acht Stadtthore, von denen einzelne, wie das Burgthor, erst in der Zeit des Kaisers Leopold neu aufgebaut worden waren. Ein ziemlich tiefer und breiter Graben umfaßte sämmtliche Werke. Er reichte von der sogenannten Neuthorbastei, im großen Bogen die Stadt umspannend, bis zur Biberbastei (an der Stelle der heutigen Franz Josephs-Kaserne etwa). An den dem Donaucanale nahe gelegenen Teilen war dieser Graben unter Wasser gesetzt, so daß die Donauflotille unmittelbar hinter die schützenden Wälle in den Hafen des Arsenals einzufahren vermochte. Die höher gelegenen Teile des Grabens wurden wenigstens insoweit versumpft, als der Ottakringer Bach und der von der Wien her in den Graben eingeleitete Münzgraben Wasser spendeten. Die Böschung des Fortificationsgrabens an der dem Feinde zugekehrten Seite (die sogenannte Contrescarpe oder Gegenböschung) war ebenfalls, aber nur hie und da gemauert. Zwischen der Gegenböschung und dem eigentlichen Glacis umgab den Graben der „gedeckte Weg", ein etwas tiefer als das Glacis gelegener Gang, der an einzelnen Stellen, besonders an den einspringenden Winkeln der Contrescarpe, ziemlich breit war. Geschützt war dieser gedeckte Weg gegen das Glacis durch einen Erdwall und Pallisadenreihen, welche man hier eingerammt hatte.

Wie jede Festung, hatte auch Wien seine ständige Besatzung. Sie bestand aus dem Stadtquardi-Regiment, dessen Commandant zugleich als Befehlshaber der Festung angesehen wurde. Die Stadtquardi hatte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts ihr Quartier größtenteils an und auf den Wällen der Stadt. Hier waren kleine ebenerdige Häuschen erbaut, in denen die Soldaten sammt ihren Familien hausten. Die Stärke dieser Truppe war nicht immer dieselbe. In den Achtziger-Jahren des 17. Jahrhunderts schätzte man das Regiment auf 1200 Mann. Diese Zahl scheint jedoch niemals erreicht worden zu sein. Es zerfiel in drei Compagnien, welche von dem Obristen, Obristlieutenant und Obristwachtmeister commandiert wurden.


1 Kalte-Berg.
2 Heilig Kreutz.
3. Kæyserc: Burg.
4 Schotten-Kirchen.
5 Protels-Hausz.
6 S. Michæl.
7 S. Augustiner Kirchen.
8. Könige Klosster.
9. Dorother-Kirchen.
10. Vnser Lieben Früen Stiege
11. Spitthaller-Kirchen.
12. S. Iohannes.
13. S. Stephanus.
14 S. Anna.
Ware Abbildung de
serlichen Haubt Vndt



Heliografie d. k. k. Milit. geogrf. Institutes.

Die Befestigungen aber befanden sich in den Siebziger-Jahren des 17. Jahrhunderts in einem gar betrüblichen Zustande. Der Ingenieur Franz Freiherr von Wymes, der die Festungswerke im Jahre 1674 einer fachmännischen Untersuchung unterzog, entwirft in seiner Relation vom 21. Juni desselben Jahres folgendes Bild davon: Große Mühe, lange Zeit und viel Unkosten würden aufgehen, wenn man alle Mängel der Fortificationen beseitigen wollte. Sie sind nicht blos irregulär in der Anlage, sondern es sind einige unter ihnen groß, andere klein, etliche sehr hoch, andere nieder, manche weit, andere dagegen eng. Wenn man nun auch davon absieht und nur in Betracht zieht ihre Notwendigkeit, so könnten wol einige dieser Werke gänzlich beseitigt, dagegen müßten andere, notwendige in besseren Stand versetzt werden.

Die Stadtmauern haben sich an einzelnen Stellen ausgebaucht und wäre gut, im Falle sie noch bauchiger werden sollten, an solchen Stellen selbe abzubrechen und neu aufzuführen. In die Gewölbe unter den Bollwerken dringt vielfach Wasser. Das Gemäuer der Casematten an der Burgbastei wie auch die Schwibbögen an der Hollerstaudenbastei sind vollständig neu herzustellen. Die Schießlöcher und Merlonen für die Geschütze sind an manchen Orten zu weit und ganz unpraktisch aus Steinen und Ziegeln statt aus Erde gemacht. Die Ausfallsthore in der Tiefe des Grabens an den Seiten der Basteien sind nicht gehörig versichert.

An einzelnen Stellen sind die Brustwehren an den Courtinen zu niedrig. Die Böschungen der Außenwerke vielfach ruiniert. Vor Allem aber fehlen am gedeckten Wege an vielen Stellen die Pallisaden gänzlich, an anderen sind selbe, so weit sie aus der Erde herausstehen, gerade so, wie auch die Sturmpfähle, verfault, und daher zu entfernen.

Das Glacis wäre zu planieren und brauchbar zu gestalten. Was den Stadtgraben betrifft, so wäre es das Beste, die Wien gänzlich in denselben hineinzuleiten, und müßte besonders der in der Nähe des Arsenals befindliche Teil desselben einer Reinigung unterzogen werden.

Der schwächste Teil der Befestigung ist aber derjenige längs des Donaucanales. Der Letztere versandet immer mehr und besitzt zu wenig Wasser für die Schiffahrt. Man hat daher das Project eines Donau-Durchstiches mitten durch die Praterinsel aufgebracht. Wymes hält dafür, es wäre besser durch verschiedene Sporen den Lauf der Donau derartig zu regeln, daß die Stadt wieder genugsam Wasser für den Verkehr der Schiffe erhalte. Jedenfalls wäre dies billiger und habe sich zum Beispiel in Raab, wo man dasselbe Verfahren anwendete, erprobt. Dagegen wäre die Schanze über der Brücke (die Taborschanze) in besseren Stand zu setzen. Sie wäre mit ein- und ausspringenden Winkeln zu versehen, vor der Courtine durch Ravelins zu decken. Auch ein Graben mit Gegenböschung sollte hier angelegt und die Schanze bis an die Donau wirklich hinausgerückt werden.

Dieses Gutachten scheint schätzbares Material geblieben, wenigstens befanden sich die Werke 1682 in einem ähnlichen Zustande, wie ihn Wymes für das Jahr 1674 als vorhanden angibt. Es ist daher leicht erklärlich, daß die Regierung schon im Herbste dieses Jahres, noch während des unglücklichen Verlaufes der Kämpfe gegen die mit den Türken verbündeten Thökölyaner, als jene Gerüchte von den Streifereien ungarischer Husaren in der Nähe Wiens die Gemüter beängstigten und einzelne besonders furchtsame Naturen ihre Habseligkeiten einzupacken begannen*), an den Festungswerken die dringendsten Reparaturen wenigstens vornehmen ließ. Indem wir uns vorbehalten, diese Befestigungsarbeiten und Reparaturen, bei der allmälig immer dringender benötigten Kriegsbereitschaft der Festung Wien, im weiteren Verlaufe der Erzählung zur Darstellung zu bringen, wollen wir vorerst die Zustände der Stadt Wien, der Residenzstadt des Kaisers und ihrer Bewohner in's Auge fassen.

Die Entwicklung der Stadt Wien hatte sich entsprechend ihrer seit dem 16. Jahrhunderte veränderten Stellung als Festung vielfach abweichend von früheren Zeiten und anderen Städten gestaltet. Eine Ausbreitung der eigentlichen Stadt über das durch die Festungswerke abgegrenzte Gebiet war nicht möglich gewesen, und so mußte denn die Baukunst des 16. und 17. Jahrhunderts möglichst dahin streben, bei zunehmender Bevölkerung den vorhandenen Raum in die Höhe auszunützen. Die Straßen, Gassen und Plätze der Stadt waren so ziemlich dieselben wie heute, nur daß sie womöglich noch enger, die Plätze noch mehr verbaut waren, wie jetzt. Dazu kam noch, daß einzelne dieser Plätze, wie der St. Stephansplatz, der Petersplatz zu Friedhöfen verwendet wurden, auf anderen wieder die daselbst abgehaltenen Märkte den Verkehr hinderten.

Die verhältnismäßige Sicherheit, welche die Festungswerke den innerhalb derselben Angesiedelten darboten und die ständige Anwesenheit des kaiserlichen Hofes und der obersten Staatsämter hatten aber auch eine große Masse Adeliger bewogen, sich in der Stadt anzukaufen. Die Zahl der bürgerlichen Häuser nahm daher von Jahr zu Jahr ab, die der Adeligen und Geistlichen war in steter Zunahme begriffen. Die Letzteren waren der bürgerlichen Jurisdiction und Steuer entzogen und von allen Hofquartieren befreit. Die Last der Hofquartiere entzog den Bürgern ebenfalls einen großen Teil ihrer Wohnräume. Seitdem der Hofstaat so zahlreich geworden, daß man ihn in den kaiserlichen Gebäuden nicht unterzubringen vermochte, waren nämlich die Bürger verpflichtet, solche Quartiere gegen mäßigen Zins den Hofbediensteten zur Verfügung zu stellen. Die Bürgerschaft war daher in ihren Wohnungen ungemein beschränkt. Sie

*) Der hessen-darmstädtische Gesandte Passer erzählt zum 23. September dieses Jahres: „habe beim Herrn Protonotario Huyen den Extractum rerum exhibitarum in den ostfriesländischen Sachen überkommen. Er hat wegen der Türkengefahr schon angefangen einzupacken, weßwegen ihn Viele ausgelacht.“

sucht dem Überhandnehmen der Erwerbung bürgerlicher Häuser, besonders durch die Geistlichen, möglichst zu steuern. Fortwährende Streitigkeiten und Klagen wegen unbefugter Vermehrung der Freihäuser wurden erhoben. Allein es nützte wenig. In der Zeit von 1600 bis 1683 wurden auf dem Wege der Erwerbung bürgerliche Häuser zu Freihäusern umgewandelt von Seite des Adels 21, von den Kirchen und Klöstern 55, von Stiftungen 9, zusammen 85. Die Gesammtzahl der Häuser aber betrug etwas über 1100, von denen schon 1644 beinahe die Hälfte Freihäuser geworden waren. In Folge dessen verschwanden die ebenerdigen und einstöckigen Häuser in der Stadt immer mehr (im Jahre 1644 gab es von den Ersteren nur mehr 15, von den Letzteren noch 128); die Zahl der zweistöckigen Häuser nahm ab (sie sank von 565 im Jahre 1566 auf 443 im Jahre 1643) und an deren Stelle vermehrten sich die Häuser mit drei und vier Stockwerken (von den Ersteren hatte es 1566 88, von den Letzteren 1 gegeben, im Jahre 1644 aber schon 330 und 26).

Die Häuser wurden also immer höher, die Gassen und Straßen immer finsterer. Die Letzteren waren nur mangelhaft, teilweise aber gar nicht gepflastert. Über die damals herrschenden Begriffe von Reinlichkeit gibt die Infectionsordnung vom 9. Januar 1679 interessante Aufschlüsse. Zur besseren Anschaulichkeit lassen wir die betreffenden Abschnitte derselben hier folgen:

„Nachdem die Erfahrenheit mit sich bringt, daß die Sauberkeit ein sonderbar nützlich und notwendiges Mittel ist, sowol die Einreißung der Infection zu verhüten, als auch dieselbe wiederumben abzuwenden, herentgegen die Unsauberkeit solches Übel verursachet und erhaltet, so ist unser ernstlicher Befehl, daß

Erstens kein Blut, Eingeweid, Köpf und Beiner von dem abgetödten Vieh, noch auch Krautblätter, Krebs, Schnecken, Eierschalen oder anderer Unflat auf denen Gässen oder Plätzen ausgegossen, ingleichen keine todte Hund, Katzen oder Geflügel auf die Gassen geworfen, sondern ein und anders vor die Stadt hinaus getragen. Widrigens solle nicht allein derjenige Dienstbot, welcher sich dergleichen auf die Gassen zu schütten unterstehet, unverschont an das Kreuz gespannt, sondern auch dessen Herr oder Frau, sie seien gleich unter was Instanz sie wollen, um daß sie denselben nicht mit genugsamen Ernst dergleichen zu unterlassen angehalten, wann es schon sonsten ohne ihren Befehl oder Wissen beschehen wäre, um 12 Reichsthaler unnachläßlich gestraft und solches Geld zur Cassa Sanitatis erlegt werden."

Zum Zweiten und Dritten wird verlangt, daß die Kräutler und Häringer das stinkende Wasser von Kraut, Rüben oder eingesalzenen Fischen nicht auf die Gasse schütten, sondern aus der Stadt hinausschaffen. Viertens sollen die Kässtecher ihre Käse sauber halten und weder in den Häusern noch auf der Gasse Gestank verursachen.

„Fünftens: Nicht weniger solle man die Möhrungen (Senkgruben und Canäle) in denen Häusern und auf denen Gässen sauber halten, fleißig bedecken,

zu gewissen Zeiten ausräumen und dieselbe, wie auch die Rinnen vor denen Thüren täglich zweimal, als Morgens und Abends mit reinem Wasser ausfrischen und säubern. Zum Sechsten: Ein jedwederer Hauswirth sambt den Innleuten durch die Dienstboten Winters- und Frühlingszeit vor denen Häusern mit Aufhack- und Wegbringung des Schnees, Eises und Koths die gehörige Sauberkeit pflegen, solches auf gewisse Häufeln, doch daß es dem Fahrtweg keine Hinderung mache, zusammenwerfen, auch welcher die Mittel hat, gar für die Stadtthör hinausführen und sonsten wochentlich ein oder zweimal ein jeder vor seinem Haus zusammenkehren lassen, damit die von denen von Wien (vom Stadtrate nämlich) bestellten Fuhrleut an Ausführung des Kehrmists und Koths nicht gesaumbt werden. Inmassen dann Burgermeister und Rat allhier im Befehl haben, die Sümpf und Gruben in denen Gässen in der Stadt und Vorstädten, darinnen sich allerlei Unsauberkeit samblet, ohne Verzug auspflastern, oder mit Schütt ausfüllen zu lassen, auch bei ihrem Stadt-Unterkammerer ernstlich darob zu sein, daß die Fuhrleut, welche sie zu Ausführung der Unsauberkeit halten, täglich die gewöhnliche Ausguß und Möhrungen, wie auch das Pflaster und durchgehends die Gässen so viel möglich säubern."

Siebentens wird besondere Vorsicht angeordnet bei Räumung der „Heimlichkeiten" in den Häusern. „Zum Achten: und weilen die Schwein in der Stadt großen Gestanck verursachen, also gebieten wir hiemit bei ernstlicher Straf, daß Niemand, wer der auch sei, einige Schwein in der Stadt halte, außer deren, so von Alters hero ihre Mayerhöf in der Stadt gehabt und noch haben; welche aber dahin mit allem Fleiß zu sehen, damit der Unrat und Gestanck bei denen anrainenden Häusern möglichst verhütet werde." Neuntens: Diejenigen welche Hühner, Tauben oder anderes Geflügel halten, sollen dasselbe rein halten. Zehntens: Die todten Krebse sind in die Donau zu werfen. Elftens: Alle jene Handwerker, die Leder verarbeiten, sollen die Felle und Häute nicht in der Stadt, sondern außerhalb derselben trocknen und beizen. Zwölftens: Den Fleischhauern insbesondere wird anbefohlen, die grünen Häute nicht in den Stadthäusern zu trocknen. „Zum Dreizehnten: Wollen wir auch in denen Häusern und bei den Schöpf- oder Röhrbrunnen alle Todten- oder andere unsaubere Wäschen bei hoher Straf verboten haben."

„Zum Vierzehnten: solle man zur Lesenszeit die Thröstern weder in denen Häusern noch auf denen Gässen niederschütten, sondern gleich von der Preß auf den Wagen tragen oder wann solches nicht sein kann, dieselbige wenigist alle Tag zeitlich für die Stadt bringen lassen."

In gewöhnlichen Zeiten, wo man diese Verordnung nicht gar so streng handhabte, hat es also genug Unreinlichkeit auf den Gassen und Plätzen der inneren Stadt gegeben. Wie mangelhaft übrigens, besonders bei starkem Schneefall im Winter, die Straßenreinigung auch nach dem Jahre 1679 noch war, geht aus einer diesbezüglichen Verordnung der niederösterreichischen Regierung an die

Stadtgemeinde vom 18. März 1683 hervor, wo es heißt: „Und ist ihnen von selbsten bekannt, zeiget es auch der tägliche Augenschein, daß durch den diesen Winter hindurch so häufig gefallenen Schnee und hierdurch verursachtes so großes und dickes Eis die Gässen in dieser kais. Residenzstadt Wien fast unwandelbar und also zugerichtet worden, daß man sich derselben mit großer Gefahr des Umwerfens bedienen muß. Neben deme ist zu besorgen, daß bei jetzt verhoffenden warmen Wetter, wann das so häufige Eis nicht zeitlich und schleunig aus der Stadt gebracht würdet, ein großer Gestanck und zugleich gefährliche Krankheiten zu befürchten sein werden. Damit nun eines und anders verhütet bleibe, als haben sie von Wien die alsobaldige Anstalten zu machen, daß eine starke Anzahl der Tagwercher und Fuhren bestellt und an unterschiedlichen Orten die Gässen und Plätze unverlängt gesäubert, also die Gässen wandelbar gemacht und die durch Verschiebung (dieser Maßregel) besorgende Krankheiten verhütet werden mögen."

Eine Beleuchtung der Straßen zur Nachtzeit gab es vor dem Jahre 1688 für gewöhnlich nicht. Erst in diesem Jahre wurde eine solche, und zwar am 5. Juni eingeführt. Bis dahin mußte Jeder, der Abends noch etwas auf der Gasse zu suchen hatte, sich sein Licht selbst mitnehmen. Nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten wurden vordem die Gassen durch Laternen erleuchtet. So wird z. B. am 3. Juni 1682 von der niederösterreichischen Regierung eine derartige außergewöhnliche Beleuchtung der Straßen für die drei nächstfolgenden Tage angeordnet, aus Anlaß der am 2. Juni erfolgten Geburt des Erzherzogs Leopold Joseph (derselbe starb schon im Jahre 1684).

Was die Bauart der Häuser und Paläste betrifft, so sind noch in unseren Tagen manche derselben erhalten, die uns eine Vorstellung im Allgemeinen ermöglichen. Besonders gerühmt wird die Festigkeit derselben. Die meisten waren bis in die oberen Stockwerke gewölbt, zum Baue wurden vielfach nicht blos Ziegel, sondern auch Steine verwendet. Besonders die vielen Paläste der Adeligen und Geistlichen zeichneten sich in dieser Beziehung aus. Der Kaiser selbst hatte einen Teil der Burg umbauen lassen in den Jahren 1660 bis 1666 und dann, nach dem großen Brande des Jahres 1668, neuerlich von 1670 bis 1680. Es ist der sogenannte Leopoldinische Tract oder der Amalienhof, wie er auch genannt wurde. Von Privatgebäuden steht heute noch der Regensburgerhof am Lugeck (jetzt Nr. 2) und manches andere Haus. Allerdings mußten sehr viele Häuser nach der Belagerung durch die Türken Reparaturen oder Umbauten unterzogen werden, allein auch hier zeigt sich noch immer dieselbe Bauweise wie früher.

An Monumenten war die Stadt arm. Den Graben z. B. zierte seit 1679 eine hölzerne Votivsäule, der heiligsten Dreifaltigkeit zum Danke für die endlich erloschene Pest unter großen Feierlichkeiten aufgerichtet. Sie wurde im Jahre 1682 „durch das Ungewitter also ruinieret, das man sich eines gahlingen Schadens zu besorgen". Trotzdem blieb sie bis zum Jahre 1687 bestehen, nachdem sie im October 1682 und nachmals noch öfters repariert worden.

Zur Ausbreitung der Wohnräume gab es in der inneren Stadt keine rechte Gelegenheit. Es mußte daher bei zunehmender Bevölkerung eine solche außerhalb derselben versucht werden.

Schon frühzeitig war die Stadt umgeben von einem Kranze von Vorstädten. Im Jahre 1529 hatte man selbe vor dem Ansturme der Osmanen niederreißen müssen. Seither waren sie zwar wieder aufgebaut worden, konnten aber keinen rechten Fortschritt in ihrer Entwicklung aufweisen. Einerseits die Unsicherheit bei feindlicher Gefahr, anderseits aber die verschiedenen Bauverbote, welche ein zu nahes Heranrücken der Häuser an das Glacis der Festung hinderten, machten dies unmöglich. Als im Jahre 1629 auf der Landstraße 26 Häuser, die unmittelbar an der Stubenthorbrücke erbaut worden waren, niederbrannten, hat man den Wiederaufbau derselben nicht mehr gestattet. Damals bestand noch die Verordnung, daß kein Haus unter 50 Klafter Entfernung außerhalb des Stadtgrabens erbaut werden durfte. Am 8. Juli 1629 aber wurde dieser Festungsrayon auf 300 Schritte erweitert. In Folge dessen mußten bis zum Jahre 1662 allein an 140 Vorstadthäuser niedergerissen werden. Und als in diesem Jahre, am 21. November, das Bauverbot auf 200 Klafter erstreckt wurde, da fielen in den Jahren 1663 und 1664 neuerdings 112 Häuser demselben zum Opfer.

Wie der von Suttinger im Jahre 1683 entworfene Situationsplan der Stadt und Vorstädte *) recht deutlich erkennen läßt, befanden sich in dem Kranze von Häusergruppen, der die Festung Wien umschloß, sehr bedeutende Lücken. Im Ganzen wurden im Jahre 1683 in allen Vorstädten etwa 854 Häuser gezählt. Sie zerfallen in ungefähr vier größere Gruppen.

Die erste Gruppe bildeten, wenn wir unseren Weg am rechten Ufer der Wien von ihrer Einmündung in den Donaucanal beginnen, die Vorstädte Weißgärber, Erdberg und Landstraße. Zu ihrer Verbindung mit der inneren Stadt gab es zwei Brücken über die Wien. Die eine an der Stelle der heutigen Radetzkybrücke, die andere die alte Stubenthorbrücke. Die Vorstadt Weißgärber war eine der größeren Vorstädte. Zu ihrer Dorfobrigkeit gehörten im Jahre 1682 66 Häuser. Im Jahre 1673 war daselbst das Margarethenkirchlein (heute Ecke der Radetzkystraße, der Löwengasse und des Radetzkyplatzes) erbaut worden. In Erdberg stand der kaiserliche Rüdenhof. Die Landstraße bestand eigentlich nur aus der heutigen Hauptstraße, in ihrer halben Länge etwa, und aus einigen Häusern in der heutigen Ungergasse. Auf der Landstraße befand sich die Kirche zu St. Nicolaus auf dem heutigen Augustinerplatze und gegenüber die Augustiner-Pfarrkirche. Zu oberst dieser drei Vorstädte stand das Armenhaus St. Marx (S. Marcus). Von dieser Vorstadtgruppe bis zur nächsten erstreckten sich große Obst- und Wein-

---

*) Dieser Plan befindet sich auf der dem fünften Capitel dieses Buches beigegebenen Tafel: „Grundriß und Situation der kaiserlichen Haupt- und Residenzstadt Wienn" rc.

gärten. Nur am linken Ufer der Wien, in dem ausspringenden Winkel derselben, standen einige Häuser, die trotz des Bauverbotes noch nicht abgerissen worden waren.

Die zweite Gruppe der Vorstädte erstreckte sich von dem Platze, den heute die Karlskirche einnimmt, über das linke Wienufer hinaus bis zum Gebiete der heutigen Josefstadt. Hier befanden sich die Vorstädte Wieden, mit dem großen, unter dem Namen Conradswörth bekannten Häusercomplexe des Grafen Conrad Balthasar Starhemberg, Hundsthurm und Margarethen mit ihren Schlössern, die Laimgrube, Gumpendorf *), der Schöffgrund (heute Mariahilf), das Croatendörfel (Spittelberg), endlich St. Ulrich mit dem roten Hof und dahinter Neustift und Neubau. Hier gab es zahlreiche Landhäuser und Schlösser mit großen Gärten. Auch der kaiserliche Geflügelhof stand hier an der Stelle des dem Hans von Wimthal und Bartholomäus Baggenreitter vor dem Burgthor auf der Laimgrube abgekauften Hauses sammt Grundstücken. Besonders bevölkert scheint die Wieden gewesen zu sein. Sie begann unmittelbar an der steinernen Brücke über die Wien, welche an der Stelle der heutigen Elisabethbrücke stand, und erstreckte sich etwa bis zur Paulanerkirche. Dahinter befand sich zwischen Weingärten die kaiserliche Favorita mit ihrem prächtigen Garten (das heutige Theresianum). Hinter und zwischen all' diesen Vorstädten gab es übrigens nicht blos Obst- und Weingärten, sondern auch Äcker. So befand sich an der Stelle des heutigen Schottenfeldes der große Schottenacker. Unter den Kirchen dieser Vorstädte ist besonders die Ulrichskirche in der Nähe des roten Hofes berühmt geworden.

Der Raum der heutigen Josefstadt war unbebaut. Hier gab es Sandgestätten und Ziegeleien, dahinter Äcker und Weingärten. Erst von der Alserstraße an erstreckte sich die dritte Gruppe von Häusern bis an den Donaucanal. Sie bestand aus der Alservorstadt mit dem dahinter gelegenen Lazaret und der Roßau oder dem oberen Werd. Die Häuser reichten hier ziemlich nahe an die Befestigungswerke heran. Besonders am Donauufer zogen sie sich bis in die Nähe des Neuthores. Auch in diesen Vorstädten gab es zahlreiche Paläste mit schattigen Gärten und auch das Servitenkloster mit seiner Kirche befand sich hier, nebst dem alten Judenfriedhofe, den die Stadt nach der Vertreibung der Juden gegen ein von diesen an die Gemeinde gezahltes Capital von 4000 Gulden für immerwährende Zeiten zu erhalten versprochen hatte.

Die vierte Gruppe endlich bildeten die Leopoldstadt und Jägerzeile auf der Praterinsel jenseits des Donaucanales. Die Leopoldstadt umfaßte das Gebiet der Taborstraße mit den Klöstern und Kirchen der Carmeliter und Barmherzigen Brüder (dieses seit 1676 auf seinem jetzigen Platze), die neue Favorita mit ihrem Garten (jetzt Augarten) und das 1671 bis 1673 erbaute städtische Zuchthaus.

*) Im Jahre 1683 befand sich das dortige Brauhaus im Besitze des Grafen Königsegg.

Hier befand sich auch von 1624 bis 1670 die Judenstadt. Als aber in dem letzteren Jahre alle Juden aus Wien vertrieben wurden, nahm die Gemeinde ihr Gebiet in Besitz gegen eine Summe von 100.000 Gulden, Übernahme der hinterlassenen Schulden derselben bis zur Höhe von 10.000 Gulden und Bezahlung des jährlich an die Staatscasse zu entrichtenden Toleranzgeldes in der Höhe von 14.000 Gulden. Hier wurde an der Stelle der früheren Synagoge im Jahre 1670 der Grundstein gelegt zur neuen Leopolds-Pfarrkirche, deren Patronat die Stadtgemeinde übernahm. Auch der Trödelmarkt war vom Kärntnerthor hieher verlegt worden. Im Jahre 1670 hatte man gemeint, die Judenhäuser leicht an Andere, besonders Bürger verkaufen zu können. Dem war jedoch nicht so; noch im Jahre 1681 wird geklagt, daß hier viele Häuser ganz öde und verwüstet, und die Steuern, welche aus der Leopoldstadt einfließen, zu gering seien, um die deswegen von der Gemeinde zu bezahlenden Summen aufbringen zu können. Sehr klein war die Jägerzeile. Der Dorfobrigkeit waren im Ganzen im Jahre 1682 12 Häuser unterworfen. Außerdem befand sich hier das Palais des Grafen Sinzendorf und die Häuser der kaiserlichen Jäger, welche auf Grund ihrer Hoffreiheit den bürgerlichen Gastwirten mit ihren Wirtschaften großen Schaden zufügten.

Der ganze übrige Teil der Insel aber war bewaldet. Im Nordwesten stand hier die Brigittacapelle. Beim Tabor befanden sich jene Befestigungen, von welchen Wymes im Jahre 1674 berichtet, und die hölzerne Brücke über die Donau zur Verbindung der Stadt mit dem Marchfelde. An der Stelle der heutigen Ferdinandsbrücke vermittelte die Schlagbrücke den Verkehr zwischen der Insel und der inneren Stadt.

Zu erwähnen wäre noch, daß die Häuser in den Vorstädten meist ebenerdig (sogenannte Batzenhäusel) oder höchstens ein Stockwerk hoch waren. Ein Hindernis für die Entwicklung der am Donaucanale gelegenen Vorstädte lag auch darin, daß selbe fortwährend der Gefahr einer Überschwemmung ausgesetzt waren.

So finden wir vom 30. Januar 1682 einen Regierungserlaß an die Stadtgemeinde, in dem es diesbezüglich heißt: „Und haben dieselbe schon von selbsten wahrgenomben, wie das die dieser Tägen also groß angeloffene Wässer sich in denen Vorstädten fast aller Orten dermaßen ausgegossen, absonderlich aber die Roßau, auch den unteren und oberen Wörth auf solche Weis überschwemmet, daß alle Brünn darmit erfüllet, mithin auch und bevorderist die Kirchenfreithöfe, auch andere außer deren an viel unterschiedlichen Orten in verwichener Contagion (anno 1679) gemachte, große und kleine Todtengruben zerrissen und durchgewackhet worden. Indeme nun die Medici anno 1679 als sich die Pest erreget, unter andern auch diese Ursach vorgeschützet, daß durch die kurz vorhergangene Eisgüsse, vermittelst ebenmäßiger Überschwemmung und Zutragung des vieler Orten in die Wässer geworfenen umbgefallenen Viechs, der Infection ein mehrers Fomentum gegeben worden, dessen man sich anjetzo ingleichen der überschwemmten und durchgewässerten Gräber und Todtengruben halber nit unbillichen zu besorgen.

Als hat die Regierung dannenhero für höchst notwendig erachtet, hierinfalls alle eilende Vorsorg fürzukehren, damit größerem Übel in zeiten vorgebogen werde, und ist solchemnach derselben gemessener Befelch hiemit, daß sie von Wien gleich sobald es müglich, beforderist in der Leopoldstadt, in der Roßau und unter denen Weißgärbern die Anstalt machen, auf daß entweder durch eine selbiger Orten von Haus zu Haus einsagende Robot oder andere zulengige Mittel durchgehends alle Brünne geräumbt und gesäubert, der unsaubere Schleim aber ehunder er stinckend und dessen Geschmack von der Sonnen über sich gezogen würdet, hinweg und in das Wasser gebracht, die Gräber und Todtengruben hingegen mit anderer Erdten nach Genügen wiederumben angefüllet und so hoch es etwan vonnöthen überschüttet werden." Das Wohnen in diesen Gegenden war also der Gesundheit nicht besonders zuträglich.

Die Bevölkerungsziffer dieses ganzen Gebietes, der Stadt und der Vorstädte auch nur annähernd richtig abzuschätzen, ist außerordentlich schwer. Eigentliche Zählungen der Bevölkerung sind in dieser Zeit nicht angestellt worden. Es sind durchwegs approximative Schätzungen, die uns überliefert werden.

Schon die verschiedenen Schätzungen über die in dem grauenvollen Unglücksjahre 1679 an der Pest Verstorbenen gehen sehr weit auseinander. Wir haben bereits in der Einleitung (Seite 44) erwähnt, daß Eine aus dem Jahre 1679 stammende von 140.516 Todten spricht. Fuhrmann dagegen in seinem „Alt- und neues Wien" gibt die Zahl der Todten mit 122.849 an. Ein kaiserliches Patent vom 26. Februar 1681 erwähnt, daß über 100.000 Menschen damals in Wien und Umgebung gestorben sind. Angeblich officielle Listen erzählen von 70.000, andere dagegen von 12.000 Todten bis Ende September. Auch diese letzte Zahl erscheint noch groß genug, wenn wir bedenken, daß im Jahre 1683 noch nicht mehr als 1780 bürgerliche Häuser in der Stadt und in den Vorstädten gezählt wurden.

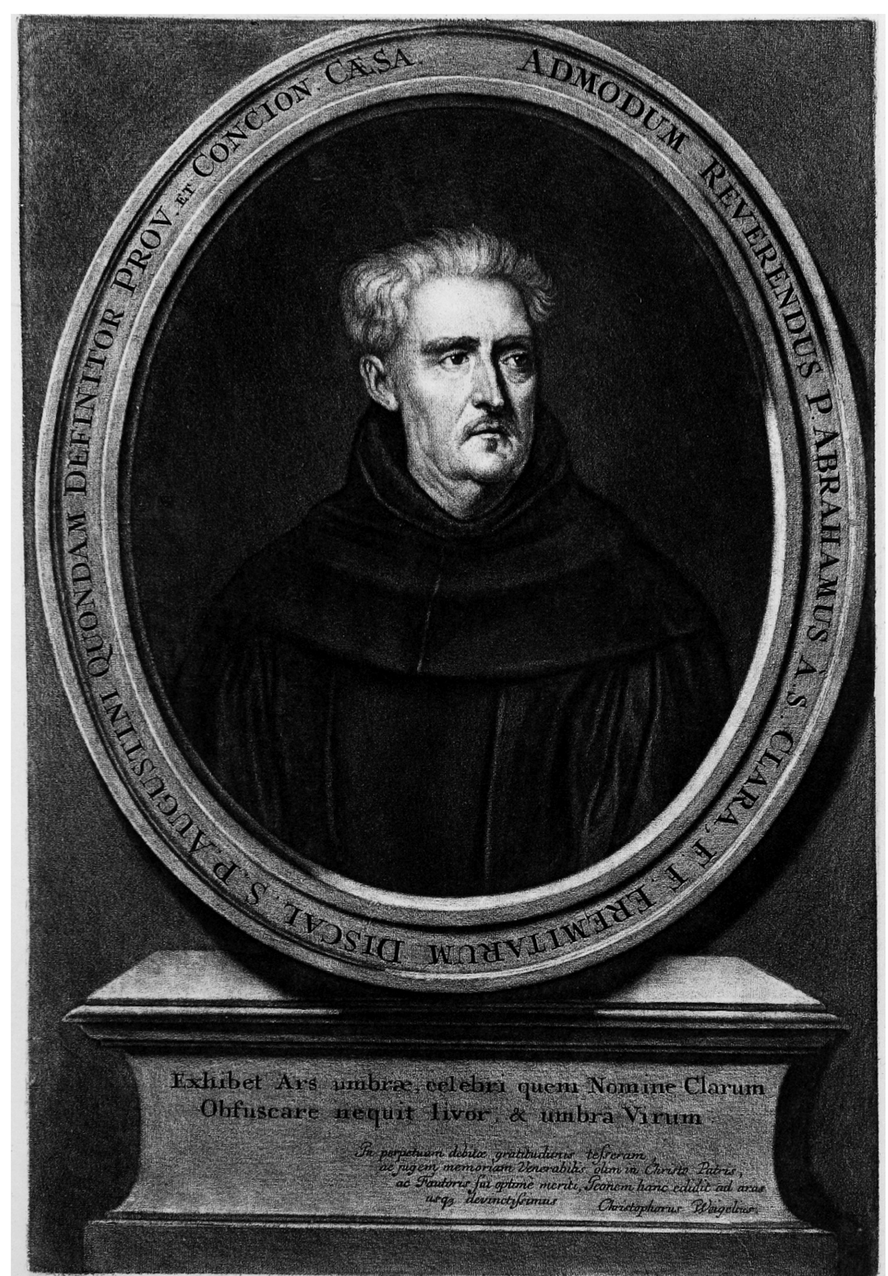
Im Jahre 1646 hatte der Bischof von Wien, Graf Breuner, anläßlich der Neueintheilung der Pfarren in der inneren Stadt, einen Bericht an den Papst Innocenz X. abgeschickt. In diesem wird die Zahl der in der inneren Stadt wohnenden Katholiken mit 125.000 angegeben. Diese Zahl erscheint ebenfalls sehr übertrieben. Mit dem ganzen Gebiete der Ringstraße zählt die innere Stadt heute ungefähr 70.000 Seelen. Wenn wir auch annehmen können, eine ähnliche Zahl von Menschen habe im 17. Jahrhundert auf einem um ein Drittel eingeschränkteren Raume, bei geringerem Bedürfnisse sich auszubreiten, zu leben vermocht, so muß es uns doch unmöglich erscheinen, wenn wir die Zahl und Größe der Häuser in Betracht ziehen, daß in Wien sammt Vorstädten mehr als 100.000 Menschen überhaupt gehaust haben.

Wer hat nicht von jenem Lobspruch der „hochlöblichen, weltberühmten königlichen Stadt Wien" gehört oder gelesen, den im Jahre 1548 der „Schulmeister zum Schotten und Burger", Wolfgang Schmeltzl gesungen! Welch'

prächtiges Bild wird uns da entrollt von dem Leben und Treiben der Bevölkerung dieser Stadt. „Wer sich zu Wienn nit neren kan, Ist überall ein verdorbner Man," ruft der Schulmeister des 16. Jahrhunderts aus, und auch im 17. Jahrhundert hatte die Bevölkerung der Stadt diesen ihren gutmütigen Charakter, der sich leicht der Autorität der Regierung unterwirft, sich trotz aller Drangsale und Beschränkungen den frischen Lebensmut zu wahren weiß, lebt und leben läßt, erhalten. Allerdings hatte die Pest den Letzteren auf eine harte Probe gestellt. Aber vernichten konnte sie ihn nicht, dafür hat der Bruder Augustin schon Sorge getragen. Damals hatte man die Stadt abgesperrt, die Häuser, in denen Pestkranke sich befanden, verschlossen, Gebete und Bußübungen angeordnet, den Besuch der Wirtshäuser und Trinkstuben beschränkt, an den Stadtthoren Wächter aufgestellt, die den Verkehr zwischen Stadt und Vorstädten sorgfältig überwachten, das Lazaret mit einem eigenen Magister Sanitatis versehen und dasselbe vollständig vom Verkehre mit Anderen als Pestkranken losgelöst, in der Spittelau eine eigene Contumazanstalt errichtet, Handel und Wandel völlig unterbunden. Ein eigenes Sanitätscollegium war eingesetzt worden zur Überwachung der Durchführung der Sanitätsmaßregeln. Es bestand aus dem niederösterreichischen Regimentsarzt Spindler als Vorsitzenden, dem Rector und Professor der Universität, Dr. Khazzius, dem Leibarzte der Kaiserin, Dr. Paul von Sorbait, dem Stadtrichter Johann Andreas von Liebenberg und dem Regierungssecretär Johann Schnitzenbaum. Der Kaiser mit dem Hofstaate hatte sich aus Wien entfernt, ihm war die große Masse der Beamten an den Centralstellen und beinahe der gesammte Adel gefolgt. Nur Wenige von den Cavalieren waren zurückgeblieben, unter ihnen der Statthalter des Kaisers, Graf Conrad Balthasar Starhemberg, der niederösterreichische Landmarschall Graf Hans Hoyos, der Vicepräsident der Hofkammer Graf Quirin Jörger, Graf Ludwig Hofkirchen, damals Vicepräsident des Hofkriegsrates, und Graf Ferdinand Schwarzenberg, der wegen seiner überaus großen Bereitwilligkeit und Opferwilligkeit zu helfen, wo es möglich war, der Pestkönig genannt wurde.

Beim Grafen Hoyos befand sich auch im niederösterreichischen Landhause der berühmte Augustinermönch und (seit 1676) Hofprediger Abraham a Sancta Clara. Er entrollt in seiner während dieser trostlosen Zeit verfaßten Schrift „Merk's Wien" ein gar trauriges Bild der Zustände, unter denen damals die Bevölkerung Wiens litt. Im Monat August besonders wütete die Seuche; „man sah," sagt Abraham, „den ganzen Monat nichts als Todte tragen, Todte führen, Todte schleifen, Todte begraben; es ist eine unbeschreibliche Tragödie, ein unauslöschliches Andenken, ein ewiges „Merk's Wien" für künftige Zeiten".

Noch im Jahre 1680 war die Gefahr für Wien nicht gänzlich vorüber. Noch immer grassierte die Krankheit, wenn auch bei weitem nicht mehr mit jener Heftigkeit wie vordem. Man suchte sich abzuschließen, und ließ Fremde, die aus



ABRAHAM A S. CLARA.

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK

seuchenverdächtiger Gegend kamen, nicht in die Stadt. Dies traf unter Anderen auch die Preßburger. Ohne erst amtlich anzufragen, ob die Gerüchte über die in letzterer Stadt angeblich aufgetretene Seuche auch auf Wahrheit beruhten, hat man den aus Preßburg kommenden Leuten den Eintritt in Wien verboten. Unterm 20. November 1680 wendet sich der Preßburger Stadtrat an die Stadt Wien: „Nicht ohne sonderbare Verwunderung haben wir vernehmen müssen, wasmaßen jüngster Tagen wir Preßburger, wegen vermutlicher allhier eingerissenen Contagionsluft an Freipassierung allda gänzlich verbotten und auch öffentlich angeschlagen worden*), so zwar ohne vorher eingenommenen gründlichen Bericht nit beschehen sollen, dann Gott sei Lob und Dank, wir allhier in ein guten, gesunden Luft leben und schweben |:so vielleicht die Herrn Wiener nit haben:|, auch nichts sonderbares einer vermeinten allgemeinen Infectionskrankheit verspüren." Nachdem sie sich auf diese Weise in die Brust geworfen, gestehen sie ein, daß bei ihnen die „Peteschen" (die Flecken) sich wol hie und da zeigten. Das sei aber nichts Ungewöhnliches, „und sonsten ist auch andern Vornehmen bekänt, daß zuweilen in drei, vier und mehr Tagen kein Leich nit ist, und dahero wol zu schließen, daß diese Stadt nit also behafft, als selbe vielleicht durch Mißgunst beschrieen worden". Auch mit Repressalien wird ziemlich unverblümt gedroht: „Hetten zwar vorlengst genuegsambe Ursachen gehabt, denen Herrn Wienern wegen allda grassierender Infection und derentwegen verspörten Häusern den Paß allhier zu verspören, allein um Erhaltung guter Nachbarschaft und weiln das Periculum nit universale, wir solches nit thun wollen", daher hoffen sie, die Herren Wiener werden inskünftig die mit Pässen von Preßburg versehenen Leute ebenfalls frei passieren lassen.

Allein das gebrannte Kind scheut das Feuer. Die „Herrn Wiener" hatten im vorigen Jahre genugsame Erfahrungen gesammelt und so vergieng noch einige Zeit, bis die Freipassierung den Preßburgern gestattet wurde. Noch Anfangs des Jahres 1681 folgt ein weiteres Schreiben des Preßburger Stadtrates an die Stadt Wien, worin neuerlich versichert wird, daß „mit dem Eingang des neuen Jahres alles in gewünschten Wohlstand allhier gesetzt, denn Gott Lob allhier Contagions halber sowol in der Stadt als Vorstadt eine geraume Zeit her nirgend nichts Verdächtiges zu spüren und zu hören, ingleichen auch das Lazaret von kranken Leuten ganz leer und befreiet". In diesem zweiten Schreiben, das sich, nebenbei erwähnt, auch durch seinen etwas höflicheren Ton von dem früheren unterscheidet, wird nunmehr auch zugestanden, daß man in Wien wol Grund gehabt hatte, sich abzusperren, zugleich wird aber auch mitgeteilt, wie diese Krankheit damals in manchen Fällen wol entstanden sein

*) Die Namen der seuchenverdächtigen Orte wurden, wie schon in der Einleitung, Seite 43, erwähnt, an den Stadtthoren auf den daselbst befindlichen Tafeln notiert und den Bewohnern solcher Orte damit der Eintritt in die Stadt verwehrt.

mochte. Es heißt nämlich: „Was aber verwichener Zeit allhier geschehen, kann solches für kein allgemein grassierende Pest gehalten werden, sondern daß sich in etlich wenig Häusern ein verdächtiger Eingriff verspüren lassen, ist solches dem frühzeitigen Gebrauch der Kleider und Bettgewandt, vornemblich aber denen aus inficierten Orten herkommenden Leuten zuzumessen."

Auch für Preßburg hatte die Energie, mit der man diesmal in Wien vorgegangen war, seine woltätigen Folgen. Noch im December schloß man sich auch hier von den eigentlich verseuchten Gebieten ab und verhinderte das Zuströmen der Leute aus Raab, Komorn, Altenburg und Somerein, die damals stark unter der Pest zu leiden hatten.

Auf diese und ähnliche Weise hatte man im Jahre 1680 die Wut der Seuche einzudämmen gesucht. Die Jahrmärkte hatte man gänzlich abgestellt und erst im Jahre 1681 konnte man in Wien darangehen nach größtenteils erloschener Seuche Handel und Wandel wieder frei zu geben. Der erste Jahrmarkt, der hier abgehalten wurde, war der Pfingstmarkt dieses Jahres. Die Stadtgemeinde machte aber nicht blos bei diesem, sondern auch noch bei dem Katharinenmarkte im November die Eröffnung desselben von der ausdrücklichen Zustimmung der niederösterreichischen Regierung abhängig. Sie berief sich in ihrem ersten diesbezüglichen Anfrageschreiben unterm 14. März darauf, daß, nachdem die Contagion endlich erloschen, bereits in anderen Städten die gewöhnlichen Jahrmärkte wieder ausgeschrieben worden seien. In dem zweiten Schreiben vom 29. October heißt es ausdrücklich, daß zwar der Katharinenmarkt von altersher gebräuchlich, „welchen aber ohne Euer Gnaden gnädiges Vorwissen wir für uns nicht gern aufbauen lassen wollten, obzwar Gott sei gedankt von dem Pfingstmarkt her, noch alle Zeit ein gesunder, guter Luft sich verspiren lassen und einige Person an der Contagion unsers Wissens nit einkommen ist".

Übrigens traute man dem Landfrieden trotz alledem nicht vollständig. Die Regierung hatte ein wachsames Auge auf die Erscheinungen von Infectionskrankheiten. So erließ selbe am 2. März 1682 an den Stadtrat eine Verordnung, aus der zu entnehmen, „wasmaßen man von einer kurzen Zeit hero in Numero der Verstorbenen ersehen, daß die Zahl der Toden etwas zugenommen, also daß man nit unbillich einen Argwohn schöpfet, es möchten verdächtige Krankheiten mit underlaufen, vorderist da in einem Haus 4, 5 auch mehr Persohnen erkranken, ja sogar daß auch 3 Tode aus einem Haus in 2 Tägen getragen worden". Da also die Gefahr augenscheinlich, wird angeordnet, mit den Todten behutsam umzugehen und dem Todtenzettelschreiber aufzutragen, daß er mit der Ausstellung der Todtenzettel in jedem einzelnen Falle, wo sich eine verdächtige Krankheit zeigen oder in einem Hause innerhalb ein bis zwei Tagen mehr als eine Person sterben sollte, so lange innehalte, bis er nach vorher erstatteter Anzeige durch Herrn von Liebenberg „als Directori sanitatis" die Erlaubnis hiezu erhalten habe. Präsentiert wurde diese Verordnung dem Stadtrate am 5. März,

und noch am selben Tage erließ derselbe sowol an den Todtenzettelschreiber wie auch an den Todtenbeschauer „gemessenen nnd ernstlichen Befehl", jedweden Todesfall dem Bürgermeister vor Ausfertigung des Todtenzettels anzuzeigen und mit der Erteilung der Erlaubnis zum Begräbnisse so lange zu warten, bis diesbezüglich „die weitere Verordnung" erfolgt sein werde.

Trotz dieser löblichen Vorsicht, welche die Behörden beseelte, war der Lebensmut der Bevölkerung Wiens auch im Jahre 1679 nicht vollständig erdrückt worden. Ein Zeichen dafür, daß in dem Momente, wo die ärgste Wut der bösen Krankheit ausgetobt hatte, schon am Weihnachtstage allein im Stephansdome 95 Brautpaare sich trauen ließen.

Die Wiener sind seit jeher ein leichtlebiges Volk gewesen, dem Wolleben und äußerlichen Schaugepränge zugeneigt. Angeregt wurde die Lust an Schaustellungen aller Art durch die Anwesenheit des Hofes, die große Masse von Cavalieren, die sich in Folge dessen hier niederließen, die große Pracht, welche diese entwickelten und die zahlreichen Festlichkeiten, deren Schauplatz Wien bei Anwesenheit des Hofes wurde. Erst im Frühjahre 1681 war der Kaiser wieder in seine Residenz zurückgekehrt. Am 11. April hielt er hier seinen Einzug. In der Roßau, wo er nach der Donaureise von Linz herab zuerst den Boden der Stadt betrat, wurde er von den Ministern und Landständen empfangen und unter großem Gepränge um die Festungswerke herum durch das Burgthor in die kaiserliche Burg geleitet. Er soll sich gewundert haben, daß trotz der erst vor Kurzem erloschenen Seuche und ihrer zahlreichen Opfer die Stadt schon wieder so volkreich zu finden sei. Der Kaiser selbst war nicht gerade prunkliebend oder verschwenderisch, wird doch erzählt, daß er wiederholt in ziemlich abgetragener Kleidung gesehen worden sei. Es gehörte jedoch zu den Einrichtungen der spanischen Hofetikette, zu den Vorstellungen vom absoluten Königtume, wie sie besonders durch den großen Rivalen Leopold's I. an der Seine genährt wurden, daß der Fürst und sein Hof nur unter Entwicklung großer Pracht sich dem Volke zeigen dürfe. Nicht blos die zahlreichen Tourniere oder Cavalcaden, die Opernvorstellungen, die Ballete und Bälle, die bei Hofe selbst stattfanden und natürlich nur dem Adel und den verschiedenen hochgestellten eigenen und fremden Beamten zugänglich waren, auch die öffentlichen Ausfahrten in großer Begleitung, im Sommer zu Wagen, im Winter auf Schlitten, die großen Jagden, und vor Allem die religiösen Übungen, denen sich der Kaiser und seine dritte Gemahlin Eleonora Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg so häufig unterzogen, boten genugsam Gelegenheit dazu. Es vergieng kein kirchlicher Festtag, an dem der Kaiser nicht persönlich in der einen oder anderen Kirche unter dem Volke — natürlich in Begleitung großen Gefolges — erschien, es wurde kaum irgend eine von den damals überaus zahlreichen Processionen abgehalten, an welcher derselbe nicht zu Fuße teilgenommen hätte. Er entsprach damit seinem eigenen religiösen Bedürfnisse sowol, wie auch der Vorstellung, daß durch seine Gegenwart das

Volk ebenfalls zur Frömmigkeit angeregt werden möchte. Diese persönliche Teilnahme des Kaisers an den religiösen Übungen des Volkes hatte zahlreiche Edicte über das Benehmen des Letzteren in der Kirche im Gefolge. „Obgleich erst unlängst bei Strafe befohlen wurde," heißt es da, „daß männiglich in denen Kirchen, forderist aber in St. Stephans-Thumbkirchen allhier, des unnutzen Hin- und Wiederspatzierens, Schwätzens, auch anderer nicht dahin gehörigen Handlungen sich enthalten und von dergleichen Ärgernussen gänzlichen abstehen solle," so müssen Wir doch zu unserem höchsten Mißfallen vernehmen, daß „ihrer viel obigem Edict zuwider sich vermessen in ermelter St. Stephans-, wie auch St. Michaelis- und anderen Kirchen mehrers als vorhin unter den Predigen, auch den hohen Ämbtern und Messen Cirkel zu machen oder hin und wider zu spazieren, dabei allerhand lautes Geschwätz und Discurs zu führen, ihre Welthändel abzureden und damit viele andere in der Andacht zu verhindern, ja diejenige, so sie darvon abmahnen, auszulachen und selbigen noch darzu bedrohlich zu sein: insonderheit aber mit unterschiedlich ärgerlichen Geschwätz mit dem Frauenzimmer, Schwätzen, Scherzen und Lachen, auch üppigen hin und wider Gehen sogar den Priester vor dem Altar das heiligste Ambt zu halten verhindern; allermaßen auch solches absonderlich in der St. Michaels-Kirchen mit großer Ärgernuß jedermänniglichen eine Zeit hero beschehen." Durch solches Benehmen aber wird der Zorn Gottes heraufbeschworen, dessen Zuchtrute erst unlängst bei der großen Pest „wenigst über hunderttausend Seelen hinweggerissen". Schon wieder haben verschiedene Zeichen am Himmel den neuerlichen Zorn Gottes erkennen lassen. Es werden daher Alle ermahnt, sich eines anständigeren Benehmens in der Kirche zu befleißen, der Adel wird aufgefordert, dem Volke mit gutem Beispiele voranzugehen. Strenge Strafen werden den Ruhestörern angedroht, eigene Angeber werden zu diesem Zwecke bestellt. Auch die Geistlichen sollen sich in ihren gottesdienstlichen Handlungen eines pünktlichen und Gott wolgefälligen Benehmens befleißen. Die Kirchen sollen um 12 Uhr gesperrt werden. — Der Codex Austriacus enthält mehr als ein Dutzend solcher Verordnungen. Ihre beständige Wiederkehr zeigt, welchen Erfolg sie gehabt.

Die vielen Festlichkeiten und Processionen, ja selbst der Gottesdienst in den Kirchen war darnach angetan, die Schaulust des Volkes förmlich groß zu ziehen. In dieser Beziehung ist uns Passer ein unbefangener Zeuge. Auch den Akatholiken war es ja zur Pflicht gemacht, dem katholischen Gottesdienste beizuwohnen. Passer beobachtet als Protestant. Er erzählt uns z. B. gar anschaulich, wie das Fest der Himmelfahrt Christi am 7. Mai 1682 gefeiert wurde: „1. haben die Pfaffen in St. Stephans-Kirchen beym hohen Altar gesungen, hernach waren 2 Fahnen vom großen Altar her getragen, darauf St. Stephanus gemalt mit der Oberschrift: S. Stephane! ora pro nobis; nach dissen 2 Fahnen folgten Musici und Chorpfaffen, gingen biß zur untersten Thür wo der Taufstein steht. Mitten in der Kirchen stand ein Tisch, darauf opferten die Leute grüne Kränze. Wie

nun ausgeläutet war, wurden 6 kleine Engel an Sailen (herabgelassen), die von oben herunter hungen und aufgezogen und niedergelassen werden konnten; ein jeder Engel hielte ein brennend Licht in der Hand, unten beim Tisch stunde Christi Figur in Lebensgröß von Holtz und aufm Tisch 2 brennende Lichter.

Die Engel wurden bißweilen hinauf, bißweilen herunter gelassen auf eben die Art, wie sonsten im Pollizenellenspiel die Kinderlein hüpfen. Nach diesem wurde die gedachte hölzerne Figura Christi an ein Seil gebunden und nach und nach hinauf zum Boden gezogen, nebenher wurden die Engel mit den brennenden Lichtern auch hinaufgezogen, vorher aber ein Engel mit einem brennenden Licht. Wie sie nun fast in der Mitten waren und in der Luft schwebeten, fungen die Buben und Kinder an zu schreien und in die Hände zu patschen, ärger als die Judenbuben und dieses geschah zu verschiedenen mahlen. Im wehrenden diesem Hinaufziehen war georgelt und oben uffm Boden geposaunet. Wie nun die hölzerne Figur oben am Boden war und eben am Loch sollte hineingenommen werden quasi im Himmel, schrieen die Jungen in der Kirchen gar zu ärgerlich und plätschten in die Hände. Sobald die Figura dem Loch hineingekommen, blieben die Engelein heraus mit ihren Lichtern hangen und waren Bilder und Hostien herunter unter die Kinder geworfen. Sobald nun die Kinder drauf zugeloffen und uffgelesen, schütteten sie oben herunter etliche Zuber voll Wasser. Dieses gab ein Gelächter in der Kirchen, quod horrendum und dieses geschah bei 4 bis 5 mahlen mit dem Wasser heruntergießen und Bilder werfen; hisce absurdis finitis ward eine weiße Taub außem Loch gelassen, welche in der Kirche herumbfloh und deren die Buben nachjagten, uff die Stühle, Altäre und wo sie hinkamen stiegen, die Taube so lange jagten biß sie sie bekommen. Wer sie bekompt, der hat 1 Reichsthaler davon. Die Federn werden alle ausgeropft von den Leuten und zu gewissen Sachen gebraucht. Hiemit war die Comoedie geendigt. Dieses alles aber soll Spiritus sancti dona bedeuten. Es lassen sich die Leute gerne mit gedachtem Wasser begießen."

In der Stephanskirche wurde am Charfreitag die Passionscomödie agiert. Es war ein altes Privilegium der städtischen Steuerdiener, sie erhielten dafür vom Stadtrate als Recompens 8 Gulden, 1 Schilling, 10 Denare ausbezahlt.

Der Gottesdienst war durch die Jesuiten wie anderwärts, so auch hier zum Schaugepränge umgestaltet worden. Wer zu Ostern beichten gieng und sich durch den darüber empfangenen Beichtzettel bei seinem Hausherrn auszuweisen vermochte*), wer den verschiedenen gottesdienstlichen Handlungen regelmäßig beiwohnte, sich am Freitage und an den übrigen gebotenen Fasttagen des Fleischessens enthielt, allenfalls noch irgend einer der zahllosen Betbruderschaften angehörte, der konnte sich für einen guten Christen ansehen.

---

*) In der Zeit nach Christi Himmelfahrt sammelten die Hof-Einspanier, mit den Steuerdienern im Vereine diese Beichtzettel bei den Hausherren ab.

Aberglaube, Hexenprocesse, Anwendung der Tortur und grausamer Strafen waren damals etwas ganz Gewöhnliches. Selbst die Regierung sah sich gezwungen, hiegegen einzuschreiten. Im October des Jahres 1679 wurde bei der hochnotpeinlichen Befragung die Anwendung des sogenannten Nagelbrettes verboten, vier Weiber und ein zwölfjähriges Mädchen, die der Hexerei beinzichtigt worden, mit Ehrenscheinen entlassen, nachdem sie vorher unschuldig torquiert worden waren.

Es ist daher auch kein Wunder, wenn in der Bevölkerung bei Hoch und Niedrig sich ein auffallender Grad von Rohheit zeigte. Diese artete umso leichter aus, als Jeder Waffen trug. Nicht blos aus Gründen der Feuersgefahr mußte da die Regierung einschreiten. Bei Gelegenheit der Festlichkeiten zu Ehren des am 2. Juni 1682 geborenen Erzherzogs Leopold Joseph hatte das „Schießen, Feuer- und Nagetlwerfen" solche Dimensionen angenommen, daß darüber im Schultergäßchen eine Feuersbrunst ausbrach. Das Waffentragen hatte noch andere üble Folgen. Es kam nicht selten auf den Straßen oder bei geselligen Zusammenkünften zu Kämpfen. So hatte im Jahre 1674 bei Gelegenheit der Passions- und Bußprocession zwischen den Studenten und der Stadtguardia ein förmliches Treffen stattgefunden, in Folge dessen diese Procession überhaupt abgestellt werden mußte. In beständigem Kampfe lagen damals die Studenten, die sich durch besondere Wildheit ausgezeichnet zu haben scheinen, und die Schneider.

Im Fasching 1682 aber entwickelte sich während eines Balles beim Prinzen Ludwig von Baden unter den Bedienten der verschiedenen hohen Herrschaften ein solcher Streit, „daß ohnerachtet viele Cavalliers herunter zu stillen kommen, selbiger nicht eher uffgehört, biß Prinz Louis mit einigen Handgranaten unter die Tumultuierenden werfend Frieden gemacht, wodurch Pferde und Menschen beschädiget und etliche schon gestorben sind" *).

Fälle, wo ein Einzelner mit der Waffe einen Anderen auf der Gasse angriff und tödtete, kamen nicht selten vor. Die Mörder flüchteten in eines der nächstgelegenen Asyle. Hatten doch alle Kirchen und Klöster das Asylrecht. Auch der Unfug der Zweikämpfe nahm immer größere Dimensionen an. Selbst auf der Gasse fielen sich die Herren mit blanker Waffe an. Im Jahre 1681 ereigneten sich zwei solcher Fälle; im Juni 1682 entspann sich beim Kartenspielen zwischen dem Obristen Graf Braida und dem schwedischen Grafen Horn ein solcher Streit, daß beide zu den Degen griffen. Obrist Braida wurde getödtet, Horn flüchtete zu den Capuzinern. Nunmehr erließ die Regierung unterm 23. September ein Duellverbot. Auch die Secundanten und Helfershelfer werden mit dem Tode bedroht. Allein viel wurde dadurch nicht geholfen.

Nirgends zeigte sich die Sucht nach Schaugepränge und Wolleben mehr als in der Kleiderpracht, der Reich und Arm, Hoch und Niedrig ergeben war,

*) Erzählt Passer unterm 12. Februar dieses Jahres.

und in dem Aufwande, der bei Gastereien gemacht wurde. Diesem Luxus suchte die Regierung schon seit Langem zu steuern, aber vergeblich. Die Polizeiordnungen Ferdinand's I. vom Jahre 1552 und Maximilian's II. vom Jahre 1568 hatten sich mit allgemeinen Maßnahmen begnügt. In letzterer wurde die Gotteslästerung, das Fluchen, Zutrinken, die Völlerei, das Spielen mit Würfeln oder Karten, wobei Einer mehr als zwei Gulden per Tag oder der gemeine Mann mehr als acht bis zehn Kreuzer verliere, unordentliche Kleidung, übermäßige Festlichkeiten aus Anlaß von Hochzeiten, Kindertaufen, „Ladschaften" und dergleichen verboten. Hier war bestimmt worden, daß gemeine Leute nur in Tuch gekleidet einhergehen durften; den Bürgern war nur ein Sammtbaret erlaubt; der Adel sollte sich des Sammtes, der Seide, des Atlasses bedienen dürfen, aber nicht mehr davon als drei Ellen für ein Kleid. Auch war nur dem Adel das Tragen goldener Ketten erlaubt. Bei Gastmählern wird die Anzahl der Speisen bestimmt. Nur wenn fürstliche Personen geladen sind, dürfen im Maximum 26 Speisen aufgetragen werden, sonst höchstens 16 Gerichte; bei gewöhnlichen Mahlzeiten dürfen sich die Mitglieder des Hofadels 12 Speisen, die anderen Adeligen 9 Speisen auftragen lassen.

Schon im Jahre 1659 hatte Kaiser Leopold es sich angelegen sein lassen, dem trotzdem immer mehr einreißenden Luxus zu steuern. Das Polizeipatent vom 22. März dieses Jahres stellt Reflexionen an über die Wirksamkeit der bisherigen Verordnungen: Da wir mit schwerem Mißfallen gesehen, daß man sich an die Polizeiordnungen unserer Vorfahren nicht hält, besonders aber die übermäßige Kleiderpracht einreißt, also haben wir eine neue Ordnung beraten lassen. Bis diese zu Stande kommt, wird sogleich ein Verbot gelegt auf alle gold- und silberdurchwirkten Stoffe und auf alle niederländischen Spitzen. Höchstens goldene und silberne Knöpfe soll es noch zu tragen gestattet sein, aber nur so viele als für die Kleider nötig sind, nicht etwa zur Verbrämung. Wer dieses Mandat nicht hält, wird bestraft. Der Denunciant erhält ein Drittel des Strafgeldes als Belohnung.

Im Jahre 1671 rückte dann die Regierung am 28. September mit der angekündigten definitiven Polizeiordnung hervor: „und werdet ihr euch guter massen selbsten zu erinnern haben, wie daß bald nach unserer angetretenen landsfürstlichen Regierung wir aus väterlicher Vorsorg und Eifer, die Tugend zu pflanzen und die Laster auszurotten, uns unter Andern vorgenommen zu Abstellung der höchstschädlichen Verschwendung mit übermäßigen Pracht und Vertuelichkeit ein allgemeine Polizei-Ordnung verfassen und publicieren zu lassen, zu welchem Ende wir auch noch den 22. Martii anno 1659 durch offene Patent unterschiedliche nur zum unziemlichen Pracht mißbrauchte, kostbare Waaren gänzlich verboten. Sintemahlen aber bald darauf die Unruhe in Siebenbürgen und der gefährliche Türkenkrieg, auch nachgehends andere Verhindernussen ins Mittel kommen, als ist unser gehabtes gutes Vorhaben oder vielmehr die Werkstellung

desselben zuruckverblieben. Demnach wir nun mit sonderbarem Mißfallen wahrnehmen müssen, wie der höchstschädliche Luxus und Verschwendung in Kleidern, Mahlzeiten und andern je länger, je höher gestiegen und verspüret worden, daß solcher Mißbrauch von unten an seinen Ursprung genommen, indeme die geringern Standespersonen sich solcher Kleidungen angemaßet, die sonsten denen höheren gebühret und einer den andern so hoch getrieben, daß endlich die obern Ständ weder in der Materie, noch Form eine Kleidung mehr erfinden können, so nicht die mindern, insonderheit die Weibspersonen alsobald imitiert und nachgeahmt hätten. Worauf dann erfolget, daß wegen so häufig verbrauchter ausländischer, kostbarer Waaren jährlich ein überaus große Summa Gelds außer Lands gebracht, ihrer viel dardurch in große Schulden geraten und gänzlich ruiniert worden, ja da auch gleich theils aus denen obern Ständen sich gern einer geringeren Kleidung bedient hätten, sie doch solches, da sie anders von geringern Standespersonen unterschieden sein und in keine Verachtung kommen wollen, nicht thun können, sondern mit ihrer Ungelegenheit und Schaden die größere Unkosten continuieren müssen, welches auch mit dem Überfluß der Hochzeiten und Mahlzeiten also geschehen". Da aber dieses Übel, wie schon bemerkt, bei den unteren Ständen seinen Anfang genommen, eine allgemeine Polizeiordnung zu erlassen, derzeit aus gewissen Gründen untunlich ist, so wird vorderhand eine Kleiderordnung erlassen, von der die drei oberen Stände und die wirklichen kaiserlichen Räte ausgeschlossen sind. Der Teil der Bevölkerung, für den diese Kleiderordnung gilt, die Beamten, Hofbedienten, „Universitätische", Kaufleute, Bürger und Bauern werden in fünf Classen geteilt und für jede Classe auf das Minutiöseste vorgeschrieben, wie weit sie sich dem Kleiderluxus ergeben dürfe, wie weit ihr selber verboten sei. Ebenso wird versucht, eine Beschränkung der übermäßigen Gastereien herbeizuführen und zu bestimmen, wie viel Windlichter bei den Leichenbegängnissen verwendet werden dürfen. Der Luxus, sich eines eigenen Wagens zu bedienen, wird nur den beiden ersten Classen gestattet. Der zweiten Classe nur bei Reisen außerhalb der Stadt oder über Land, es wäre denn, daß Einer oder der Andere Unpäßlichkeit halber des Fahrens nicht entraten könnte.

Ein Zeichen des fortgeschrittenen Luxus findet sich auch darin, daß Manches in den früheren Kleiderordnungen nur dem Adel gestattete, nunmehr auch den unteren Classen erlaubt wird. Gewisse Luxusartikel jedoch bleiben ausschließlich den drei oberen Ständen vorbehalten, als „Kleinodien, gut und falsche Perl, ganz goldene und silberne Stuck, wie auch von Gold und Silber gewirkte Schnüre, desgleichen alles Gepräm, Geschmelz und Stickwerk von Edelgestein, von Perl, von gutem und falschen Silber, von Seiden und Glas, die ausländischen theueren Zeug als: Brocat und dergleichen. Item perfumiert und allerhand schmeckende (wolriechende) Häut zu Kleidern, das Futter von Zobeln sammt Schweif und Klauen, Armelin (Hermelin), schwarzen Fuchs und weißen

Luchs, wie auch all' anderes Futterwerk so den benennten im Wert gleich gehalten wird; die ausländischen kostbaren Spitz von Seiden und Zwirn, ganz castorne Hüt, die Straußenfedern, die vergoldten Degen und Sporn".

Dann ist ihnen vorbehalten „das ganze Tafelsilber, wie auch die ausländischen mit Seiden eingewirkten und andere kostbare Tapezereien, auch die ganz seidenen Sessel, item die köstliche Gemähl (Gemälde), dann die mit Gold und Silber, Bildschnitzerei, Sammet-Seiden-Zeug oder kostbarem Tuch gefütterten und gezierten Wägen und Schlitten; dann an denen Rossen die Quasten und Tollen (Fransen) und die mit Messing beschlagenen Geschirr, die Qualdrappen (Schabracken?) auch andere Sammet-, Seiden- oder gestickte Roßdecken". Ebenso die „großen, köstlichen Parruquen und Fliegärmel" für die Herren, „die weit ausgeschnittenen Wämbser und langen, nachschleifenden Röck, wie auch Schiffärmel und lange, gekrauste Haarlocken" für die „Damen".

Diese Kleiderordnung gilt natürlich für das ganze Land. Sie hat aber wol zumeist Bedeutung gehabt für die Stadt Wien. Charakteristisch ist vor Allem die Einteilung desjenigen Teiles der Bevölkerung, für den die Kleiderordnung aufgerichtet wird. In die erste Classe gehören z. B. nebst den höheren kaiserlichen und ständischen Beamten, die Doctoren der Rechte und der Medicin, die Nobilitierten so Landgüter haben, der Wiener Stadtanwalt, der Kammerdiener des Kaisers, der Hofcapellmeister und Vicecapellmeister, die Bürgermeister und Stadtrichter zu Wien und Linz sammt ihren Familien. An hohen Fest- und Ehrentagen dürfen die Herren eine goldene Kette im Werte von höchstens 100 Ducaten und einen Ring mit Edelsteinen im gleichen Werte tragen, ihren Frauen und Töchtern aber sind „Pörtl von Perl, Armbändl und Halszier von Edelgestein", alle drei Stücke zusammen im Werte von nicht über 600 Gulden, zu tragen erlaubt. Es ist ihnen gestattet, die Kleider mit Pelzen aus Edelmarder oder anderem gleichwertigen Rauchwerk füttern zu lassen; erlaubt sind ihnen Kleider aus Sammt oder Mäntel, die mit diesem Stoffe gefüttert sind; auch andere Seidenstoffe „als Tobin, Damasch, Tertzenell und dergleichen" dürfen sie zu Kleid und Mantel verwenden. Die Kleider können auch „mit einem in unseren Erbländern gemachten seidenen Spitz", wovon die Elle nicht über 30 Kreuzer kostet, „doch aber nur einfach" verbrämt sein. „Zu Überschlägen, Täzeln und Hauben" dürfen verwendet werden Annaberger, Marienberger oder andere in den Erbländern verfertigte zwirnene Spitzen, wovon die Elle nicht über 3 Gulden kostet.

Von Tafelsilber dürfen sie verwenden ein Gießbecken sammt Kanne, Löffel, Salzfaß, Trinkbecher und Trinkkannen. „Vierfächige Fenster- und Lemoni-Wägen", aber ohne Maler-, Bildhauer- und dergleichen Arbeit sind ihnen gestattet, venetianische Gläser an denselben anzubringen, ist jedoch verboten. „Ferner sollen obbenennte jeder über einen Diener, welcher allein zum Aufwarten oder Nachtreten auf öffentlicher Gassen gebraucht wird, zu halten nicht befugt sein und da sie solchen kleiden, sollen sie sich hierzu keines teueren Tuchs oder seidenen Gepräms

gebrauchen können; die Weibspersonen aber sollen sich der Vortreter gänzlich enthalten."

„In diese erste Classe gehörige Personen sollen auf ein Hochzeitsmahl außer des Weines nicht über hundert Gulden verwenden und sich aller Beschau-Essen und gemachten Blumwerks, auch der Heerpauken und Trompeten (bei der Tafelmusik) durchgehend enthalten. Ein anderes Gastmahl aber soll, außer des Weins, nicht über zwanzig Gulden kosten, auch von ihnen gar selten eines angestellt werden. Bei ihren Begräbnissen sollen nicht über zwölf weiße Wachswindlichter gebraucht werden."

In die zweite Classe werden eingereiht: Nobilitierte, die keine Landgüter besitzen, niederösterreichische Rechnungsräte, die Hofmusiker, Herolde, Huissiers, Leibbarbiere, Kuchelschreiber, der Stadt Wien innere Ratspersonen, die Stadtgerichtsbeisitzer, die Hofkammerdiener, die Magister der Philosophie, Notare, Bürgermeister und Räte der übrigen landesfürstlichen Städte und Märkte, die niederlagsverwandten und hofbefreiten Handelsleute und die Beamten der Hofcavaliere und der drei oberen Landstände 2c. Auch sie dürfen noch an hohen Fest- und Ehrentagen eine goldene Kette und einen Ring tragen, aber nicht über hundert Reichsthaler im Werte; ihre Frauen und Töchter ein Paar Armbänder, ein „Pörtl" von Karten- oder Lothperlen oder aber von goldenen Röslein, und eine einfache goldene Halskette mit einem Agnus Dei oder anderem Anhängsel insgesammt im Werte von höchstens 300 Gulden. Gewisses Rauchwerk und Plüsch zur Verbrämung, Sammt- oder Plüschröcke zu tragen, ist ihnen erlaubt; aus Tobin, Damasch, Terzenell oder dergleichen dürfen sich jedoch die Frauen nur Oberröcke machen lassen. Das Tuch, welches sie zu ihren Kleidern verwenden, darf nicht mehr als 6 Gulden per Elle kosten. Dann sind ihnen erlaubt: Annaberger oder andere im Land gemachte seidene Spitzen „zu einfachem Geprüm", von denen die Elle nicht mehr als 18 Kreuzer kostet, oder Zwirnspitzen, die Elle höchstens zu 1 Gulden 30 Kreuzer.

Von Silbergeschirr ist ihnen gestattet: eine Trinkkanne, Becher, Salzfaß und Löffel. Hochzeitsgastereien dürfen ohne Wein nicht über 60 Gulden zu stehen kommen, gewöhnliche nicht über 15 Gulden. Ihre Wohnungen auszuschmücken ist ihnen erlaubt mit gewöhnlichen türkischen Teppichen und dergleichen, seidenen Decken, taffetenen Bettvorhängen. Für sie sind bei ihren Ausfahrten „viereckichte Fensterwägen von der älteren Art, item Mantelwägen" gut genug. Bei Leichenconducten dürfen nicht mehr als höchstens acht weiße Windlichter verwendet werden.

In die dritte Classe gehören: Concipisten, Kanzellisten, Tafeldecker, geheime Rats-Anticamera- und Ritterstuben-Thürhüter, Kammerheizer, die Weiber und Kinder der Hartschier, Trabanten, Leiblakaien, Kammertrabanten und Trompeter (sie selbst tragen Livrée), die Mitglieder des äußeren Stadtrates von Wien, die vornehmen bürgerlichen Handelsleute, wie auch andere Bürger, die kein Hand-

werk treiben, die Künstler, nämlich: Buchdrucker, Maler, Bildhauer, Goldarbeiter, Perlhefter, Wachspossierer, Kupferstecher, „Petschiergraber“ und dergleichen, die Ratspersonen in den übrigen landesfürstlichen Städten und Märkten sammt ihren Stadtschreibern, Factoren und Kaufmannsdienern ꝛc.

Sie dürfen sich keiner Wägen bedienen, keine Viertel-Castorhüte tragen, auf eine Hochzeit nicht über 40 Gulden, auf ein anderes Gastmahl aber nicht über 10 Gulden verwenden; bei ihren Conducten dürfen höchstens acht gelbe Windlichter gebraucht werden. Gestattet ist ihnen ein goldener Ring mit einem „schlechten“ Steine im Werte von 10 Gulden, ihren Frauen und Töchtern ein silberner Gürtel im Werte bis zu 30 Gulden, „wie auch ein Pörtl von goldenen Röseln und sammete Visieren“, Taffetmäntel, Aufschläge, Fürtücher und Mieder aus „Damask, Terzenell, Tobin“ und dergleichen, halbseidene Zeuge, dann feine Prager und schlesische Schleier zu Überschlägen und Hauben, Spitzen bis zu 15 Kreuzer die Elle, silberne Tischbecher und Löffel.

Zu der vierten Classe werden nach der Verordnung gerechnet: die Falkner, Jäger, die Weiber und Kinder der livrierten Capelldiener, Thorsteher, Sänften- und Klepperknechte, Stangen- und Vorreiter ꝛc., die Einspanier, gemeinen Bürger und Handwerksleute allhier und auf dem Lande, die Schulmeister, Meßner, Kirchendiener, die „geringen“ Kanzleibedienten, als: Ofenheizer und dergleichen, die Handwerksgesellen und die Dienerschaft der in den drei oberen Classen aufgezählten Personen. Wolfs- und Fuchspelze, Fechhauben (Mützen aus buntem Pelzwerk) zu tragen, ist ihnen erlaubt, das Tuch zu ihren Kleidern darf per Elle höchstens 2 Gulden kosten. Sie dürfen aller halbseidenen Stoffe sich bedienen, von denen die Elle höchstens 6 Kreuzer kostet, ihre Hüte dürfen per Stück um nicht mehr als 2 Gulden erkauft sein.

Ein Hochzeitsmahl darf nicht über 24 Gulden, ein anderes nicht über 6 Gulden kosten. Besonders sollen die Handwerker „bei Aufdingung und Freisprechung der Lehrjungen, bei Fürgeb- und Verfertigung der Meisterstuck wie auch bei allen anderen Handwerkszusammenkünften die bishero durch Mißbrauch eingeschlichene kostbare Mahlzeiten gewißlichen einstellen und wo in ihren Handwerksordnungen hiervon etwas Gewisses ausgeworfen, dasselbe nicht überschreiten“. Keine Handwerksmahlzeit darf über 5 Gulden kosten. Hingegen wird ihnen ein goldener Ring von 5 bis 6 Gulden im Wert, wie auch ihren Weibern und Töchtern (nicht aber den Dienstboten) ein silberner Gürtel von 15 bis 20 Gulden Wert an Sonn-, Feier- und Ehrentagen zu tragen verstattet, ebenso geringe wollene Zeuge, Hauben und Überschläg von gemeinen Schleiern ꝛc. Bei den Conducten dürfen nicht mehr als sechs gelbe Windlichter getragen werden.

Die fünfte Classe endlich besteht aus den Untertanen und deren Inleuten, den Tagwerkern und „dem übrigen gemeinen Volke“. Das Tuch zu ihren Kleidern darf nicht mehr als 1 Gulden per Elle, der Hut nicht mehr als 1 Gulden kosten. Sie mögen Hauben mit Aufschlägen von Fuchsrücken tragen, wie auch

Lammsfelle zu Kleiderfutter verwenden. Ihre Weiber dürfen Sammtpörtl und seidene Haarbändel, von denen die Elle nicht mehr als 4 Kreuzer kostet, tragen, auch Zöpfe von „gemeiner Flöthseiden".

Giltig soll diese Verordnung sein vom Tage ihrer Publication an. Strenge Strafen werden auf die Übertretung derselben gesetzt. Bei erstmaliger Betretung je nach der Classe 40, 30, 20, 10 und 3 bis 5 Thaler, beim zweiten Male aber außerdem auch noch Confiscation der betreffenden Kleider. Kann sich Jemand auch dann noch nicht des Luxus enthalten, so wird ihm das dritte Mal Confiscation und öffentlicher Spott, als: Dienstentsetzung oder Leibesstrafe, Gefängnis angedroht. Es wird strenge verboten, neue Moden einzuführen, wodurch diese Ordnung umgangen werden könnte, strenge Strafen von 10, 20 Reichsthalern, endlich Entziehung des Gewerbes wird allen Kleiderkünstlern, Köchen und Köchinnen angedroht, welche auf die Intentionen ihrer Kunden oder Herrschaften eingehen, die Kleider- und Luxusordnung zu umgehen oder selbe zu übertreten. Den Denuncianten wird ein Drittel des Strafgeldes als Belohnung zugesichert, ein eigener Fiscal wird bestellt zur Überwachung, es wird ihm das Recht erteilt, in die Wohnungen einzudringen und sich von der Einhaltung dieser Ordnung bei Festlichkeiten und Gastmählern zu überzeugen. Den Gastwirten wird strengstens aufgetragen, darüber zu wachen, daß ihre Gäste sich derselben gemäß benehmen; es werden außerordentliche Mittel versucht — aber ohne Resultat.

An der Mode mußte die Macht des Polizeistaates zerschellen. Abraham a Sancta Clara hat im Jahre 1680 in seinem „Lösch-Wien" ein auf die ganze Menschheit zu allen Zeiten anzuwendendes Wort ausgesprochen, wenn er sagt: „Mein Wien, weil dir ohne das die Zähn allzeit nach etwas Neues wässern." An dieser Sucht, das Neue nachzuahmen, weil es neu ist, an diesem Triebe, in kostbaren Kleidern zu glänzen, sich bei Mahlzeiten dem Wolleben hinzugeben, hat sich das System der Belohnung für den Angeber als unwirksam erwiesen. Aber abgesehen von diesem Sinne der Bevölkerung zu Pracht und Üppigkeit, konnte die neue Polizeiordnung schon deswegen nicht durchgeführt werden, weil sie in Folge der vielen kleinlichen Details, die sie enthielt, an manchen Widersprüchen litt, weil ihre strenge Durchführung Handel und Verkehr völlig unterbunden hätte und auf dem Gebiete der Mode ein Stillstand überhaupt nicht herbeigeführt werden kann.

Schon 1686 sieht sich daher die Regierung genötigt, neuerliche Verordnungen zu erlassen. Köstlich ist das Eingeständnis des Irrtums, der bei Erlassung der früheren Ordonnanz unterlaufen. Man sieht mit Betrübnis, wie auch die Polizeiordnung vom Jahre 1671 vergeblich war. Die Regierung glaubt, die vielen Detailbestimmungen hätten die Befolgung derselben unmöglich gemacht. Man erläßt daher eine neue Verordnung, welche diesen Fehler zu vermeiden sucht und sich wieder mehr auf allgemeine Grundsätze beschränkt. Natürlich nützte

auch dies nicht viel. In den nächstfolgenden Jahren 1687, 1688, 1697 wurden immer wieder neue Verordnungen erlassen. Mit welchem Erfolge, läßt sich denken.

Abraham a Sancta Clara entwirft uns also ein wahrheitsgetreues Bild, wenn er in der schon oben erwähnten Schrift von den Wienern sagt: „Dem Leib schlagt man nichts ab, es kost was es woll; alle Elementen müssen spendieren; ober der Erden die Vögel, auf der Erden die Thier, in der Erden die Wurzel müssen diesem aus Erd gebabten Dalcken zu Diensten sein, es kost was es wolle. Pfeffer von Calecuth, Imber von Fallon, Nagele von Moluka, Bisem von Bego, Zucker von Candia, Ambra von Presilia muß er schlecken und schmecken, es kost was es wolle. Eigne Land-Speisen seind nimmer in Brauch. Der Wein im Teutschen Grund gehört für ein Bauernhochzeit. Fisch aus süßen Flüssen machen einen Grausen. Bald wird man fragen, ob derjenige Fisch noch lebe, in deme Jonas losieret. Bald wird man nach Indianischen Bachstelzen auf der Post schreiben. Bald wird die Schleckersucht also wachsen, daß man aus Zeiselhirn wird Bofesen bachen. Bald wird man die Spänsäu mit Zucker mästen, es koste was es wolle. Die durch Teutsche Händ gewürckte Tücher seind nur für die Münchskutten, taugen nur für Roßdecken. Es muß Seiden sein aus Cappadocia, es muß Taffet sein aus Persia, es muß Sammet sein aus Hircania. Man wird bald von Spinnengeweb Mantel und Mantilien machen, nur wegen der Rarität. Man wird bald dem Teutschen Zwirn einen fremden, ausländischen Namen schöpfen; es werden bald die Schneider ihre Nadlen müssen in Asia spitzen lassen, es kost was es woll. Ein Andreoviz, ein Jovanoviz, ein Sergetviz aus Moskau und Kremelin kann kaum genug Beltz und Zobl schicken die Teutsche Haut damit zu haicklen. Es ist bald dahin kommen, daß Marderfutter zu schlecht ist einer zerlumpten Stubenreiberin, es kost was es wolle. Den Leib, diesen Limmel carisiert man, als kam er her von dem Hirnschweiß des großen Gott Jupiter, und der Seelen vergißt man so oft.“ Dem kräftigen Schwaben schien es, als ob dieser Bevölkerung der rechte, sittliche Ernst fehle. Daß ein solcher vorhanden, daß er nur von einer kurzsichtigen Regierung und der mit ihr verbündeten Geistlichkeit nicht erkannt, auf Abwege geführt, der Bevölkerung beinahe entrissen war, konnte Abraham ebensowenig, wie irgend ein Anderer, der im Bannkreise der Ideen von der Omnipotenz des Staates und der katholischen Kirche stand, vorahnen. Nur die bitterste Not war berufen, ihn an die Oberfläche zu ziehen und zu zeigen, welche Energie diesem lustigen und leichtsinnigen Volke in der erbitterten Verteidigung seiner höchsten Güter noch innewohne.

Zur Vervollständigung des Bildes, welches wir von dem Charakter der Bevölkerung Wiens in der Zeit vor dem Jahre 1683 zu entrollen versucht haben, sei es uns noch gestattet, der Verfassungs- und Culturverhältnisse derselben in diesem Zeitraume zu gedenken.

Nach dem noch immer giltigen Statute Ferdinand's I. vom 12. März 1526 befand sich das Stadtregiment in den Händen des inneren und äußeren Stadt-

rates mit dem Bürgermeister an der Spitze, während die Gerichtsbarkeit über die Bürgerschaft dem Stadtrichter und den gewählten Stadtgerichtsbeisitzern zukam. Diese drei Körperschaften bestanden in Allem aus 100 Bürgern, 12 Mitgliedern des inneren Rates mit dem Bürgermeister, 12 Gerichtsbeisitzern und 76 Mitgliedern des äußeren Rates. Die Mitglieder dieser Körperschaften waren auf Lebenszeit bestellt. Alljährlich am St. Thomastage (29. December) fanden die in Folge von Todesfällen oder Rücktritten notwendigen Ergänzungswahlen im Beisein eines Regierungscommissärs statt, wobei die Mitglieder des inneren Rates und die Gerichtsbeisitzer durch den äußeren Rat gewählt wurden, die Wahl in den äußeren Rat aber dem inneren Rate und den Gerichtsbeisitzern zustand. Die Wahl geschah mittelst Stimmzetteln, welche von den Wählern mit ihrem eigenen Namen zu unterfertigen waren. Nach der Wahl, bei welcher Bürgermeister und Stadtrichter ebensowol, wie die Mitglieder des inneren Rates und die Gerichtsbeisitzer mit den ihnen nach der Kleiderordnung zukommenden goldenen Ketten geschmückt erscheinen mochten, das kleine runde Sammtkäppchen auf dem Haupte, wurde roter und weißer „Vernazer" und spanischer Wein, nebst „airenen Brods" herumgereicht. Der Regierung stand es zu, diejenigen aus der Zahl der auf den Wahlzetteln aufgeschriebenen Candidaten auszuwählen, welche an die betreffenden Stellen berufen werden sollten. Handwerker waren ausgeschlossen.

Die Wahl des Bürgermeisters wurde unter denselben Modalitäten durch die drei zu diesem Zwecke vereinigten Körperschaften vorgenommen. Der Stadtrichter wurde vom Kaiser ernannt. Er erhielt von diesem die Besoldung, von der Stadt nur ein „Recompens" von 300 Gulden; ebensoviel bezogen die Mitglieder des inneren Rates; die Gerichtsbeisitzer jährlich 200 Gulden, der Bürgermeister aber 500 Gulden Besoldung und 800 Gulden Recompens. Als Überwachungsbehörde stand dem inneren Rate der Stadtanwalt zur Seite. Derselbe war Regierungsbeamter. Ratssitzungen durften nur in seinem Beisein abgehalten werden. Über etwaige, der Regierung unangenehme Beschlüsse hatte er alsogleich Bericht zu erstatten.

Das Stadtregiment befand sich ausschließlich in den Händen der Patricier und Hausbesitzer. Man betrachtete die in den Stadtrat Berufenen als Beamte. Sie mußten bei ihrer Wahl den Eid ablegen, der katholischen Religion treu zu bleiben. Seit dem Jahre 1668 war durch kaiserliche Verordnung ein förmliches Avancement bei Besetzung der verschiedenen Stellen eingeführt. Jedes dritte Jahr sollte nach dem Ferdinandeischen Statut unter allen Umständen ein Wechsel stattfinden, indem ein Teil der Mitglieder des inneren Stadtrates gezwungen war, wieder in den äußeren Rat zurückzutreten und anderen Gewählten Platz zu machen. Jetzt wurde bestimmt, daß die Beisitzer des Stadtgerichtes bei Erledigungen innerer Ratsstellen je nach Alter und Amtszeit dahin zu befördern seien.

An Mitglieder dieser Körperschaften, besonders des Stadtrates, wurden auch die wichtigsten Stadtämter vergeben, nicht blos das Amt eines Stadt-

oberkämmerers und Spittelmeisters im Bürgerspital, die verordnungsgemäß durch Mitglieder des inneren Stadtrates zu versehen waren; ein großer Teil der übrigen Stadtämter, wie dasjenige eines Unterkämmerers, Buchhalters, Expeditors, Oberkammeramts-Remanenzers, Grundbuchhändlers, Grundschreibers, Stadtsecretärs rc. waren durch Mitglieder des äußeren Rates besetzt. Bürgermeister und Stadtrichter standen im Range einander gleich; es sind Fälle vorgekommen, wo ein und dieselbe Persönlichkeit zuerst einige Jahre hindurch das eine, dann das andere Amt verwaltete, um dann nach einigen Jahren wieder dem ersteren vorzustehen. Dem Stadtgerichte unterstand die Bürgerschaft in judicieller Beziehung. Auch hier hatten sich wie anderwärts Mißbräuche eingeschlichen, hauptsächlich hervorgerufen durch die langsame Procedur des Gerichtshofes selbst und durch verschiedene Praktiken der Advocaten, welche die Parteien für sich auszupressen suchten. Schon im Jahre 1662 hatte sich die Regierung bemüssigt gesehen, mit einer für das ganze Land giltigen neuen Advocatenordnung hervorzutreten. Nirgends scheint es jedoch den Advocaten leichter gemacht worden zu sein, als beim Stadtgerichte. Im Jahre 1681, 1682, 1688 und 1693 wurden an dasselbe eigene Verordnungen erlassen, um die bei Processen „verübten Aufzüge und Mißbräuche" abzustellen. Der Gerichtshof bestand meist aus ungelehrten Richtern, war daher auch im Gerichtsverfahren besonders seit dem Aufkommen des römischen Rechtes äußerst langsam. So heißt es am 10. Juni 1682 in einem Schreiben der niederösterreichischen Regierung: „Sie haben sich zu erinnern, wasmaßen Regierung über Ihr kais. Majt. ergangene allergnädigste Resolution noch den 15. Aprilis 1681 ihnen anbefohlen, daß sie, wie das in Martio vorher publicierte, die Abkürzung der Gerichtsproceß betreffende Edict auch bei ihnen füglich practiciert werden möchte, überlegen und den Aufsatz bei Regierung fürderlich einreichen sollen. Wann aber solches bis dato noch nicht geschehen und man öfters verspüret, daß die Ungleichheit des Gerichtsstyli dem Lauf der lieben Justiz merkliche Hinderung verursachet", als sollen sie innerhalb 14 Tagen „ihren Aufsatz" unfehlbar einreichen und sich weiter nicht anmahnen lassen. Wiederholt kommen in dieser Zeit Streitigkeiten vor mit der Universität und dem Hofmarschallamte wegen der Verlassenschaften von Bürgern, die zugleich dem Universitätskörper oder den Hofbefreiten zugehörten. Ebenso auch mit den Klostergeistlichen bei Erbschaften nach dem Ableben von Bürgersleuten, die ein oder das andere ihrer Kinder in's Kloster hatten eintreten lassen. Nunmehr suchte sich die Stadt der Entziehung des bürgerlichen, unbeweglichen Besitzes durch die todte Hand zu erwehren. Allein, wie schon erwähnt, meist vergeblich.

Die Verwaltung der Stadt kam dem Bürgermeister und dem Stadtrate zu. Dreimal in der Woche mußten sie im Rathause Sitzungen abhalten. Der Bürgermeister, — seit dem Jahre 1680 war Johann Andreas von Liebenberg mit dieser Würde betraut, — als oberster Beamter der Stadt, hatte die Schlüssel zu den acht Stadtthoren in seiner Verwahrung, ihm stand der

Vorsitz in den Versammlungen des Stadtrates zu. Bürgermeister und Stadtrat hatten die Besteuerung der Bürger vorzunehmen, die städtischen Mauten unter Mitintervention des Staates zu verwalten, die Markttaxen einheben zu lassen und das Marktrichteramt zu versehen. Ihnen fiel die Vertretung der Stadt im Landtage zu, die sie durch den Stadtschreiber besorgen ließen; die Sittenpolizei, der Sicherheitsdienst und die Straßenreinigung standen unter ihrer Aufsicht. Das Löschwesen war dem Bürgermeister und Stadtoberkämmerer, das Sanitätswesen dem Bürgermeister direct unterstellt. Sie hatten die verschiedenen Edicte der Regierung unter Trommelschlag durch Ausrufer dem Volke bekannt zu geben. Von ihren Entschlüssen hiengen die Handwerker in ihren verschiedenen Innungen vielfach ab. Das bürgerliche Grundbuch wurde von ihren Beamten in Evidenz gehalten. Aufnahmen neuer Bürger kamen ihnen zu, wobei sie allerdings nur auf die Unbescholtenheit des Petenten zu sehen hatten. Dagegen waren die städtischen Anstalten, wie das Bürgerspital, Lazaret, die Schule bei St. Stephan, das städtische Zeughaus und der Traidkasten von ihnen abhängig. Die in ihren Versammlungen gefaßten Beschlüsse hatte der Stadtschreiber oder Syndicus primarius, dem zwei Syndici zur Seite standen, in das Abschiedbuch einzutragen, in welchem auch alle Regierungsverordnungen, Verhöre und Bescheide an die Parteien verzeichnet wurden. Der Stadtschreiber war zugleich Regierungsbeamter. Er bezog von der Stadt einen Gehalt von jährlich 1500 Gulden, also mehr als der Bürgermeister selbst, die beiden Syndici aber jeder 52 Gulden.

Das wichtigste Amt, das von einem Mitgliede des inneren Rates bekleidet wurde, war wol dasjenige eines Stadtoberkämmerers. Er war der Finanzminister der Gemeinde. Außer dem Recompens von 300 Gulden, das ihm als Mitglied des inneren Rates zukam, bezog er noch als Oberkämmerer eine Besoldung von 400 Gulden. In seiner Obhut befand sich die Stadtcasse. Alle Einnahmen und Ausgaben hatte er in der „Oberkammeramtsraittung“ zu verrechnen. Seitdem sich unter dem Stadtoberkämmerer Johann Christian Neubauer „bei Züehung gemeiner Stadt-Würtschafts sowol Jahrs- als Universalbillanzen und darzue haubtsächlichen an dem zu Wissen gehabten völligen richtigen Schuldenlast“ in den Oberkammeramtsrechnungen große Unordnungen und Ungehörigkeiten ergeben hatten, und „der Stadtrat solche unwirtschaftliche Unrichtigkeiten und außer Ort stellende Rechnungen weiters continuieren zu lassen nicht gedenket, sondern bei den jährlich im Vorhaben habenden Stadtwirtschaft-Untersuchungen vielmehr dahin bedacht sein will“, eine bessere Ordnung einzuführen, so wurde damals eine neue Instruction für den städtischen Oberkämmerer ausgearbeitet. Diese Instruction wurde im Jahre 1682 bei Gelegenheit der Neubesetzung des Oberkämmereramtes nach dem Rücktritte des bisherigen Oberkämmerers Simon Stephan Schuster*) und der Wahl des Daniel Fokhy durch eine eigene

*) Schuster wurde im Jahre 1683 Stadtrichter.

Commission einer zeitgemäßen Reform unterzogen. Am 16. Januar dieses Jahres wurde der Senior des inneren Stadtrates, Ehrenreich Enspaum, der selbst von 1673 bis 1680 das Amt eines Oberkämmerers verwaltet hatte, dann Nicolaus Hocke, Stadtschreiber seit 1. Juli 1681, und das Mitglied des inneren Rates, Johann Georg von Härditsch, der Röm. kais. Majestät Diener, ersucht, unter Zuziehung des städtischen Buchhalters Mathias Handler (Mitglied des äußeren Stadtrates) sich dieser Arbeit zu unterziehen. Am 22. Januar legten diese Herren die „rennovierte Instruction" dem Stadtrate vor. Derselbe beschloß, sie zu acceptieren und ein „mit gemeiner Stadt kleineren Secretinsiegel" bekräftigtes Exemplar dem Stadtoberkämmerer zuzustellen. Erst nachdem dies geschehen, wurde die Installation des neuen Stadtoberkämmerers vorgenommen. Das Installationsdecret ist vom 31. Januar datiert. Es wird „von Burgermaister und Rat der Stadt Wien dero Mittels Rat Herrn Daniel Fokhy in Freundschaft angefügt: demnach demselben das Oberstadtcammeramt allhier wolmainendt aufgetragen, auch von ihme Herrn acceptiert worden und nun die Notdurft erfordert, daß er gebräuchiger maßen installiert und ihme benebens ein ordentliches Amtsinventarium angehendiget werde. Zu welcher Installation ein Stadtrat der Röm. Kais. Majt. Rat und dieses Mittels Seniorem Herrn Daniel Lazarum Springer, wie auch Herrn Nicolaum Hoche Juris utriusque Doctorem, gemeiner Stadt Syndicum und Stadtschreiber, zu Commissarien in Freundschaft verordnet hat, welche auch mit Zuziehung des Herrn Buchhalters wegen Einhendigung des besagten Amtsinventarii die gehörige Notdurft werden fürzukehren wissen, so man ihme Herrn Fokhy hiemit zur Nachrichtung in Freundschaft erinnern wollen".

Daß die Stadtrechnungen einer genauen Verbuchung bedurften, geht schon daraus hervor, daß selbe ziemlich bedeutende Summen repräsentierten. Nach einem zehn Jahre umfassenden Summarium (von 1677 bis 1686) betrugen die Einnahmen der Stadt in diesem Zeitraume 2,183.793 Gulden, 23 $^{6}/_{8}$ Denare, oder im Mittel jährlich 218.379 Gulden, 2 Schillinge, 14·4 Denare.

Davon waren allein 1,095.352 Gulden, 3 Schillinge, 6 Denare oder im Durchschnitte jährlich 109.535 Gulden, 1 Schilling, 27·6 Denare aus dem Steueramte eingeflossen. Die Maut am Waghaus warf ein Erträgnis ab von 14.029 Gulden im Jahre 1682, das städtische Grundbuch 2750 Gulden, die Burgrechtszinsen 51.006 Gulden, 5 Schillinge, 2 Denare, das Umgeldamt 6611 Gulden, 6 Schillinge, 20 Denare, das Zapfenmaßgefälle 14.435 Gulden, 6 Schillinge, die außerordentlichen Einnahmen 28.104 Gulden, 7 Schillinge, 10 Denare. Diese Einnahmen und andere kleinere, wie das Burgrechtsgefälle, Tröglergefälle, Strafgelder, Branntweinhandelsrecht 2c. reichten jedoch nicht aus und so mußte die Stadt Schulden machen. In den zehn Jahren, von 1677 bis 1686, betrugen die Summen der ausgeliehenen Gelder 306.860 Gulden oder im Jahresmittel 30.686 Gulden, ja es kam vor, daß man rasch Geld brauchte, aber momentan keines in den Cassen sich vorfand, da mußten Capitalien auf

kurze Frist aufgenommen werden, die man noch im selben Jahre wieder bezahlte. Im Jahre 1682 betragen diese ausgeliehenen und wieder bezahlten Gelder die ganz respectable Summe von 50.150 Gulden.

Diesen Einnahmen stehen aber in demselben Zeitraume auch eben so bedeutende Ausgaben gegenüber. Ihre Gesammtsumme beträgt 2,090.561 Gulden, 4 Schillinge, 13 6/8 Denare oder im Jahresmittel 209.056 Gulden, 1 Schilling, 7 3/8 Denare. An Landsteuern mußte die Stadt aus dieser Summe bezahlen 476.766 Gulden, 28 Denare (47.676 Gulden, 4 Schillinge, 26·8 Denare im Durchschnitt per Jahr), an schuldigen Capitalien wurden rückgezahlt 296.974 Gulden, 2 Schillinge, 24 Denare (29.697 Gulden, 3 Schillinge, 14·4 Denare), die Zinsen der entlehnten Capitalien verschlangen 409.809 Gulden, 1 Schilling, 23 Denare (40.980 Gulden, 7 Schillinge, 11·3 Denare) und die Besoldungen der Amtsleute erreichten die Summe von 202.210 Gulden, 7 Schillinge (20.221 Gulden, 21 Denare).

Das Unterkammeramt benötigte im Jahre 1682 auf Straßenreinigung, Bezahlung der Handwerksleute und Taglöhner, die bei den städtischen Arbeiten verwendet wurden, 8691 Gulden. Die Stadtguardia, der von der Stadt die Verpflegung gereicht wurde, kostete jährlich 7200 Gulden, das städtische Zeughaus, für welches man einen eigenen Zeugwart hielt, brauchte für Kriegsrequisiten im Jahre 1682 2470 Gulden, 1 Schilling, 4 Denare. An Schenkungen und Verehrungen wurden in diesem Jahre 3501 Gulden, 6 Schillinge verausgabt. Für den Trunk am St. Thomastage benötigte man „4 Lagl rot und weißen Vernazer, die Lagl per 26 Gulden, dann 2 1/2 Eimer und 4 Maß spanischen Wein, den Eimer per 38 Gulden", „aireneS" Brod aber um 17 Gulden, zusammen 219 Gulden, 6 Schillinge, 12 Denare. Da sich der Rat an den kirchlichen Feierlichkeiten sehr eifrig beteiligte und im Advente auch der „Rorate" in corpore beiwohnte, mußten Windlichter gekauft werden um 86 Gulden. Die ganzen Beleuchtungsauslagen der Gemeinde aber betrugen damals 216 Gulden, 6 Schillinge, 12 Denare.

Auch die Ausrüstung des städtischen Getreidekastens kostete im Jahre 1682 eine nicht unbedeutende Summe. Wegen des „besorgenden Türkenkriegs" wurde Herr Emerich Koßmann, des inneren Rats, dann Simon Darfueß und Georg Schmidt, beide „bürgerliche Bestandwirth" allhier, zum Einkaufe des nötigen Getreides als Commissäre verordnet. Der Stadtoberkämmerer mußte ihnen auf Ratsbefehl 5789 Gulden, 6 Schillinge, 24 Denare zu diesem Zwecke übergeben. Für das im Jahre 1663 den Ständen abgelöste „doppelte Zapfenmaß" mußten im Jahre 1682 bezahlt werden 100.000 Gulden. Die Toleranzgelder, welche die Stadt für die vertriebenen Juden an die Regierung abzuführen hatte, betrugen 14.000 Gulden. Außerordentliche Ausgaben wurden verbucht im Betrage von 3108 Gulden, 1 Schilling, 6 Denare, an Almosen für Arme in 171 Fällen 119 Gulden, 4 Schillinge, 20 Denare.

Dem Stadtoberkämmerer war aber noch ein anderes wichtiges Amt übertragen. Mit dem Bürgermeister im Vereine hatte er die Ordnung bei Feuersbrünsten aufrecht zu halten und die Löscharbeiten zu leiten. Die Feuerlöschanstalten waren damals noch ziemlich primitiver Natur. Die Regierung hatte sich wiederholt die Sache angelegen sein lassen. Schon 1617, dann 1639, 1657, 1666, 1668 waren Feuerlöschordnungen erlassen worden. Die Grundbedingung rascher Hilfe, die möglichst frühzeitige Anzeige der Feuersbrunst, fehlte jedoch. War doch Jeder, bei dem ein Feuer ausbrach, verpflichtet, nicht blos den eigenen Schaden zu tragen, sondern auch noch den Schaden, der Anderen daraus erwachsen war, zu ersetzen, die gesammten Unkosten der Feuerlöschanstalten zu bezahlen. Gerade diese Verordnung bewirkte es, daß man Brände möglichst lange zu verheimlichen bestrebt war, um nicht schließlich auch noch bezahlen zu müssen. Deswegen hat das verheerende Element damals stets so viel Schaden angerichtet. Als am 19. April 1682 das Haus des Grafen Weißenwolf auf dem Mehlmarkte in Folge Unvorsichtigkeit der Leute des spanischen Botschafters, der darinnen wohnte, niederbrannte, da wurde an den Botschafter nur von dem Hauseigentümer eine Forderung in der Höhe von 60.000 Gulden gestellt. Der Thürmer zu St. Stephan hatte den Brand zuerst bemerkt und Sturm geschlagen, die Bürgerschaft lief zusammen, die Trommeln wurden gerührt, die Eckposten bewacht; bald stand die ganze Häuserreihe bis zu den Capuzinern hinauf in Brand. Das Feuer war so stark „daß der Rauch, Dampf, Hitze und Flamme schon über der Stephans-Freiheit zum schwarzen Bären zu gangen ist". Ein schrecklicher Wirrwar entwickelte sich. Der Bürgermeister und Stadtkämmerer zu Pferde, der Rumormeister mit seinen Knechten im Vereine mit dem Stadtcommandanten und anderen beherzten Leuten suchten anzueifern, dem Elemente Einhalt zu tun. Endlich gelang Letzteres mittelst der herbeigeführten großen Feuerspritzen. „Der Rumormeister und die Knechte trieben die Leute par force zum Wassertragen an." Der Brand hatte von 1 bis 6 Uhr Nachmittags gedauert.

Der äußere Stadtrat war in seinen Amtshandlungen dem Bürgermeister und inneren Stadtrate untergeordnet. Er war gewissermaßen der Berater desselben. Er hatte Gutachten abzugeben, bei Verhören, gütlichen Vergleichen, Schätzungen und dergleichen Amtshandlungen zu intervenieren. Als die Regierung mit dem Plane einer Erhöhung bestehender und Einführung neuer Accisen im Landtage hervortrat, wurde der äußere Stadtrat vom Bürgermeister um sein Gutachten in dieser Angelegenheit aufgefordert. Ohne Wissen und Zustimmung des Letzteren durfte er keine Versammlung halten. In seiner Mitte befanden sich, wie erwähnt, zahlreiche Beamte der Stadt, so vor Allem der Stadtunterkämmerer, dem die unmittelbare Beaufsichtigung der communalen Arbeiten zukam. Unter allen Beamten der Gemeinde war wol keiner geplagter als der Rumormeister. Damals bekleidete dieses communale Amt ein gewisser Michael Moz. Mit dreizehn Knechten sollte er bei Tag und bei Nacht die Ruhe und Ordnung in den Straßen

der Stadt aufrecht erhalten, wenn Jemand auf die Schranne auf dem Hohen Markt zu führen war, sollte er dies besorgen, selbst die Aufrechthaltung der Ruhe in den Kirchen war ihm übertragen worden. Allerdings gab es außerdem noch acht Stadtthoraufseher, vier Stundenausrufer, ebensoviele „Bettlgesindaufseher“ und dergleichen Leute, die von der Stadt besoldet wurden. Er aber hatte in dem weiten Gebiete die Straßenpolizei zu üben und dabei manches Mal statt der dreizehn gar nur sieben bis acht Knechte zur Verfügung.

Die Bürgerschaft selbst zerfiel in vier Viertel, das Kärntner-, Wibmer-, Schotten- und Stubenviertel, nach den vier Quartieren der inneren Stadt. Für jedes Viertel war zur Überwachung der Bürgerversammlungen ein Viertelmeister bestellt. Bürger konnte Jeder werden, der vom Stadtrate das Bürgerrecht erhielt und eine Taxe von 2 Gulden, 2 Schillingen, 12 Denaren bezahlte. Die Ausübung gewisser Gewerbe war an die Erwerbung des Bürgerrechtes geknüpft.

An Kirchen und Klöstern hatte die Stadt Überfluß. Es gab damals in der inneren Stadt drei Pfarrkirchen: zu St. Stephan, St. Michael und zu den Schotten. Auch das Bürgerspital hielt zu St. Clara einen eigenen Pfarrer. Außerdem waren noch zwanzig verschiedene Kirchen und Capellen vorhanden, acht Männer- und sieben Frauenklöster in der inneren Stadt und acht Klöster in den Vorstädten. Nichtkatholiken, besonders protestantische Handwerksgesellen, waren in der Stadt nur geduldet. Nur die Niederläger waren bis zu einem gewissen Grade berechtigt, obgleich es nicht an Versuchen fehlte, wenigstens die Witwen und Waisen derselben zum katholischen Glauben zu zwingen. Unter die Zahl der Hofbefreiten oder Bürger wurden Protestanten nicht aufgenommen. Dem katholischen Gottesdienste mußten sie beiwohnen, protestantischen Gottesdienst in der Stadt zu halten, war verboten; wollten sie solchem beiwohnen, mußten sie nach Ödenburg oder in andere ungarische Städte reisen. Nur den Gesandten Dänemarks, Schwedens, Brandenburgs und der Niederlande war es gestattet, für ihre Familienangehörigen in ihren Wohnungen protestantischen Gottesdienst abzuhalten. Als es sich jedoch herausstellte, daß auch Protestanten aus der Stadt, besonders Handwerksgesellen, an demselben Teil nahmen, da wurde dagegen eingeschritten. Passer erzählt einen Fall aus dem Jahre 1682, wo eine Kaufmannsfrau wegen Teilnahme am calvinischen Gottesdienste beim niederländischen Gesandten mit 100 Reichsthalern abgestraft wurde. Am 26. Januar hatte die Regierung an den Stadtrat eine Verordnung erlassen, worin demselben anbefohlen wird, bei Zechen und Zünften, die derselbe deswegen ex offo vorzufordern habe, die alsobaldige, ungesäumte Verordnung zu tun, daß sie ihren Gesellen und Handwerksburschen die Teilnahme am protestantischen Gottesdienste strengstens untersagen, da im Widrigen auf ferneres Betreten selbe durch den Rumormeister alsogleich in Arrest geführt, „und an ihnen ein exemplarische Demonstration und Bestrafung unverschont fürgenomben werden solle“. Die Juden waren gänzlich vertrieben worden. Der gelbe Ring auf der linken Brustseite des Oberkleides war einige

Zeit verschwunden. Übrigens beklagt sich die Gemeinde schon kurze Zeit nach der Vertreibung der Juden, daß sie sich wieder in der Stadt ihrer Geschäfte halber herumtreiben. Die beständige Finanzcalamität der Regierung machte es derselben unmöglich, auf deren gänzliche Abwesenheit zu verzichten. Mit ihrer Zustimmung sollen sich schon im Jahre 1674 wieder Juden in der Stadt angesiedelt haben. Im Jahre 1699 wurde den beiden Hofjuden Oppenheimer und Wertheimer gestattet, eine Factorei in Wien zu gründen, nachdem der Erstere 1685, der Letztere 1695 für ihre Person als Hofjuden das Recht des Aufenthaltes in Wien erhalten und der Jurisdiction des Hofmarschallamtes unterstellt worden waren.

Unter den katholischen Geistlichen waren die Jesuiten durch ihre Stellung bei Hofe, durch die Gewalt, mit der sie auf die Schaulust des Volkes einzuwirken verstanden, tonangebend geworden. Sie waren die Begründer der marianischen Congregationen, denen bald zahlreiche andere geistliche Bruderschaften folgten. An manchen Kirchen gab es bis zu sechs solcher Bruderschaften. Die Mitglieder derselben verpflichteten sich, bei gewissen gottesdienstlichen Handlungen in der Kirche zu erscheinen; besonders die jüngeren wurden auch in der Christenlehre unterrichtet. So waren diese Bruderschaften für einen nicht unbedeutenden Teil der Bevölkerung die einzigen Unterrichtsanstalten. Das, was wir öffentliche Volksschulen nennen, gab es ja in jener Zeit noch nicht. Die Gemeinde bezahlte nur den Schulmeister zu St. Stephan. Er bezog jährlich 300 Gulden. Alle anderen niederen Schulen waren Kloster- oder Privatschulen. Aber weder die Jesuiten, noch die Universität kümmerten sich um diese. Seit 1623 war dieser Orden der Hochschule incorporiert worden. Wie groß die Frequenz der Letzteren gewesen, läßt sich natürlich nur annähernd bestimmen. Im Jahre 1683 wurden 136 Studenten immatriculiert, darunter 25 Niederösterreicher. Die Verbindung mit dem Jesuitenorden scheint nicht besonders günstig in dieser Beziehung eingewirkt zu haben. Auch verschiedene Lateinschulen wurden von Letzterem geleitet. Die von der niederösterreichischen Landschaft erhaltene Schule wurde von ihm mit Lehrern versehen. Sie befand sich seit 1652 im Dominikanerkloster (jetzt Postgasse 2). Welcher Art die Erfolge der im Jahre 1656 nach Wien gekommenen Patres piarum scholarum waren, ist unbekannt. Die Erziehung der adeligen Jugend wurde vielfach noch an ausländischen Bildungsanstalten gesucht, trotz verschiedener dagegen erlassener Verordnungen. Im Jahre 1682 faßten daher die drei oberen Stände den Beschluß, eine Landschaftsakademie zur standesgemäßen Heranbildung der adeligen Jugend in Wien zu gründen. Auch ein Gebäude in der Roßau wurde bereits zu diesem Zwecke in's Auge gefaßt.

Die verschiedenen wissenschaftlichen Sammlungen des Hofes waren dem größeren Publicum nicht zugänglich. Von öffentlichen Bibliotheken gab es nur die Windhagische. Unter den Wissenschaften wurde hauptsächlich die Theologie gepflegt. Nur die Kanzelberedsamkeit jedoch hat bedeutende Namen aufzuweisen.

Der berühmteste Prediger jener Zeiten war wol Abraham a Sancta Clara. In seinem Tone predigten aber auch Andere. So wünschte P. Donat in seiner Neujahrspredigt am 1. Januar 1682 in der Schottenkirche den Geistlichen den jähen Tod, respective, daß sie der Welt recht abstürben; den Räten das Zipperlein an den Händen, daß sie keine Geschenke annehmen und das Recht verkaufen können; den Ehemännern, daß sie taub, den Eheweibern, daß sie blind wären, damit jene nicht Alles glauben, was sie hören und diese nicht Alles sehen möchten; den Witwen und Jungfrauen das Podagra, daß sie fein still bei ihrer Arbeit zu Hause sitzen bleiben und nicht in allen Gassen herumlaufen möchten. Die Rechtswissenschaft befand sich sehr im Niedergange. Vor Allem war daran jener Zwiespalt Ursache, der seit dem Eindringen des römischen Rechtes zwischen diesem und dem heimischen Rechte bestand und so viele Verwirrung anrichtete. Ebenso unbedeutend waren die Leistungen in anderen Wissenszweigen. Die Spuren des furchtbaren dreißigjährigen Krieges waren eben auch in Wien noch überall zu sehen. Persönlichkeiten, wie Peter Lambeck, seit 1662 Historiograph des Kaisers und Vicedirector der Hofbibliothek, gestorben 1680, und Paul de Sorbait zählen zu den hervorragendsten Leuchten der Wissenschaft. Der Letztere, einer der berühmtesten Ärzte seiner Zeit, suchte das Auftreten der Pest im Jahre 1679 in ursächlichen Zusammenhang zu bringen mit verschiedenen bösen Himmelszeichen, die sich gezeigt hatten. Noch suchte man den Stein der Weisen vergeblich, noch trieben sich verschiedene Schwindler herum, die die Kunst erfunden hatten, Gold zu machen.

Ebenso schlimm stand es mit den schönen Künsten. Nur die italienische Opernmusik erfreute sich größerer Pflege. Der Kaiser selbst versuchte sich in eigenen Compositionen. Theatralische Vorstellungen waren bei Hof keine Seltenheit. Hatte doch der Kaiser zu diesem Zwecke sogar ein eigenes Comödienhaus in der Nähe der Burg an der Courtine zwischen der Kärntner- und Burgbastei aus Holz aufrichten lassen. Theatervorstellungen für das Volk wurden von herumziehenden Comödianten in passageren Bretterbuden abgehalten. Meist scheinen solche Buden auf dem Judenplatze errichtet worden zu sein. Die Architektur und Bildhauerkunst waren gänzlich im Jesuitenstile befangen. Unter den Bildhauern wird Mathias Rauchmüller genannt, von dem der erste Entwurf zur Dreifaltigkeitssäule am Graben herstammte.

An Humanitätsanstalten befanden sich damals in der Stadt das Bürgerspital und außerhalb derselben das Lazaret. Das Bürgerspital war in den Händen eines vom Stadtrate bestellten Spittelmeisters und der verschiedenen Superintendenten. Im Jahre 1666 war dem Spittelmeister, da sich bei Verwaltung des Spitales verschiedene Mißbräuche eingeschlichen hatten, eine neue Instruction erteilt worden. Dieselbe wurde im Jahre 1681 erneuert. Nach dieser Instruction steht die ganze Verwaltung dem Spittelmeister zu. Er hat den Doctor, Geistlichen und Siechenvater zu überwachen, sich von der Güte der Kost zu überzeugen, welche den im Hause

untergebrachten armen Bürgern gereicht wurde, den nötigen Vorrat an Lebensmitteln herbeizuschaffen, das Gebäude im Stand zu erhalten, die Feuerstätten vor Feuersgefahr zu sichern, das Schließen des Thores am Schweinmarkt (heute Lobkowitzplatz) und in der Kärntnerstraße im Sommer um 9, im Winter um 8 Uhr Abends anzuordnen. Das Spital besitzt Felder, Wiesen, Weingärten und Wälder. Es steht dem Spittelmeister bei Bewirtschaftung derselben die Oberaufsicht zu. Den Schnitt des Getreides hat er durch die Spitalsuntertanen gegen Bezahlung nach dem Mandl vornehmen zu lassen. Das Einführen des Getreides besorgt der Geschirrmaier vermittelst der Spitalszüge. Die Drescher werden mit Vorwissen der Herren Superintendenten vom Spittelmeister aufgenommen. Ihre Bezahlung erfolgt in Geld oder Getreide. Das ausgedroschene Getreide übernimmt der Stadelmaier in dem Spitalstadel. Kastner und Pfister haben die Abgabe des Getreides in die Mühle und das Backen des Brodes in der Pfisterei zu überwachen. Der Kastner hat auch das Futter für die Rosse nach des Spittelmeisters schriftlichem Befehl herauszugeben. Die Weingärten des Spitals besorgen die beiden ständigen Weingartenknechte und aufgenommene „Weinzierl". Ihm sind die Ersteren verantwortlich bei Beschaffung der nötigen Arbeiter, von „Weinsteckhen, Bandtstroh" und dergleichen, „wie er dann auch beforderist dahin zu sehen, das jeder Weingarten, wann anderst das Holz guet ist, alle drei Jahr wohl abgegruebt werde". Die nötigen Fässer hat der Hofbinder beizustellen. Den Maisch übernimmt der Geschirrmaier. Das Weinpressen und die Kellerwirtschaft steht unter der Obhut des Oberkellners. Die Visitation des Mostes, den Verkauf des Weines „im Leygeb" hat der Spittelmeister mit Vorwissen der Superintendenten zu veranlassen.

Der Geschirrmaier, dem auch die Besorgung der Rosse des Spitales zukommt, hat die Spitalswiesen abmähen, „Heu und Gramet" einführen zu lassen. Über die Spitalswälder sind zwei Förster bestellt, einer zu „Haidterstorff", der andere zu „Kalchspurg". Die Auen jedoch besorgt der „kaiserliche Jäger im Stattguett". Auch hier hat der Spittelmeister die Oberaufsicht zu führen und zu sehen, daß das nötige Holz eingeliefert werde.

Das Spital besitzt seine eigene Brauerei. Es war lange Zeit die einzige in Wien. Der Bierschreiber, dem die Besorgung derselben unter Überwachung des Spittelmeisters obliegt, reicht seine Rechnungen unmittelbar der städtischen Buchhaltung ein.

Die Hausapotheke besorgt der von der Gemeinde bestellte Provisor. Der Spittelmeister hat sich zu überzeugen, ob den armen Leuten jederzeit die Arzneien gereicht werden.

Das Spital bezieht Zehenten an Wein und Getreide, genießt einen Anteil von den Einnahmen des städtischen Grundbuches, an Robotgeldern von jedem seiner Untertanen für ein Bauernhaus jährlich 6 Gulden, von einem Hauerhause aber 3 Gulden. Außerdem besitzt es Zinshäuser in der Vorstadt. Im Schöff

(Mariahilf) allein fünf Häuser, unter welchen zwei Wirtshäuser*). Zur Besorgung dieser Einkünfte ist ebenfalls ein eigener Beamter, der „Remanenzer", dem Spittelmeister untergeordnet. „Die Spitals zwo Sammelpüxen, welche täglich in der Stadt herumgetragen werden, hat der Remanenzer alle Samstag, und die Lazaretpixen, wie auch die (Sammel-) Stöckh vor dem Spital und in der Kirchen (zu St. Clara) quatemberlich auszuzählen. Von welchen der Herr Spittlmeister das darin einkommende Geld zu empfangen und darüber zu Ausgang des Jahres eine gefertigte Specification von ihm zu nehmen hat." Von der Regierung erhält das Spital jährlich eine Schiffsladung Salz unentgeltlich. Auch dies hat der Spittelmeister in Empfang zu nehmen. Seine Frau aber ist verpflichtet, ihn in der Beaufsichtigung der Küche und der Pfründnerinnen zu unterstützen. Dafür erhält er sammt Familie: Wohnung, Kost und Unterhalt, 350 Gulden Gehalt und 40 Gulden jährlich für seine Frau. Womit er sich begnügen lassen muß, „und weiter des armen Hauses Mittel nicht in sein eigenen Nutz verwenden, weniger wie etwa vor diesem beschehen eigenes Vieh beim Armenhaus ziehen oder sein Wein, Treidt und anders dergleichen allda niederlegen solle".

Das hinter der Alservorstadt gelegene Lazaret stand ebenfalls unter dem Einflusse der Gemeinde. Sie besoldete den magister sanitatis daselbst, den Dr. Hubert van der Hayden, mit jährlichen 200 Gulden. Auch für die innere Stadt war ein magister sanitatis in der Person des Dr. Johann Gabriel Gallermayer mit dem Gehalte jährlicher 150 Gulden bestellt. So groß und bedeutend aber die beiden Anstalten zur Pflege armer kranker Personen auch waren, für das wirkliche Bedürfnis reichten sie nicht aus, obgleich im Bürgerspitale allein an 800 arme Personen Unterkunft fanden. Es mußte daher der Woltätigkeitssinn Privater eingreifen. So bestand in der Leopoldstadt, wie bereits erwähnt, das Spital der Barmherzigen Brüder, so widmete der frühere Leibarzt des Kaisers, Dr. Franz Billot, aus Pont de Mousson, der noch bei Lebzeiten, unterstützt von einigen gleichgesinnten Collegen in Wien, arme Leute unentgeltlich in seiner Wohnung behandelt und ihnen Arzneien gereicht hatte, durch Testament im Jahre 1677 sein gesammtes Vermögen der Armenkrankenpflege. Seit dem Jahre 1682 befand sich dieses Ambulatorium im eigenen Hause in der Singerstraße (jetzt ein Teil des Hauses Nr. 17).

All' dies scheint jedoch noch immer nicht genügt zu haben. Die Armut war bei einem nicht unbedeutenden Teile der Bevölkerung sehr groß, die zahlreichen Bettler eine wahre Plage für den Hof sowol, wie für die Bürgerschaft. Die Apotheker waren, obgleich sie das ausschließliche Recht des Verkaufes von Arzneien besaßen, an keine Taxe gebunden. Besonders aber die „Bader" wollten

*) Diese fünf Häuser scheinen ein Sammelpunkt für allerhand liederliche Dirnen gewesen zu sein. Wenigstens wird von Seite der Regierung unterm 7. December 1682 dem Stadtrate aufgetragen, die in diesen Häusern, besonders in den beiden Wirtshäusern sich herumtreibenden Spielleute und Dirnen abzuschaffen und solche „scandalose Exceß" für die Zukunft zu verhindern.

nur dort helfen, wo sie auf Bezahlung rechnen konnten, in Folge dessen viele arme Leute verderben und sterben mußten. So sah sich die Regierung am 12. Juli 1681 veranlaßt, dem Stadtrate zu befehlen, daß er den Badern unter Strafe auftrage, jedem Verunglückten Hilfe zu leisten, ohne erst zu fragen, ob er bezahlen könne oder nicht. Einen tiefen Einblick in die bedauernswerten Verhältnisse, unter denen gewisse Kreise der Bevölkerung seufzten, gestattet ein Regierungserlaß vom 15. September 1682, in welchem es heißt: „Es seie vorkohmen, wasmaßen einem gewissen armen Weib in der Leopoldstadt dieser Tagen ihr Kind gestorben, welches sie nach der Verscheidung todter auf die Gassen gelegt und zu der Begräbnus ein Almosen gesammelt haben solle.“ Es wird daher „denen von Wien“ aufgetragen, die gehörige Verfügung zu veranlassen, „damit derlei Gefährlichkeiten hinfüro unterlassen und die Übertreter zur gebührenden Bestrafung gezogen werden“.

Trotzdem, daß die Sorge vor Feindesgefahr Wien zu einer Festung umgestaltet hatte, war ihm die von Natur aus zukommende Stellung als Handels- und Industrieplatz auch in diesem Zeitraume nicht völlig abhanden gekommen. Allein der Großhandel befand sich meist in den Händen von Ausländern, den sogenannten Niederlagsverwandten. Sie bildeten eine eigene Corporation, mit dem Rechte eigener Statuten versehen. Da sie jedoch vielfach den Tuchverkäufern und bürgerlichen Händlern, die den Detailverkauf besorgten, Eingriffe verursachten, wurde im Jahre 1669 in dem zwischen ihnen und dem Tuchlauben-Collegium deswegen ausgebrochenen Streite dahin entschieden, daß sie von deutschen Tüchern nicht weniger als 12 Stück, von niederländischen 6 Stück, von Sammt und dergleichen aber mindestens 1 Stück, von englischem Tuche ½ Stück, von Beuteltuch 6 Stück auf einmal an eine Kundschaft verkaufen dürften. Ebenso wurde dann im Jahre 1671 mit den bürgerlichen Handelsleuten ein Vergleich abgeschlossen, dahingehend, daß ihnen auch bezüglich der anderen Waaren, nur größere Partien abzugeben, zustehen solle: von Seidenbrocat 36 Ellen, von Meerpfefferrohren mindestens 1 Dutzend, von Zucker 100 Pfund, von Holländer Käse 1 Centner, Parmesankäse 1 Laib, von Badeschwämmen 50 Stück, von Austern 1 „Lagl“, von Draht 2 Centner, von Rolltabak mindestens 150 Pfund, von Tabak aber 1 Kiste*), von Papier nur Ballen, die mindestens 1 Riß enthalten und dergleichen mehr.

Um den einheimischen Handel und die Industrie zu heben, hatte der Kaiser unterm 20. September 1674 die Einfuhr sämmtlicher französischen

*) Seit dem 6. Juni 1678 war dem Grafen Königsegg das Tabak-Appalto verliehen worden. Nur er hatte das Recht, die im Lande gebauten Tabakblätter um „billigen“ Preis einzukaufen und wieder zu verkaufen. Auch das Recht, „Pfeiffen“ verkaufen zu lassen, besaß nur er. Da diese Verordnung vielfach übertreten wurde, verlieh ihm die Regierung am 13. August 1682 ein neues Schutzpatent und erneuerte dasselbe im Jahre 1691 noch auf weitere zehn Jahre.

Waaren verboten, „da sie mehr zum Überfluß und Hoffart als zur Notdurft dienen". Nur die im römischen Reiche, in Italien, Holland und der Schweiz verfertigten Brocatzeuge, Bänder und Luxusartikel werden zugelassen. Schon im Jahre 1666 war der Nationalökonom, Dr. Johann Joachim Becher, aus München nach Wien berufen worden, um an dem damals in's Leben getretenen Handelscollegium Teil zu nehmen, dessen Vorsitzender der Hofkammer-Präsident Graf Sinzendorf war. Aber sowol die mit der Gründung der occidentalischen wie mit der orientalischen Handelscompagnie unternommenen Versuche, dem österreichischen Handel mehr Schwung zu geben, mißlangen. Als Curiosum sei erwähnt, daß im Jahre 1681 der Gebrauch des Roitscherwassers in Wien aufkam und sowol dem Besitzer von Roitsch, Baron Curti, als auch dem Peter von Hame „als Erfindern und Angebern" dieses die Gesundheit fördernden Säuerlings, ein nicht unbedeutendes Erträgnis abwarf, da sich das Wasser bald großer Beliebtheit erfreute. Das Roitscherwasser wurde in Zwei-Maßflaschen um den Preis von 36 Kreuzern per Flasche verkauft. Hame starb bald und seine Erben übertrugen im Jahre 1682 das Recht, dieses Wasser in den Handel zu bringen, unter Zustimmung der Regierung dem Ambrosius Frank, Bürger und Gastwirt in Wien.

Auch die Neueinführung gewisser Industriezweige wurde in dieser Zeit versucht. So wurde am 27. Januar 1681 dem niederösterreichischen Regierungsrat und Landrat in Österreich ob der Enns, Simon Adrian von Lantzenberg, ein Monopol erteilt „wegen Aufrichtung gewisser Fabriken zur Verfertigung der planierten Karten auf französische Art". Um diesen Fabricationszweig, welcher bei der damals grassierenden Spielwut nicht ganz unwichtig war, lebensfähig zu gestalten, wurden nicht blos die aus Frankreich bisher importierten Karten, sondern auch diejenigen aus dem römischen Reiche verboten. Im selben Jahre, am 28. Juli, erhielten Jacob Santi, Claudius Carli und Philipp Waldner ein Privilegium auf Erzeugung von „Crepin- oder Teutsche Handarbeit" für die Dauer von zehn Jahren. In dem Privilegium wird ausdrücklich hervorgehoben, daß die Petenten deutsche Landeskinder seien, daß sie in Frankreich und anderwärts die Kunst erlernt und „von allerhand Galanterien, als Casaken, Schabraken, Schärpfen, Agrementen, Points d'Espagne, Galanterien auf Wehrgehäng und Handschuhe, unterschiedliche Spitzen, Brämb von Gold, Silber und Seiden, Crepin auf Böttkranz, Kobelwägen, Tragsänften arbeiten können". Es wird den Genannten jedoch zur Pflicht gemacht, auf „solche Kunst" das „Bürgerrecht anzunehmen".

Wir haben es also in letzterem Falle mit einer mehr gewerbsmäßigen Erzeugung von Crepinwaaren, denn mit eigentlicher Industrie zu tun. Die Gewerbe aber befanden sich ausschließlich in den Händen der Bürger. Nur die „Hofbefreiten", das heißt jene Geschäftsleute, welche für die Bedürfnisse des Hofes zu sorgen hatten, bildeten eine Ausnahme; sie brauchten das Bürgerrecht

nicht. Im Jahre 1660 hatte Kaiser Leopold I. die Zahl der Hofbefreiten restringiert. Es wurde zugleich angeordnet, daß Bürger und Hofbefreiter zugleich Niemand sein dürfe. Die Hofbefreiten müssen dem Hofe folgen, wo immer sich derselbe hinbegeben wird, sonst wird ihnen das Gewerbe gesperrt. Nur den Kammermalern, Goldschmieden, Leibbarbieren, Hofzuschrotern, Hofschmieden, Büchsenspannern wird, so lange sie in wirklichen Diensten stehen, gestattet, ihr Gewerbe in öffentlichen Gewölben auszuüben. Unterm 6. Mai 1661 war der Stadtrat sogar aufgefordert worden, Alle, die ohne kaiserliche Erlaubnis sich als Hofbefreite geberden, alsogleich abzuschaffen. Für die Bürger aber bestanden die verschiedenen Zünfte und Zechen. Im Allgemeinen war noch immer die Handwerksordnung vom Jahre 1527 in Kraft. Die im Jahre 1672 erneuerte Müllerordnung bestimmt, daß diese Zunft in sechs Zechen zerfalle mit sechs verschiedenen Zechmeistern. Die inneren Angelegenheiten der Zunft ordnet sie selbst. Am Frohnleichnamstage haben sich sämmtliche Zünfte an der Procession zu St. Stephan zu beteiligen. Alle Quatember wenigstens veranstaltet die Zunft einen Gottesdienst. Zu diesem Zwecke besteht die Zunftlade, aus der sowol die kirchliche Feier, wie der Trunk, der nach derselben die Meister vereint, bezahlt werden. Will Einer Meister werden, hat er sich einer Prüfung durch die Zeche oder die gesammte Zunft zu unterwerfen, ein Meisterstück zu verfertigen, eine gewisse Summe in die Lade zu erlegen, sich dem Bürgermeister vorzustellen, ihm den Eid abzulegen und sich zu verpflichten, das Bürgerrecht zu erwerben. Die oberste Gewerbebehörde war der Stadtrat, von ihm waren sämmtliche Zünfte, besonders in Personalien, abhängig.

Da die Bürgerschaft bei Verteidigung der Stadt und bei Feuersbrünsten auszurücken hatte, wurde sie nach den Quartieren in acht Compagnien geteilt. Vier alte und ebensoviele neue. Die Zahl der Bürger hatte sich nämlich, wie es scheint, vermehrt. Jährlich wurde eine gewisse Anzahl neuer Bürger aufgenommen. In dem zehnjährigen Zeitraume von 1677 bis 1686 beträgt die Gesammtzahl der neu aufgenommenen Bürger 1626, wovon nur sehr wenige vom Stadtrate gewissermaßen als Auszeichnung unentgeltlich aufgenommen worden waren. Im Ganzen kaum 25 bis 26. Auf die einzelnen Jahre verteilen sich die Zahlen der neu aufgenommenen Bürger sehr ungleichmäßig. Am geringsten war dieselbe im Unglücksjahre 1679, nämlich 106 (davon entfielen auf die Monate Juli und August, in welchen die Pest am ärgsten wütete, je drei). Zum Vergleiche möge folgende Übersichtstabelle dienen:

	1677	1678	1679	1680	1681	1682	1683	1684	1685	1686	Zusammen
Zahl der neu aufgenommenen Bürger	147	111	106	199	237	152	117	178	232	147	1626

Die in diesem Zeitraume in Wien ansässige Bürgerschaft wird diese Gesammtzahl kaum jemals in einem einzelnen Jahre um Vieles überschritten haben, denn die Bürgerrechtsverleihungen erhielten sich innerhalb beschränkter Grenzen. Die einzelnen Zünfte suchten die Neuaufnahme von Zunftgenossen, also Bürgern, möglichst einzudämmen, um sich die lästige Concurrenz vom Halse zu halten. Trotzdem, oder vielleicht gerade deswegen, waren die Gewerbe im Verfalle. Besonders beklagen sich die Schuster. In einer Eingabe vom Jahre 1681 an den Stadtrat erwähnen dieselben, daß, trotzdem alles Andere mittlerweile viel teuerer geworden, sie gezwungen seien, das Paar Schuhe von feinem Juchten, „wie es die Lakaien, Handwerksleute, Hauer und Bauern" tragen, um 1 Gulden 30 Kreuzer zu verkaufen. Ein Preis, der seit dreißig Jahren üblich. „Ja wir heten uns schmerzlichen zu beklagen, wie daß die Modien und Sorten der Schuech so hoch gestiegen, als niemahlen erhört worden. Dann wie die Kleidung also auch die Schuech sein muessen. Also auch bei denen adelichen und unadelichen Weibspersonen durchgehendt, daß manichsmal ein Schuester von zehn bis fünfzehnerlei Farben einem solchen Weibsbild vorweiset, dannoch keine dem Kopf oder Humor nach Recht ist. Ja wann auch manichsmal ein Schuester so viel Farben als der firnembste Mahler in seiner Mahlerstuben in seinem Schuesterladen hätte, dannoch kein dergleichen gefärbtes Leder tauglich zu sein vermeinen. Nicht weniger die Dienstmenscher. Wie die Frau also auch die Dienstdiern beschaffen in der Arbeit, nicht ein Haar weniger dann die Frau, mit Vermelden ihr Geld seie so guet als ihrer Frauen Geld. Daraus dann klärlich abzunehmen mit was für Unkosten mir auf das gefärbte Leder legen und geben miessen, wo vorhero dieses alles ist underwögen geblieben. Nicht weniger auch mit dem Gesinde, allwo vor diesem ein Schuechknecht die Wochen hindurch von 9, 10 und mehr Paar Schuech gemacht, jetzund aber uns mit 4, 5 und maisten 6 Paar, aus Ursach der neu Französischen Modien und närrischen Erfindungen mießen beschlagen lassen, welches dann alles zu unserem Unheil und Verderben gereichet." Wenn dann auch nur die Kundschaften zahlen wollten. Bei Cavalieren und hochadeligen Personen ist dies am schwersten zu erreichen. Sie nehmen die Waare auf „Auszigl" und wenn's zur Bezahlung kommt, erhält der Schuster entweder nur einen Teil oder „zu Zeiten wohl auch gar nichts". Daneben sind die Klagen über Gewerbsstörer und die Concurrenz der Hofbefreiten bei allen Gewerben geradezu endlos. Diese Concurrenz suchen sich die einzelnen Gewerbe auch von Seite der verwandten Zünfte vom Leibe zu halten. So war im Jahre 1682 ein Streit ausgebrochen zwischen den Maurermeistern und Stuccaturarbeitern. Die Ersteren hatten bei den Bauten die Stuccaturarbeiten, statt sie den Meistern dieses Handwerkes zu übergeben, durch Gesellen ausführen lassen. Der Stadtrat entschied am 27. Februar 1683 zu Gunsten der Stuccaturarbeiter. Auch die Sattler fochten in diesem Jahre einen Streit mit den Riemern glücklich aus, so daß die Letzteren durch Verordnung vom 11. Februar gezwungen wurden,

ihnen die „Strupfen, Rinken und Bindriemen" billiger als den gewöhnlichen Kunden abzugeben.

In anderen Gewerben scheint mehr Selbstgefühl gewaltet zu haben. So haben sich im Jahre 1682 die „Seifensieder und Kerzenzieher Gesellen" mit Zustimmung der Zeche Wiener-Neustadt, zu der die Wiener Seifensieder gehörten, und des Wiener Stadtrates, zur Aufrichtung einer eigenen Gesellenherberge entschlossen, damit die fremden nach Wien kommenden Gesellen „dadurch abgehalten würden, dem ganzen löblichen Handwerk zu Schimpf und Nachteil herum zu vagieren und manchesmal gar bettlen und hausieren zu gehen" *).

Das Verdienen der um Taglohn arbeitenden Classen der Bevölkerung suchte die Regierung durch vielfache Satzungen zu bestimmen. Vom Jahre 1661 bis 1680 finden sich deswegen allein sieben verschiedene Verordnungen. Die letzte vom 11. April 1680 blieb im Ganzen aufrecht bis zum Jahre 1685. Sie bestimmt die Arbeitszeit bei den Bauten im Sommer von 4 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends, im Winter von Anbruch des Tages bis Anbruch der Nacht. Unterbrochen wird dieselbe durch Feierstunden, im Sommer drei, im Herbst und Frühjahr zwei und im Winter eine Stunde täglich. Außer dem Meistergroschen erhält ein Polier täglich 20 Kreuzer, ein Maurer oder Zimmergesell 18 Kreuzer, ein Mörtelführer 13 Kreuzer, ein Ziegeldecker 33 Kreuzer, ein gewöhnlicher Tagwerker aber 12 Kreuzer. Auf dem Lande durchgehends um 2 Kreuzer weniger. Sollten sich die Arbeiter weigern, um diesen Preis zu arbeiten, so hat der Rumormeister den Arbeitgebern beizustehen.

Neben dem Gewerbe warf auch der Weinbau den Bürgern ein nicht unbeträchtliches Einkommen ab. Ja, es bildete derselbe eine der wichtigsten Einnahmsquellen der Stadt. Sagt doch schon Wolfgang Schmelzl in seinem oben citierten Lobspruche: „Die Burger gmainiklich Man und Fraw — Sich neren von dem Weingart-Paw", und ein Witzwort des 17. Jahrhundertes behauptete, die Wiener hätten zu wenig Geld, aber zu viel Wein. Der größte Teil des Gebietes der heutigen Vorstädte war dem Weinbaue gewidmet, die Weine von Gumpendorf, Penzing, Meidling, Hundsthurm, Nikolsdorf, Simmering und Erdberg wurden zu den mittleren Weinsorten des Landes gerechnet. Adelige, Klöster und

*) Es ist wol nur ein Zufall, aber immerhin für die Frage, woher der Zuzug nach Wien in jener Zeit hauptsächlich stammte, nicht ohne Interesse, die Abstammung der auf diesem Schriftstücke unterzeichneten vierzehn Seifensiedergesellen Wiens in's Auge zu fassen. Aus Sachsen und aus Meißen ist je einer, aus Österreich ob der Enns, aus Mähren und Schlesien je zwei und aus Böhmen sechs. Es scheint ein ähnliches Verhältnis wol nur in gewissen Gewerben bestanden zu haben. Bei der Mehrzahl derselben war der Zuzug aus rein deutschen Gegenden ein ungleich stärkerer. So finden sich im Jahre 1683 in einem Namensverzeichnisse der ledigen Fleischhauer- und Brauerknechte unter 234 Namen nur 15 überhaupt nichtdeutschen Ursprunges. Unter den hofbefreiten Gewerbsleuten aus demselben Jahre bei einer Gesammtzahl der Verzeichneten von 110, 60 deutsche Namen, unter den 50 nichtdeutschen jedoch 34 romanischen Ursprunges.

Bürger besaßen Weingärten, selbst die Commune war Besitzerin von 6/4 Weingärten am Bisamberg.

Daß der Weinbau nicht zu sehr überhand nehme, dafür sorgte das Generalpatent Maximilian's II. vom Jahre 1565 und die Verordnung Leopold's I. vom Jahre 1679. Darnach war es verboten, neue Weingärten auf solchen Gründen anzulegen, die zum Anbaue von Feldfrüchten sich eigneten. Trotzdem häuften sich die Klagen der weinbautreibenden Bürgerschaft wegen des geringen Erträgnisses ihrer Weingärten. Daran waren verschiedene Dinge schuld. Einmal, daß die zahlreichen Hofbediensteten, die Beamten, Zimmer- und Zeugwarte, Hatschiere, Trabanten, Jäger, Lakaien, dann die Stadtquardi-Soldaten, die Hausmeister und Diener in den befreiten geistlichen und weltlichen Häusern, die Cantzleiverwandten, Thürhüter, Profosen, Baumeister, wälschen Krämer, Ziegelschaffer (Poliere), Köche, Bader ꝛc. vielfach unbefugt den Weinausschank betrieben, dann die immer mehr um sich greifende Beliebtheit ausländischer, ungarischer und süßer spanischer Weine und endlich der stets stärker werdende Bierconsum.

Jeder Bürger hatte das Recht, nach bezahltem Zapfenmaßgefälle Wein auszuschänken. An Taz bezog die Stadt im Jahre 1682: 14.435 Gulden 6 Schillinge, 1683: 10.869 Gulden und 1684: 14.006 Gulden 8 Denare. Im Jahre 1667 hatte die Regierung auf die Beschwerde des Stadtrates hin alles unbefugte Ausschänken oder Leutgeben von Wein, Bier, Meth und Branntwein in Wien verboten. Der Rumormeister hat darüber zu wachen, daß diesem Gebote nachgekommen werde. Dem Übertreter desselben soll das Getränke confisciert werden zu Gunsten der Armenhäuser und Spitäler. Allein schon am 8. März 1681 beklagt sich die Bürgerschaft über die Nichteinhaltung dieses Mandates bei den drei oberen Ständen des versammelten Landtages: „Wir haben zwar Euer Gnaden den sehr betrübten und elenden Stand der allhiesigen Bürgerschaft mit Beibringung, warumben dieselbe sowol an dem Vermögen als Mannschaft merklich zu Grund gehe, noch in verwichenen Jahren ausführlich hinterbracht, daß solcher Untergang einzig und allein durch der Hartschieren, Trabanten, Soldaten, Hausmeister in denen befreiten Häusern, Klöstern, welche zu ein und zwei, will nit sagen zu halb Eimern ohne Reichung Taz und Umgeld zum höchsten Schaden der obangezogenen, beängstigten Wienerischen Burgerschaft ohne Scheu abziehen lassen, nicht weniger fast aller anderer Hofbedienten durchgehends anmassenden und der Burgerschaft höchst verderblichen Winkelleutgebens" verursacht werde.

Auch die immer stärker werdende Einfuhr fremder, besonders ungarischer Weine wurde beklagt, während die Versuche, die gemacht worden, österreichische Weine besonders in's Reich auszuführen, mißglückt waren. „Obwohlen der liebe Weinstock," heißt es in dem Votum des vierten Standes am Landtage des Jahres 1682, „allein übrig und der gütige Gott das Land eine Zeit hero mit dem Wein gesegnet, so wird jedoch dessen Ausfuhr, weillen die Menge den

Unwert verursachet, eine zimbliche Zeit gespört und wegen der großen Meuthen und Aufschlögen nichts oder gar wenig verschleist, dagegen die frembde ausländische Wein häufig herein gelassen werden." Der vierte Stand bittet daher, daß besonders die von den löblichen ungarischen Ständen auf dem jüngsten Landtag (anno 1681) erhaltene und dem Lande Österreich unter der Enns „den letzten Truckh gebende und wider der hochlöblichen n. ö. Herren Stände Freiheit laufende Einfuhr der Hungarischen Wein" wieder cassiert und aufgehoben werden möge. Dies scheint denn auch geschehen zu sein, denn bereits unterm 29. April desselben Jahres werden in dem städtischen Rechnungsbuche in der Rubrik „Empfang Poenfahl und Straffen" angegeben: „dem Augustin Kolhund, Gastgeb zum goldenen Pfauen in der Kärntnerstrassen ungarische Wein contrabandiert, wofür er 150 Gulden zu bezahlen hatte".

Endlich wurde der Bierconsum von Jahr zu Jahr stärker. Das Recht in der Stadt Bier zu brauen und auszuschänken, besaß nur das Bürgerspital. In den Vorstädten aber befanden sich bereits verschiedene Brauhäuser. Das größte darunter dürfte wol dasjenige des Grafen Königsegg in Gumpendorf gewesen sein. Aber auch von anderen Brauhäusern wird im Jahre 1683 in einem Regierungserlasse gesprochen. Im Juni 1680 hatte man das Bier einer Accise unterworfen zu Gunsten des Bürgerspitales, und zwar mußten von jedem in die Stadt oder Vorstadt gebrachten Eimer 15 Kreuzer entrichtet werden. Graf Königsegg hatte sich deswegen beschwert und so wurde am 8. Januar 1683 bestimmt, daß das Gumpendorfer Brauhaus von dieser Steuer „wegen seines Privilegiums und uralten Posseß" ausgenommen sei, die anderen Brauherren und Brauhäuserinhaber dagegen diese Accise auch noch weiterhin bezahlen sollten. Besonders scheinen auf dem Lande in dieser Zeit viele Brauhäuser errichtet worden zu sein, wenigstens wird in dem oben erwähnten Votum des vierten Standes vom Jahre 1682 dieses Factum constatiert und hervorgehoben, daß in Folge dessen „das Bier dem Wein im Werth gleich und wierdt dessen fast so viel als Wein sowohl in der Wienstadt, als auf dem Land versilbert und der Weinverschleiß dardurch gespöret".

Die Approvisionierung der Stadt wurde durch die verschiedenen Gewerbe: der Müller, Bäcker, Fleischhauer &c. und auf den gewöhnlichen Märkten besorgt. Den verschiedenen Approvisionierungsgewerben waren bestimmte Taxen vorgeschrieben, nach welchen sie die Lebensmittel verkaufen durften. Die Versorgung der Stadt mit dem nötigen Schlachtvieh besorgte die „Ochsenhandlungs-Compagnie". Seit dem Jahre 1679 befaßte sich dieselbe auch mit dem Unschlittverkauf. Es war ihr zu diesem Zwecke ein eigenes Einsatzgewölbe in der städtischen Schmelzhütte in der Leopoldstadt („enthalb der Schlagprukhen") „in Bestand" gegeben worden. Von ihr waren die Fleischhauer abhängig, sowol die Hofzuschroter, als die Commiß-Fleischhauer. Aber auch die Compagnie war an gewisse Normen gebunden. Seitdem im Jahre 1682 die Accise auf das Pfund Rindfleisch von 1 Pfennig auf

4 Pfennige erhöht worden, war auch bestimmt, daß dieselbe den hiesigen Commiß-Fleischhauern nicht mehr als wöchentlich acht Stück Ochsen geben dürfe. Das übrige übernahmen die anderen Fleischhauer, die Klöster und Herrschaften, welche selbst ausschroten ließen. Das Pfund Rindfleisch aber kostete nunmehr 14 Pfennige oder 3½ Kreuzer in Wien, in anderen Städten, z. B. in Tuln, St. Pölten &c. 3 Kreuzer, in Wiener-Neustadt noch am 1. Juli 1683 nach der „Satzung" 10 Denare (2½ Kreuzer). Im Jahre 1681 berechneten die mitleidenden Städte in ihrer Erklärung auf verschiedene von der Regierung getane Vorschläge, wegen Schaffung neuer Einnahmsquellen, den Consum von Wien und Vorstädten mit jährlich „6500 und für das ganze Land 7500 Paar Ungerische Ochsen . . . ehe mehr als weniger". Der Schlachtviehzutrieb wurde wol zum größten Teile aus Ungarn gedeckt.

Die Fleischhauer scheinen sich nicht immer an die Fastengebote gehalten zu haben. Wenigstens wurde unterm 3. Februar 1682 ein Regierungserlaß an den Stadtrat geleitet, worin es heißt: „Demnach die heilige Fastenszeit allgemach herbeinahet, in welcher man auß Befelch der christlichen katholischen Kirchen sich des Fleischessens enthalten solle und aber vorkommt, auch vor diesem andere Fastenzeiten verspüret worden, daß nicht nur die Fleischhacker einem jedweden, er habe Licenzzettl aufzuweisen oder nicht, das Fleisch umb das Geld erfolgen lassen, sondern auch in denen Würtshäusern in und vor der Stadt das Fleisch denen Gästen ungescheuhet verkauft würdet", als wird denen von Wien befohlen, diesen Unfug abstellen zu lassen und die Übertreter des Fastengebotes gebührend zu bestrafen, wie auch zu diesem Zwecke dem Rumormeister befohlen wurde, die Wirtshäuser diesbezüglich einer strengen Visitation zu unterziehen. Dispensen vom Fasten können nur auf den Rat der Medici oder der Beichtväter hin beim bischöflichen Notarius gegen Erlag von 6 Kreuzern erlangt werden. Die betreffende Person erhält daselbst den Licenzzettel, mit dem sie sich beim Einkaufe des Fleisches auszuweisen hat.

Die Lebensmittelmärkte befanden sich meistenteils auf den Plätzen der inneren Stadt; auf denselben erschienen die Producenten mit ihren Waaren. Die Letzteren wurden meist auf der Donau nach Wien gebracht, von Stockerau, Korneuburg, Klosterneuburg und anderen Orten. Neben den Bauern erschienen auch die Zwischenhändler auf dem Markte, die Greißler, Händler und Händlerinnen. Die Regierung ließ es sich angelegen sein, das Publicum vor den Zwischenhändlern zu schützen. Der sogenannte „Fürkauf", wie er besonders von einzelnen Bürgern, aber auch von Hatschieren, Trabanten, Jägern, Lakaien, Hofbedienten, Hausmeistern in den Freihäusern, Stadtquardi-Soldaten und deren Weibern „und sogar Juden" betrieben wurde, hat eine Regierungsverordnung noch aus dem Jahre 1665 strenge verboten. Während des Marktes „unter ausgesteckter Fahnen" darf kein „Fürkäufer oder Frätschler" sich unterstehen, mehr zu kaufen, als er zu eigener Notdurft braucht.

Außer den vom Stadtrate besoldeten zwei Brodbeschauern und zwei Fleischbeschauern, welche hauptsächlich bei Bäckern und Fleischhauern fleißig nachzusehen hatten, ob sie gute Waare in richtigem Gewicht verkauften und dem Fischtrögler auf dem Fischmarkte unter den Tuchlauben, gab es drei Marktrichter, welche auf den Victualienmärkten die Ordnung aufrecht zu erhalten hatten. Getreide und Mehl durfte in Wien nur verkauft werden, wenn es vorher von den dazu bestellten Mehlmessern gemessen und die Abgabe dafür bezahlt war. Zu diesem Zwecke bestand die sogenannte „Mehlgrube gemeiner Stadt" auf dem Mehlmarkte (jetzt Kärntnerstraße Nr. 28).

Im Jahre 1679 war wegen der Auflage an das Metzenleihamt ein Streit ausgebrochen, zwischen dem Stadtrate und dem Verwalter des Passauer Getreidekastens, Johann Caspar Bürgler. Der städtische Metzenleiher Mathias Nautz hatte auf die Gefährlichkeit des Vorganges hingewiesen, daß im Passauerhofe Getreide verkauft werde, ohne durch die städtischen Mehlmesser abgemessen zu sein und ohne daß dafür die Gebühr entrichtet werde. Der Stadtrat drohte mit Sperrung des Kastens. Darüber beschwerte sich der Kastner bei der Regierung, wo sich der Streit bis in's Jahr 1682 hineinzog. Endlich wurde ein Vergleich vorgeschlagen, wonach von jedem Mut Getreide, so im Passauer Kasten verkauft wird, 18 Kreuzer Messungsgebühr zu entrichten wären, wovon 1 Kreuzer der Stadt, 2 Kreuzer Ihrer kais. Majt., 9 Kreuzer dem Mehlmesser und 6 Kreuzer dem Passauer Kastner zufallen sollten.

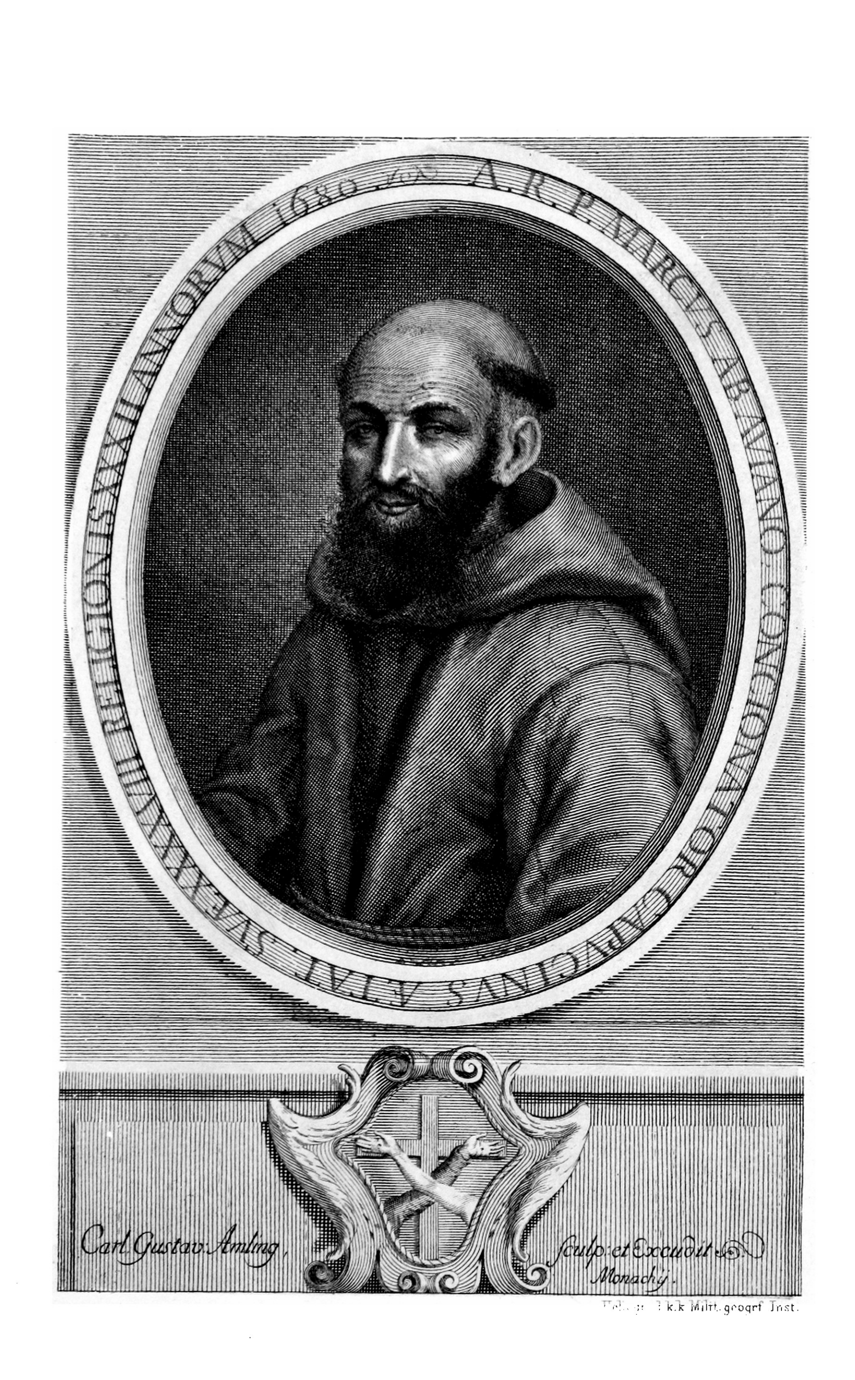
Ob außer dem Mehlmarkte (jetzt Neuer Markt), wo auch Hülsenfrüchte und Greißlerwaaren verkauft wurden, und den Tuchlauben, wo sich der Fischmarkt befand, noch andere Plätze für bestimmte Artikel reserviert waren, die hier feil geboten werden mußten, ist uns für diese Zeit nicht bekannt.

Die Marktrichter scheinen bei ihren Amtshandlungen gegen die verschiedenen Marktparteien ein ziemlich summarisches Verfahren eingeleitet zu haben. Auffallend ist die geringe Zahl an Geldstrafen. So wurden am 30. Juni 1682 der Katharina Frechingerin, Federwildbräthandlerin am St. Petersfreithof, „über so vilfeltiges guetliches Einsagen so unfriedlich und mit Ehrnverletzungen auf den Markh sich verhalten", 6 Gulden „zur wolverdienten Straf" auferlegt. Am 6. April 1683 aber dem Johann Praitschopf, Eierhändler am Petersfreithofe, weil er „etlichemale mit Greinhändlen und Schlägen ist betreten worden", 3 Gulden. Mehr als diese zwei Fälle finden sich in der Rubrik „Empfang Poenfall und Strafen" vom Stadtoberkämmerer in der Zeit von drei Jahren 1682 bis 1684 nicht in Verrechnung gestellt. Übrigens hat schon nach der Marktordnung von 1647 auch der Rumormeister mit seinen Leuten die Verpflichtung, gegen den Fürkauf auf den Märkten einzuschreiten. Die von ihm zur Rechenschaft Gezogenen wanderten wol meist zur Schranne.

Im großen Ganzen sowol, wie auch in seinen vielfachen Einzelnheiten ist es kein besonders erfreuliches Bild, welches wir über die Zustände Wiens, in

der Zeit vor dem Ausbruche des Krieges gegen die Türken im Jahre 1683, zu entrollen vermochten. Es ließe sich dasselbe noch durch viele Einzelnheiten vervollständigen, ohne daß der allgemeine Charakter desselben dadurch im Wesentlichen eine Veränderung erleiden würde. Ein allgemeiner Niedergang, noch vielfach die Nachwehen des dreißigjährigen Krieges, die sich in ganz Deutschland und naturgemäß auch in Wien überall fühlbar machten. Hier noch verstärkt durch die beständigen Kämpfe in Ungarn, die üble Situation der Stadt als Grenzfestung gegen die andringenden Erbfeinde des christlichen Namens. Hie und da die ersten Anzeichen neuer Entwicklung. „Krieg und Reformation seind die beide Grund-Ursachen gegenwärtigen Uebelstandes," sagt wol mit Fug und Recht ein Kenner der österreichischen Verhältnisse, Philipp Wilhelm von Hörnigk, im Jahre 1684 in seinem berühmten Buche: „Österreich über alles, wenn es nur will".

Und trotz all' dieser drohenden Gefahren vom Osten her und der nichts weniger als rosigen Zustände im Inneren erhielt sich das Volk seinen frohen Mut. Zwar die Maskeraden und Mummereien hatte die Regierung schon am 21. Juni 1681, sowol die öffentlichen wie die privaten verboten, nachdem in jetziger schwerer Zeit die Strafrute Gottes verspürt und noch weiters zu besorgen. Die verschiedenen Prediger bemühten sich, von den Kanzeln das Volk zur Buße zu ermahnen. Im Jahre 1682 war der berühmte italienische Capuzinerpater Marco d'Aviano, der im Geruche der Heiligkeit stand und sich von Seite des Kaisers und der Kaiserin einer besonderen Verehrung erfreute, nach Wien gekommen. Er wurde „dergestalt veneriert, daß auch die Leute in der Kirchen, wo er hingetreten, die Erde küssen und Stücken aus dessen Kutten abergläubischer Weise schneiden, weilen er ihrem Glauben nach viel und große Miracula verrichten solle". Auch er ermahnte zur Buße. Als er am 19. Juni — also wenige Tage nach den Festlichkeiten, die zu Ehren der Geburt des kaiserlichen Prinzen Leopold Joseph in Wien stattgefunden hatten — in der Capuzinerkirche einer großen Menschenmenge den Segen erteilte, soll er sie in italienischer Sprache ermahnt haben, sich durch Gebet, Buße und Anrufung Gottes dessen würdig zu erweisen. Das Volk warf sich auf die Knie und als dieses geschehen war, schrie er in deutscher Sprache: „Rosengrantz! Rosengrantz!" Auf dies hin erhoben Alle ihre Rosenkränze und beteten gleichsam singend. „Nach diesem ruffe P. Marcus überlaut: Ich hab gesündiget, gesündiget, gesündiget! Du habst gesündiget! Nimmermehr Thun! Nimmermehr Thun! rc. schrie laut und weinte hefftig darbey." Nach diesem sagte er, daß er hoffe, es werde Gott demjenigen verzeihen, der mit ihm ausrufen werde: „Ich glaub, ich glaub vestiglich. Vestiglich." Dieses wiederholte er mehrere Male und versicherte die versammelte Menge, daß selbst die Stummen, Tauben, Blinden und andere Kranke und Schwache, wenn sie glauben, auch die Gesundheit erlangen werden, wenn nicht in diesem Leben, so doch gewiß im Jenseits!



PATER MARCO D'AVIANO

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK.

Allein trotz all' diesem, der immer drohender aufsteigenden Kriegsgefahr und der stets dringender werdenden Mahnungen zu Gebet und Buße, wurden noch im Fasching 1683 Maskeraden und Bälle abgehalten. Der Kaiser und der Adel giengen dem Volke in dieser Beziehung mit gutem Beispiele voran. Öffentliche Schlittenfahrten, große Bälle wurden in den höheren Gesellschaftskreisen abgehalten. Als man daher am 29. Januar durch Ausruf die Schlittenfahrten und Maskeraden verbieten ließ (es geschah dies im ganzen Lande), da wurden nur „desto ärger mit Tantzen und Springen in den Häusern" besonders in den Faschingstagen dem Vergnügen und der heiteren Lust die Thore geöffnet. Das „Wiener Blättl", die einzige Zeitung, die damals in Wien erschien, dürfte die Gemüter nicht besonders aufgeregt haben. Lange, nachdem bereits die Bürgerschaft in den Waffen geübt, an der Instandsetzung der Fortificationen bereits auf's Eifrigste gearbeitet wurde, Infanterie, Cavallerie, Artillerie vor den Augen der Bevölkerung vom Kaiser gemustert und nach Ungarn auf den Kriegsschauplatz entsendet worden, zeigen sich noch immer die Spuren des heiteren Sinnes. Man sprach lebhaft von der möglichen Abreise des Hofes nach Linz oder Eferding, verschiedene kaiserliche Beamte und Hofcavaliere fiengen an, ihre Sachen einzupacken, Quartiere in Österreich ob der Enns zu bestellen. Sowie die Jesuiten und ihre Parteigänger unbekümmert um all' diese Anzeichen in der Verfolgung der Protestanten ebenso eifrig fortfuhren, als ob das Land sich mitten im Frieden befände*), geradeso hat auch der Wiener Bürger sich, so weit es gestattet war, dem Vergnügen hingegeben. Ob das Reiten auf dem „Palmesel", so am Palmsonntag bei der St. Stephanskirche sonst gewöhnlich von der hoffnungsvollen Jugend geübt wurde, auch im Jahre 1683 abgehalten wurde, ist zwar nicht bezeugt. Der Vergnügungen gab es aber noch immer genug. Zum Rendezvous der kaiserlichen Armee in Kittsee sollen an 40.000 Menschen als Zuseher hinab gewallfahrtet sein, und noch am 24. Juni wurde in der Stadt das „Johannis-Feuer" gemacht, „da Weibs- und Manns-Personen übergesprungen". Man lebte eben damals in Wien, wie Passer sagt, noch immer zwischen Furcht und Hoffnung.

Die Festung Wien und das innerhalb ihrer Wälle gelegene kaiserliche Hauptzeughaus oder Arsenal befand sich nicht in jener Verfassung, um bei einer eventuellen Belagerung durch feindliche Heeresmassen ohne Besorgnis für die Widerstandskraft derselben in die Zukunft blicken zu lassen. Wir haben das Urteil des Freiherrn von Wymes aus dem Jahre 1674 über den Zustand der Basteien bereits erwähnt. Wir haben hinzugefügt, daß seine Vorschläge, wie die Folge wenigstens gelehrt, wahrscheinlich nur für das Archiv ausgearbeitet

*) „Den 29. Juni ist Festum Petri et Pauli celebriert, Predig gelesen und bei den Jesuitern die scharpfe Predig gehört, daß, wie er, der Jesuit uff der Cantzel offentlich sagte, wann mann die Evangelische oder acatholische, nach seiner Rede, nicht totaliter, wie die Baals-pfaffen im alten Testament ausrotten würde (V. 2. Reg. 10), würde der Kaiser kein Glück haben", erzählt Passer.

blieben. Einiges Wenige wurde übrigens trotz allen Geldmangels auch schon im Jahre 1681 an den Festungswerken gebessert. Auch wurde in diesem Jahre der von der Donau her unter Wasser gesetzte Teil des Stadtgrabens, wie es scheint, einer Reinigung unterzogen. Wenigstens hat man denselben von Seite der Stadt ausfischen lassen. Im Mai 1682 werden daselbst 34 Schock dreijährige Karpfen eingesetzt, welche der Stadtrat bei „Jacob Reißner, Fischhändler von Neu-Bistritz aus Böhmen" um 51 Gulden erkaufte. Eigentliche Vorsorge um die Festung Wien und deren Besatzung hat jedoch die Regierung des Kaisers Leopold I. erst ergriffen seit Mitte September des zuletzt genannten Jahres. Seit dem 16. September wurden zunächst die Officiere der Bürgerschaft im kaiserlichen Arsenale in den Waffen geübt. Damals, wo die Gefahr von den mit den Türken verbündeten Rebellen drohte, wurde bereits davon gesprochen, daß es nötig sein würde, bei wirklicher Gefahr die Häuser in den Vorstädten abzubrechen und die Bewohner in die Stadt aufzunehmen. Einige hundert Arbeiter wurden aufgenommen, um den Wall am Burgthore „mit gebackenen Steinen" aufzuführen. Auch von Verproviantierung der Stadt wurde geredet, besonders sollten die Müller gezwungen werden, eine gewisse Quantität Mehl sich auf Vorrat zu legen. Neue Pallisaden wurden noch im October gesetzt. Am 11. October war man vor dem roten Thurme damit bereits fertig.

Als dann die Nachrichten aus Ungarn und besonders aus Adrianopel vom kaiserlichen Internuntius Caprara her immer bestimmter den Krieg mit den Türken für's nächste Jahr in Aussicht stellten, denselben endlich als ein unabwendbares Übel erscheinen ließen, da waren Regierung und Stadtrat, soweit es ihre beschränkten Mittel und die Langsamkeit der Verhandlungen, die in solchen Fällen immer erst gepflogen werden mußten, gestatteten, auf's Ernstlichste bedacht, die Festung in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Am 18. November, gleichzeitig mit der Ausschreibung der allgemeinen Türkensteuer, von der nur Capitalien unter 1000 Gulden ausgenommen waren, wurde „öffentlich in der Stadt ausgeblasen", daß sich Jedermann zu verproviantieren und alles unnütze Volk, als fremde Bettler und dergleichen Gesindel, die Stadt zu verlassen habe. Im Monat December wurde eine allgemeine Conscription der Bevölkerung durch die zu diesem Zwecke vom Stadtrate eingesetzte Commission vorgenommen. Die Stadt dachte ernstlich an ihre Verproviantierung; nicht blos die Gemeinde ließ, wie schon erwähnt, den städtischen Getreidekasten füllen, das städtische Zeughaus mit den nötigen Geschütz- und Munitionsvorräten versehen, auch die Bevölkerung fieng an, Proviant einzuschaffen. Es war dies eine Folge der Gerüchte von dem Abbruche der Verhandlungen Caprara's mit den Türken, von der demnächst erfolgenden Abreise des kaiserlichen Hofes nach Prag oder Linz, eine Folge der verschiedenen Befehle, die in Bezug auf die herannahende Gefahr erlassen wurden, der bedeutenden Arbeiten an den Befestigungswerken, die sich vor aller Augen vollzogen.

Noch Ende December wurden Massen von Arbeitern geworben. Die Regierung versprach Jedem täglich drei bis vier Groschen zu zahlen. Vom Burgthor bis zum Neuthor hin wurde gearbeitet. Der Graben wurde weiter gemacht, die Ravelins und Scarpen mit gebackenen Steinen gefüttert „und die Contrascarpen jäh abgestochen. Etlich hundert Personen arbeiten täglich daran". Auch im kaiserlichen Arsenale wurde „an Verfertigung von Hand- und Roßmühlen, sodann Gewehr und anderen Kriegspräparatorien" größere Tätigkeit entwickelt. Besondere Sorge scheinen der Regierung die zu nahe an die Fortificationen gebauten Häuser bereitet zu haben. Wenigstens wurde noch Ende des Jahres 1682 vor dem Burgthore mit dem Abbruche einiger gar zu nahe stehender Gebäude begonnen.

So war der Winter völlig hereingebrochen. Die Zeit, während welcher sonst gewöhnlich völliger Stillstand in den kriegerischen Actionen einzutreten pflegte. Die Truppen befanden sich in den Winterquartieren, mit Thököly war ein neuer Waffenstillstand abgeschlossen worden. Man war für die nächsten Monate vor weiterer Gefahr durch die Witterungsverhältnisse sichergestellt. Es spricht wol nichts deutlicher für den Ernst der Situation, für die Aufregung, in der sich die Regierungskreise befanden, für die völlige Klarheit, mit der man die Lage, in der man sich befand, begriff, als das Factum, daß diesmal ausnahmsweise auch in der Faschingszeit die Rüstungen fortgesetzt wurden. Nicht blos Bundesgenossen wurden für den bevorstehenden Kampf geworben, nicht blos Geldmittel suchte man herbeizuschaffen, neue Regimenter anzuwerben, die alten durch neue Recruten zu verstärken, die nahe an der Grenze in Ungarn befindlichen Festungen in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen, Munition und Lebensmittel herbeizuschaffen, um dieses Mal — ein unerhörter Fall — „früher als sonst" in die Kriegsactionen gerüstet eintreten zu können; auch der Verteidigung der Erbländer, Steiermarks, Österreichs unter der Enns, Mährens und Schlesiens und insbesondere der Ausrüstung Wiens schenkte die Regierung andauernd ihr Augenmerk.

In den diesbezüglich angeordneten verschiedenen Commissionen, die den Augenschein aufzunehmen und Vorschläge an den Hofkriegsrat, die Hofkammer und den Kaiser zu erstatten hatten, treten besonders drei Persönlichkeiten in den Vordergrund: der General-Feldkriegscommissär Seifried Christoph Graf Breinner, wegen der für die Truppen nötigen Proviantvorräte, der Verwalter des kaiserlichen Arsenals im Sinne der Ausrüstung desselben mit dem für die Armee vor Allem wichtigen Kriegsmateriale und der Stadtcommandant von Wien, der sich die völlige Instandsetzung der Festungswerke dieser Stadt angelegen sein ließ. Zwar der General-Feld-, Land- und Hauszeugmeister Karl Ludwig Graf Feldkirchen, dem die Oberleitung des Wiener Arsenals in erster Linie zustand, war schon im Januar 1683 als Commandant nach Komorn abzugehen gezwungen und konnte sich daher um Anschaffung neuer Geschütze, Gewehre, Kriegsschiffe, Tscheiken oder Pontons &c. verhältnismäßig nur wenig kümmern. Auch der Hauptmann des Wiener Kriegsarsenals, Franz Anton

Graf Santhilier, war abwesend, allein sein Stellvertreter, der damalige Stadtguardia-Obristwachtmeister Ferdinand Marchese degli Obizzi*), befaßte sich umsomehr mit der Fürsorge für das kaiserliche Zeughaus. Stadtcommandant in Wien war seit dem 16. Februar 1680 Ernst Rüdiger Graf Starhemberg, zugleich auch Oberst der Stadtguardia und seit 1682 Feldzeugmeister und Inhaber eines Infanterie-Regimentes; als dieser Ende April 1683, vom Kaiser mit dem Oberbefehle über die Artillerie betraut, zur Feldarmee sich begeben mußte, trat während seiner Abwesenheit an seine Stelle der dermalige Stadtguardia-Obristlieutenant Wilhelm Johann Anton Graf Daun, damals bereits Feldmarschall-Lieutenant und ebenfalls Inhaber eines Infanterie-Regimentes.

Breinner sowol wie Obizzi waren in ihren Bestrebungen nicht von besonderem Glücke begünstigt. Sie verlangten von der Hofkammer zur Realisierung ihrer Pläne zu viel Baargeld und daran war immer Mangel. So stellte Breinner am 29. März die Forderung auf, die Generalkriegscasse mit 3,152.658 Gulden 30 Kreuzer auszurüsten, damit sowol die Armee bezahlt, wie die verschiedenen nötigen Defensionsmittel herbeigeschafft werden könnten. In der zur Prüfung dieser Forderung am 7. April vom Hofkriegsrate und der Hofkammer angestellten gemeinsamen Beratung wurde zwar diese Summe auf 2½ Millionen Gulden restringiert. Allein auch eine solche Menge Geldes zu beschaffen, war die Hofkammer unfähig. Noch am 21. Mai 1683 sind davon 700.000 Gulden unbedeckt und die Hofkammer erklärt, weil alle Mittel, die sie zur Aufbringung dieses Geldes vorschlagen könnte, „meist auf die lange Hand gehen", bleibe nichts Anderes übrig, als, da periculum in mora, vor Allem Darlehen von Geistlichen und Weltlichen (auch bei der Stadt Wien) aufzunehmen, und zwar wenigstens eine Million Gulden. Mit einer solchen Summe, meinen die versammelten Hofkammerräte, könnte man dann schon viel richten. Die Hofkammermittel allein würden aber hiezu nicht genügen, denn es sei Alles verpfändet und verschuldet. Und noch Ende Mai sieht sich der Oberkriegscommissär Forster gezwungen, an den Hofkriegsrat ein eigenes Memoriale zu richten, „bei der Hofkammer die Proviantgelder zu verschaffen, damit das Hauptmagazin zu Wien in Stand komme".

Graf Breinner setzte also nur einen Teil seiner Forderungen durch. Ebenso ergieng es dem Marchese Obizzi. Es befanden sich zwar nicht unbedeutende Vorräte an Festungs- und Feldgeschützen, an Waffen aller Art, an der nötigsten Munition im Arsenale. In Folge jener Vorschläge Breinner's vom 20. December 1682 wegen Beschaffung von Munition wurden mit den Pulverlieferanten Mittermayer und Böhm, auch mit dem Juden Oppenheimer

*) Erst am 18. December 1683 wird dem Marchese Obizzi vom Hofkriegsrate aufgetragen, dem Grafen Santhilier, „da er aus denen Ländern wieder zurückgekehrt", die Administration des Wiener Kriegsarsenals wieder abzutreten.

Verträge abgeschlossen, aber nur der Erstgenannte sendete wirklich noch im April 3500 Centner Pulver ein, während Böhm von den seinerseits zu liefernden 6000 Centnern, da erst im Monate Mai des Jahres 1683 der Vertrag mit ihm abgeschlossen worden, am 17. August noch nicht mehr als 600 Centner geliefert hatte. Ein ähnliches Bewandtnis hatte es mit den Lieferungen Oppenheimer's. Dagegen hatte der Erzbischof von Salzburg am 15. April 300 Centner Pulver geschickt. Am 21. April aber sind von Steier „etliche Schiffe mit eisernen Kugeln und Ketten ankommen, viel Pulver". Auch im Arsenale selbst wurde verschiedenes Kriegsmateriale erzeugt. So remonstriert unterm 9. Februar Daniel Kolmann, städtischer Zeugwart in Wien, „seine bereits gemachte Invention und Proben in Feuerwerkssachen, allermaßen er widerumben eine neue Kunst erfunden, mit welcher denen Feinden so viel in und außer der Festungen, durch Einwerfung gewisser Granaten, großer und unverwehrlicher Abbruch kann getan werden, wann ihm nur die allergnedigst verwilligten 200 Gulden jährlich richtig bezahlt würden". Worauf der Hofkriegsrat die Hofkammer auffordert, ihm diese Summe gutzumachen, da er „seine Profession wol verstehet und das Geld wol anzulegen intentioniert ist".

Am 21. April hielt der Kaiser über die in's Feld abrückende Artillerie Musterung auf dem Burgplatze. Es waren 64 Geschütze mit der nötigen Mannschaft unter Commando Starhemberg's und des Stuckobristen Christoph von Börner ausgerückt. Aber alle diese Geschütze wurden natürlich dem Zeughause entnommen, und vergeblich waren die Bemühungen Obizzi's, einen entsprechenden Ersatz für dieselben im Arsenale zu beschaffen. Schon im Januar hatte er den Hofkriegsrat darauf aufmerksam gemacht, daß für die Ausrüstung der Donauflottille mit Geschützen wenigstens noch 14 Stück Anderthalb- und Zweipfünder notwendig, aber nicht vorhanden seien; auch „Brandschiffe" fehlten gänzlich und seien doch gewiß an 500 für den Dienst auf der Donau nötig. Man wendete sich an den General-Land- und Hauszeugmeister Hofkirchen in Komorn. Ende März erklärt dieser, daß er „kein Geld noch Zeit zu dergleichen mehr habe". Am 20. Mai fehlen sowol Kanonen als Brandschiffe. Für die Schiffe standen Obizzi Ende April „vier kleine metallene Stükhl ohne Ladschauffl, Kuglen und eisenen Gablen" zur Verfügung. Geschütze größeren Kalibers dagegen scheinen allerdings nach dem 27. März auf besonderen Befehl des Kaisers und Hofkriegsrates gegossen worden zu sein, wie die Folge lehrte, leider nicht in genügender Zahl.

Auch an Tscheiken zum Brückenbau war großer Mangel, sowol an ganzen wie an halben. Es seien mindestens von Ersteren 150 und 50 Stück von Letzteren nötig, hatte Obizzi gemeint, und doch waren am 22. April nicht mehr als 5½ Stück, „und zwar unbrauchbare Tscheuken" vorhanden. Endlich, am 5. Mai, kam das Aviso aus Gmunden, wo diese Schiffe beim Salzamte bestellt worden waren, daß 50 Tscheiken fertig seien. Zur Proviantverführung

nach Ungarn aber wurden Zillen gebraucht. Am 14. Januar hatte der Administrator des kaiserlichen Feldproviantamtes, von Kriechpaum, solche verlangt. Der Schiffamts-Lieutenant, Lucas von Ehrenthal, sollte selbe beschaffen. Da im Zeughause sowol an Schiffen wie an Mannschaft Mangel war, mußte man noch im Januar 250 Schiffe aus den an der Donau gelegenen Ortschaften requirieren, wobei es nicht ohne Schwierigkeiten abgieng. Auch „Plackschiffe" (eigentliche Kriegsschiffe) wurden benötigt. Erst am 25. April war man in der Lage, solche anzuschaffen. Unter diesem Datum wurde vom Hofkriegsrate dem „Stuck- und Bruckhauptmann von Rubland aufgetragen, in Linz 50 Plakhschiffe, darunter 25 mit Casmathaußln versehen und zur Prob eines mit Schrauffen gemacht erbauen zu lassen". Überall hinderte der Geldmangel.

Glücklicher in seinen Bestrebungen war der Stadtcommandant Ernst Rüdiger Graf Starhemberg. Seiner rastlosen Energie verdankte es Wien, wenn es späterhin dem Feinde nicht wehrlos in die Hände fiel. Er war es gewesen, der mit Obristlieutenant von Hohen die Wassergebäude-Compagnie aufrichtete. Er hatte es als Artillerie-Chef durchgesetzt, daß, um dem Mangel an geschulten Artilleristen abzuhelfen, statt 80, 100 neue Büchsenmeister aufgenommen wurden. Als Stadtcommandant hatte er bereits unterm 11. Januar verlangt, Graf Hofkirchen möge doch ein Verzeichnis aller im hiesigen Zeughause vorhandenen Kriegsvorräte nicht nur, „als brauchbaren Artigleria, Feuermörser, Geschütz- und Gewöhrsmunition, Granaten auch Handgranaten und andern Zeugwesen mehr, sondern auch noch verrers was etwa für taugliche Minierer, Feuerwerker, Kunststabler und Pixenmeister, nicht weniger Handwerksleuth, als Plattner, Pixenmacher, Schlosser, Schneider, Tischler, Wagner, Zimmerleuth und dergleichen würckhlich verhanden seint und gehalten werden", ihm zukommen lassen, „damit er sich darnach zu richten wisse". Der General-Feld-, auch Obriste Land- und Hauszeugmeister betrachtete dieses Verlangen als einen Eingriff in sein Amt. Erst als er nach Komorn abgegangen, hat Starhemberg vollen Einblick in die Verhältnisse des Zeughauses erlangt und gesehen, wie groß der Mangel. Die fehlenden Minierer wollte der Hofkriegsrat durch Tiroler Bergleute ersetzen, allein es scheint dieser Plan nicht realisiert worden zu sein. Gewerbsleute wurden in Wien selbst aufgenommen. Wenigstens war die Stadt ein Hauptwerbeplatz geworden. Arbeitsleute und Handwerker, aber auch Soldaten für die Regimenter wurden hier angeworben, in solcher Menge, daß Passer erzählt: „Die Handwerksleute machen sich häufig aus der Stadt hinweg", um nicht den Werbern in die Hände zu fallen oder zur Arbeit von den Behörden gezwungen zu werden, müssen wir hinzusetzen. Der Taglohn, den nämlich die Regierung bezahlte, war keineswegs glänzend. Vier Groschen verdiente sich ja sonst der unwissendste Taglöhner bei der gewöhnlichsten Arbeit.

Auch die ungehinderte Verbindung des Arsenals mit der Donau ließ sich Starhemberg angelegen sein. Am 23. Januar hatte er sich an die Hof-

kammer gewendet, mit dem Ansuchen, den Verbindungscanal, der aus dem Zeughaushafen innerhalb der Basteien in den zwischen Leopoldstadt und innerer Stadt hindurchfließenden Donauarm hinausführte, säubern zu lassen. Am 31. desselben Monates wurde ihm die Antwort erteilt, daß dem Marchese Obizzi zu diesem Zwecke 3000 Gulden angewiesen und davon bereits 500 Gulden ausbezahlt worden seien.

Wichtiger noch war die Instandsetzung der Festungswerke rings um die Stadt. In dieser Beziehung hatte Starhemberg bereits im Jahre 1681 einen Anfang in der Ausbesserung derselben durchgesetzt und auch im Herbste 1682 war er an der Fortsetzung dieser Arbeiten beteiligt gewesen. Noch immer war aber hier sehr Vieles, ja das Meiste zu tun übrig. Es mußten die Werke ausgebessert, Erd- und Mauerarbeiten in großem Maßstabe durchgeführt, an der dem Flusse abgewendeten Seite beinahe sämmtliche Pallisaden neu gesetzt werden. Dazu gehörten aber, um rechtzeitig fertig zu werden, mehrere tausend Arbeiter und eine außerordentlich große Menge von Holz und anderem Materiale. Die Geldmittel der Regierung reichten für solche Zwecke nicht aus, umsoweniger, da auch der Plan auftauchte, die Leopoldstadt mit in den Festungsgürtel einzubeziehen und auf diese Weise Raum zu schaffen für die Bevölkerung der übrigen Vorstädte, wobei natürlich mindestens die in diesen letzteren den Festungswerken zu nahe liegenden Häuser auch noch abgebrochen werden sollten.

Man wendete sich daher an die niederösterreichischen Landstände um ihre Mithilfe. Galt es doch, auch das Land Österreich unter der Enns vor Feindesgefahr sicherzustellen, und Wien war ja die wichtigste Festung in demselben. Man hatte die Stände auf das drohende Unheil schon vordem in den verschiedenen Landtagen aufmerksam gemacht und noch unterm 27. September 1682 sich veranlaßt gesehen, das ständische Defensionswesen kräftigen Händen anzuvertrauen. Damals waren der Landmarschall von Niederösterreich, Graf Mollart, auf Vorschlag des Herrenstandes zum General-Landobristen und Joseph Heinrich Scheller von Ungershausen auf Vorschlag der Verordneten des Ritterstandes zum Landes-Obristlieutenant vom Kaiser ernannt worden.

Jetzt, wo die Gefahr immer dringender wurde, wendete sich die Regierung, noch bevor der Landtag zusammentrat, unterm 9. Januar 1683 an die Stände, mit dem Ersuchen, die Landrobot zu bewilligen, da es hochnotwendig sei, Wien zu fortificieren und die Schlagbrücke jenseits durch gewisse Schanzen zu schützen. Der Kaiser erwähnt auch der Zuziehung einiger Regimenter zu dieser Arbeit und bittet um möglichst rasche Erledigung der ganzen Angelegenheit.

Am 18. Januar wurde der Landtag eröffnet und am 19. Januar bereits erklären sich die Stände bereit, 3000 Mann zur Landrobot für die Dauer von zwei Monaten zu bewilligen, natürlich unpräjudicierlich allen ihren Rechten und unter der Bedingung, daß jedem Mann täglich sechs Kreuzer gereicht und von der Stadtgemeinde Wien Dach und Fach beigestellt werde. Mittlerweile hatte sich

der Kaiser, wie es scheint, auf Vorschlag der niederösterreichischen Hofkanzlei, entschlossen, unter dem Vorsitze des Statthalters im Lande unter der Enns, des Grafen Konrad Balthasar Starhemberg, eine gemischte Commission einzusetzen, welche alles zur Befestigung der Stadt Wien Dienliche beraten und ihre diesbezüglichen Vorschläge erstatten sollte. Nebst dem Vorsitzenden gehörten dieser Commission an von Seite der niederösterreichischen Regierung und Hofkammer die Herren: „Graf Thürheim, der von Aichpüchel, der von Löwenthurn und Salla"; von Seite des Hofkriegsrates wurde delegiert: Ernst Rüdiger Starhemberg, der Sohn des Vorsitzenden und Marchese Obizzi; endlich wurden auch Deputierte der Stadt Wien zugezogen, sowol von dem inneren wie auch vom äußeren Stadtrate. Zugleich mit der Intimation seiner Ernennung zum Mitgliede dieser Commission war dem Stadtcommandanten aufgetragen worden, sich mit einigen verständigen Ingenieuren in's Einvernehmen zu setzen. Ernst Rüdiger Starhemberg war in militärischer Beziehung die Seele der Beratungen dieser Commission. Unterm 18. Februar noch wurde ihm von Seite des Hofkriegsrates aufgetragen, nur über solche Beratungsgegenstände an diesen zu berichten, worüber er selbst es für notwendig hielte, sich vor gefaßtem Beschlusse einen Bescheid zu erholen. Im Übrigen aber und besonders bezüglich der Pallisaden solle er im Vereine mit Obizzi disponieren wie bisher. Man erwartet in diesen Fällen nur einen nachträglichen Bericht, in der Hoffnung, daß er ohnedies die Beförderung des Dienstes Seiner kaiserlichen Majestät sich angelegen sein lassen werde.

So rasch die Bewilligung der 3000 Roboter von Seite des Landtages erfolgt war, so langsam schritt man an die Einberufung derselben. Da waren zunächst Verhandlungen mit dem Wiener Magistrate notwendig wegen der Bequartierung. Die Stadt war erbötig dazu, aber unter der Bedingung, daß sie dafür des von ihr zu stellenden Contingentes von 300 Mann erledigt sein sollte. Nunmehr wollten aber auch die anderen achtzehn mitleidenden Städte, die andere Hälfte des vierten Standes, befreit sein. Darüber brach der März herein. Die Wiener wurden von der Stellung ihrer Mannschaft befreit, es blieb bei 2700 Mann zur Arbeit, die Stadt sollte das Quartier beistellen und das Hofkriegszahlamt jedem Mann per Tag sechs Kreuzer bezahlen. Am 6. März wurde das Robotpatent ausgeschrieben. Je zwanzig aufrechte Häuser stellen einen Mann für die Zeit von sechzig Tagen, wo aber in einem Orte nicht so viel aufrechte Häuser vorhanden sind, wird von jedem Hause ein Arbeiter auf drei Tage gestellt, und zwar aus den Vierteln unterm Wiener Wald und unterm Mannhartsberg innerhalb acht Tagen, aus den beiden oberen Vierteln aber innerhalb vierzehn Tagen nach Verkündigung des Patentes. Diese eigentümliche Art der Einberufung brachte es mit sich, daß nicht alle Arbeiter gleichzeitig erscheinen, niemals die volle Zahl beisammen war und die Robotleistung sich von der zweiten Hälfte des Monates März bis in den Juli hineinzog. So gehörten zum Vice-

vomamt 8500 Häuser. Davon mußten 450 Mann gestellt werden. Die Ersten erschienen am 22. März, die Letzten zogen ab am 3. Juli. Andere kamen später. Es ist bezeugt, daß, trotzdem die Stände in ihrer Kurzsichtigkeit jede weitere Robotbewilligung ablehnten *), und zwar zu einer Zeit, wo man im Lande bereits von dem Anzuge der Türken gegen Wien Kenntnis hatte, daß trotzdem die letzten Bauern erst am 7. Juli Schaufel und Harke fallen ließen und davon liefen.

Da also zu wenig Arbeiter vorhanden waren, mußte auch Militär requiriert werden. Es haben zwei halbe Infanterie-Regimenter mitschanzen geholfen. Je fünf Compagnien, nämlich von Alt-Starhemberg, die man im März aus ihren Winterquartieren in Mähren herbeirief, und von Kaiserstein. Das erstere halbe Regiment wurde aber schon Ende April, nachdem es sich mit den übrigen fünf in den Vorlanden bequartierten Compagnien desselben Regimentes vereinigt hatte, nach Ungarn zum Rendezvous abcommandiert.

Alles in Allem haben daher im Ganzen teils kürzere, teils längere Zeit hindurch etwa 4700 Mann an den Wiener Festungswerken geschanzt, und so ist es erklärlich, daß es dann späterhin in der Zeit von kaum acht Tagen (vom 7. bis 14. Juli) überhaupt noch möglich wurde, die weitausgedehnten Linien rechtzeitig vor dem Feinde abzuschließen und endlich auch zu armieren.

Die Schanzarbeiten standen unter der directen Aufsicht Starhemberg's. Erst seit Anfang des Monates Mai, wo der General als Commandant der Artillerie zur Armee abreisen mußte, trat der Stadtguardia-Obristlieutenant Daun an seine Stelle. Zugeteilt waren dem Commandanten einige Ingenieure und Baumeister. Unter den Ersteren scheint besonders Alexander Reiner Verwendung gefunden zu haben. Derselbe erhielt für seine Tätigkeit von Seite der Regierung 200 Gulden. Außerdem wurde ihm unterm 16. März vom Hofquartieramte in seinem Häuschen auf der Laimgrube die Auslogierung eines

---

*) Am 7. Juni hatte sich der Hofkriegsrat mit diesem Ansuchen an die Verordneten der Stände gewendet, wurde aber am 18. Juni abschlägig beschieden. Am 25. Juni läßt nun der Kaiser selbst ein Schreiben an die Stände richten, worin es heißt: Sr. Majestät habe mit Wohlgefallen gesehen, daß die Stände zur Fortification Wiens die Landrobot bewilligt haben „wordurch dann ein gueter Theill solchen Vestungsbau gerichtet und befürdert worden ist. Dieweilen aber an villen Orthen dieser Residenzstadt annoch merckhliche Verbesserungen und zwar in erforderlicher Eilfertigkeit vonnöthen, entgegen die wenige zurudhgeblibene Mannschafft von Soldaten hierzue nicht erkleckhet, woll auch anderwerts wider den anzihlenden Feind zu verwenden, als lassen allerhöchstgedacht Ihro Kais. Majt. sie gethreu gehorsambeste Ständte hiemit gnedigst und aufs beweglichste erindern, sie wollen die Nothwendigkeit, daß dieser Defensionsbau in eine Vollkommenheit mit Eifer und aufs bäldist gesetzt werde in ferrere reiffe Consideration ziehen und zue solchem Ende weitere Landtroboth der Underthanen noch auf etliche Wochen, auf Weis und Gestalt wie nechstens geschehen, anordnen und hiedurch des lieben Vatterlandts Haubtretirada und Zuflucht in verläßliche Perfection stellen helffen". Das Schriftstück ist Original und trägt auf seinem Rücken folgenden Bescheid: „In Nahmen der löblichen Ständt invermelte, verlangte Extension der Landtroboth omni meliori modo zue deprecirn. Wienn im Landtag den 28. Junij 1683."

kaiserlichen Trabanten, den man bei ihm einquartiert hatte, gestattet; endlich hat ihm der Stadtrat „zur Dankbarkeit" für eine demselben verehrte „Landschaftsmappa und daß er gleichfalls hiesiger verordneter Ingenieur gemeiner Stadt und Burgerschaft bei jetziger Zeit eiferigst vorhabenden Fortificationsgebäu wol nutzen kann", einen zehnfachen, goldenen Ratspfennig im Einkaufspreise von 37 Gulden, 4 Schillingen schon Anfangs Februar einhändigen lassen.

Mit den wiederhergestellten Schanzen war aber die Verteidigungsfähigkeit Wiens noch nicht perfect. Massenhaftes Materiale an Holz, Säcken und Nägeln war erforderlich, wollte man auch die notwendigen Pallisaden setzen, Schanzkörbe aufstellen, und alles Nötige bereit haben, um bei eventuell in die Circumvallation gemachten Breschen, diese rasch schließen zu können. Ernst Rüdiger Starhemberg hat auch dieses Materiale zu verschaffen gesucht. Anfangs Januar hatte er diesbezüglich ein Verzeichnis dem Hofkriegsrate eingegeben. Der Letztere aber legte dasselbe den Landständen vor, mit der Forderung, für Herbeischaffung des Nötigen Sorge zu tragen.

Starhemberg verlangte 200.000 Pallisaden, 6 bis 8 Zoll dick und 9 bis 12 Fuß lang, der Mehrzahl nach von hartem Holze, um die Contrescarpe sowol vor den Ravelins als vor den Hauptwerken zu verpallisadieren, Breschen zu retranchieren, Gassen zu schließen, Gräben zu traversieren, Caponnièren (bedeckte Gänge) daraus zu machen, „Copereren und Sortien" (Ausfallsthüren) damit zu decken. Außerdem 10.000 spanische Reiter von 12 bis 15 Fuß Länge, um selbe je nach Notdurft vor und hinter die attaquierten Pallisaden zu werfen, die Ersteigung der Breschen difficil zu machen, „und dem anstürmenden Feinde ein geschwindes Impediment zu geben". Fünftausend 24 bis 30 Fuß lange und 1 Fuß dicke Balken zur Verfertigung der „Particular- und General-Retraden". Zur Anfertigung der Caponnièren und Gegenminen 5000 Stück kleine 6 bis 8 Zoll dicke Balken und zu deren Bedeckung 30.000 Bretter. Zum Schutze der „Enfiladen" auf den Bollwerken und in der Contrescarpe 2000 große Schanzkörbe von 4 Fuß im Durchmesser und 8 Fuß Höhe und ebenso viele kleine Schanzkörbe von 6 Fuß Höhe und 3 Fuß Durchmesser zur Bedeckung der Geschütze, um „die Passagen zu traversieren und die Breschen desto eiliger zu umfangen". Dann 300.000 Faschinen zu schleuniger Verbauung der Breschen und „um beim andringenden Sturm das Feuer darein zu setzen und die feindliche Furia zu arrestieren". Endlich 400.000 Sandsäcke von 1½ Fuß Länge und 1 Fuß Breite, 100 große Wollsäcke, je 6 bis 8 Fuß im Durchmesser und 10 bis 12 Fuß Länge, „um selbe vor die Mauern zu hängen, allwo der Feind anfangt Breche zu schießen", 500 kleine Wollsäcke, je 2 Fuß im Durchmesser und 4 Fuß Länge „zu geschwinder Verbauung der Ouverturen, die der Feind durch gesprengte Brechen gemacht" und 2000 mit langen Nägeln durchschlagene Bretter, „solche dem feindlichen Anlauf zu Difficultierung der Passage hin und wieder vorzuwerfen, sonderlich wann durch die Minen die Wälle gesprengt werden".

Auf diese Forderungen hin erklärten sich die Stände am 3. Februar bereit, „1000 Flöß-Traunerische Drumer (Trümmer) zu 80.000 Pallisaden sammt der Lieferung an hiesige Donaugestätten zu verwilligen", unter der Bedingung, daß ihnen dieselben seinerzeit gutgeschrieben werden sollten. Am 11. Februar wird dieses Anbot der unter dem Vorsitze des Statthalters tagenden Commission zur Begutachtung vorgelegt, und am 13. März schließen die Stände mit den Holzhändlern Peter Grözmüller, Christoph Föttinger und Ehrenreich Köckh einen Vertrag ab auf Lieferung von 1000 Flössen, jeder 40 Stämme oder 80 Pallisaden enthaltend. Dieselben sind zu liefern „innerhalb 3 Monaten an hiesige Donaugestätten". Der Stadtcommandant und die erwähnte Commission konnten sich damit zufrieden geben, da auch die Stände in Österreich ob der Enns gleichzeitig Pallisadenholz zur Befestigung Wiens bewilligt hatten. Am 30. März wird durch den Hofkriegsrat an Ernst Rüdiger Starhemberg darüber folgende Mitteilung gemacht: „Die oberösterreichische Hofkanzlei communiciert, daß der Prelat zu Crembsmünster Nahmens der Herrn Landstände in Österreich ob der Enns 24.000 Stambholz, jedes in die 18 Schueh lang zu Pallisaden mit Negsten herabschickhen werde." Von Seite des Ärars fanden die Fortificationsarbeiten Anfangs des Jahres ziemlich kräftige Unterstützung. Daun scheint jedoch späterhin nicht mit derselben Energie wie Starhemberg eingegriffen zu haben; auch machte sich seit dem Abschlusse der verschiedenen Allianzen größere Sicherheit und Bedächtigkeit in den Regierungskreisen geltend, und so gerieten die von der Commission angeordneten Arbeiten in's Stocken. Nicht einmal der Abbruch der Häuser wurde nach dem vorgesetzten Plane durchgeführt. Starhemberg hatte mit Zustimmung der Commission die näher an den Festungswerken gelegenen Baulichkeiten in den Vorstädten in drei Classen geteilt, von denen die Häuser der ersten Classe noch im März abgebrochen werden sollten. Natürlich jammerten die betreffenden Hausbesitzer, besonders „die großen Herren, so umb die Stadt Gärten und Häuser haben". Selbst die Hofkammer beschwerte sich über den Abbruch des kaiserlichen Stadels vor dem Kärntnerthor. Unterm 27. Mai wurde in Folge dieser Klagen durch den Hofkriegsrat der Befehl ausgefertigt, mit dem Abbruche einzelner dieser Häuser einzuhalten und erst unterm 14. Juni, wo der Anzug der Türken bereits signalisiert worden, wurde die Beendigung dieser Arbeiten gestattet, aber auch jetzt noch befohlen, die Häuser zweiter und dritter Classe vorderhand nicht anzugreifen. Daun genoß eben nicht jenes Ansehen wie Starhemberg. Hatte es doch sogar unangenehme Zwischenfälle bei der Auszahlung der Arbeiter gegeben *). Die Defensions-Commission aber hatte nach dem

*) Unterm 14. Juni wird dem Grafen Daun vom Hofkriegsrate ein Bericht abgefordert über die Klage des kaiserlichen Fortificationsbau-Zahlmeisters Daniel Scholz „yber die neue Einfiehrung und Eingriffe im Ambt, wellche mit Bestellung der Arbeiter, Fuehrn und dergleichen, auch Einkauff und Herbeischaffung der Baumaterialien beschicht, so alles gegen die Instruction".

Abgange Ernst Rüdiger's die Delegierung nicht etwa seines Stellvertreters, sondern eines anderen Mitgliedes des Hofkriegsrates gewünscht.

Dagegen gelang es, gewisse Quantitäten von Hafer, Heu und Stroh in Wien aufzuhäufen. Teilweise wurden dieselben im kaiserlichen Arsenale untergebracht, teilweise ein von den Niederlägern gepachtetes Magazin in der Leopoldstadt, die man ja ebenfalls mit Fortificationen zu versehen begonnen hatte, zu diesem Zwecke verwendet. Am 9. März wurde der vorjährige Befehl wegen Verproviantierung der Stadtbewohner auf Jahr und Tag neuerdings eingeschärft; am 13. desselben Monates wegen jetziger „Conjuncturn und gefährlichen Kriegsläuffen" ein allgemeines Getreideausfuhrverbot für's ganze Land erlassen und unterm 26. eine Visitations-Commission bestellt, welche sich von der Durchführung der Verproviantierung in ganz Wien zu überzeugen hatte. Starhemberg hatte den Befehl erhalten, hiebei mitzuwirken. Zur Vertreibung des nach der Klage der Stände immer mehr überhandnehmenden, in der Stadt herumvagierenden Gesindels war ihm noch unterm 9. Februar befohlen, die Stadtguardia zu verwenden und, als dies nicht viel nützte, unterm 8. März eine Häuservisitation deshalb angeordnet worden.

Ob die Befestigungsarbeiten schon so weit vorgeschritten waren, daß man an einzelnen Punkten mit Aufpflanzung der Geschütze beginnen konnte, ist nicht ganz sicher. Ausdrücklich wird von Zeitgenossen das Gegenteil zum 7. Juli berichtet. Dem steht nur scheinbar ein Befehl des Hofkriegsrates an General Daun vom 20. Mai entgegen „um Verordnung, damit die Unkosten zur Verfertigung der Batterien in dem Stadtgraben allhier von denen Fortificationsbaugeldern erfolgt werden".

Schon im Februar 1683 war am niederösterreichischen Landtage der Gedanke aufgetaucht, „daß wegen Versehung der im Landt außgezeichneten Fluchtörther, Kreidtenfeuer und Versehung der dahin verordneten Unterthanen mit Gewöhr, Munition, auch Besetzung der Leutha und des Marchflusses mit der Soldatesca" Anordnungen getroffen werden sollten; die Regierung mußte jedoch, vorderhand wenigstens, solche Anordnungen den Ständen überlassen. Wirklich beschlossen die Landstände im Juni, zu diesem Zwecke 33.000 Gulden zu verwenden. Eine Summe, die nicht erkennen läßt, was man damit eigentlich ausrichten wollte. Die Regierung hätte gern mehr getan, allein der beständig sich fühlbar machende Geldmangel lähmte die besten Intentionen. Trotz aller Geldzuflüsse mußte man froh sein, das Allerwichtigste erreicht zu haben. Die dringendsten Kriegsvorräte und eine Armee, die auf dem Papiere wenigstens die nicht unbedeutende Zahl von über 80.000 Mann erreichte. An der Wehrhaftmachung der „Hauptretirada des lieben Vaterlandes" aber wurde gearbeitet, und zwar, wie wir gesehen haben, in ziemlich großem Stile.

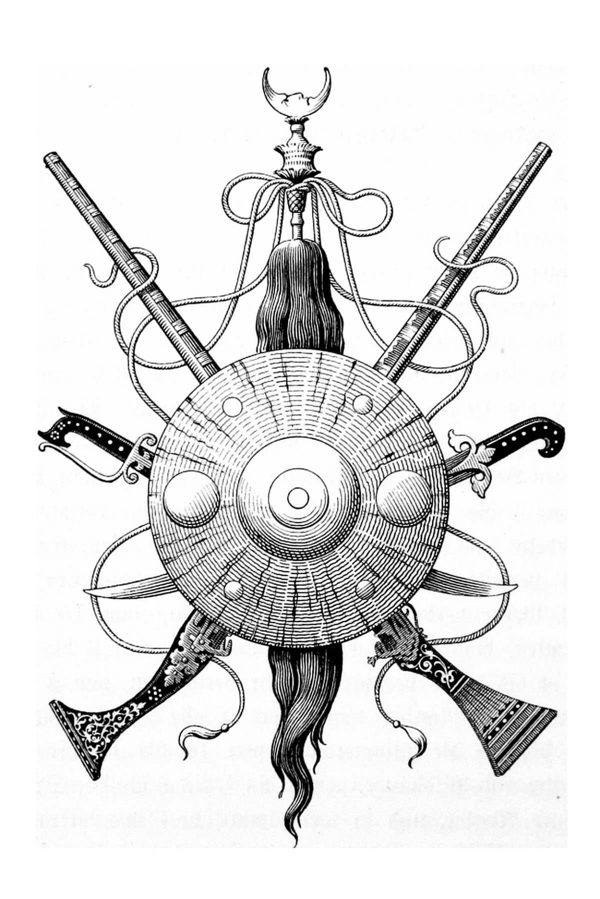
Später gerieten die halbfertigen Werke in's Stocken, gerade in einer Zeit, wo die Gefahr immer grauenhafter heraufzog, immer gewisser vor aller Augen

in ihrer furchtbaren Größe sich entrollte. Hier hätte vielleicht eine ausnehmend energische Natur noch trotz aller Hindernisse durchzudringen vermocht. Daun war jedoch nicht dieser Mann. Am 17. Juni wendet sich der Hofkriegsrat an ihn, „um Bericht, aus was Mitteln der Magistrat zu Wien zur Fortsetzung der Fortification gedachter Stadt einigen Vorschuß thuen möge“. Seine Antwort ist uns unbekannt geblieben, dagegen wissen wir, daß demselben eigens anbefohlen werden mußte, das Kaisersteinische Regiment „nit zum Wachten oder Convoy, sondern alleinig zur Fortificationsarbeit“ zu verwenden.

Wenn da endlich die Furcht bei der Bevölkerung die Oberhand gewann, wo sie sah, daß die meisten Fortificationen noch nicht fertig, ja, daß man nicht einmal mehr mit der im Frühjahre entwickelten Energie an denselben arbeite, wen möchte dies noch Wunder nehmen? Waren doch selbst erfahrene Officiere, als sie Anfangs Juli nach Wien kommend, den geringen Fortschritt in den begonnenen Arbeiten bemerkten, entsetzt über den Zustand der armen Stadt.

Noch aber befanden sich der gesammte Hofstaat und die obersten Ämter sammt der geheiligten Person des Kaisers in der Mitte der Bevölkerung. Am 25. Juni wohnte er einer großen Procession bei, am 26. wurde ein Edict publiciert, daß jedermänniglich sich zum vierzigstündigen Gebete in den Kirchen einzufinden habe, um Gott wegen Abwendung der Türkengefahr zu bitten. Verteilt wurden diese vierzig Gebetstunden auf die Zeit vom Sonntag den 27. Juni von 9 bis 10 Uhr Morgens, wo „Ihr Kaiserl. Majest. umb mehrerer christlichen Nachfolg und Gehorsambs willen, für sich und dero Hofstatt“ im Beisein der ganzen Bevölkerung den Anfang zu machen gedenken, bis zum Samstag den 3. Juli von 5 bis 6 Uhr Abends, wo wieder die Gesammtheit zum Beschlusse des Gebetes zu erscheinen hat. Die zwischen diese Endpunkte auf die einzelnen Tage verteilten Stunden werden die verschiedenen Kategorien der Einwohner mit Gebet verbringen, so am Sonntag von 10 bis 11 Uhr die kaiserlichen Beamten, von 11 bis 12 die Universität, von 3 bis 4 der gesammte Magistrat, von 4 bis 5 die verschiedenen Bruderschaften, von 5 bis 6 die Kauf- und Handelsleute. Am Montag von 8 bis 9 alle Bürger, die kein Handwerk treiben, von 9 bis 10 die Zimmerleute, von 10 bis 11 die Maurer, Steinmetzen, Ziegeldecker und Bildhauer, von 3 bis 4 die Schlosser, Spohrer, Flaschner, Grifflschmiedt und Nagler, und so fort sämmtliche Gewerbsleute mit ihren Gesellen, Lehrjungen, Weibern, Kindern und Dienstboten. Und soll jeder sich an diesem Gebete um so gewisser beteiligen, „dann da Jemand, er sei, was Stands und Condition er wolle“, sich davon ausschließen würde, „solle derselbige, sobald er erfahren wird, als ein Verächter der Ehre Gottes, der gemeinen Wolfahrt und der Obrigkeit“ an Leib oder Gut gestraft werden. Am 28. Juni wurde dem Baron Strattmann, der anstatt des am 28. Februar verstorbenen österreichischen Hofkanzlers Hocher, zu dieser Würde berufen worden, der Eid

abgenommen. In der Nähe des Kaisers gieng scheinbar Alles seinen gemessenen Schritt. Ja, als die Stiefmutter desselben am 30. Juni in ihn drang, doch auf die Abreise zu denken, soll Leopold I. geantwortet haben: „Es habe keine Noth, das Straiffen werde schon uffhören.“ Seit dem 21. Juni aber ertönten im ganzen Lande jeden Morgen die Türkenglocken, das Volk auffordernd, „auf den Khnyen oder sonnst mit gezimmender Ehrerbiettung zu Gott inbrinstig zu rueffen“ und ihn um Abwendung der Türkengefahr anzuflehen!





Zweites Capitel.

Einem ausnehmend energischen, militärischen Commandanten, dem bedeutende Verbindungen zur Seite standen, wäre es vielleicht möglich gewesen, die Befestigung Wiens mehr zum Abschlusse zu bringen, als dies dem Stadtguardia-Obristlieutenant Grafen Daun gelungen. Wir sagen ausdrücklich: vielleicht, denn allmälig hatten sich die Verhältnisse am Wiener Hofe wieder geändert. Wir haben erwähnt, daß in dem Momente, wo der Internuntius Caprara sowol wie auch andere Correspondenten der Regierung die Gewißheit eines Krieges mit der ottomanischen Pforte in nahe Aussicht stellten und die Gefahr eines Kampfes mit Frankreich mehr in den Hintergrund trat, die verschiedenen Parteien am kaiserlichen Hofe in Wien auf energische Kriegsrüstungen gegen die Pforte drangen. Während aber Graf Albert Caprara von Adrianopel aus den Kaiser zu bewegen suchte, vor Allem und sogleich einen energischen Schlag den ungarischen Malcontenten und ihrem Führer Emerich Thököly zu versetzen, hat sich Leopold I. nicht blos zu einem ausnehmend zuvorkommenden Empfange der Gesandten des ungarischen Rebellen, des Stephan Szirmay und Sigismund Jánoky, herbeigelassen, es war nicht blos mit diesen Gesandten ein halbjähriger Waffenstillstand abgeschlossen worden, der Kaiser hatte sogar den Entschluß gefaßt, Caprara's Sendung am türkischen Hofe durch Thököly unterstützen zu lassen und mit dem Letzteren, wenn dies halbwegs möglich wäre, einen förmlichen Frieden abzuschließen. Die Verblendung in der Umgebung des Kaisers gieng so weit, daß man die Hoffnung hegte, es werde gelingen, entweder durch Thököly's Vermittlung von der Pforte doch noch die Verlängerung des Eisenburger Waffenstillstandes zu erlangen, oder den Kuruzzenführer

zum völligen Bruche mit den Türken und zum Kampfe gegen dieselben im Bunde mit dem Kaiser zu bewegen. Es war die Partei des Königs von Spanien, der sich noch immer von Frankreich her bedroht sah, welche solche Ideen dem Kaiser plausibel zu machen suchte. In erster Linie natürlich der am Wiener Hofe hochangesehene, spanische Botschafter Borgomaynero, dann aber unter den kaiserlichen Ministern besonders der Präsident des Hofkriegsrates, Markgraf Hermann von Baden. Am 7. Januar 1683 noch sprach dieser in einem schriftlichen Gutachten die Meinung aus, daß man mit Thököly, durch Vermittlung des kaiserlichen Unterhändlers Saponara, zu einem förmlichen Bündnisse schreiten sollte. Er zeichnet noch immer das Schreckgespenst eines eventuellen Krieges mit Frankreich an die Wand. „Zugleich nach Osten und nach Westen Krieg zu führen, übersteigt unsere Kräfte. Nach einer der beiden Seiten hin muß der Friede erstrebt werden. Wenn nach Westen hin ein Friede, universell und sicher, erlangt werden könnte, so wäre er vorzuziehen. Ein solcher Friede mit dem Könige von Frankreich ist aber nicht zu erreichen; deshalb ist der Türkenfriede vorzuziehen, wäre es auch mit den Bedingungen, welche die Rebellen verlangen. Darum darf man auch bei den Instructionen, mit welchen Thököly, gemäß seinen Mitteilungen an Saponara, nach dem Landtage von Kaschau, seine Boten an die Pforte senden will, ein besonderes Bedenken nicht haben." Kaum war der erste Schrecken wegen des bevorstehenden Türkenkrieges überstanden, so suchte man schon nach Mitteln, um diesem Kriege doch noch auszuweichen. Wie groß der spanische Einfluß auf Leopold I. noch immer war und wie sehr er die Gefahr, die von Frankreich drohte, fürchtete, geht wol am deutlichsten daraus hervor, daß er wirklich diesen Weg der Verhandlungen mit Thököly einschlug.

Am 12. December 1682 hatte der „Fürst" einen Landtag für den 12. Januar des folgenden Jahres nach Kaschau einberufen, und auch die kaiserlich gesinnten Ungarn zu demselben eingeladen. Der Palatin Paul Eszterházy protestierte zwar unterm 19. Januar gegen alle Beschlüsse, welche auf diesem Landtage gefaßt werden möchten. Leopold I. aber erlaubte nicht blos seinen Anhängern, auf demselben zu erscheinen, er sendete auch den Generaladjutanten und Obristlieutenant Johann Georg Hofmann am selben 19. Januar nach Kaschau, um weitere Verhandlungen mit Thököly und den Ständen zu pflegen. Hier waren am 11. bereits die Abgeordneten von achtzehn Comitaten erschienen, und zwar von: „Abauiwar, Zemplin, Ungh, Schárosch, Szakmar (Szatmár), Zips, Gömör, Ugotzscha, Sabotz (Szabolcs), Heves, dem äußeren Teile Szolnoks, von Bereckh und Torna" (das waren die sogenannten dreizehn Gespanschaften, von jeher und noch lange Zeit der Sitz aufrührerischer Bevölkerung), dann aber auch Abgeordnete von „Newgrad, Honth, Liptaw, Arva und Pestpiller Grafffschafft". Zum Präsidenten der Congregation wurde erwählt Andreas Sebesthéni, der greise Bischof von Siebenbürgen und Propst des Zipser Capitels, ein Mann, der eine vermittelnde Stellung einnahm, dessen sich der Kaiser schon

früher bei den Verhandlungen mit den Malcontenten als Unterhändler bedient hatte. „Fürst" Thököly besaß bereits eine förmlich organisierte Regierung. In Kaschau hatte seit 1682 seine Hofkammer (die sogenannte Zipser Kammer) ihren Sitz aufgeschlagen, welche die Steuern und das Dreißigstgefälle nach dem Vorbilde der kaiserlichen Regierung in Preßburg einhob, die Ausgaben für den fürstlichen Hofstaat, das Heer und die Beamten leistete. Die oberste Entscheidung behielt sich der Fürst vor. Es scheint nicht immer ganz richtig bei der Hofkammer zugegangen zu sein. Auch hier machte sich vielfach Protectionswirtschaft breit. Thököly suchte, soweit dies die unruhigen Zeiten erlaubten, die ärgsten Mißbräuche abzustellen; um die Mittel zum Kriege zu erlangen, wurden sogar die Gehalte der Beamten bei der Kammer am 17. Februar 1683 restringiert. Die Regierung Thököly's war eine nationale. Die gesammte amtliche Correspondenz im internen Verkehre mit Ausnahme weniger Fälle, wo die lateinische Sprache gebraucht wurde, ist in magyarischer Sprache geführt worden. So weit sich seine Herrschaft erstreckte, kam auch der Protestantismus wieder zur Herrschaft, vor Allem wurden aber die Jesuiten verjagt. Übrigens wurden die Katholiken geduldet, wie die Stellung Sebestyéni's zeigt. Auch den Räubereien seiner Soldaten suchte er in Friedenszeiten wenigstens zu steuern. Als ihm die Kammer Bericht erstattete von der Beraubung einiger griechischer Kaufleute in Debreczin, da ordnete er die strengste Bestrafung der Räuber an. Am 26. März dieses Jahres war ihm ein Sohn geboren worden. Derselbe erhielt in der Taufe den bezeichnenden Namen Stephanus. Die Hoffnungen, die er an die Geburt desselben knüpfen mochte, zerrannen jedoch bald wieder, denn schon den 3. April starb das Kind, zwei Tage nach dem Tode des Bischofs Sebestyéni. Dieser befand sich gerade im Auftrage des Fürsten auf einer Gesandtschaftsreise nach Polen. Zu Leutschau ereilte ihn der Tod „zu großem Bedauern des Fürsten", wie die Zipser Chronik erzählt.

Am 13. Januar 1683 ließ Thököly den zu Kaschau versammelten Ständen seine Propositionen verkünden. In diesem Schriftstücke wird denselben unter Anderem mitgeteilt, daß der Fürst noch im vorigen Jahre unter Zustimmung des Veziers von Ofen, als des mächtigen türkischen Kaisers Generalissimus, mit Kaiser Leopold I. einen Waffenstillstand abgeschlossen und Specialgesandte nach Wien gesendet habe. Es sei vom Kaiser beschlossen worden, Thököly zum Vermittler zu wählen bei den zwischen ihm und der Pforte obschwebenden Friedensverhandlungen. Der Fürst werde deshalb eine Gesandtschaft an die Pforte absenden und lade die Stände ein, da sie sich über Bedrückungen von Seite der Türken zu beschweren hätten, aus ihrer Mitte ebenfalls den Einen oder Anderen als Gesandten mitzusenden, der ihre Beschwerden an der Pforte vorbringen könnte. Der Fürst verlangt weiters die Mithilfe der Stände zum Baue gewisser Festungen, die völlige Restituierung der Protestanten in die ihnen weggenommenen Besitzungen und erklärt, die Katholiken würden es sich selbst zuzuschreiben

haben, wenn sie deswegen einige Ungelegenheiten leiden müßten, da er fest entschlossen sei, den Vertriebenen die ihnen geraubten Kirchen und Güter nöthigenfalls mit Gewalt zurückzuerstatten.

Als die Stände verlangten, Thököly möge ihnen das Athname vorlesen lassen, durch welches er im vorigen Jahre vor Fülek zum Fürsten Ungarns vom Sultan erhoben worden, erklärte er, dies sei nicht möglich, da es in Munkács vergessen worden, übrigens sei der Inhalt ohnedies Vielen bekannt, indem es ja ohnedies öffentlich publiciert worden. Auch die Beschwerden der Stände über die Bedrückungen, denen sie durch die Zipser Kammer ausgesetzt wären und ihr Beschluß, daß dieselbe gänzlich aufgelöst und anstatt derselben Administratores Thesaurarii (Schatzverwalter) gewählt werden sollten, welche auch die Mauten und Dreißigstgefälle zu verrechnen hätten, fanden nur insoweit Berücksichtigung, als wenigstens, wie erwähnt, die ärgsten Mißbräuche abgestellt wurden. Für die Gesandtschaft an die Pforte wurde von den Ständen Stephan Szirmay als ihr Vertreter bestimmt und ihm zur Reise 2000 Thaler ausgeworfen. Der Forderung des Fürsten, auch für den von ihm an die Türkei zu sendenden Tribut eine Beisteuer zu bewilligen, mochten sich die Comitate nur sehr ungern unterwerfen. Sie machten ein diesbezügliches Anbot von 2000 Reichsthalern. Erst als Thököly ihnen sagen ließ, daß er darüber sehr disgustiert sei, wurde die Beisteuer auf 5000 Reichsthaler erhöht. Davon sollten die dreizehn Gespanschaften 4000, die anderen fünf Comitate aber 1000 übernehmen. Da man diese Summe nicht zur Hand hatte, wurde der Fürst gebeten, dieselbe unterdessen aus den Kammermitteln vorzustrecken. Auf die Beschwerden, welche die Katholiken vorbrachten, daß man sie dort, wo Thököly die Herrschaft ausübe, von den Ämtern ausschließe, wurde nicht weiter eingegangen. Als sich die kaiserlich Gesinnten aus Kaschau entfernt hatten, wurde dann, wie es scheint, von den Anhängern Thököly's noch weiter verhandelt wegen des Baues gewisser Festungen. Auch dafür wurde noch eine nicht ganz unbedeutende Summe bewilligt.

Mittlerweile war der kaiserliche Unterhändler in Kaschau angekommen. Unter seinen Augen gewissermaßen rüstete sich Thököly zum Kriege. In Wien aber meinte die spanische Partei noch immer, diese Rüstungen gegen die Türken verwenden zu können. Und auch von Polen aus wurde diese Anschauung unterstützt. Um seinen Kaiser vor der Habsucht des polnischen Adels zu retten, scheint Zierowsky, dem dies, wie wir früher (Seite 79) gesehen, am Herzen lag, als Vermittler aufgetreten zu sein, damit die Unruhen in Ungarn desto früher bewältigt würden. Im März 1683 hatte Thököly den schon genannten Bischof Sebestyéni nebst dem Capitän von Leutschau, Johann Görgei, mit den nötigen Schreiben ausgerüstet, um mit Polen, allerdings in ganz anderem Sinne als Zierowsky gemeint haben mochte, in Verhandlungen einzutreten. Als aber Sebestyéni noch vor der Abreise gestorben, auch mittlerweile das Bündnis zwischen dem

Kaiser und Polen abgeschlossen worden war, da wurde nun durch Zierowsky's Vermittlung die Verhandlung des Kaisers mit Thököly von Polen aus unterstützt. Man hoffte in Wien die polnische Allianz in den Verhandlungen mit Thököly verwerten zu können. Johann III. Sobieski sollte sein Ansehen bei den Malcontenten im Sinne einer Verbindung der Waffen des ungarischen Rebellenfürsten mit denen der Alliierten in die Wagschale werfen. An Caprara und Kuniz in Adrianopel aber hatte man die Weisung gelangen lassen, daß Thököly die Vermittlung des Friedens mit der Pforte übernommen habe. Unterm 20. März berichtet Caprara diesbezüglich an den Kaiser: „Thököly meldet nach Wien hin sein Erbieten, den Frieden zu vermitteln. Hieher schreibt er nichts Anderes, als die Mahnung zeitig im Felde zu sein, damit man, mit Zurücklassung Ungarns, Wien angreifen könne. Er übersendet den Plan der Stadt. Zur Stunde spricht man hier von nichts Anderem. Der Großvezier studiert den ganzen Tag hindurch diesen Plan. Thököly schreibt, daß er die Verhandlungen unternommen hat, zu dem Zwecke, um unseren Hof besser einzuschläfern. Er prahlt, daß wir die Stadt unversorgt finden werden, nicht im Stande, sich zu vertheidigen. Er prahlt ferner, daß die Seinigen in den Straßen von Wien einherschreiten, umgürtet mit ihren Säbeln, die deutsches Blut vergossen haben. Er habe sie gesendet, um den Plan der Stadt aufzunehmen. Der Pforte dagegen übermacht er seinen Tribut von 40.000 Thalern. Er schreibt ferner dem Großvezier, daß der König von Spanien gestorben und daß der König von Frankreich gleichzeitig mit den Türken die Länder E. kais. Majt. angreifen wolle, während ich bei jedem Anlasse sage, daß der Friede geschlossen ist. Thököly thut alles dies, um den Glauben zu erwecken, daß E. kais. Majt. von so vielen Seiten angegriffen, desto weniger sich vertheidigen können. Kurz, er bietet Alles auf, um das Übel ärger zu machen, als es ohne ihn sein würde und der Nachdruck, mit welchem er andringt, und die Hoffnungen auf große Eroberungen, die er bei dem Großvezier anfacht, machen die Krankheit so schwer, daß sie durchaus nur noch mit Feuer und Schwert zu heilen sein wird."

In denselben Tagen, wo dieser Bericht von Adrianopel aus auf Umwegen und insgeheim nach Wien expediert wurde, schickte die kaiserliche Regierung ihrem ersten Unterhändler noch den zweiten in der Person des Obristlieutenants Saponara an das Hoflager Thököly's nach. Unter Vermittlung des spanischen Botschafters in Wien und des Königs von Polen wurden von Saponara die Verhandlungen fortgeführt bis in den Juli des Jahres 1683 hinein. Die einzelnen Phasen dieser Verhandlungen sind noch nicht vollständig aufgedeckt. Die Correspondenz wurde natürlich geheim geführt, die wenigsten der betreffenden Schreiben haben sich erhalten. Zur Charakteristik derselben und zur Erkennung der Wünsche und Hoffnungen, die man in Wien hegte, genügt aber vollständig das mit dem kaiserlichen Placet und der Bemerkung: „Expediatur" versehene Concept eines Schreibens, welches Leopold I. unterm 22. Juni 1683 von

Wien aus an Saponara richtet*). Zunächst geht aus diesem Schreiben die Tatsache der andauernden Verhandlungen hervor. Saponara hatte unterm 18. April, 14. und 21. Mai über die Friedensvorschläge Thököly's an den Kaiser berichtet. Der Letztere hatte sich dieselben vortragen lassen und teilt seine darüber gefaßten Beschlüsse, „damit dises Werkh dermahlen auf ein oder andere Weiß zum Endt gelangen möge", dem Gesandten mit. Vor Allem anerkennt er den Eifer, Fleiß und die Vorsicht Saponara's in den Verhandlungen und verspricht ihm dafür seinerzeit erkenntlich zu sein. Um aber „gleich auf das Haubtwerckh zu khomen, so da bestanden in des Thököly gethanen Begehren und Gegenofferten; mit welchen er sich sambt seinen Adhaerenten von den Türckhen und gemainen Erbfeindt nicht allein zuruckh zu ziehen, sondern auch sich mit Unseren Völkhern wider denselben zu konjungieren und den Krieg zu führen dermahlen vernehmen lassen hat, hierauf ist zwar genugsamb bekhandt, welcher gestalt die Tractaten mit ihme Thököly und seinem Anhang umb dieselbe zu gehöriger Submission zu bringen von Uns schon länger als 3 Jahre her resolviert, auch für dienlich und nützlich befunden worden. Wie es aber damit zu- und abgangen, was für Veränderungen und Verhinternussen von Zeit zu Zeit darzwischen kommen, ist dir ebenfalls gar wohl bewußt".

Da sich also Thököly unter gewissen Bedingungen „zu unterwerffen annoch erbiethet", so wird darauf Punkt für Punkt folgendermaßen geantwortet:

„Primo praedentiert ermelter Thököly zu seiner Freint Satisfaction und mehrer Sicherheit, daß ihme der Titl eines Reichsfürsten sambt denen 13 Spannschafften für ihme und seinen Mannsstammen neben dem Praedicat wie andere, die dergleichen vor diesem gehabt und der jetzige Fürst in Siebenbürgen thatsächlich besitze, verliehen, auch sich partium regni Hungariae dominum (Herrn einiger Teile des Königreiches Ungarn) nennen zu können und zu schreiben erlaubet werde. Doch daß selbige Spannschafften in Abgang seiner Mannserben widerumb der Krone unmittelbar incorporiert, entzwischen weder dem Palatino, noch dem Judici curiae (obersten Hofrichter) unterworffen sein, ybrigens aber Uns er als seinen König erkhennen, bei des Königreiches Satzungen verbleiben, auch in allen Kriegsfällen und anderen Angelegenheiten des Königreichs zugleich mitzustehen und zu operieren verbunden sein solle. Obwohlen nun klar und außer allem Zweiffel ist, daß dieser und folgende Puncta und Begehren maistens sehr und gar schwehr, auch von solcher großen Erheblichkeit und Consequenz seint, das mann sie billicher gleich zu verwerffen und auszuschlagen, als darüber mehrer oder weithers zu consultieren Ursach hette, so haben Wir doch aus absonderlicher Bewögnuß und Consideration der jetzigen, vornemblich Uns, dem Römischen Reich, wie auch der ganzen Christenheit und gemeinem Weesen nur

*) Zum Überflusse befindet sich auch in dem Hofkriegskanzlei-Registraturs protocoll des Jahres 1683 der k. k. Kriegsregistratur unter demselben Datum, Zahl 129, ein Auszug dieses Schreibens, so daß an der wirklichen Expedition desselben wol kaum gezweifelt werden kann.

allzu gefährlichen Conjuncturen und Zeithen die Beruhigung des Königreiches Hungarn zu Gemüth genommen und dasselbe vor allem zu stabilieren und daraufhin darüber gnedigist resolviert, wie folgt: Nemblich

Zum Ersten des Titels eines Reichsfürsten halber befinden Wir, nachdem zuvorderist sowohl in diesen, alß andern allen folgenden Puncten die Sachen ad effectum werden gebracht sein, insoweit kein Bedenkhen, sondern wollen ihme Thököly selbigen conzedieren, obwohlen Uns lieber wäre, wann du ihn dahin bewegen könntest, daß er mit einem solchen Titel von der Krone Spanien sich beschlagen lassen wollte, welcher ihm eben die Ehre und Praeeminenz geben würde, andere Consequenzien in diesem Königreich dadurch zu verhüten. Was er aber wegen der 13 Spannschaften für ihne und seine Mannserben neben dem Titel partium regni Hungariae dominus und daß die ihm cedierten Spannschaften dem Palatino und Judici curiae nicht, übrigens aber gleichwol den Gesetzen des Königreiches unterworfen sein sollen, praetendiert, solches ist von einer weit anderen Beschaffenheit, Beschwerlichkeit und Nachdenken. Wie dann gar wohl geschehen, daß du dem Thököly solchen Unfug mit mehrerm allbereit vorgehalten hast und weilen er Thököly bereits darauf insoweit sich ergeben, daß er selbst hierüber in einem und andern in etwas abgewichen und nicht zu zweiflen ist, er werde insonderheit ratione der 13 Spannschaften, wie auch der Formb und Weise, wie er solche zu possedieren, proponiert und praetendiert hat, was Merkliches nachgeben, als haben Wir gnedigist resolviert und vor Allem nothwendig zu sein befunden, daß in diesem Stück sehr vorsichtig und bedachtsamb und zwar per Gradus gehandlet werde, welche allezeit so lang zurückgehalten werden sollen, so lang man die geringste Hoffnung habe mit einem geringern, nämlich dem ersten oder wann dieses nit müglich, dem andern Gradum es zu richten oder zu erhalten. Wie dann umb so viel weiter durch deine Dexteritet und Bemühung des Thököly Petita in einem und anderm herabgebracht und mit geringerer Concession werden können beigelegt werden, umb so viel dein Meritum und folgbahr Unser gnedigiste Erkandtnuß gegen dir sein wirdet.

Solchem nach sollest du pro primo gradu über die Praetension der 13 Spannschaften ihm Thököly das Territorium jenseits der Theiß, das Besatzungsrecht ausgenommen zu Szathmár und Ecsed, so Wir uns gnedigist vorbehalten offerieren und anbei remonstrieren, daß das Besatzungsrecht nur eine Last und Beschwerde sei, auch große Unkosten erfordere und er in denen von Uns besetzten Plätzen, weillen er ungezweifflet alle Zeit mit Uns halten wirdet, wann er sich darinnen aufhalten oder wohnen will, also sicher sein wurde, als wann er das Besatzungsrecht selbst darinnen hette; und dieses quoad gradum primum.

Wann er aber mit diesem nicht content sein, sondern lieber den Krieg mit den Türken wider Uns fortsetzen wollte, alsdann kannst du ihm pro secundo die obgemelte beede Garnisonen sambt dem Besatzungsrechte überlassen; jedoch

daß die darinnen sich befindende Artilleria, wo nicht sambtlich, worauf du anzutragen und mit Nachtruckh darob zu verharren, doch wenigstens diejenige, so Uns zugehörig so viel immer möglich reserviert verbleiben und zu seiner Zeit von dannen abgeführt werden möge.

Auf seine Praetension des Toisons halber, wirdest du demselben andeuten, daß der holländische Admiral Ruyter von des Königs in Dänemark Liebden den Orden des Elephantens und nicht des Lämbels bekommen, zumahlen der Toison oder gulden Fließ denen Statuten gemäß keinen Unkatholischen verliehen werden kann.

Welches ist, was Wir vermeinen, daß ihm jedoch wie obgemeldt graduatim offeriert werden khann. Sollten aber weder mit dem primo noch andern gradu nach Allem angewendeten möglichisten Fleiß auf keine Weiß die Tractaten zum Schluß gebracht werden können, so sollst du ihm remonstrieren, daß die jenseits der Theiß gelegenen ansehentlichen drei Spannschafften zu einem fürstlichen Unterhalt genug und bastant sein*), so bleibt ihm auch zu mehrerm Behuef, über diese obige Stuckh, was er sonst in Hungarn eigenthumblich vorhin possedieret und ihm von Uns bereits schon verwilligt worden, darbeneben.

Welches ist, so Wir vermainen, daß mehrermelter Thököly sich darmit gar wohl, wann er anders gutte Intentiones führet, contentieren könne. Sollte er aber gleichwohl den Bogen in seinen Particularibus höher spannen und weithere Difficulteten machen wollen, so kannst du ihm zwar sagen, daß deine Vollmacht annoch diesfalls auf ein weithres sich nicht erstreckhe, jedoch du es alsobalden durch einen Expressen berichten wolltest, wiewohl nur geringe Wahrscheinlichkeit ein mehrers zu erhalten, inmassen Wir uns gänzlich versehen, er werde gegen diesen Offerten sich bequemen." Inzwischen sollst du aber die Anhänger des Thököly zu gewinnen suchen. Du kannst ihnen Amnestie und Particular-Satisfaction, Vergleich und Belohnung versprechen „und ihnen remonstrieren, wie daß der Schluß und die zu Endbringung dieses Werkhs mehrers ihnen als Uns zuelönglich und ersprießlichen, also daß von ihnen dahin zu sehen sein werde, damit solche vollzogen und nicht der Thököly allein wegen seines allzuweith suchenden Privatinteresse und Eigennutzigkeit solche aufhalte und dardurch des allgemeinen Wesens und ihrer aller Nutzen hemme und verhindere, ja aller ihrer Ruin und Untergang verursachen dörfte.

Desgleichen wirdest du auch in Obacht nehmen, daß nit gleich anfänglich das ihm obgemeltermaßen verwilligt auf die Erblichkeit seines Mannsstammens,

*) Ursprünglich lautete diese Stelle etwas anders: „so kannst du ihm annoch auch darzue das Land zwischen der Hernad und der Theiß, bis auf den Fluß Tarzal und Bardtfeldt hinauf, so meistens in der Gegend von Makouize und Bardtfeldt an selbigen Fluß herab bestehet, mit welchem die Ungh und Laborize sich vermischet, offerieren". Wahrscheinlich erschien aber dieses Zugeständnis zu groß und so wurde der Passus gestrichen und von einer anderen Hand obige in den Text aufgenommene Stelle an dem Rande des Conceptes dafür eingesetzt.

wie ers begehrt, extendiert, sondern so lang als möglich darmit zurukhgehalten und ihme in allen mit deme zu vergnügen getrachtet werde, wie es der Aufrihrer Hans Rákóczi gehabt hat; obwohlen er von den erstern schwärlich wird weichen wollen."

Zum Zweiten, betreffend „das praetendierte Guett in Deutschland", wohin er sich zurückziehen könnte, für den Fall als die Türken gegen alles Verhoffen den Sieg davon tragen würden, „wie ihme dergleichen, wann derselbe gegen Uns zu agieren continuieren werde, à Parte der Kron Frankreich beraits nicht allein würklich verheißen, sondern auch genuegsambe Versicherung darüber gegeben worden seie, daß selbige Kron auf solchen Fall, wann nemblich Unsere Waffen die Oberhandt haben, ihne mit genuegsamben Güettern und Ehrntitl in Frankreich versehen wurde", darauf können Wir vorderhand uns nicht einlassen, da Wir nicht wissen, ob er im Reich oder in unseren Erbländern und von welcher Bedeutung („Importanz") ein Gut begehrt. Er soll sich ausführlicher darüber äußern und „dahin sehen, weilen der königlich Spanische Pottschaffter sich verlauthen lassen, daß, im Fall er Thököly sich dergestalt mit Uns vereinbahren würde, die Kron Spanien dergleichen Ertheillung Güter und Portionen ihme zu verwilligen und zu geben gemeint und genaigt were".

Zum Dritten begehrt Thököly für sich und seine Adhärenten Amnestie und Restitution ihrer Güter. Bezüglich dieser Forderung soll es bei den zu Ödenburg deswegen beschlossenen Artikeln verbleiben, besonders aber die damals den in Folge der Nádasdy'schen und Zrinyi'schen Rebellion Verurteilten bewilligte Amnestie auch jetzt aufrecht erhalten werden und kannst du die Anhänger Thököly's versichern, daß Wir sie nach ihrer Capacität und Tauglichkeit zu accomodieren gedacht sein und insgemein mit einiger Belohnung begnaden wollen.

Thököly verlangte Geheimhaltung dieser Negotiationen, bis selbe zu völligem Abschlusse gelangt seien. Der Kaiser begreift und billigt dieses Verlangen vollständig. Auch in Polen ersuchte Thököly, sehr vorsichtig vorzugehen, wegen des dortigen französischen Gesandten, „deswegen haben Wir beschlossen, dem Könige von Polen die Sache selbst in die Hand zu geben durch unseren Gesandten daselbst, damit der Wunsch Thököly's erfüllt werde". Als Garanten des abzuschließenden Vertrages sollten nach dem Begehren des Rebellenfürsten Spanien und Polen eintreten. Der Kaiser erklärt sich aus Schicklichkeitsgründen für Polen allein, „da in dergleichen Dingen ein so großes Membrum Unseres Erzhauses nicht einbezogen werden sollte". Aus diesem Grunde ist der Kaiser auch mit der Absendung eines Thököly'schen Gesandten nach Polen einverstanden *).

Sollte sich aber Thököly halsstarrig erweisen und es trotz Unserer Anerbietungen zum Bruche mit ihm kommen, so wirst du es wenigstens dahin

*) Zu diesem Punkte über Polen befindet sich am Rande des Conceptes die Bemerkung: „Dieser Abschnitt an Zierowsky auszulassen." Man hat also dem kaiserlichen Residenten in Warschau im Übrigen eine Abschrift dieser Instruction für Saponara übersendet.

zu bringen suchen, daß unter seinen Anhängern ein Schisma hervorgerufen werde. Um nun mit Einzelnen derselben in solchem Falle zu verhandeln und mit ihnen abschließen zu können, erhältst du hierbei absonderliche Vollmacht. Außerdem wirst du in diesem schlimmsten Falle wegen der ungarischen Bergstädte mit Thököly „in secreto und particulari tractieren", damit dieselben von ihm oder den Türken nicht verwüstet werden, da es besser sein wird „für eine gewisse Zeit derselben zu entbehren, als das ganze Capital zu verlihren".

Thököly hatte am 21. Juni den im November vorigen Jahres abgeschlossenen Waffenstillstand durch einen eigenen Abgesandten, einen gewissen Johann Melzer, in Wien kündigen lassen. In dem erwähnten Schreiben Leopold's vom 22. Juni wird Saponara aufgetragen, zu versichern, der Kaiser werde diesen Waffenstillstand bis zum 21. Juli, wo derselbe ablaufe — es war eine einen Monat andauernde Kündigungsfrist seinerzeit festgesetzt worden — getreulich aufrecht halten. Am kaiserlichen Hofe hatte man Kenntnis davon, daß Thököly am 1. Juni bereits zum Großvezier in's türkische Lager nach Essegg sich begeben hatte. Es wurde daher dem kaiserlichen Unterhändler aufgetragen, „bis der Thököly vom Großvezier zurückkommt, noch vor Ablauf des Armistitiums" vorstehende Tractaten mit ihm abzuschließen. Auch daß der König von Polen dem Lubomirski die Erlaubnis erteilt habe, sich mit einem Heerescontingente in die Dienste Leopold's I. zu begeben und daß er selbst bald bereit sei, zur Hilfe heranzuziehen, wird dem Saponara mitgeteilt. Von Caprara aus der Türkei, heißt es dann weiter, sind bessere Nachrichten eingelaufen und liegt ein Extract derselben bei. Saponara wird aufgefordert, zu berichten, was er über diesen erfahren könne.

Der Waffenstillstand war für Thököly kein Hindernis gewesen, in die dem Kaiser unterworfenen Gebiete Einfälle zu unternehmen. Schon unterm 7. Januar 1683 hatte sich der kaiserliche Commandant von Szatmár, Oberst Graf Sereni, deswegen in einem Schreiben an den Hofkriegsrats-Präsidenten beklagt. Im April hatten Thököly'sche Schaaren das Schloß Dunawicz (oder Dunyavecz, auch Nis genannt), welches einem Parteigänger des Kaisers, dem Baron Silvester Joannelli gehörte, weil sich derselbe „nicht fürstlich erklären wollte", belagert. Am 4. Mai war es erobert worden, Joannelli aber wurde seiner Habe beraubt und gefangen nach Kaschau geführt. Wenige Tage darauf waren die Anhänger des Rebellenfürsten in die Herrschaft Likoua eingefallen, hatten 22 Mann von der kaiserlichen Garnison daselbst niedergehauen und die Güter, welche Thököly angeblich für sich „apprehendierte", besetzt. General Schulz, der mit einigen Reiterregimentern zum Schutze jener Gegenden aufgestellt war, berichtet unterm 14. Mai, daß die Schaaren Thököly's, einige Tausend Mann stark, in's Liptauer Comitat weiterhin eingefallen seien. In Wien aber befahl man dem kaiserlichen General unterm 16. Mai „gegen Thököly, so lange das Armistitium währt, nichts Feindliches vorzunehmen". Der Gespanschaft

und dem Capitel von Bars hatte man schon am 14. April auf ihr Ansuchen die Erlaubnis gegeben „ihre Sicherheit und Conseruation“ bei Thököly zu suchen und „Salva Guardia“ (Schutzmannschaft) von ihm zu erbitten — „ohne Praejudiz Ihrer Kais. Majt. Dienst“ wurde zwar hinzugesetzt; die Erlaubnis aber an und für sich war schon genügend, das Ansehen der kaiserlichen Macht in jenen Gegenden vollständig zu vernichten. Endlich, am 1. Juli, wurde General Schulz vom Hofkriegsrate sogar aufgefordert, Levencz aufzugeben, die ungarischen Bergstädte, die von Thököly mit Salva-Guardien versehen werden, zu verlassen und sich an die schlesische Grenze zurückzuziehen, um jedem Rencontre auszuweichen, denn das Armistitium mit Thököly laufe erst am 21. Juli ab! Vergegenwärtigen wir uns noch, daß der venetianische Botschafter Contarini unterm 9. Januar 1683 berichtet, der Kaiser habe aus dem Palaste des Markgrafen Hermann von Baden mit Gewalt einen Juden aufgreifen lassen, der unter der Anklage stand, ärarische Munition an die Rebellen verkauft zu haben, und es wird uns der Irrtum in seiner vollen Größe klar werden, der den Verhandlungen mit Thököly von Seite der kaiserlichen Regierung zu Grunde lag.

In dem schon mehrfach erwähnten Schreiben vom 22. Juni an Saponara begnügt sich der Kaiser damit, diesem den Auftrag zu erteilen, daß er sich bemühen möge, sowol den Silvester Joannelli als auch den seit dem vorigen Jahre noch im Kerker schmachtenden Stephan Kohári frei und ledig zu machen. „Besonders aber,“ heißt es dann weiter, „hast du zu resentieren, daß während des Armistitiums Johannes Kohári von den Leuten des Thököly seiner Sachen beraubt, gefangen genommen und nach Karpfen geführt worden. Du wirst daher seine Befreiung und die Restituierung des ihm Geraubten ernstlich verlangen.“

Ein besonderes Gewicht legt der Kaiser in der Zustimmungsklausel auf das Postscriptum des ganzen Instructionsschreibens: Die Tractaten mögen welches Ende immer nehmen, in jedem Falle habe Saponara sein Augenmerk besonders darauf zu richten und zu beobachten, was in Ungarn von Magnaten und Ständen, Geistlichen und Weltlichen dem Kaiser Praejudicierliches, gegen Schuldigkeit und Pflicht gehandelt werde. Solches habe er verläßlich zu berichten.

Ein geradezu verblüffendes Licht auf die Ursachen, welche die Actionen des kaiserlichen Heeres im Anfange des Feldzuges gegen die Türken bestimmten, verbreitet aber der folgende Abschnitt: „Waß aber anbelanget, daß der Thököly desideriert, es möchte auß denen von ihme dazumahl angezogenen Ursachen Unser Kais. Armata über die Vestung Raab hinaus rukhen, ist solches nit allein seinem Verlangen nach beraiths geschehen, sondern es haben sich auch von derselben unter dem Schein selben Orth zu recognosciern ein 18.000 Mann biß gegen Gran und hernach die ganze Armee untern Vorwanth und Praetext Neuhäußl zu belägern dahin gezogen, ja einige Puncten daherumb, unter andern die Vorstatt occupiert

und alls waß den Feind sollte glauben machen, daß es zu einem Attaco angesehen, vorgenommen, mit zugleich gehabter Hoffnung, dem Feind ein Streich zu geben, wann er den Orth zu entsetzen angezogen währe. Weilen man aber hernach gespürt, daß derselbe darzue nit zu bewögen und der Armata schädlich sein möchte daselbst länger zu verbleiben, alß hatt sie sich wider davon ab und in das Läger gegen Comorn gezogen, gestalten daselbst und daherumb des Feindes vernere Andamenten desto besser zu beobachten und denenselben beizukhomen."

Der Kaiser und seine Räte glaubten sich also ihrer Sache mit Thököly so sicher, erhofften so bestimmt die Annahme des von ihnen Angebotenen, daß sie sogar die Kriegsactionen der Armee vom Rate des Kuruzzenführers abhängig machten. Da mußten freilich alle Warnungen und Mitteilungen Caprara's vergeblich bleiben, der colossale Irrtum, in dem sich die kaiserliche Regierung auf diesem ihrem Wege befand, konnte nur durch die Logik der Tatsachen aufgeklärt werden.

Vergeblich waren die Bemühungen Saponara's. Es erscheint als ein geradezu sonderbares Beginnen, wenn er, wie die Zipser Chronik erzählt, noch im Monate Juni die Festung Patak, deren Commandant er war, dem Fürsten Thököly „gutwillig cedirte, in Meinung ihn auf kaiserliche Seithen zu bringen" und die Besatzung nach Szatmár abziehen ließ. Er hatte eine kaiserliche Festung dem Feinde unnötiger Weise geschenkt, ohne doch etwas auszurichten. Kaum vom Großvezier zu den Seinigen zurückgekehrt, warf Thököly auch den letzten Schein der Freundschaftsmaske, die er bisher dem Kaiser gezeigt hatte, ab und zog mit gesammter Macht gegen diesen. In Sáros-Patak, wo er sich vom 26. Juni bis 5. Juli aufhielt, sammelten sich seine Truppen und die Insurrection der ihm anhängigen Comitate. Feindlich zieht er von hier gegen Szerencs und Szikszó, wo er weitere Nachrichten vom Großvezier abwartet. Jetzt waren wol auch den Kaiserlichen die Schuppen von den Augen gefallen. Die Verhandlungen mit dem „Fürsten" treten in den Hintergrund. Nur Ein Mann hat dieselben auch jetzt noch nicht aufgegeben. Der König von Polen Johann III. Sobieski. Der Kaiser hatte ihn ja gewissermaßen zum Vermittler des Friedens mit seinem rebellischen Untertanen angerufen. Als Bundesgenosse Leopold's I., im Interesse Polens, glaubte er zu handeln, wenn er die Errichtung eines türkischen Vasallenstaates unmittelbar an der offenen Südgrenze der Republik zu verhindern suchte. An ihn wendete sich später Thököly, als er eines Freundes und Fürsprechers beim Kaiser bedurfte. Jetzt aber war er von solchen Gedanken wol weit entfernt. In Szikszó erreichte ihn der kaiserliche Unterhändler Saponara. Am 11. Juli legte er hier dem Rebellenfürsten, um wenigstens die Comitate Szatmár und Ecsed seinem Kaiser zu erhalten, eine Neutralitätserklärung für diese Gebiete vor. Das Original dieser Neutralitätserklärung hat sich erhalten. Es lautet: „Da es dem öffentlichen Wohle zu Statten kommt und mit den mir mitgeteilten Intentionen Sr. geheiligten Majt.

übereinstimmt, daß, wenn die Ungarischen Angelegenheiten abermals zum Kriege führen sollten, man die Sache so einrichte, damit die Feindseligkeiten dem armen Volke und den Bewohnern des Königreiches nicht zum Ruin gereichen, so hat man getrachtet, folgende Modalitäten festzusetzen. So zwar, daß selbst dann, wenn der Bruch des Waffenstillstandes beginnt, derselbe trotzdem aufrecht bleibe im Gebiete der Comitate Szakmár und Ecsed und weder von der einen noch von der anderen Seite Hostilitäten verübt werden, weder an Personen noch an Gütern. Im Gegenteile soll Jedermann frei und ohne Schaden leben können, die Feldfrüchte entweder selbst oder durch seine Gehilfen und Diener einheimsen und wenn irgend Jemand gegen dieses Abkommen zu handeln die Absicht hätte, so soll man ihn gefangen nehmen und zugleich mit der nötigen Auskunft zur schuldigen Bestrafung dorthin schicken, wohin er gehört. Zur Beobachtung dessen erkläre ich, daß das Militär Sr. geheiligten Majt. zu Szakmár und Ecsed, sowohl das Deutsche als Ungarische, insolange nichts gegen dieses Abkommen unternehmen wird, bis die Bestätigung desselben durch die vorgenannte geheiligte Majt. erfolgt ist.

Hingegen sollen auch die Soldaten des Herrn Thököly, sowol die zu Munkács als zu Kállo, Kisvárad, Ibrányi, Nagy-Bánya und alle anderen keine Hostilitäten anstiften, weder Schaden noch Brandschatzung oder Viehraub, sondern vereint mit den Truppen Sr. geheiligten Majt. gegen diejenigen auftreten, welche solche Unregelmäßigkeiten ausüben, die Vagabunden verfolgen und gefangen nehmen, damit sie jenen zur Bestrafung zugeschickt werden können, denen sie zugehören, oder damit, wenn es nötig sein sollte, solche Beunruhiger des Vaterlandes in die Pfanne gehauen und ausgetilgt werden. Natürlich wird ausdrücklich bestimmt, daß die Commandanten von Szakmár und Ecsed gehalten sein sollen, solche Gefangene nach Munkács zu schicken, wie auch anderseits die Commandanten von Munkács oder von anderen obgenannten Festungen solche nach Szakmár oder Ecsed zur gebührenden Bestrafung zu übersenden haben."

„Szikszó, den 11. Juli 1683.

(L. S.) D. P. L. B. de Saponara m. p."

Ob Thököly seinerseits eine ähnliche Erklärung dem kaiserlichen Unterhändler ausfertigte, ist uns unbekannt. Notwendig hatte er dieselbe nicht mehr, denn mit Ausnahme der wenigen kaiserlichen Festungen fiel ihm nunmehr ganz Oberungarn und der größte Teil Niederungarns in die Hände. Am 30. Juni hatte man in Wien, wie es scheint, noch keine klare Vorstellung von Thököly's zweideutigem Spiele, dem man zum Opfer gefallen war. Unter diesem Datum wurde vom Hofkriegsrate ein Befehl an Saponara ausgefertigt, daß er die Manifeste, so Jener an die Ungarn erlassen habe, sich ihm zu unterwerfen, resentieren möge. Zugleich wird dem kaiserlichen Unterhändler aber mitgeteilt, man habe „der Hofkammer intimiert, für den Thököly und die Rebellen, da sie zur

schuldigen Devotion gebracht werden, eine Summa Geldt in Goldt in Beraitschafft zu halten". Als diese Botschaft an Saponara*) gelangte, war der Führer der ungarischen Malcontenten schon an der Arbeit, ganz Ungarn dem Kaiser zu entreißen, war der Abfall von Leopold I. im Lande bereits ein allgemeiner — befand sich schon seit dem 25. Juni der Großvezier Kara Mustafa mit der gesammten türkischen Macht auf seinem Marsche gegen Raab und Wien in Stuhlweißenburg, also unmittelbar im Begriffe in kaiserliches Gebiet einzufallen.

Das allzulange Ausharren des Kaisers auf dem Wege der diplomatischen Verhandlungen hatte auch in Adrianopel nicht zu dem gewünschten Resultate geführt. Hier war, wie wir bereits in der Einleitung (Seite 65) erwähnten, am 21. December 1682 der kaiserliche Internuntius Caprara zur dritten und letzten Friedensconferenz mit den türkischen Ministern zusammengetreten. Als dieselbe nicht zu dem von ihm gewünschten Erfolge führte, hatte er seinen Auftrag für beendet angesehen und deswegen in Wien seine Abberufung vom türkischen Hofe verlangt. „Nach meiner Ansicht," hatte er an den Kaiser berichtet, „darf ich hier nicht mehr verweilen und darum gedachte ich sofort in Wien um die Abberufung anzuhalten; aber die Türken haben mir die Absendung eines Couriers nicht gestattet. Ich habe versucht, mit dem Reis Effendi privatim zu sprechen; aber man hat es nicht erlaubt. — Alle Schiffe der Christen, auch diejenigen der Venetianer, sind zum Zwecke des Transportes der Truppen von Kleinasien herüber weggenommen. In wenigen Tagen wird hier in Adrianopel der Roßschweif ausgesteckt und von da in vierzig Tagen erfolgt der Aufbruch nach Belgrad." Der Resident Kuniz aber berichtet zum 21. Januar 1683, daß an diesem Tage „mit gewöhnlichen Ceremonien und Gebet der Roßschweif oder Thug . . . beim Sultan, Großvezier und anderen Bassen ausgesteckt worden".

Wie wir wissen, lag es in der Absicht des Großveziers, den Kaiser möglichst lange Zeit hindurch in Ungewißheit über die eigentlichen Absichten der Pforte zu erhalten. Daher ließ er auch die kaiserlichen Gesandten nicht fortziehen, daher verbot er ihnen die Correspondenz mit Wien, darum wurde auch jetzt keine förmliche Kriegserklärung abgegeben, sondern nur das Zeichen zum Aufbruche nach Belgrad aufgerichtet. Dort sollte sich das türkische Heer sammeln und dann war noch immer Zeit die Maske abzuwerfen.

Der Plan war freilich ziemlich plump, aber war deswegen das Gelingen desselben schon aussichtslos? Hatte man nicht schon im vorigen Jahre den Krieg offen in die kaiserlichen Lande getragen und trotzdem die Friedensverhandlungen mit den Gesandten des Kaisers fortgeführt? Gieng etwa der energische und schlaue Thököly anders vor? Der Unterschied lag anscheinend nur in den

*) Erst am 20. October 1683 „wird ihm die vorige Vollmacht mit dem Thököly und Adhaerenten zu tractieren aufgehebt". Selbst während der Belagerung Wiens scheint Saponara mit Thököly noch verhandelt zu haben.



ORIGINAL IN DER K. K. HOFBIBLIOTHEK.

verschiedenen Persönlichkeiten der Unterhändler, die man zu täuschen suchte, dort ein Hofmann und Saponara, hier ein Caprara und Kuniz. Allein Thököly ließ die Gesandten frei berichten, er wußte seine Rüstungen in einem Lichte zu zeigen, das den Wiener Hof glauben ließ, dieselben könnten vielleicht doch noch zu eigenem Nutzen verwertet werden. Anders Kara Mustafa, da seine ganze Natur aus Schlauheit, Habgier und Brutalität zusammengesetzt war, denen er je nach Umständen die Zügel schießen ließ, so meinte er, irregeleitet durch die überaus große Friedensliebe des Kaisers Leopold, durch Herauskehren der Letzteren sich den Erfolg zu sichern.

Kara Mustafa war ein Emporkömmling. Seine Abstammung ist in Dunkel gehüllt. Zu Mersifun in Kleinasien soll seine Wiege gestanden sein. Arm und unwissend, war er in seiner Jugend nach Constantinopel gekommen. Ein schöner Jüngling, lenkte er durch seine Anstelligkeit und Schnelligkeit, von einer Kette glücklicher Zufälle begünstigt, die Augen des alten Großveziers Mohammed Köprili auf sich und gewann dessen Gunst. Indem er in seiner neuen Stellung als Diener des Großveziers sich beim Sultan Mohammed IV. durch gelegentliche Geschenke, die er ihm aus seinen Ersparnissen darbrachte, einzuschmeicheln wußte, gelang es ihm, aus dem Dunkel einer untergeordneten Existenz sich emporzuarbeiten. Nach dem Tode Mohammed Köprili's, als dessen Sohn Ahmed ihm in der Würde eines Großveziers gefolgt war, wurde Mustafa am 19. März 1663 zu dessen Stellvertreter, zum Kapudanpascha oder Kaimakam ernannt. Er war der zweite Beamte des Reiches geworden, ohne auch nur des Lesens oder Schreibens mächtig zu sein. Da er die Notwendigkeit der Kenntnis dieser Fertigkeiten einsah, hat er sich dieselben durch eisernen Fleiß nunmehr erworben. Er war ein eifriger Mohammedaner, verschmähte den Wein, hielt sich aber dafür am Branntwein schadlos, den der Stifter des Mohammedanismus nicht verboten hatte. Groß war seine Habgier. Mit Wucherzinsen suchte er die dem Sultan dargebrachten Geschenke wieder hereinzubringen. Schon im Jahre 1665 preßte er in dem Streite der Katholiken und Griechen auf Chios beide Parteien für sich aus. Als bei Gelegenheit eines Erdbebens in Ragusa der holländische Gesandte gestorben war, forderte er von dem um Hilfe und Mitleid mit der armen ruinierten Stadt flehenden ragusäischen Botschafter 150.000 Thaler Sühnegeld, den Tod des Gesandten für einen Mord erklärend. Für die Summe von 25.000 Piastern entsetzte er den griechischen Patriarchen von Chios seiner Würde. Dem Fürsten von Siebenbürgen, Apaffy, erwies er für Geld wiederholt seine Gunst. Bisher meist um die Person des Sultans, als dessen ausgesprochener Günstling verwendet, machte er sich im Jahre 1674 im polnischen Kriege als Feldherr einen gefürchteten Namen. Die Unternehmung gegen die feste Stadt Human in diesem Jahre, wurde von ihm befehligt. Human wurde erstürmt, alle Einwohner niedergemetzelt, die Gassen der Stadt mit Blut überschwemmt. Er ließ die Christen lebendig schinden, die Häute aus-

stopfen und dem Sultan als Siegestrophäen übersenden. Seitdem hieß er wol mit vollem Rechte Kara, das ist der Schwarze. Im Jahre 1676 wurde der Schwiegersohn Ahmed Köprili's nach dem Tode desselben zur Würde eines Großveziers erhoben. Das Ziel seines unersättlichen Ehrgeizes war damit vorderhand erreicht, fabelhafter Hochmut und eine Geldgier, die sich kaum durch Worte genugsam charakterisieren läßt, lenkten seine weiteren Schritte. Die Gesandten der fremden Mächte wurden mit Schimpf behandelt; wo sich nur immer eine günstige Gelegenheit erwies, wurde dieselbe zu Erpressungen ausgenützt. Dadurch machte sich Kara Mustafa viele Feinde. So lange ihn jedoch die Gunst seines Herrn beschützte, war er Beherrscher des Reiches. Er verkaufte Stellen, Ämter und Gunstbezeugungen. In seinem Kopfe entsprang die Idee zu einem Eroberungszuge gegen die Länder des Kaisers, vor Allem gegen Wien. Noch als Kaimakam hatte er es bei Mohammed IV. durchgesetzt, daß dieser Ludwig XIV. den von uns schon erwähnten Plan eines gemeinsamen Kriegszuges gegen Leopold I. vorschlagen ließ. Der König von Frankreich war damals auf diesen Vorschlag nicht eingegangen. Er suchte jedoch Alles daranzusetzen, um den neuen Großvezier in seiner Absicht auf die Länder des Kaisers zu bestärken. Allerdings verhinderte der Krieg mit Rußland zunächst die Ausführung desselben. Als aber im Jahre 1681 mit Letzterem der Friede von Razin abgeschlossen war, begannen die Rüstungen des türkischen Reiches zum Kriegszuge gegen Österreich. Die Probe, welche Kara Mustafa im Jahre 1682 in Ungarn unter Zuziehung Thököly's anstellen ließ, war glänzend ausgefallen, man hatte vor Fülek einen neuen Vasallenstaat der Pforte aufgerichtet und der Fürst desselben hatte beim Sultan und Großvezier nichts unterlassen, um ihnen das große Unternehmen möglichst leicht und gefahrlos darzustellen, ihre Kriegs- und Eroberungsluft, ihre Habgier und Ruhmsucht, so weit dies von ihm abhieng, aufzustacheln. Auch Frankreich unterstützte diese Bemühungen in der redlichsten Weise. So war denn am 6. October 1682 der Auszug des Sultans aus Constantinopel unter dem Aufwande colossaler Pracht und im Beisein des kaiserlichen Internuntius erfolgt, so hatte man bei Adrianopel das kaiserliche Lager aufgeschlagen. Caprara schätzte die Zahl des hier untergebrachten kaiserlichen Gefolges auf 30.000 Mann. Endlich, am 21. Januar 1683, war dann zum Zeichen, daß der Sultan nach Belgrad aufzubrechen Willens sei, auch noch der Roßschweif ausgesteckt worden. Damit war der Ernst der Situation auch für die Öffentlichkeit gekennzeichnet. Nur in Wien trug man sich noch mit stillen Hoffnungen auf die Verlängerung des Eisenburger Waffenstillstandes unter Beihilfe Thököly's.

Kara Mustafa aber betrieb die Rüstungen im ausgedehntesten Umfange. Schon im Jahre 1682 hatte man in Ungarn riesige Proviant- und Munitionsvorräte aufgehäuft. Ofen war vollständig angestopft mit denselben. Jetzt wurden die Truppencontingente im ganzen Reiche aufgeboten. Der Erste, an den sich der

Sultan noch von Constantinopel aus mit der Aufforderung, sein Aufgebot bereit zu halten und selbes herbeizuführen, wendete, war der Chan der Tataren. In dem betreffenden Schreiben spendet der Großherr vor Allem den Vorgängern des Chans großes Lob, da sie der Pforte stets treue Dienste geleistet hätten. Er, Murad Ghiray-Chan, müsse erfahren, daß der Großherr sich in diesem Jahre nach Adrianopel begeben werde, um dort die Winterszeit zuzubringen. Im Frühjahre wolle er mit seinen Kriegsheeren gegen die Deutschen ziehen, welche, wie er sagt, den Frieden gebrochen haben, indem sie Festungen und Palanken innerhalb der Grenzen erbaut hätten, entgegen dem Vertrage. Auch Streifzüge und Plünderungen hätten sie in den angrenzenden Ländern verübt, Palanken verbrannt und das Land verwüstet und noch verschiedene andere Feindseligkeiten begangen. Sie zwängen ihn dadurch, zu seiner Verteidigung Krieg mit ihnen zu führen. Im Frühjahre werden die Truppen von Adrianopel aus in's Feld ziehen und ihren Marsch beginnen. Da nun die Vorgänger des Chans, so oft die Pforte Krieg geführt, mit einem zahlreichen Heere zum Dienste derselben bereit standen, denkt der Großherr, daß auch er bei jetzigem Kriege mit seinen Truppen erscheinen werde, so zahlreich wie die Sterne des Himmels, um seine bewährte Tapferkeit leuchten zu lassen, indem er sich vorbereite, mit so vielen Truppen als möglich, und wolgeordnet zum Beistande im Kampfe gegen die obgenannten Deutschen zu erscheinen. Dieser Beistand werde nicht blos der Religion zum Vorteile gereichen, sondern auch ihm selbst, denn der Großherr verspricht ihm dafür seine Dankbarkeit und Belohnungen und übersendet ihm zu diesem Zwecke durch seinen Oberkämmerer, Achmet Aga, einen Säbel mit juwelenbesetzter Scheide, zwei mit Zobelpelz gefütterte Kaftane und 20.000 goldene Sultanini. Er läßt ihm sagen, daß er so rasch als möglich so viel Truppen als er nur zusammenbringen könne, in der Krim ausheben möge, und daß er der Erste in's Feld rücken möge, um das feindliche Land zu verwüsten und sich mit dem Großvezier Mustafa Pascha zu vereinigen, um mit ihm zu beraten, was notwendig sei zur Ausrottung des Feindes. Da diese Sache von größter Wichtigkeit sei, empfehle er ihm, nicht zu zaudern, sondern seinen Marsch zu beschleunigen und großen Eifer zu entwickeln. In einem zweiten Schreiben an den Tataren-Chan wird derselbe zur Eile neuerdings aufgefordert. Auch werden ihm Geschenke für die vier Sultane der Tataren und für die fünfzig angesehensten Officiere derselben übersendet.

Ähnlich lauten die Schreiben an Apaffy, den Fürsten von Siebenbürgen. Es wird ihm freigestellt, entweder selbst am Kriegszuge gegen die Deutschen teilzunehmen, oder aber, wenn er dies nicht tun wollte, nach altem Gebrauche dem türkischen Heere 800 Proviantwägen, beladen mit Mehl und Gerste, jeden mit drei Paar Ochsen bespannt, auf die Dauer des Feldzuges zur Verfügung zu stellen. Auch die Fürsten der Moldau und der Walachei, die verschiedenen Statthalter in den Provinzen, die Paschas und Agas, wurden zum Kriegszuge

befohlen. Übrigens suchte der Großvezier sich auch außerhalb der Machtsphäre des Reiches Bundesgenossen zu verschaffen. In erster Linie faßte er dabei Frankreich in's Auge. Der Streitfall wegen des Bombardements von Chios war durch das Entschuldigungsschreiben Ludwig's XIV. beigelegt. Der Pfortendolmetsch, Marc Antonio Mamucha della Torre hat sich die Mühe genommen, die wichtigsten Sendschreiben der Pforte aus den Jahren 1667 bis 1687 in italienischem Auszuge in einem Buche zusammenzutragen. Aus diesem Buche erhalten wir Kenntnis von dem Inhalte der auf besagte Entschuldigung des französischen Königs erfolgten Antwortschreiben des Sultans und seines Großveziers aus dem Jahre 1683. Diese beiden Schreiben sind von höchstem Interesse. Die Originale sind uns nicht bekannt geworden, wir geben daher in Folgendem die italienische Übertragung Mamucha's. Das erste lautet in deutscher Übersetzung: „Brief, geschrieben von der Pforte an den Kaiser |:so schreiben sie:| von Frankreich, als Antwort auf dessen Entschuldigungsbrief wegen des Ereignisses in Chios, in welchem er (der Sultan nämlich) sagt, er habe seinen (des Königs) Brief voll liebenswürdigster Versicherungen der Aufrichtigkeit und guten Freundschaft erhalten: daß dieser Fall sich gegen seinen Willen ereignet habe, daß er nichts Anderes wünsche, denn sich als guter Freund der Pforte zu erhalten. Auf diese demütigsten Entschuldigungen antwortet er (der Sultan), es sei unmöglich, daß seine, des Großherrn, Huld sich nicht bewogen fühlen sollte, ihm Gnade angedeihen zu lassen, wie er es denn auch getan habe, und daß er in Zukunft Sorge tragen werde, die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm fortzusetzen, mit vielen anderen Ausdrücken der Gewogenheit. In demselben Briefe wird angezeigt, daß die Deutschen den Frieden gebrochen und den Vertrag in falscher Freundschaft übertreten hätten. Dies sollen sie bereuen und deswegen werde er, der Großherr, persönlich mit einem so mächtigen Heere, daß es die Erde kaum zu tragen vermöge, ausziehen, um Krieg gegen sie zu führen. Und dies teilt er ihm mit als seinem und der Pforte aufrichtigen Freunde."

In diesem Briefe wird also der Tatsache Erwähnung getan, daß der Sultan die Demütigung Frankreichs vor seiner Macht acceptiere und Ludwig XIV. nunmehr wieder als seinen Freund betrachte. Zugleich wird von dem bevorstehenden Kriegszuge gegen den Kaiser dem Freunde des Sultans verbürgte Kunde gegeben. Aber auch der Großvezier richtet ein Schreiben an den König von Frankreich, „desselben Inhalts wie jenes des Großherrn, in welchem er in gleicher Weise Mitteilung macht von der Kriegserklärung gegen die Deutschen, da sie den Vertrag mit der Pforte nicht gehalten haben, und daß man mit aller Gewalt sich anstrengen werde, den Krieg zu führen". Zum Schlusse jedoch „führt er ihm noch einige Gründe vor, daß auch er (Ludwig XIV. nämlich) eine solche schöne Gelegenheit benützen solle, um sich auf Kosten der Deutschen Vorteile zu verschaffen".

Wir wissen, daß es dem Könige von Frankreich an dem guten Willen dazu nicht fehlte. Die Umstände waren aber vorderhand noch nicht so günstig, wie sie Kara Mustafa seinem Freunde darstellte, und so mußte sich dieser zunächst abwartend verhalten und die Türken allein handeln lassen. Wenn sie siegten, wie Ludwig XIV. voraussetzte, dann war ja die Freundschaft mit ihnen ohnedies zu Ende. Dann war dem allerchristlichsten Könige und zukünftigen Kaiser ein Weg vorgezeichnet, der mit den Interessen des Sultans und seines Großveziers nicht übereinstimmte, ja diesem geradezu feindlich entgegenlief und für solch' einen erhofften Fall durfte sich Ludwig XIV. das moralische Ansehen bei der Christenheit und ihrem Oberhaupte nicht gänzlich verscherzen.

Ende März, ungefähr um dieselbe Zeit, als die Allianz zwischen dem Kaiser Leopold und dem Könige von Polen unterzeichnet wurde, brach Mohammed IV. und sein Großvezier mit ungeheuerem Trosse von Adrianopel auf. Sie richteten ihren Marsch gegen Belgrad. Beim Ausmarsche wehte ein heftiger Sturmwind, so daß dem Sultan der Turban bald vom Kopfe gefallen wäre oder wirklich fiel. Es wurde dies als ein böses Vorzeichen von den Türken angesehen. Sechstausend Handwerker, der ganze Harem des Sultans auf über hundert Wagen und 10.000 Janitscharen befanden sich im Zuge. Der kaiserliche Internuntius Caprara beobachtete die Kriegstüchtigkeit der Truppen, besonders die der Janitscharen. „Es scheint mir nicht," meldet er, „daß sie dem Rufe der einstigen Kriegstüchtigkeit entsprechen und ich meine, wir haben uns nicht zu fürchten, von ihnen zu Boden geschlagen zu werden, wenn nicht unsere Sünden diesen Jammer über uns verhängen. Damit ist nicht zu läugnen, daß Alles in guter Ordnung sich vollzog, daß in der ganzen Pracht, in dem Schmucke, der Kleidung und der Zier der Waffen, die Größe und der Reichtum der osmanischen Macht in stattlicher Weise zu Tage trat."

Personen, welche die Verhältnisse im türkischen Reiche aus unmittelbarer Anschauung kannten, hatten schon seit Langem kein besonders günstiges Urteil über die Militärmacht desselben. Reninger in seiner General-Relation von 1666 sagt darüber: „Das Reich ist auf Krieg fundieret." Die Armee besteht aus Cavallerie, Infanterie und Artillerie. Die Reiter sind entweder Spahi, Ulufeggi oder Giongli. Die Spahi, Lehensleute des Sultans, ziehen entweder allein oder mit Gefolge in's Feld, je nachdem sie Timarli oder Siametli sind, das heißt ein Einkommen von 5000 oder über 5000 Asperl jährlich besitzen. Ulufeggi nennt man die im Solde stehende Cavallerie, davon werden etwa 20.000 bis 25.000 Mann sein. Die Giongli dagegen sind Freiwillige, die in Hoffnung auf Beute mitziehen. Ihre Zahl ist unbestimmt, bald mehr, bald weniger. Zur Reiterei werden auch „die Tartaren, Moldauer, Walachen und Siebenbürger" gezählt, „welche als Vasallen ebenmessig in zimblicher Anzahl erscheinen, mit denen Tartaren das Land durchstreifen, plündern, sengen und brennen helfen". Die Infanterie besteht aus Janitscharen und Serdengetschdi. Die Janitscharen

recrutieren sich aus freiwillig Geworbenen. Sie wohnen in Oden (Kasernen) in ungleicher Anzahl (je 400 bis 1000 Mann) beisammen. Jede Oda hat einen Ciorbaschi (Hauptmann), Odabaschi (Capo), Veckilhars (Spenditor), Bayracdar (Fähnrich), einen Koch und zwei Sacka (Leute, die das Wasser in Schläuchen nachführen). In der Kost werden sie ordentlich versorgt. Sie erhalten Naturalien (Nahrungsmittel für sich selbst und für die Pferde Gerste), für ein Drittel des Wertes, der ihnen abgerechnet wird, Tuch. Im Felde sind je 30 Mann in einem Zelte. Die Gewehre haben sie in der Mitte desselben an ein Gestell gelehnt. Auch im Kriege vereinigt sich die Oda jeden Abend vor dem Zelte des Ciorbaschi. Beim Zelte des Janitscharen-Aga betet Einer laut vor. Nach Beendigung dieses Gebetes ruft die ganze Armee dreimal Allah, repetiert dies und dann schreien sie Alle Hú (Gott) und laufen zu ihren Zelten. Auch im Kampfe gebrauchen sie dies Geschrei. Nach dem Gebete werden die Vergehen des Tages bestraft. Die Janitscharen dürfen nicht auf die Fußsohlen geschlagen werden, nur auf die „Packhen |:salvâ reverentiâ:|". Nur der Odabaschi darf sie strafen. Bei der Execution müssen die Zeltcameraden Zeugen sein. Der Veckilhars sitzt beim Kopf, der Bayracdar zu Füßen des zu Strafenden. Wird Einer vom Odabaschi gefragt, ob er etwas angestellt habe, so muß er es selbst angeben, sonst wird er stranguliert, wenn man auf andere Weise zur Kenntnis seiner Schuld gelangt. Commandant der Janitscharen ist der Janitschar-Aga; der nächste nach ihm der Chehaia-Beg (General-Lieutenant). Die ganze Truppe zählt etwa 20.000 Mann. Die alten und untauglichen Janitscharen beziehen ihren Sold und erhalten das Otturack oder Privilegium nicht mehr in's Feld ziehen zu müssen.

Die Serdengetschdi sind Freiwilligen-Compagnien zum ersten Angriff, je 400 bis 500 Mann stark, die besonders gut gezahlt werden. Die große Masse der Infanterie aber besteht aus den verschiedenen Contingenten der Paschas, Agalaren, Tschaußen und Spahis.

Auch Mineure, besonders befinden sich darunter viele Armenier, gibt es unter ihnen, die ihr Handwerk sehr wol verstehen.

Die Artillerie ist mit vielen Kanonen ausgerüstet. Die größeren befinden sich sämmtlich in den Grenzgebieten. Die schönsten sind eroberte. Von Constantinopel brechen sie nur mit kleinen Geschützen in den Krieg auf. Kanonengießereien befinden sich zu Griechisch-Weißenburg (Belgrad) uud Constantinopel. Zinn und Blei liefern die Engländer in ganzen Schiffsladungen. Andere Nationen, wie die Franzosen und Holländer bringen ihnen Massen von Munition und Gewehren. Zwar wird Pulver „zu Constantinopel bein süessen Wassern" und zu Galipoli am weißen Meer gemacht, das meiste aber kommt aus Ägypten von Kairo. Es wird zu Schiff auch durch's Schwarze Meer und die Donau aufwärts bis Gran verführt.

Im Marschieren und Lagerschlagen halten sie keine Ordnung. Gewöhnlich marschieren die Janitscharen voraus und logieren beisammen, die anderen aber zerstreut. Im Minieren und Approchenmachen sind sie gut, „aber sonst haben sie

wenig erfahrene Kriegshäupter. Ihre besten Truppen sind die aus Europa; die aus Asien sind nicht so stark und dauerhaft und ehe diese von der persischen Grenze und den weit abgelegenen Orten herüber nach Europa gelangen, wird leichtlich ein halbes Jahr vorübergehen. In Treffen und Battaglien haben die Türken keine solche Ordnung, als wie die Christen. Was sie mit der Menge und ersten Furie in Forma eines Halbmondes anstürmend nicht richten, wird hernach schwerlich beschehen. Ihr bestes Gewehr, worauf sie sich am mehresten verlassen, ist der Säbel, sonderlich wann sie einmal einbrechen und die Oberhand gewinnen". Darum, meint Reninger, sollte man auch den kaiserlichen Truppen statt der Rappiere und Degen kurze, breite Wehren geben, „welche woll hauwen und schneiden, dann sie hinderen im Gehen weniger und verursachen viel mehr Schrockhen, wann die Köpf nacheinander herundter fliegen und wann alles in Bluet ligt. Es ermanglen nit, die vermainen, die Türken wären nit mehr so bellicos und barbarisch wie vor Zeiten", dem ist allerdings nicht so. Noch immer sind sie entsetzlich grausam. „Jeder so einen Christen niedermacht, oder seinen Säbel in christlichem Blut färben kann, vermeint Gott ein wohlgefälliges Werk zu thun. Viele haben sich gefangen ergeben, in Meinung, ihr Leben zu salvieren. Da man sie eingebracht, sind sie vor dem Zelt armselig niedergehauen worden, also daß vor des Großveziers Zelt gemeiniglich ein Haufen Köpf und Körper zu sehen gewest. Es hatte gleich golten, ob einer einen lebendigen Gefangenen oder einen Kopf eingebracht, dann der Vezier für jeden 3 Thaler geben lassen. Die Manßbilder seint meistentheils niedergehauwet, ihre Köpfe aber hinter den Sattel an die Pferdt gehangen und also fortgeführt worden, maßen ich dan die Straßen zum öfftern mit todten Leibern belegt, die kleinen unmündigen Kinder aber, so nicht dauwren oder fortkommen können, im Koth zertretten, bald todt, bald halbtodt, wo bisweilen das halbe Leibl abgeführt oder abgeritten, das halbe aber bei Leben gewest, kläglich weinend gefunden. Hab endlich selbst ein Paar Wägen Kinder mit ihren Müettern, welche ich ausgelöst, ein Zeitlang bei mir gehabt, bis ich sie in Sicherheit gebracht. Die Kinder aber und Weibspersonen, welche dauwren können, seint alle entführt und verkhaufft worden."

Der Feind ist jedoch „nicht unüberwindlich. Nur eine guete Ainickheit, Anstalt und Resolution, also daß auch das gemaine Volckh mit Gablen und Briglen an gewissen Orthen Widerstand thuen khöndte, damit das leichtfertig Gsindl die Tartaren nit also liberè einfahllen und so vill tausendt arme christliche Seelen entführen wurden!" ruft er ermutigend aus.

Ähnlich äußerte sich auch der Botschafter Graf Leslie. Er schätzt die türkische Kriegsmacht auf etwa 85.000 Janitscharen und eben so viele Spahis. „Die Capi, die diesse Völckher commandiren, sein maistenthail und schier alle unerfahrene Leuth, haben keine Erfahrenheit, Squadronen zu Fueß, Pferd oder Battaglionen zu machen. Die Gränizer sein etwas besser disciplinirt, als die andere, die Asiatische werden von den Türckhen selbst nicht sonderlich aestimirt,

dann sie können das Regenwetter und die Kälte gar schwehr ausdauern, deßwegen sie gar ungern concurriren Krieg wider E. kais. Majt. zu füehren, bevor ab weil sie so weit von Hauß sich begeben müessen. Wie dann gewiß, daß mehr als halben Theil, was von ihnen in vorigen Krieg komen, verdorben und gestorben." Als besonders elend und miserabel bezeichnet aber Leslie die Kriegsflotte der Türken. Auch ihre Festungen befinden sich in einem gar üblen Zustande.

Ebenso äußerte sich, wie schon erwähnt, auch Albert Caprara im Jahre 1683 über die Kriegstüchtigkeit der türkischen Armee. Von den Janitscharen sagt er unterm 24. Januar: „Die Rede aller Kriegskundigen hier geht dahin, daß noch niemals so umfassende Kriegsvorbereitungen getroffen worden sind. Allein eben so sehr auch kommen sie darin überein, daß die Mannschaft nicht gut ist und der Kriegserfahrung mangelt. Dies ist um so leichter zu erklären, da auch die Janitscharen selbst Handel und Handwerk betreiben."

Ein kaiserlicher Officier, der späterhin an der Raab in Folge der Verräterei des ungarischen Grafen Batthiányi von den Tataren gefangen genommene, bekannte Graf Ludwig Marsigly, den die Türken mit sich vor Wien und von da zurück nach der Türkei schleppten, hat im Jahre 1684 von Venedig aus, wohin er dann geflüchtet war, an den Kaiser einen Bericht erstattet über die Art und Weise, wie man gegen die Türken Krieg führen müßte. In diesem Berichte gibt er ein recht anschauliches Bild der Kriegstüchtigkeit und Organisation der türkischen Armee in den Kämpfen des Jahres 1683. Es stimmt im Wesentlichen überein mit demjenigen Simon Reninger's. Die Infanterie besteht aus Janitscharen, Pesseimeni (auch Seimeni) und Asappi oder Schanzgräbern. Janitscharen gibt es nicht mehr als 20.000, die zu Operationen im Kriege verwendbar. Bewaffnet sind sie mit Säbel, Muskete mit Feuersteinschloß und von geringerem Kaliber als die Gewehre der kaiserlichen Truppen. Ihre militärische Fähigkeit ist nicht besonders groß. Auch die Pesseimeni haben Säbel und eigene Flinte. Unter ihnen befinden sich viele ehemalige Christen, die zum Mohammedanismus übergetreten. Sie stehen unter verschiedenen Paschas. Ihre Zahl variiert. Man zählt auch sie im weiteren Sinne zu den Janitscharen. Die Schanzgräber sind nur mit einem Säbel bewaffnet. Sie werden verwendet zu Erdarbeiten, zum Brückenbau, zur Straßenzurichtung für die Artillerie, zum Graben der Minen. Eine ausgezeichnete Truppe. Unter ihnen befinden sich viele Christen, besonders aber viele Armenier.

Die Cavallerie, meistens Bosnier und Asiaten, würde allein E. kais. Majt. nicht viel schaden. Die „Deli" ziehen auf eigene Faust mit. Bewaffnet sind die Reiter, besonders die Tataren, meist nur mit Säbel und Lanze; auch Peitschen und Brandpfeile gebrauchen sie. Die Moldauer, Walachen und Siebenbürger, die auch Marsigly zu den Reitern rechnet, vereinigen sich nach seiner Ansicht nur widerwillig mit den Türken. Die Actionen des Heeres werden durch diese Völker mehr behindert als gefördert.

Die Artillerie ist nicht besonders. Der Topzi-Pascha, unter dessen Commando sie steht, hat sich zwar im Kriege auf Candia, gegen Polen und Moscovien große Erfahrungen gesammelt, trotzdem schossen die Türken im Anfange der Belagerung vor Wien meistens zu kurz.

Die Marschordnung der Armee könnte man wol mit mehr Recht eine Marschunordnung nennen. Besonders auf dem Kriegszuge des Jahres 1683 war eine solche vorhanden; die Armee entwickelte hiebei keine große Vorsicht, teilweise weil es die Türken so gewöhnt sind, teilweise weil sie die christliche Armee verachteten. Die Avantgarde wird stets von den Tataren gebildet, welche ungefähr zwei Tage voraus das Land verwüsten. Ihnen folgt die Cavallerie der tributären Moldauer, Walachen und Siebenbürger. Die Mitte nehmen die Janitscharen ein. Sie führen die Artillerie, ihren Train und ihre Bagage mit sich. Diesen folgen die Spahi. Vor ihnen zieht die Standarte des Propheten, die Generalität und der Großvezier. Nach den Spahis zieht die Bagage des Heeres einher in großer Unordnung. Den Beschluß macht die Arrièregarde. Eben so groß wie beim Marsche ist auch die Unordnung im Lager. Die Zelte stehen wie in einem Labyrinthe beisammen.

So weit die Berichte reichen, zeigen sie im Großen und Ganzen dasselbe Bild. Die Armee ist grausam und barbarisch. Sie besteht aus den verschiedenartigsten Elementen, teilweise nicht einmal ordentlich bewaffnet und ohne Ahnung eines Exercier-Reglements. In wilden Haufen bewegt sie sich auf dem Marsche; in regelloser Unordnung schlagen die einzelnen Schwärme ihr Lager, und ebenso gehen sie nicht etwa in geschlossenen Reihen, sondern in wirrem Durcheinander, höchstens im Allgemeinen nach der Form des Halbmondes aufgestellt, in den Kampf.

Als der Sultan mit dem Heere von Adrianopel aufbrach, war natürlich noch lange nicht die gesammte Kriegsmacht beisammen. Viele Contingente aus Asien, die Paschas aus den nördlichen Gebieten, besonders aus Ungarn, die Vasallenfürsten der Moldau, Walachei und Siebenbürgens, ebenso wie die Tataren schlossen sich erst allmälig auf dem Marsche dem Heere an. Erst in Stuhlweißenburg trafen die letzten Truppen beim Heere ein. Aber noch auf türkischem Boden, verbreitete dasselbe Angst und Entsetzen in allen jenen Ortschaften, durch welche sich sein Zug bewegte. Mit Gewalt mußten die Bewohner zurückgehalten werden, wenigstens bis zur Ankunft des Sultans auszuharren. Kaum war dieser vorbeigezogen, so zündeten Viele ihre Wohnungen an, flüchteten die Meisten, damit sie nicht den nachkommenden Asiaten preisgegeben seien.

In Philippopel erschienen die Gesandten des Thököly im türkischen Lager, die dieser nach seinen Angaben gegenüber dem Kaiser und den zu Kaschau versammelten Ständen abgeschickt hatte, um den Frieden zwischen Mohammed IV. und Leopold I. vermitteln zu helfen. An ihrer Spitze befand sich derselbe Stephan Szirmay, der erst im vorigen Jahre nach Wien gesendet worden

war, um die Schwäche der Festung auszukundschaften. Er brachte nicht blos diese Nachrichten mit und die Hälfte des dem Könige von Ungarn auferlegten Tributes, sondern auch Briefe seines Herrn sowol an den Großvezier, wie auch an den Sultan selbst. Zugleich verlangte er die Beschleunigung des Marsches an die Grenze, um desto früher die kaiserliche Macht in Schrecken zu versetzen, sie zu überrumpeln und niederzuwerfen. Noch während des Weitermarsches scheint der Großvezier dem Thököly auf sein Schreiben geantwortet zu haben. Er schickt einen eigenen Boten, den Ali Aga, mit dieser Antwort an den Fürsten. In derselben benachrichtigt er ihn von der Ankunft der Gesandten, von dem Empfange seines Briefes. Den Brief an den Großherrn werde er demselben einhändigen. Er werde Sorge dafür tragen, daß ihn derselbe mit einer Antwort beehre und die Gesandten nach erwünschtem Erfolge ihrer Sendung wieder zurücksende. Zugleich fordert er ihn auf, zu kommen und sich unter Essegg mit dem türkischen Heere zu vereinigen. Er verlangt seinen Rat, da er seine Erfahrung und Aufrichtigkeit kennt und von seiner Tätigkeit und seinem klugen Betragen Vieles erhofft. Thököly möge daher sogleich nach Empfang dieses Schreibens aufbrechen und mit den getreuesten und angesehensten seiner Magnaten kommen. Er werde zufrieden sein mit den ihm von der Pforte zugedachten Gunstbezeugungen und Gnaden. Die Zeit sei gekommen, sich an dem Feinde zu rächen. Er möge daher die Gelegenheit nicht versäumen.

Am 14. April befand sich der Sultan mit dem stets anschwellenden Heere in Sophia, gefolgt von einem großen Trosse unnützen Volkes. Caprara, der sich mit Kuniz beim Heere befand, berichtet von hier aus an den Kaiser: Die mitziehenden Rebellenboten berichten, daß sie von der Vereinigung der Croaten unter ihrem Banus mit den Türken überzeugt seien. Sie sprechen davon, daß man sich Preßburgs bemächtigen werde. Man möge daher ein wachsames Auge darauf haben. Man glaubt, daß der Aufenthalt des Heeres in Belgrad nicht lange dauern wird.

Als jedoch der Sultan am 3. Mai in Belgrad angelangt war, mußte gerastet werden. Sowol um das Heer ausruhen zu lassen, als auch um den verschiedenen anziehenden Contingenten Zeit zu geben, sich mit demselben zu vereinigen. Noch auf dem Marsche erfuhr Caprara durch einen seiner Dolmetsche von dem Plane des Großveziers, Wien anzugreifen. Der Oberstallmeister des Sultans, einer der Gegner Kara Mustafa's hatte jenem mitgeteilt: „Sagen sie ihrem Chef, er möge sich auf nichts verlassen, der Großvezier wolle auf Wien.“ Auf diese Nachricht hin hatte Caprara geantwortet: „Ich habe niemals glauben können, daß man mit so mittelmäßiger Macht ein solches Wagestück unternehmen werde; aber es kann ja sein, daß ihr Hochmut sie zur Verwegenheit hinreißt.“ Auch nach Wien berichtete er von dieser ihm gewordenen Kunde.

Vor Belgrad im Lager gewährte der Sultan dem Stephan Szirmay und den anderen Gesandten des Thököly Audienz. Hier überreichten sie die

Hälfte des von dem türkischen Vasallenstaate zu entrichtenden Tributes. Mohammed IV. ließ ihnen einen Brief an ihren Fürsten übergeben, worin er diesem mitteilt, daß er mit Zufriedenheit sein Schreiben als Zeichen seiner Dienstbarkeit und seines Gehorsams empfangen. Wegen dieser seiner getreuen Dienste habe er ihm im vorigen Jahre das Athname gewährt. Nunmehr sei er nach Belgrad gekommen zum Kriege, um die deutsche Nation auszurotten und die Ungarn zu beschützen. Im Felde von Sirmio habe er das Lager aufschlagen lassen unter der Führung des Großveziers, seines siegreichen Seraskiers. Die Gesandten des Thököly aber habe er mit Ehren und Gnaden überhäuft und sende sie mit diesem Schreiben wieder zurück.

Auch der Großvezier gab ihnen ein Schreiben an Thököly mit, worin er diesen benachrichtigt, „daß er dem Stephan Szirmay und seinen anderen Gesandten die Ehre und die Gnade verschafft habe, sich vor dem Großherrn niederzuwerfen mit dem Antlitz auf der Erde“. Jetzt sei die Zeit gekommen, der Pforte seine Treue und Aufrichtigkeit zu beweisen. Er fordert ihn daher nochmals auf, sich zu erheben, so rasch als möglich nach Essegg zu eilen, um sich mit dem Großvezier zu vereinigen und zu beraten, was notwendig sei, um zu rechter Zeit den Beginn mit der Verwüstung des feindlichen Landes zu machen.

Während sich das türkische Heer bei Belgrad sammelte, erhielt Caprara durch einen eigenen Courier ein Schreiben vom Kaiser mit wichtigen Nachrichten. Es ist datiert vom 26. April. Der Monarch bezieht sich in demselben zunächst auf eine Depesche, die er noch am 2. d. M. an den Internuntius hatte abschicken lassen und worin er ihm Kunde gegeben, von dem am 31. März mit Polen abgeschlossenen Bündnisse. Nunmehr teilt er ihm mit, es sei dasselbe auch vom polnischen Landtage am 18. d. M. angenommen worden. Da der Krieg mit der Pforte unvermeidlich geworden, wird der Gesandte an den kaiserlichen Hof zurückberufen. Wir befehlen dir an, dich zum Großvezier zu begeben, ihm beigeschlossenen Brief des Hofkriegsrats-Präsidenten, des Markgrafen von Baden, zu übergeben und deine Entlassung zu verlangen. Du sollst ihm dieses Schreiben auch erklären, daß Wir, weil die Türken nicht geneigt sind, auf einen neuen Frieden einzugehen, den noch in Kraft bestehenden schon gebrochen haben, Uns mit anderen christlichen Potentaten, speciell aber mit Polen verbunden haben und dagegen protestieren müßten, wollte man Uns die Schuld beimessen an dem in naher Zukunft zu vergießenden menschlichen Blute. „Ebenso aber wirst du den an den Großvezier gerichteten Brief in die türkische Sprache übersetzen lassen und davon auch einzelnen anderen Ministern der Pforte je nach deinem Gutdünken davon Mitteilung machen, damit derselbe nicht etwa vom Großvezier unterdrückt und vor dem Sultan geheim gehalten werden möge.“

Die spanische Partei am kaiserlichen Hofe und Leopold I. selbst hatten sich also von der Unvermeidlichkeit des Krieges mit den Türken bereits überzeugt. Jetzt war, wie wir wissen, das Trachten dahin gerichtet, wenn möglich,

Thököly von der Pforte abzuziehen und ihn für den Kaiser durch Concessionen zu gewinnen. Aber auch von den weiteren Actionen der Türken wollte man verläßliche Kunde erhalten; daher legt der Kaiser auf den wirklichen Abzug Caprara's aus dem türkischen Lager kein besonderes Gewicht. Sollte dir der Großvezier die Entlassung verweigern, heißt es diesbezüglich in dem erwähnten Schreiben, so hast du dich zu fügen. Wir zweifeln nicht, daß dir unter dem göttlichen Schutze ebensowenig zustoßen wird, wie seinerzeit dem Reninger. Sollte man dich jedoch entlassen, so hat Resident Kuniz beim Vezier zu verbleiben und Unsere Geschäfte zu besorgen. Vor Allem solltest du dahin trachten, die Türken trotz des Krieges zur Verschonung der ungarischen Bergstädte zu vermögen. Von dem mit Thököly abgeschlossenen Vertrage, gegen monatlich ihm zu zahlende 3000 Gulden besagte Bergstädte zu schonen und von den durch Saponara mit ihm verhandelten Dingen, wirst du gegen die Türken nichts verlauten lassen. Solltest du entlassen werden, so wirst du dem Kuniz die Verhandlungen wegen der Bergstädte mit gewisser Instruction hinterlassen. Übrigens haben Wir Unsere verstärkten Truppen aus den Winterquartieren in Unser Königreich Ungarn zum Rendezvous bereits einrücken lassen. In wenigen Tagen begeben Wir uns selbst dahin, um Alles zum Schutze des Königreiches und der ganzen Christenheit Nötige anzuordnen.

Caprara entledigte sich seiner Aufträge. Von dem mit Polen abgeschlossenen Bündnisse gab er dem ersten Pfortendolmetsch Alexander Maurocordato Kunde. Zugleich verlangte er eine Audienz bei Kara Mustafa, um den Brief des Hofkriegsrats-Präsidenten zu übergeben. Da der Sultan über Belgrad hinaus das Heer nicht begleiten mochte, hatten die Türken am linken Saveufer das Kriegslager aufgeschlagen. Als Antwort auf Caprara's Forderung einer Audienz beim Großvezier erhielt er am 13. Mai von der Pforte den Befehl, sich mit seinen Leuten in das Kriegslager zu begeben. Am darauffolgenden Tage überreichte der Sultan dem Großvezier die angeblich noch von dem Propheten herstammende Glaubensfahne zum Zeichen seiner Bestallung als obersten Feldherrn mit unumschränkter Machtvollkommenheit, worauf dieser am 15. Mai, begleitet von dem Mufti (dem obersten Priester am Hofe des Sultans) und großem Gefolge, seinen feierlichen Einzug in dem Kriegslager hielt. Die Janitscharen hatten sich schon vor ihm im Lager eingefunden. Caprara berichtet, daß nur etwa 20.000 derselben kriegsfähig seien, ein guter Teil von ihnen bestehe aus Gesindel. Fortwährend trafen neue Kriegscontingente ein. Am 17. besuchte der Sultan den Großvezier im Lager. Nach gehaltenem „Banchett" begab er sich wieder nach Belgrad zurück. Am 19. endlich ließ Kara Mustafa den Internuntius Caprara vor sich kommen, um in Gegenwart Maurocordato's das Schreiben des Markgrafen von Baden in Empfang zu nehmen. Es ist datiert vom 26. April und erwähnt, daß es vergeblich wäre, nochmals alle die Mühen aufzuzählen, die sich der Kaiser bisher gegeben, um den Frieden mit

der ottomanischen Pforte aufrecht zu erhalten. Da aber den friedlichen Worten der türkischen Minister die Taten nicht entsprechen, sondern der Friede fort und fort gebrochen werde, nicht blos, indem Ortschaften überfallen und Untertanen geraubt, sondern auch die Rebellen in Aufrichtung eines selbständigen Fürstentumes unterstützt werden und wir die von der Pforte gestellten Forderungen, unter denen dieselbe Frieden schließen wollte, endlich erfuhren, da war uns klar, daß an eine Waffenruhe nicht weiter zu denken sei, denn diese Forderungen kann der Kaiser unmöglich acceptieren. Aus diesem Grunde wird Graf Caprara nach Hause abberufen und ersuchen wir Eure Excellenz denselben ungesäumt und ungekränkt, wie dies nach dem Völkerrechte Brauch ist, abziehen zu lassen.

Der Großvezier verschob die Antwort auf dieses Schreiben bis zum 7. Juni. Mittlerweile erfolgte endlich der Aufbruch des türkischen Heeres vom Lager an der Save am 21. Mai. Am folgenden Tage wurden auch Caprara und Kuniz unter Janitscharen-Bedeckung nach Essegg geschickt. Am 31. Mai war der größte Teil der türkischen Macht, über Mitrovitza seinen Marsch nehmend, in Essegg versammelt und auch der Großvezier daselbst angelangt. Noch immer waren einzelne Heerescontigente im Anmarsche; es ist daher beinahe unmöglich, anzugeben, wie groß etwa das Heer des Kara Mustafa in Essegg gewesen sein mag. Caprara schätzte dasselbe ohne den Troß auf ungefähr 160.000 Mann, eine Ziffer, die viel zu hoch gegriffen ist, und selbst in die Schätzungen des Kuniz', der etwa 140.000 Mann zählen wollte, sind die Contingente der verschiedenen ungarischen Paschas, Thököly's und des Tataren-Chans mit eingerechnet, obgleich alle diese Truppen in Essegg noch fehlten. Immerhin dürften es mehr als 100.000 Mann gewesen sein, mit denen Kara Mustafa an der Draubrücke stand, bereit zum Einbruche auf ungarischen Boden. Er erwartete die Ankunft des Thököly, um den Kriegsrat abhalten zu lassen. Dann konnte die Maske fallen und der Krieg beginnen.

Da der Großvezier keine Kenntnis hatte von den heimlichen Botschaften, durch welche Caprara dem Kaiser den Anzug des türkischen Heeres geradeso wie den Verlauf der Verhandlungen berichtet hatte, so fertigte er selbst in seinem Antwortschreiben an den Markgrafen von Baden keine förmliche Kriegserklärung aus. In diesem weitwendigen und schwülstigen Schriftstücke wird vielmehr erklärt, „daß von Seite seines unüberwindlichsten Kaisers (Mohammed IV.), wie es seiner Majestät gezieme, niemals der Friede verweigert wurde, so oft darum nachgesucht worden vom römischen Kaiser ihrem geehrten Freunde. Allein die Deutschen wären nicht so vorgegangen, wie es sich gehöre; die Tatsachen hätten den Worten widersprochen, wodurch mehr Confusion als Ausgleichung verursacht worden. Es sind mehr als zwei Jahre vergangen, daß die Deutschen den Frieden verlangt haben und man mit ihnen darüber verhandelt und daß sie beständig Gesandtschaften schicken zur Aufrechthaltung des Friedens und trotzdem nehmen sie innerhalb der Grenzen ganz entgegengesetzte Handlungen vor, mit Blutvergießen

und Verheerung der Länder, indem sie insolente Kastelane einsetzen, welche jene Grenzen mit Plünderung und Verwüstung verderben ohne Achtung vor dem Frieden. Sie bauen Festungen und Schlösser an jenen Grenzen und begehen Handlungen, die alle ein Hindernis sind für den Frieden, welchen sie verlangen. So |:sagt er:| schätze man den Frieden? Es wäre notwendig gewesen, die drei Artikel, über welche man mit den Internuntien verhandelt habe, zur Ausführung zu bringen. Des Großherrn natürliche Anlage und Gewohnheit verlange es, die Unterdrückten zu beschützen und aufzurichten, die Niedergeschlagenen zu vertheidigen und ihnen zu helfen und das sei eine lobenswerte Handlung. So lange die deutschen Internuntien kommen und gehen, antworten sie nie gehörig oder vielmehr zur Unzeit. Zuletzt sind jene Handlungen dem Großherrn zu Ohren gekommen; daher mußte er sich in eigener Person erheben, um mit seinem Schwerte jene Ungehörigkeiten in seinem Lande verhindern zu können, welche, wenn kluge Leute darüber nachdenken, als keine lobenswerten Handlungen bezeichnet werden können; denn die genannten Deutschen rauben mit ihren eigenen Händen und untergraben das Gebäude des Friedens, indem sie auch die Häuser jener Länder und Leute den Flammen übergeben. Anstatt den Frieden in gutem Zustande zu erhalten, sind seit einigen Jahren von Seite der Deutschen mancherlei diesem entgegenwirkende Handlungen verübt worden. Nichtsdestoweniger wurde Alles mit Langmut geduldet, obgleich man nie von Seite der Deutschen eine wirkliche Aufrichtigkeit gesehen habe, sondern nur unnütze Worte, weil man nicht Freundschaft heucheln und Feindschaft erdulden könnte. Woher die Ursache dieses Krieges, die Verwüstung der Länder, der Schaden und Ruin entspringe, könne Jedermann erkennen. Wenn man nichtsdestoweniger die Wiederherstellung des Friedens suchte, so geschah dies nur zum Ruhme der Majestät der glückseligen Pforte, welche die Thore der Freundschaft und der Zuflucht offen hält und sie nicht vor dem Antlitze jener verschließt, welche den Frieden verlangen und darum bitten, da ja der Friede immer dem Kriege vorzuziehen ist.

Es rühmen sich, sagt der Großvezier, viele Fürsten ihrer freundschaftlichen Beziehungen zur glückseligen Pforte, von welcher die Wolfahrt und das Glück ihrer Regierung herstammt und auch mit jenen, welche sie früher nicht kannten, hat sie die Vorsehung bekannt gemacht, da sie sich nach der Zerstörung ihrer Erbländer zum Frieden geneigt haben. Der große Gott sei dafür gelobt, denn jeder Krieg habe der Pforte noch glückliche Erfolge gebracht. Nach der allerhöchsten Anordnung seines gütigsten Kaisers (Mohammed IV.), werden jene nicht zurückgestoßen, welche Hilfe und Freundschaft bei der glückseligen Pforte suchen. Die gewünschte Freundschaft wird ihnen gewährt und jene, welche diese Freundschaft zu schätzen gewußt haben, sind der kaiserlichen Gnade nicht beraubt worden. Der Schöpfer Himmels und der Erde aber werde sowol das Gute wie das Böse aufklären."

Trotz dieses schwülstigen und von Hochmut strotzenden Schreibens wurde Caprara auch am 7. Juni noch nicht entlassen. Am 10. traf endlich Thököly

mit seinem Gefolge im türkischen Feldlager ein. Unter großen Feierlichkeiten, wie es einem Könige von der Türken Gnaden geziemte, ließ ihn Kara Mustafa in's Lager abholen. Er hatte einige magyarische Adelige und etwa 1000 Mann mit sich gebracht, wie Kuniz berichtet. Nunmehr erst wurde Caprara entlassen. Der Bey von Stuhlweißenburg war ihm zur Begleitung mitgegeben worden. Als er am 12. früh Morgens aufgebrochen war, fand im türkischen Lager der Kriegsrat statt. Am selben Tage noch wurde der Befehl abgefertigt, Caprara wieder aufzuhalten. Erst als die türkische Armee in Mohács angelangt war, wurde ihm die Erlaubnis erteilt, seine Reise fortzusetzen. Am 16. Juni brach er mit seiner Schutzmannschaft nach Ofen auf, aber es dauerte Monate, bis er bei den Kaiserlichen anlangte. Der Resident Kuniz jedoch mußte mit seinen Leuten auf Befehl des Großveziers im türkischen Lager verbleiben. Er hat den Feldzug gewissermaßen als Gefangener Kara Mustafa's mitgemacht bis zum 12. September. Seine Berichte aus dem türkischen Hauptquartier sind eine wichtige Quelle für die Geschichte der Kriegsactionen desselben, wobei allerdings zu beachten bleibt, daß er Manches nur vom Hörensagen berichtet, daß er in Folge der Unfreiheit seiner Bewegungen manches Geklätsche für Wahrheit nimmt und demgemäß weiter erzählt. Dem Kara Mustafa scheint ebenso wie dem Kaiser Leopold die Erinnerung an die Nützlichkeit der Anwesenheit des Residenten im türkischen Heere aus den Zeiten Simon Reninger's vorgeschwebt zu haben. Die Obhut über diesen kostbaren Zeugen seiner Kriegstaten hat er dem Janitscharen-Aga anvertraut.

Mittlerweile war der Kampf an den Grenzen bereits entbrannt. Wir haben schon erwähnt, wie trotz aller Verhandlungen auch die Kriegsrüstungen des Kaisers ihren Fortgang genommen. Man hatte ursprünglich die Absicht, die Armee frühzeitig in's Feld rücken zu lassen, um dem Feinde zuvorzukommen. Allein die verschiedenen Strömungen am kaiserlichen Hofe ließen die Action nicht recht in Fluß kommen. Zuerst hinderte der empfindliche Geldmangel. Schon an den Werbegeldern für die neu zu errichtenden Regimenter hatte man zu sparen gesucht, dadurch aber deren Aufstellung wesentlich verzögert. Dann entwickelte sich ein Streit zwischen dem Hofkriegsrate und der Hofkammer über die Bezahlung der in's Feld rückenden Truppen. Da man den meisten Regimentern den Sold schuldig war, hatte Graf Breinner als General-Feldkriegscommissär vorgeschlagen, den Soldaten den Sold vom 1. Januar ab bis Ende Mai in zwei Raten zu reichen, so daß sie das Geld für die ersten vier Monate auf einmal, und zwar noch vor ihrem Abmarsche aus den Winterquartieren bekämen, um damit ihre Ausrüstung für den Feldzug bestreiten zu können. Für den Monat Mai aber wurde vorgeschlagen, den Truppen den Sold während des Rendezvous im Vorhinein reichen zu lassen. Bezüglich dieser zweiten Forderung verhielt sich die Hofkammer ablehnend. Sie wollte zwar die Officiere, ähnlich wie dies auch beim Rendezvous zu Eger seinerzeit geschehen war, bedenken, „aber der Miliz ein Extra-Monatssoldt zu geben, kan nit geschehen".

Der Kaiser selbst wollte die Musterung des Heeres vornehmen. Als Sammelplatz war die Ebene um Kittsee, südlich von Preßburg bestimmt worden. Man hatte den Regimentern den Befehl zugestellt, am 20. April daselbst einzutreffen. Noch immer war aber die Frage nicht gelöst, wer das Obercommando über die Armee führen sollte. Der Kaiser dachte an seinen Schwager Herzog Karl V. von Lothringen, den Statthalter Tirols; obgleich der Hofkriegsrats-Präsident sich dagegen aussprach, wurde dieser endlich nach Wien berufen.

Herzog Karl V. hatte eine harte Schule des Lebens durchgemacht. Im Jahre 1643 zu Wien geboren, genoß er als zukünftiger Erbe des Herzogtums Lothringen eine sorgfältige Erziehung. An seinem Lehrer, Henri de Beauvau, fand er einen treuen Begleiter und Freund. Bekannt ist seine unglückliche Leidenschaft zu Margarethe Louise, der siebzehnjährigen Tochter des Herzogs Gaston von Orleans. Ludwig XIV. hatte die Prinzessin gezwungen, sich im Frühlinge des Jahres 1661 mit dem Erbprinzen von Toscana, Cosimo de Medici, zu vermählen. Nur schwer verwanden die Liebenden diesen harten Schlag. Als Ludwig XIV. auch noch den Oheim Karl's V., den wankelmütigen Beherrscher Lothringens, Karl IV., durch List zu einem Vertrage verleitete, wodurch das Herzogtum der Gewalt des französischen Königs überantwortet wurde, da blieb dem jugendlichen Fürsten als einziges Rettungsmittel vor drohender Gewalt nur die Flucht übrig. Am Hofe des Kaisers Leopold fand er freundliche Aufnahme. Er trat als Inhaber eines Regimentes in die kaiserliche Armee ein und lernte das Kriegshandwerk unter Montecuculi's Leitung. In der Schlacht bei St. Gotthard gelang es ihm, sich durch besonderen Mut und Unerschrockenheit auszuzeichnen. Die von ihm hier persönlich eroberte türkische Fahne wurde ihm vom Kaiser gewissermaßen zum Andenken geschenkt. Er schickte sie seinem Vater dem Prinzen Franz von Lothringen, der dieselbe in der burgundischen Capelle bei Nancy aufhängen ließ.

Noch bei Lebzeiten verlor Karl IV. sein Herzogtum gänzlich an Ludwig XIV.; als er 1675 starb, hinterließ er seinem Neffen nichts als den lothringischen Namen und ein Fähnlein tapferer Truppen. Auch in seinem Liebesverhältnisse mit der Schwester des Kaisers, Erzherzogin Eleonore, war diesem anfänglich die Politik feindlich in den Weg getreten. Erst als Michael Wisnowiecky 1673 starb, schien sich dem dreißigjährigen Manne ein günstigeres Schicksal zuneigen zu wollen. Er sollte König von Polen werden. Allein auch hier trat ihm Ludwig XIV. mit Erfolg entgegen. Wir haben bereits erzählt, durch welche Mittel es diesem gelang, Karl's Aussichten auf den polnischen Königsthron zu vernichten. Im Dienste des Kaisers beteiligte sich der Herzog dann in hervorragender Weise an dem Kriege gegen Ludwig XIV. Alle erklärten sich endlich im Frieden von Nymwegen für besiegt, nur Karl V. nicht. Er verweigerte die Verzichtleistung auf das Herzogtum Lothringen und protestierte gegen den Raub desselben durch den König von Frankreich.



Carolus V. Dei Gratia Lotharingiæ Barri: Dux.

B. A. delineavit: — A. Blooteling fecit et Excudit Cum Privilegio Ordinum Hollandiæ et West-Frisiæ.

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK

Mittlerweile war er bereits in verwandtschaftliche Beziehungen zum Kaiser getreten. Am 6. Februar 1678 vermählte er sich mit der Erzherzogin Eleonore, der Witwe des Königs Michael. Sein Schwager hatte ihm die Statthalterschaft in Tirol übertragen und so hatte er seit diesem Jahre zu Innsbruck seine Residenz aufgeschlagen. Es waren glückliche Jahre, die er hier verlebte. Am 11. September 1679 wurde ihm ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Leopold erhielt. Im Jahre 1682 war Karl V. schwer erkrankt. Als er endlich im Frühjahre 1683 wieder vollkommen genesen, berief ihn der Kaiser nach Wien. Am 13. April wurde sämmtlichen Regimentern mitgeteilt, daß die Revue in Kittsee auf den 3. Mai verschoben sei. Einen Moment scheint es überhaupt zweifelhaft, wo selbe stattfinden werde. Endlich, am 21. April, wurde allen Oberofficieren die Ernennung des Herzogs von Lothringen „zum Commandanten der Armee in Ungarn“ notificiert. Mit dieser Ernennung erhielten die Kriegsvorbereitungen eine feste Stütze, die vorwärts treibende Kraft.

Über die Wahl der Persönlichkeit des Obercommandanten sowol, wie über die dadurch bedingte Concentration der Armee waren die Meinungen geteilt. Es wurde gesagt, der Herzog sei als Feldherr noch zu unerfahren. Es wäre besser, überhaupt keinen General-Lieutenant zu ernennen. Man wünschte eine Teilung der Streitkräfte, schon aus dem Grunde, weil die zu beschützende Grenze eine so weite Ausdehnung habe. Von Kopreinitz und Ofen her war bereits im Januar der Anzug des türkischen Heeres gemeldet worden, die Türken in Kanizsa beunruhigten die Umgebung, der Pascha von Neuhäusel brandschatzte das nächstgelegene kaiserliche Gebiet und drang plündernd bis zur großen Schüttinsel vor. Man müsse also mindestens längs der Raab und Waag die Verteidigung versuchen oder eigentlich von Croatien im Süden, bis nach Mähren und Schlesien im Norden. Zum Glücke für den Kaiser und seine Länder unterlag diese Meinung.

Der Kaiser hatte den Lothringer zum Heerführer ernannt. Man erwartete von diesem, daß er die Kriegsactionen von einem anderen Gesichtspunkte auffassen werde. „Da es unmöglich ist, gegenüber der ungeheueren Anzahl der Türken die Verwüstung des Landes abzuwehren, so wird der Herzog vielmehr trachten, mit einer geeinigten starken Armee, die man auf 48.000 Mann zu bringen hofft, dem Feinde zu wehren, die festen Plätze wegzunehmen und Fuß im Lande zu fassen.“ In diese Worte hatte der venetianische Botschafter Contarini noch am 27. März die Erwartungen gekleidet, deren Erfüllung man vom General-Commandanten erhoffte.

Kaum war jedoch Herzog Karl in Wien eingetroffen, so begegnete er schon Schwierigkeiten. „Dem Markgrafen gegenüber ist er oft genötigt, seine Autorität geltend zu machen“, meldet derselbe Contarini unterm 10. April. Besondere Sorge mußte aber dem Commandanten die geringe Zahl der zur Verfügung stehenden Streitkräfte bereiten. Auf dem Papiere wurde die Armee

auf ungefähr 80.000 Mann, eher mehr als weniger geschätzt. Nämlich an Infanterie 23 ganze und halbe Regimenter, insgesammt in der Stärke von 40.200 Mann; 7 Regimenter Dragoner, ungefähr 5600 Mann, beritten, aber auch als Infanterie zu verwenden; 4 Regimenter Croaten, von denen ein Teil beritten, der andere aber als Infanteristen in die Truppe eingereiht wurde, mit 3200 Mann. An Cavallerie aber zählte man 17 Regimenter Cürassiere oder 13.600 Reiter und 3½ Regimenter polnische Reiterei unter dem Grafen Lubomirski in der Stärke von 2800 Mann. Die regulären Truppen repräsentierten also eine Armee von 65.400 Mann. Hiezu kamen noch die Garnisonen in den verschiedenen Grenzfestungen, in Szatmár 2000 Mann, im Bergstädtischen und Raaber Generalate 5000 Mann, die Wiener Stadtguardia mit 1200 Mann. Endlich wurde auch die Insurrection in Ungarn unter dem Palatin Paul Eszterházy auf 10.000 und in Croatien unter dem Banus Nicolaus Erdödy mindestens auf 5000 Mann geschätzt.

Ein großer Teil dieser Truppen war aber zur Kriegsaction nicht zu brauchen. Teilweise mußten selbe erst geworben werden, teilweise befanden sie sich in den Rheingegenden. Es fehlten vielfach noch die Pferde für die Cavallerie. Die Croaten des Banus hatten im März erst die Pistolen und Carabiner erhalten, im Juni aber fehlten ihnen noch Säbel! Von der regulären Armee sollten 48.000 Mann beim Rendezvous erscheinen. 9000 Mann unter dem Obercommando des Generals Schulz sollten als Grenzcordon an der oberen Waag verbleiben, 5000 Ungarn unter dem Palatin die untere Waaglinie decken. Den Grafen Batthiányi und Draskovicz wollte man ebenfalls 5000 Ungarn anvertrauen zum Schutze der Raab, während der windische Generalamts-Verwalter, Graf Trautmannsdorf, der Commandant von Karlstadt, Graf Herberstein, mit 4600 Mann und der Banus mit der croatischen Insurrection die Grenze längs der Mur und bis an die Save hin bewachen sollten.

Als die Kunde einlief, daß das türkische Heer 160.000 Combattanten zähle, da war man einen Moment zweifelhaft, ob es nicht besser wäre, das Rendezvous gar nicht abzuhalten. Allein es war zu spät. Man hatte bereits Alles angeordnet, Gäste hatten sich von auswärts eingefunden und so blieb es dabei. Eine gewisse Schwierigkeit bereitete auch der Troß. Noch immer bildete dieser, ähnlich wie im dreißigjährigen Kriege, eine Last für die kaiserliche Armee. Er war meist zahlreicher als die Truppe selbst. Im Jahre 1682 befand sich das Regiment Scherffenberg als Garnison in Leutschau. Am 21. August war der Oberst desselben, Graf Scherffenberg, gezwungen, nachdem Kaschau gefallen war, Eperies sich ergeben hatte und Thököly mit großer Heeresmacht heranzog, die Stadt zu verlassen. Die Zipser Chronik erzählt, daß beim Auszuge in Allem 1500 Soldaten gewesen seien, Troßknechte aber 500, Weiber 800 und Kinder 700. Das Regiment hatte also bei einem Stande von 1500 Combattanten einen Troß in der Stärke von 2000 Menschen bei sich. Noch am

17. April 1683 war daher an sämmtliche Regimenter der Befehl ergangen, „daß bis auf den Fähndrich oder Cornet inclusive die Weiber zurückgelassen und bei jeder Compagnie nicht mehr als 3 bis 4 Bagagewagen passiert werden". In Hainburg und Preßburg wurde die Feldbäckerei errichtet. Proviant-Administrator Freiherr von Kriechbaum schickte am 23. April „fünfzig Pachergesellen zur Veldtbacherei auf den bevorstehenden Rendevous nacher Hainburg und Prespurg". Am 25. April aber schreibt der ungarische Hofkanzler Bischof Kollonitz an die Hofkammer in Preßburg: „Morgen oder in den allernächsten Tagen wird der durchlauchtigste Herzog von Lothringen nach Kittsee zur kaiserlichen Armee hinabkommen, welchem Ihre geheiligte Majestät und der durchlauchtigste Herzog von Baiern zugleich mit dem Hofstaate am 4. oder 5. Mai folgen werden. Möge es daher frühzeitig gefallen, die Anordnung zu treffen, daß das für den Hofstaat Nötige, besonders aber genügend Futter, als Heu, Hafer und Stroh für 250 kaiserliche Pferde besorgt werde und da es heißt, daß Seine geheiligteste Majestät zu Preßburg durch acht Tage verweilen werden, so könnte alles dies in dem Garten eingelegt werden, welcher dem Fiscus von Vesselényi her zugefallen, als einem geräumigen Orte nämlich. Im Übrigen erwarte ich schleunige Anordnung."

Am 6. Mai endlich fand die angekündigte Revue statt. Die Armee bestand aus vierzehn Regimentern Infanterie, von denen aber nur fünf complet waren, in der angeblichen Stärke von 21.600 Mann, unter dem Commando des Feldzeugmeisters Grafen Leslie und Feldmarschall-Lieutenants Herzog von Croy, aus zwölf Cürassier-Regimentern und zwei Regimentern Dragoner, zusammen ungefähr 10.800 Mann unter dem Befehle der Cavallerie-Generale Herzog von Sachsen-Lauenburg und Graf Aeneas Caprara und den Feldmarschall-Lieutenant-Generalen Rudolf Graf Rabatta und Markgraf Ludwig von Baden. Die Artillerie zählte 56 Geschütze unter dem Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Grafen Starhemberg und dem Stückobersten von Börner.

Bei der Revue war die Armee in zwei Treffen aufgestellt. Am linken Flügel hatte der Palatin Eszterházy mit seinen Ungarn Posten genommen. Auch 100 Proviantwagen, jeder mit vier Rossen, 30 Wagen je mit sechs Ochsen, und 60 Munitionswagen je mit vier Rossen bespannt, nebst einigen hundert Reservepferden waren ausgerückt. Wir werden nicht irre gehen, wenn wir die Gesammtstärke der Armee mit wenig über 30.000 Combattanten beziffern. Jedenfalls war die Menge der von allen Seiten herbeigeeilten Zuschauer bei Weitem größer als die Armee selbst. Der greise Erzbischof von Gran celebrierte die Feldmesse, verlas hierauf die Bulle des Papstes Innocenz XI. für das christliche Heer und erteilte den Segen, welchen Kaiser, Heer und Zuschauer knieend empfiengen. Bei dieser Revue war die Infanterie, wie es scheint, zum ersten Male auch mit Bajonneten bewaffnet ausgerückt. Wenigstens spricht der venetianische Botschafter, Contarini, von der Gefahr, in welche die Umstehenden

durch das Abfliegen einzelner derselben beim Feuern gerieten. Er bezeichnet das Bajonnet als eine neue Erfindung.

Nach der Revue gab der Herzog von Lothringen, als Commandant des Heeres, in seinem Zelte Tafel. An derselben nahmen Teil: der Kaiser, die Kaiserin, Erzherzogin Maria Antonia, der Kurfürst Max Emanuel von Baiern, der Herzog von Lothringen und einige auserlesene Gäste.

Schon am 5. Mai waren zu Preßburg die „Puncta ad consultationem campestrem, waß in dieser Campagna wider die Türkhen für Operationes zu unternehmen und wie wider dissen Erbfeündt zu agiren seye", festgesetzt worden. Es ist bezeichnend, daß dasselbe Expedit-Protocoll des Hofkriegsrates, welches diese Notiz enthält, unter derselben Nummer 135 hinzufügt: „Item des Thököly Stillstandt betreffendt." Auf diese Punkte gab der Herzog von Lothringen am 8. Mai, nach dem „mit der Generalität gehaltenen Feldkriegsrath", dem Kaiser eine Erinnerung ein, „den Marche der Armee betreffendt", und auch der Palatin richtete an den Letzteren ein Memoriale. Am 8. Mai ließ sich Leopold I. darüber referieren und am 9. wurde dann die Entscheidung gefällt. Sie erfolgte, soweit sich dies mit dem Interesse der kaiserlichen Gebiete vertrug, genau in dem Sinne der mit Thököly gepflogenen Unterhandlungen: Die Armee marschiert den 11. Mai über Ungarisch-Altenburg und Raab nach Komorn, wodurch sie ihre Richtung gerade gegen des Feindes Land erhält und im Bereiche der Raab und Waag verbleibt, um die zur Deckung der Grenzen dahinter aufgestellten Truppen nach Erfordernis zu unterstützen. Dem Herzoge von Lothringen bleibt es überlassen, entweder Gran oder Neuhäusel zu belagern oder sonst eine Action gegen den Feind vorzunehmen, insoweit dies „ohne allzugroße Schwächung der Hauptarmee und unbeschadet der Deckung der Erblande geschehen kann". Den zur Bewachung der Waag und Raab aufgestellten Truppen ist das Verderben aller Furten und Übergänge, der feindlichen Streifereien wegen, zu befehlen. Falls aber der Feind irgendwo mit größerer Macht durchzubrechen versuchen würde, hat sich die Hauptarmee mit ganzer Macht zu widersetzen und zugleich Verstärkungen in die Plätze Raab, Komorn und Leopoldstadt zu werfen, deren Ausbau und Ausrüstung man nach Möglichkeit betreiben werde. Die polnischen Reiter des Fürsten Lubomirski sollen sich mit dem unter Commando des Feldmarschall-Lieutenants Schulz an der oberen Waag stehenden Corps vereinigen.

Mit diesen Dispositionen war nicht blos der Herzog von Lothringen, sondern auch der Palatin Eszterházy einverstanden. Wenigstens schreibt er diesbezüglich am 21. Mai: „In Folge dieses offensiven Vorgehens wird man in Oberungarn um so leichter den Mut fassen das Türkenjoch abzuschütteln, welches Thököly ihnen im verflossenen Jahre, bei der geringen Vorsicht derjenigen, die im Namen Ew. Kais. Majt. dort commandierten, hat über den Hals werfen können." Es fragte sich also nur, wie man mit 30.000 Mann alle diese Pläne werde zur Ausführung bringen können.

Am 11. Mai brach der Herzog mit der Armee von Kittsee auf. Am 12. befindet er sich mit dem Hauptquartiere zu „Sandorff“. Hier zeigte sich schon die Untauglichkeit eines Teiles der rasch zusammengebrachten Truppen. Nicht weniger als 250 Mann mußten bereits am ersten Marschtage als krank nach Preßburg bis zu ihrer erlangten Gesundheit in Verpflegung gelegt werden. Unter dem 12. Mai ersucht der Herzog die Stadt, dieselben mit „Dach und Fach“ zu versehen. In demselben Schreiben wird aber auch noch von Anderen gesprochen, die man in andere Orte aus demselben Grunde schicken müsse. Weiter marschierte der Herzog längs der Donau bis nach Komorn, wo er im Angesichte der Festung am 26. das Hauptquartier aufschlug. In dem am folgenden Tage abgehaltenen Kriegsrate waren die Meinungen geteilt. Der Herzog beschloß daher zunächst den Vorstoß nach Osten auszuführen. Er unternahm am 31. mit der Reiterei die schon erwähnte Recognoscierung gegen Gran. Er sollte ja den Feind glauben machen, daß die kaiserliche Armee hier auf türkischem Gebiete ernstlich eine Action vornehmen werde, wie der Kaiser späterhin Saponara gegenüber andeutet. Der Feind jedoch erschien nicht und so wurde, da an eine Überrumplung des Platzes nicht zu denken war, wieder der Rückmarsch gegen Komorn angetreten. Mittlerweile hatte die Infanterie sich im Schanzen geübt. Die Festung Komorn mußte in verteidigungsfähigen Zustand gebracht werden. Als der Herzog zurückgekommen war, wurde ein Vorstoß gegen Norden versucht. Das Heer gieng über die Donau und rückte vor Neuhäusel. Am 5. Juni wurde die Festung eingeschlossen, „die Vorstadt occupiert“ und die Laufgräben eröffnet. Auch diesmal war es jedoch nach dem von Thököly eingeratenen Plane nur darauf abgesehen, die Türken glauben zu machen, daß man ein ernstliches Absehen auf die Festung habe. Der Herzog scheint hiebei hauptsächlich den Zweck verfolgt zu haben, verschiedenen bedürftigen Plätzen an der Waag unter dem Vorwande der Belagerung Neuhäusels das fehlende Geschütz ungehindert zuführen zu können. An eine ernstliche Belagerung ließen die mittlerweile aus dem Süden kommenden Nachrichten über den Anmarsch eines riesigen Türkenheeres nicht denken. So ist es zu erklären, daß der Herzog bereits am 9. Juni die Belagerung wieder aufhebt und nach Komorn zurückeilt. Am 11. Juni war er hier angelangt und schickte an den Hofkriegsrat nach Wien „die Specification der Zeugsachen, so nach Leopoldstadt seind geschickt worden“. In demselben Schreiben erklärt der Herzog, „er habe zu Neuheüsl nur zu Schrankhung der Stath Posto gefast vndt auf erhaltenen Befelch darvon abgezogen, die Stuckh in unterschidliche Plez eingetheillet und halte sich defensivè“. Um die zahlreichen Lücken, welche im Heere durch Krankheiten, vielleicht auch in Folge des angestrengten Marschierens und der andauernden Schanzarbeiten entstanden waren, wieder zu ergänzen, begehrt er neue „Recroutirung des Fußvolcks und Remontirung der Reütterey“. Zugleich teilt der Herzog mit: „Der Fluß Raab und Waag werde verbessert und halte Herr Palatinus mit denen Hungarischen Granicz-Obristen in guter Verstandtnus.“

Zu den Arbeiten in Raab und Komorn aber meint er, daß es besser wäre, „ehendter Baueren als Fueßvolckh zu beeder Vöstungsfortification zu brauchen".

Dies Aufgeben der Belagerung Neuhäusels und das unbegreifliche Verweilen des Herzogs vor Komorn rief bei den Fernerstehenden Mißbehagen hervor. Besonders in Wien war man darüber erstaunt. Das Geschwätz der Leute kritisierte die unbegreifliche Handlungsweise des Feldherrn. Man wußte ja nichts von den fortlaufenden Verhandlungen mit Thököly und ebensowenig von dem üblen Stande der Festungen Komorn und Raab. Hatte doch erst am 19. Mai die ungarische Hofkanzlei an den Erzbischof von Kalocsa, Széchényi, den Befehl erlassen, „aus den Wäldern 25.000 Stämme zu Pallisaden nach Raab führen" zu lassen. Aber auch von den eigentlichen Absichten des Großveziers war man nicht unterrichtet. „Man hört nichts als Vorwürfe gegen Lothringen", meldet daher Contarini aus Wien am 12. Juni.

Am selben 12. Juni ersuchte der Herzog aus dem Feldlager bei Komorn den Hofkriegsrat, die inneröstereichischen Grenzplätze, besonders Fürstenfeld und Radkersburg rasch verproviantieren zu lassen, „weillen die Armee zu Bedeckhung selbiger Landt dahin kommen möchte". Der Armee-Commandant stand mit den inneröstereichischen, besonders windischen Festungen in fortwährender Verbindung. Von hier aus erhielt er Ende Mai schon Berichte, welche den Anmarsch des Großveziers in der Richtung auf Inneröstereich signalisierten. Dies war auch die Ursache gewesen für seinen raschen Rückzug von Neuhäusel. Er sollte sich ja in der Defensive verhalten, und diesem Befehle suchte er nachzukommen, unbekümmert darum, was etwa die Uneingeweihten für ein Urteil über ihn fällen möchten. Der Kaiser war mit dieser Handlungsweise seines Feldherrn einverstanden. Auf seinen Bericht über den erfolgten Rückzug nach Komorn schreibt derselbe eigenhändig: „Ich werde es gegen den Herzogen als eine geschehene Sach approbiren, ihne noch einmahl erindern, sich von den Schlachten zu enthalten." Also auch der Kaiser wollte nicht, daß die ohnedies schwache Armee offensiv vorgehen solle. Am 13. Juni berichtet dann der Herzog über den Anmarsch des Großveziers von Essegg her. Er hat Kundschaft erhalten, daß dieser mit überaus großer Macht heranziehe. Er ersucht daher um Beschleunigung des Zuzuges der in Böhmen stehenden Regimenter, ebenso wünscht er die Regimenter Savoyen und Kaiserstein baldigst zu sehen. Um den Marsch der feindlichen Armee zu beobachten, werde er sich nach Raab ziehen, auch habe er für den Fall eines eventuell nötig werdenden raschen Rückzuges „von der kleinen Schütt in die große Schütt die Bruckhen verfertigen" lassen.

Es zeigt von dem Scharfblicke Karl's von Lothringen, daß er schon jetzt dem Thököly nicht mehr traut, obgleich er ja den Verhandlungen mit demselben nicht gar so nahe stand. Unterm selben 13. Juni berichtet er, daß er dem Feldmarschall-Lieutenant Schulz Ordre gegeben habe, des Thököly „Andament" zu beobachten und die gar zu sehr exponierten Compagnien des Regi-

mentes Wallis aus den Bergstädten an sich zu ziehen. Wenige Tage später erschien der Gesandte des Kuruzzenführers, Johann Melzer, auf seiner Reise nach Wien im kaiserlichen Lager. Derselbe brachte die Kündigung des Waffenstillstandes. Während dieser Sendling am kaiserlichen Hofe großer Aufmerksamkeit sich erfreute, — Borgomayneró besonders riet, auf die von ihm vorgeschlagenen Bedingungen, unter denen die Vereinigung Thököly's mit dem Kaiser stattfinden sollte, einzugehen, — verhielt sich der Herzog von Lothringen Melzer gegenüber zurückhaltend. Am 16. schreibt er, er wolle „bei Komorn die Fourage aufzehren lassen und sodann gegen Raab gehen". Er ersucht nochmals um Verstärkung der Armee, da „unter dem Fueßvolckh die Kranckheit eingerissen". Die Truppen mußten nach den überstandenen ersten Anstrengungen geschont werden. Die gutgemeinten Verordnungen, die der Commandant am 17. und 23. Mai über das Verhalten auf dem Marsche und im Lager erlassen hatte, scheinen nicht den gewünschten Erfolg gehabt zu haben. Übrigens sprach man Ende Juni in Wien noch von einer anderen Ursache, der bei der Feldarmee einreißenden Krankheiten. Passer erzählt darüber unterm 24. Folgendes: „Das Brod, so bei der kaiserlichen Armee verspeist, wird meistentheils hier und zu Preßburg gebacken, wie es außm Ofen kompt uff Schiff gelegt; daher die Hitze und Feuchte, bis es uff der Donau an gehörige Orth kompt, verursachet, daß es häuffig schimmelt. Und wann es der Soldath genießen soll, beim Aufschneiden den Staub in's Gesicht bekompt; doch endlich, aus Mangel anderes, essen, in der großen Hitz das Ungarische Wasser trinken und also erkranken muß, welches man jetzo durch Zwieback zu ändern vermeinet." Erst am 22. Juni stand das kaiserliche Heer bei Raab. Mit dem Aufwande aller Kräfte wurde dieser Platz nunmehr ebenfalls in verteidigungsfähigen Zustand versetzt. Das Lager, welches der Herzog hier aufgeschlagen hatte, erstreckte sich „umb die Stadt von der Donau bis zur Raab".

Der Herzog von Lothringen sah seine Aufgabe vornehmlich darin, die beiden Festungen Komorn und Raab in vollkommen verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen und in möglichst sicherer Defensivstellung die Intentionen des Feindes abzuwarten. Noch am 6. Juni hatte die innerösterreichische Kriegsstelle berichtet, daß der Großvezier die Absicht hätte, Croatien zu überfallen und der Hauptansturm der Türken daher die innerösterreichischen Länder treffen werde. Wurde doch durch Correspondenten aus Ofen mitgeteilt, daß „die Victualien, so den vergangenen Winter nacher Ofen gebracht, widerumben nacher Essegg zu bringen befohlen worden". Auf 124 Schiffen sei dieser Proviant in Essegg angekommen. Sieben mit Munition beladene Schiffe sollten hier zu Grunde gegangen sein. „Die Anzahl des Kriegsheeres seye sehr groß, alle aber mit Forcht darzue khommen thetten." Tataren wären noch keine vorhanden. Sollte die türkische Macht gegen Croatien nicht durchzudringen vermögen, so würde „sie alsdann gegen den Fluß Raab, wo vor 20 Jahren die Schlacht gewesen, sich wendten

und Pruckhen schlagen", zu welchem Ende der Großvezier „vill Instrumenta mitfüehren thette". Diese Nachrichten hatten sich jedoch mittlerweile wenigstens teilweise als falsch erwiesen. Man erfuhr, daß das türkische Heer gegen Norden vorrücke. Der Herzog scheint Nachrichten erhalten zu haben, die ein Absehen der Türken auf Raab, Komorn oder Wien selbst in Aussicht stellten. Am 21. Juni antwortet ihm der Hofkriegsrat auf seine Schreiben vom 12., 13. und 16. desselben Monates. Hier wird ihm über den „Fortificationsbau und militärische Assistenz der Stadt Wien" Mitteilung gemacht. Am selben 21. Juni aber dem General-Feldkriegscommissär Breinner eine kaiserliche Resolution zugesendet, „daß sowol bei den Garnisonen zu Prag, Groß-Glogau und Wien, als auch bei den in Ungarn stehenden Regimentern Recrutierungen vorgenommen werden sollen .... Die Fortificationsarbeit zu Wien, Komorn, Raab, Leopoldstadt rc. wäre auf alle Weise fortzusetzen".

Das Corps des Grafen Schulz suchte man zu verstärken, dem Palatin Paul Eszterházy wurde mitgeteilt, daß man „des Stephan Nagy mit etlichen Adhärenten Übergang von den Rebellen zu ihm" sehr gerne vernommen und von ihm Rechnung erwarte, was diesem dafür zu bezahlen. An den Grafen Draskovich aber wurde unterm 30. Juni geschrieben: „An die innerösterreichische Hofkanzlei sei die Intimation ergangen zur Defendierung der Raabflußschanzen 25 eiserne Pöller und 40 Doppelhaken und aus dem Zeughaus zu Wien 6 Tonnen Pulver nebst dem nötigen Blei abzugeben. Er solle seine Meinung sagen, ob Dotis, Pápa, Veszprim aufzugeben? Der ungarischen Hofkanzlei sei aufgetragen, die Bischöfe von Veszprim und Bakocz an Batthiányi mit ihren Contingenten zu weisen." Zugleich wird ihm befohlen, „außer den im Feld stehenden Ungarn noch 2500 Mann werben" zu lassen.

Am selben 30. Juni, wo diese Befehle von dem Hofkriegsrate ausgefertigt wurden, hatte sich desselben schon eine fieberhafte Erregung bemächtigt. Nicht weniger als zehn verschiedene Befehle und Schreiben wurden an diesem Tage expediert. Man hatte erfahren, daß Thököly bereits ebenso wie der Großvezier selbst, Manifeste im ganzen Lande verbreiten lasse, worinnen er die Bevölkerung aufforderte, sich ihm und dem Sultan zu unterwerfen, widrigens die schärfsten Maßregeln gegen sie zur Anwendung gebracht werden würden. Man beeilte sich daher jetzt auch in Wien. Die ungarische Hofkanzlei wurde ersucht, Gegenmanifeste ausfertigen zu lassen; man wollte im Lande eine allgemeine Insurrection ausschreiben, man schickte den Abgeordneten des Thököly mit einem Schreiben zurück und forderte, wie erwähnt, Saponara auf, die Manifeste des Rebellenfürsten bei diesem „zu resentieren".

Jetzt erst zeigte es sich, wie vorsichtig der Herzog von Lothringen gehandelt, daß er weder nach Gran noch gegen Neuhäusel die kaiserliche Armee in eine ernste Action verwickelt hatte, sondern sich darauf beschränkte, mit den geringen Kräften, die ihm zu Gebote standen, die bedürftigen Plätze in Verteidigungs-

zustand zu versetzen und der österreichischen Grenze möglichst nahe zu bleiben. Die Festung Raab war ja das erste Ziel der nunmehr immer näher herankommenden türkischen Armee.

Am 10. Juni war Thököly im Lager zu Essegg beim Großvezier erschienen. Derselbe empfieng ihn mit aller Auszeichnung in seinem Zelte; ihm und dem Grafen Homonay in seinem Gefolge wurde die Ehre zu Teil, sich mit dem Großvezier niedersetzen zu dürfen. Es wurde Kaffee, Scherbet und „Rauchwerk" (das heißt Tabak) gereicht. Die vornehmsten Magyaren wurden mit Zobelpelzen und Kaftanen beschenkt. Der Großvezier redete sogleich mit dem „Könige" von ihrem Marsche. „Wodurch," fragte er, „könnte ich die drei Dinge auf einmal erreichen: Rache an dem Kaiser zu nehmen, den Beutedurst der Truppen zu stillen und die Zukunft Ungarns zu sichern?" Thököly soll, wie ein Augenzeuge berichtet, geantwortet haben: „Durch die Eroberung und Zerstörung Wiens." Das war eine Antwort nach dem Herzen Kara Mustafa's. Wie Kantemir in seiner Geschichte des osmanischen Reiches berichtet, wollte ja der Großvezier in diesem Kriege nicht etwa dem Sultan eine neue Provinz erobern, sondern sich selbst ein Reich begründen. Wien sollte die Hauptstadt desselben sein. Dem schrankenlosen Ehrgeize dieses Emporkömmlings schien die Zeit gekommen, sich selbst ein Sultanat zu erobern. Die Kriegsmacht Mohammed's IV. befand sich jetzt in seinen Händen. Unter all' den Führern des türkischen Heeres war nur Ibrahim Pascha von Ofen, als Schwager des Sultans, vom Großvezier nicht vollständig abhängig. Ihn meinte Kara Mustafa durch Überlassung des Königreiches Ungarn auf Lebenszeit für sich gewinnen zu können. Deutschland und Wien sollten das Gebiet des neuen Sultanates bilden. Wenn die Durchführung dieses Planes glückte, dann allerdings wurde Thököly überflüssig, aber vorderhand konnte man ihn noch nicht entbehren, war er für den Großvezier eine Notwendigkeit; umso angenehmer, da er so zuvorkommend auf die geheimen Pläne desselben eingieng.

Am 12. Juni fand eine neuerliche Beratung statt. Den 14. Juni erließ Thököly von Essegg aus ein Aufforderungsschreiben an alle Bewohner des Landes, an die Städte und an den Adel, damit sie sich ihm unterwerfen. Vom Großvezier werden sie Patente erhalten mit dem gleichen Befehle. Als Commissäre zur Entgegennahme der Huldigung habe er in dem Gebiete am rechten Donauufer bestimmt den Franz Barkóczy, Paul Szepesy und Paul Szalay. Wer sich nicht unterwirft, hat sich die üblen Folgen selbst zuzuschreiben.

Von Darda aus aber richtete der Großvezier unterm 15. Juni an die Bewohner Ungarns ein ähnliches Schreiben. In demselben fordert er alle Grafen, Magnaten und Anführer von Ungarn und alles Volk, das sich in den Festungen, Palanken und festen Plätzen befindet, mit einer ganzen Flut bombastisch-schwülstiger Redewendungen auf, sich dem Thököly, den der Sultan zum König von Ungarn eingesetzt habe, zu unterwerfen. Wer dies nicht tun sollte, sondern eigensinnig

darauf besteht, den Deutschen zu gehorchen, verfällt dem Zorne des Großherrn, der den Großvezier mit einem zahllosen Heere gesendet hat, um Rache zu nehmen an den friedbrüchigen Deutschen und ihren Anhängern. Sein Land wird der Verwüstung preisgegeben, seine Frau, seine Kinder werden in die Sclaverei geschleppt werden, sein Haus wird eingeäschert, er selbst getödtet. Aus diesen Gründen fordert er die Ungarn nochmals auf, die Befehle des Großherrn auszuführen, sich gehorsam dem Schutze des obgenannten Königs von Ungarn zu ergeben und seine Commissäre aufzunehmen, „damit auch sie in Ruhe und getröstet leben können". Dieses Schreiben war in türkischer Sprache abgefaßt. Um es den Bewohnern des Landes auch verständlich zu machen, wurde von Alexander Maurocordato, dem Oberdolmetsch der erhabensten Pforte („Interpres universalis fulgidissimae Porte") eine lateinische Übersetzung beigefügt. Noch verwahrt die Stadt Ödenburg das Original eines solchen Schreibens sammt Übersetzung in demselben rotseidenen Täschchen, in welchem es der Stadtgemeinde einst zugestellt wurde.

Im Lager zu Darda wurde der Kriegsplan festgestellt. Der Großvezier wollte mit der Hauptmacht am rechten Donauufer nach Norden über Stuhlweißenburg und von hier aus nordwestwärts gegen Wien ziehen. Thököly dagegen sollte am linken Donauufer gegen die Waaglinie operieren und sich mit Kara Mustafa, wo möglich vor Wien, vereinigen. Er hinterließ 800 Mann seines Gefolges unter Führung des Franz Barkóczy, Paul Szepesy und Paul Szalay beim Großvezier, dem sie gewissermaßen als Führer und Vorhut dienen sollten, überall die Huldigung der Bewohner durch Vorweisung der oben erwähnten Schreiben zu erzwingen. Thököly selbst aber eilte nach Leutschau, um die Seinigen zum Kampfe um sich zu versammeln. Um seiner Treue versichert zu sein, wurden ihm die Beglerbege „von Varadino, Janova und Aghria" mit ihren Truppen beigegeben, zugleich um seinen Kriegsactionen mehr Nachdruck zu verleihen. Noch am 15. war der Großvezier von Essegg nach Darda aufgebrochen, am 17. befand sich das Heer in der Höhe von Mohács. Auf dem Marsche dahin erfuhr Kara Mustafa, daß die Belagerung Neuhäusels von der kaiserlichen Armee wieder aufgehoben worden. Zugleich hörte der im Heere befindliche Kuniz aber auch, Thököly habe den Großvezier versichert, „daß in seiner Macht zwischen denen Kaiserlichen und Ottomanischen Porten ein sehr zuträglicher Frieden zu machen stündte, er aber ratete nicht zum Frieden, sondern hat dem Großvezier einen überaus großen Sieg und Victori versprochen". Am 19. Juni befand sich das türkische Heer zu Szegszárd, am 21. zu Entvár, den 22. zu „Gian Curtevam". Am 24. Juni rückte der Janitscharen-Aga in's Lager bei Stuhlweißenburg. Am folgenden Tage langte auch der Großvezier mit der völligen Armada hier an.

Vor Stuhlweißenburg vereinigte sich am 26. Juni Murad Ghiray, der Tataren-Chan, mit Kara Mustafa. Die Tataren hatten ihren Weg, von Osten nach Westen ziehend, durch Ungarn genommen. Schon am 28. Mai standen

diese Reiterschaaren zu Erlau. Benaglia, der Begleiter des Internuntius Caprara, beschreibt dieselben folgendermaßen: „Die Tataren sind von Ansehen wüst, eher Wilde, denn Menschen sowol in Kleidung als Nahrung. Die Letztere besteht in rohem Fleische, auch von Pferden. Sie legen sich auf's Stehlen und Rauben. Wo sie jedoch Widerstand finden, setzen sie ihr eigenes Leben nicht gerne in Gefahr, namentlich gegenüber dem Feuergewehr, welches sie sehr fürchten. Ihre Waffen sind Pfeile und Säbel. Sie haben Pferde von gutem Athem, die einen ganzen Tag lang ohne Futter laufen können und leicht über einen Fluß schwimmen. Sie dienen zum Streifen und Brennen und versehen das türkische Lager mit vielen Sachen." Ihre militärische Tüchtigkeit wurde von Caprara sehr gering angeschlagen. Man schätzte ihre Zahl auf ungefähr 30.000, aber trotzdem, meinte der Internuntius, könnten es 4000 kaiserliche Soldaten leichtlich mit ihnen aufnehmen. Die Art ihrer Kriegführung machte sie beim Landvolke gefürchtet. Der Schrecken war es, der besonders im Anfange des Krieges jedweden Widerstand bei ihrem Erscheinen lähmte.

Kara Mustafa empfieng den Tataren-Chan auf das Prächtigste. Er ließ ihn köstlich bewirten. Hierauf berief er alle im Lager anwesenden Paschas und ließ das Befehlsschreiben des Sultans verlesen, in welchem dem Großvezier anbefohlen wird, mit der gesammten Armee und den Truppen des Tataren-Chans vor Raab zu ziehen und dieses Platzes mit Güte oder Gewalt sich zu bemächtigen. Alsdann aber solle er „nach der Festung Wien sich begeben, dieselbige belägern und zur Übergab bezwingen". In denselben Tagen fiel Veszprim den Türken in die Hände. Man befand sich bereits an der Grenze, die eigentlichen Kriegsactionen nahmen ihren Anfang. In Stuhlweißenburg scheint dem Großvezier die Idee gekommen, seinen ursprünglichen Kriegsplan in etwas zu modificieren. Er wußte, daß die kaiserliche Armee vor Kurzem noch in der Nähe Komorns gestanden. Er hörte von der großen Furcht, in der man sich im kaiserlichen Lager vor den Türken befinde, Thököly hatte ihm von den ungenügenden Verteidigungsmaßregeln, die zum Schutze Wiens getroffen worden, berichtet. Wenn die kaiserliche Feldarmee vor Raab eingeschlossen oder von Wien abgedrängt wurde, konnte es gelingen, dieses Platzes mit leichter Mühe sich zu bemächtigen. Hatten ihm doch angeblich — wenigstens erzählt dies der im Lager anwesende Kuniz — drei arabische Wahrsager prophezeit, „daß er in allem seinem Thun und Lassen werde glickseligen Fortgang haben, und werde mit seinen Waffen bis gar nacher Rom komben", warum sollte es ihm nicht möglich sein, noch vor der kaiserlichen Armee, wenn er selbe vor Raab zurückhielt, bei Wien zu erscheinen?

Schon am 27. überschritt der Janitscharen-Aga mit seinen Truppen das Vertesgebirge, Alles vor sich her verwüstend. Am 28. folgte das Hauptheer. Am 29. erschien der Großvezier vor Martinsberg. Hier traf als der Letzte der Vezier von Ofen, der greise Ibrahim Pascha, mit seinen Contingenten, mit

Artillerie und Munition beim Heere des Großveziers ein. Mittlerweile verwüsteten die Tataren die Umgegend. Am 30. gelang es auch Martinsberg selbst einzuäschern. Die Armee war vollzählig und schon am 1. Juli setzte sich der riesige Schwarm gegen Raab zu in Bewegung.

In diesem Momente war wol Karl von Lothringen für seine bisherige Vorsicht mehr als gerechtfertigt. Am 27. Juni bereits hatte er Kunde erhalten von der Ankunft des Großveziers in Stuhlweißenburg. Am 28. berichtet er an den Hofkriegsrat: „Kara Mustafa sei von Stuhlweißenburg aufgebrochen und zwei Meilen herwärts gegen Raab avanciert." Der Herzog suchte jetzt alle disponiblen Truppen an sich zu ziehen. Dem Grafen Schulz wurde der Befehl erteilt, „die Lubomirskischen Völckher zur Hauptarmada zu schicken". Mittlerweile war aber die Situation der Kaiserlichen in Ungarn eine hochernste geworden. Von allen Seiten rückten die Schwärme der Türken und Rebellen gegen die im Besitze Leopold's I. befindlichen Gebiete vor. Nirgends war der Widerstand ein ernstlicher, denn für die zu verteidigende Linie reichten die vorhandenen Streitkräfte nicht aus. Der Abfall vom Kaiser war denn auch im ganzen Lande ein allgemeiner. In keinem Schriftstücke dieser Zeit ist uns das Elend, welchem Ungarn nunmehr anheimfiel, anschaulicher dargestellt, als in dem Schreiben, welches der Palatin Paul Eszterházy aus dem Feldlager Schintau am linken Ufer der Waag unterm 30. Juni an den Kaiser richtet:

„Erhabenster Kaiser! Ungern sehe ich mich genötigt Ewr. geheiligtesten Majestät zu berichten. Weil ich aber, wie Ewr. geheiligteste Majestät am besten weiß, derselben niemals etwas verheimlichen wollte und dies auch die schuldige Treue mir zur Pflicht macht, sehe ich mich in der Aufrichtigkeit meines Herzens genötigt, Ewr. geheiligtesten Majestät, zu eröffnen, daß sowol die diesseits wie auch jenseits der Donau gelegenen Gebiete sich in einer geradezu unbeschreiblichen Bestürzung befinden. Ich habe zwar alle Trostgründe aufgeboten, um sie im Widerstande zu bestärken, aber vergeblich, handgreiflich sehen sie ja, wie dieses Königreich vollständig zu Grunde geht. Sie haben mich daher als Palatin ersucht, damit ich eine Gesandtschaft nach Wien entsenden möchte, durch welche unser Elend schleunigst dargelegt würde und was uns zu tun übrig bleibt, wenn die Übermacht herankommt, der wir zu widerstehen vielleicht nicht im Stande sein werden.

Euere geheiligteste Majestät besitzen jetzt schon hier nicht mehr als das Comitat Preßburg, einen Teil von Neutra und das Comitat von Trentschin, welches Letztere nicht einen Soldaten aufzustellen vermag, weil hier seit langer Zeit die Schulzische Miliz sich befindet. Dies ist das ganze Gebiet, welches Euerer geheiligtesten Majestät diesseits der Donau noch zur Verfügung steht, alles übrige besitzt Thököly, aber selbst dieses ist vollständig erschöpft und ruiniert. Ingleichen befinden sich jenseits der Donau nur mehr die Comitate Ödenburg, Wieselburg und ein Teil von Eisenburg in den Händen Euerer geheiligtesten Majestät, die übrigen haben sich bereits den Türken unterworfen und

auch diese Comitate sind ruiniert und erschöpft und stehen jetzt in der Erwartung, daß diese jenseits der Donau gelegenen Grenzgebiete von den Türken bei ihrem Vormarsche besetzt werden, wie dies auch sicherlich den diesseits gelegenen geschehen wird.

Ein nationales Banderium findet sich für Euere geheiligteste Majestät nirgends. Geld ist keines vorhanden. Die Macht des Feindes ist täglich im Wachsen. In schmählicher Weise hat die Armee Euerer geheiligtesten Majestät die Belagerung Neuhäusels aufgegeben. Sie zieht sich hinter die Gewässer zurück, und will nicht an die Sonne herauskommen. Gering ist in diesen Gegenden die Verteidigung, vielfach wird an Flucht gedacht. Die Nationalen werden von den Soldaten Euerer geheiligtesten Majestät sehr schlecht behandelt, die Comitate gleichsam für Nichts geachtet. Es ist das Gerücht verbreitet, daß die gesammte Armee Euerer geheiligtesten Majestät nach Wien zur Verteidigung jener Stadt abmarschieren und Ungarn den Händen der Feinde überlassen werde. Man erzählt sich auch, daß Euere geheiligteste Majestät sich nach Linz oder vielleicht noch weiterhin weg begeben wolle. Die vier schwachen Regimenter Dragoner und Croaten, die zur Verteidigung der Waag mir beigegeben wurden, werden von hier zurückgezogen, damit sie die Grenzen Mährens und Schlesiens bewachen. Dagegen wird das Land diesseits der Waag schutzlos preisgegeben. Euere geheiligteste Majestät hat hier an meiner Seite keine Menschenseele, die zum Dienste bereit wäre. Thököly rückt heran, er fordert die Landeseinwohner auf, ihm zu huldigen, er verheißt ihnen Freiheit; die Nicht-Willigen bedroht er mit dem Äußersten und insbesondere mich. Er findet keinen Widerstand; die Hilfstruppen der durchlauchtigsten polnischen Republik rühren sich nicht. Ich stehe hier allein, gleichsam ein Privatmann von jeglicher Miliz verlassen, aller Hilfe beraubt, im Rachen der Feinde. Meine endlosen Bitten haben keinen Erfolg gehabt, und so steht mir die Gefangenschaft durch Thököly und die Türken bevor. Schließlich verlauft sich auch die geringe Mannschaft, welche von Seite der Landeseinwohner diesseits der Donau noch übrig ist, täglich aus Verzweiflung immer mehr. Unter dem Himmel sehen sie keinen Trost mehr. Sie würden gerne Euer geheiligtesten Majestät dienen wollen, aber gegen die Übermacht sind sie ohnmächtig. Die Mannschaft von jenseits der Donau, die sich hier befand, ist zurückgegangen, denn ihre eigene Heimat stehet in Flammen und wird in Grund verwüstet, teilweise durch den Feind, teilweise durch die Truppen Euerer geheiligtesten Majestät. Zum Schauplatze des Krieges ist Ungarn ausersehen und doch verlangt man noch die Insurrection, verlangt man Mannschaft von diesem kleinen, verheerten und ruinierten Teile Ungarns und weil die Unmöglichkeit dies verhindert, so rechnet man den Elenden dies als Untreue an, wo doch keine andere Nation in der Welt solchen Jammer erduldet, eine solche Treue für ihren König und Herrn bewiesen hat, wie dieser bescheidene Erdwinkel, der nunmehr völlig zu Grunde gerichtet wird. Was vermöchte denn auch das eine oder andere Comitat gegen eine so große Feindesmacht?

Ich habe zwar zu Wien versprochen, 5000 Mann aus den Landeseinwohnern zusammenzubringen, aber nur unter gewissen Bedingungen: erstens, daß andere 5000 von Seite Euerer geheiligtesten Majestät angeworben werden, zweitens, daß der Krieg im Feindeslande geführt werde; aber keine von beiden ist erfüllt worden. Denn von Seite Euerer geheiligtesten Majestät befindet sich hier auch nicht ein Soldat, von den Grenzern aber, deren es ohnedies genugsam wenige gibt, kann keiner die Grenzhäuser leer stehen lassen und hier erscheinen. Der Schauplatz des Krieges aber befindet sich in und nicht außerhalb Ungarns. Beide mächtige Kriegsheere erdrücken und ruinieren uns und darum ist es staunenswert, ja geradezu ein Wunder, daß bei so gefahrvollen Stürmen auch nur ein einziger Ungar im Felde gefunden wird. Denn mit Ungarn ist es heute so bestellt, daß man von ihm in Wahrheit sagen kann: Es ist in einen Ocean von Elend hineingeschleudert und der äußersten Verheerung preisgegeben, aus welcher die völlige Verzweiflung mit Notwendigkeit folgen muß.

Auch sind wir, die wir selbst in diesem Wirrwarr getreu geblieben, besorgt um die heilige Reichskrone. Preßburg ist nicht stark und hat eine geringe Besatzung. Was also befehlen Euere geheiligteste Majestät mit ihr zu tun? Wenn sie in Preßburg verbleibt, ist sie sicherlich der größten Gefahr ausgesetzt, wir meinen daher, sie sollte anderswohin gebracht werden, und da wir treu gesinnt sind, so wollen wir sie nicht in die Gewalt irgend eines Anderen kommen lassen, so lange wir einen rechtmäßigen König und unseren gnädigsten Herrn haben, außer welchem wir keinen anderen anerkennen, noch auch die Knie beugen vor Baal. Sie bitten mich daher als Palatin und Vermittler, dies Euerer geheiligtesten Majestät vorzustellen und eine allergnädigste Resolution durchzusetzen, was sie in diesem Äußersten tun sollen und ob Euere geheiligteste Majestät sie jetzt zu verteidigen im Stande seien oder nicht. Ist das Erstere der Fall: so bitten sie untertänigst, daß dies baldigst geschehe, denn der Feind steht vor der Thür, der uns im Augenblicke zertreten wird, wenn nicht schleunige Hilfe erscheint. Wenn aber das Zweite der Fall ist: so möge es Euerer geheiligtesten Majestät nicht zuwider sein und möge ihnen nicht als böser Wille angerechnet werden, wenn sie vermeinen, der Zeit und der äußersten Not weichen zu müssen, um für die Erhaltung ihrer Frauen und Kinder Sorge zu tragen. So haben es auch diejenigen getan, welche durch den verderblichen Waffenstillstand des vergangenen Jahres dem Thököly überliefert worden sind, aus welchem ja auch das heutige Elend und der vollständige Ruin Ungarns erfolgten.

Ich meinerseits aber, der ich von langer Zeit her dies Unglück voraussah, habe Euerer geheiligtesten Majestät untertänigst zugeredet, weder dem Thököly, noch dem Saponara oder ihren Verhandlungen zu trauen, denn sie sind des Betruges voll. Aber ich habe nichts auszurichten vermocht, noch sind mir die Verhandlungen jemals mitgeteilt worden, und so hat man Euere geheiligteste Majestät betrügen und in Schaden bringen können.

Da ich unter diesen Verhältnissen mich überhaupt der Überzeugung hingebe, es sei nicht die Absicht Euerer geheiligtesten Majestät, daß ich zum ewigen Spotte und auch zum Abbruche der Autorität eines Palatines den Feinden zur Beute werde, so bitte ich Euere geheiligteste Majestät untertänigst, Sie geruhen entweder ehebaldigst für einen Succurs Vorsorge zu treffen, oder es nicht ungnädig aufzunehmen, wenn ich mich von hier fortmache, denn allein vermag ich unversehrte Heere der Feinde nicht davonzujagen. In Betreff der endlosen Klagen der Landeseinwohner weiß ich in Wahrheit nicht, was ich ihnen antworten soll, darum habe ich sie an Euere geheiligteste Majestät gewiesen. Möge es Euerer geheiligtesten Majestät gefallen, die Herren Gesandten zu trösten oder doch ihnen zu gestatten, daß sie einstweilen für sich selbst Sorge tragen, bis die göttliche Majestät Euerer geheiligtesten Majestät mehr Macht verleihen wird, die Feinde abzuwehren. Es steht jedoch alles dem Ermessen Euerer geheiligtesten Majestät anheim. Ich aber will mich in diese Dinge nicht einmischen, sondern gleichwie ich nur, verpflichtet durch mein Vermitteramt, dieselben zur Kenntnis bringe, tue ich das, wozu ich mich für verpflichtet halte, untertänigst bittend, Euere geheiligteste Majestät möge geruhen, in dieser Angelegenheit mit väterlicher Huld auf die elenden und unglückseligsten Bewohner des Königreiches herabzublicken. Mit diesem wünsche ich Euerer geheiligtesten Majestät langes Wolergehen und vollständigen, glücklichen Triumpf über die Feinde."

So weit war es also bereits Ende Juni in Ungarn gekommen, daß, ausgenommen jener Festungsgebiete, die von der kaiserlichen Armee besetzt gehalten wurden, alles übrige Land sich Thököly und dem Großvezier unterwarf, man kann wol sagen: sich unterwerfen mußte, um vor dem Äußersten bewahrt zu bleiben. Wenn schon die Verhältnisse an der Waag noch vor der eigentlichen Ankunft Thököly's so auferbauliche waren, wie sie das Schreiben des Palatins schildert, wie sah es erst mit der Verteidigung des Raabflusses aus, die der Judex Curiae Graf Draskovich und Graf Batthiányi übernommen hatten?

Noch am 1. Juli langte das Heer Kara Mustafa's im Bereiche der Festung Raab an. Wie wenig er die Streitkräfte des Kaisers achtete, geht wol daraus hervor, daß er sich denselben „ein halben Schuß weit" näherte und nur durch den Raabfluß getrennt Lager schlagen ließ. Er hatte sich jedoch geirrt, wenn er vermeinte, sein bloßes Erscheinen würde die Kaiserlichen in die Flucht treiben. Ein Paar wolgezielte Kanonenschüsse auf die Zelte seiner nächsten Umgebung und der Janitscharen zwangen ihn, sich in respectvollere Entfernung zurückzuziehen, wobei es nach dem Berichte des Residenten Kuniz nicht ohne „große Confusion" im türkischen Heere abgegangen.

Während die beiden Armeen einander hier gegenüberstanden, wurden die Tataren Raab aufwärts beordert, um über den Fluß zu gehen und den Kaiserlichen in den Rücken zu fallen. Wie Graf Marsigly erzählt, wurde denselben der Übergang durch den Verrat der Grafen Batthiányi erleichtert. Der Groß-

vezier hatte dem Einen derselben einen eigenen Brief zugeschickt mit der Aufforderung, sich dem türkischen Kaiser zu unterwerfen und in Ruhe das Seinige zu genießen, oder aber die Verwüstung aller seiner Güter und Schlösser zu gewärtigen. Die Antwort darauf war die Unterwerfung von Vater und Sohn unter das Machtgebot der Türken. Die wenigen kaiserlichen Truppen, unter ihnen auch Marsigly, wurden den Tataren ausgeliefert. Brennend und sengend ergossen sich die Schaaren der Letzteren über das linke Ufer des Flusses hinaus bis in die Gegend des Neusiedlersees. In wenigen Tagen erschienen sie vor Bruck an der Leitha, die ganze Gegend, durch die sie ihr Weg führte, dem entsetzlichsten Elende preisgebend. „Alle Städtl, Flecken, Schlösser und Dörfer wurden ausgeraubt und in Asche gelegt, mit den Christen erbärmlich umgegangen; die alte Leut niedergehaut, die Junge an Ketten und Stricke gefeßelt, die Kinder auf die Pferde gebunden und in die elendiste Dienstbarkeit gefangener weggeführt." Mit Blitzesschnelle verbreitete sich furchtbares Entsetzen weit vor ihnen her. Mittlerweile gab sich Kara Mustafa den Anschein, als wollte er an eine regelrechte Belagerung der Festung Raab gehen. Die Janitscharen eröffneten die Laufgräben, an verschiedenen Orten begannen die Plänkeleien mit den Kaiserlichen.

Als Karl von Lothringen in der rechten Flanke seiner Armee die vielen Feuerzeichen der in Brand gesteckten Ortschaften aufflammen sah, mußte er fürchten, durch die Türken von seiner Rückzugslinie auf Wien abgeschnitten zu werden. Noch am 2. berief er den Kriegsrat seiner Generale zusammen. Hier scheinen die Meinungen geteilt gewesen zu sein. Trotzdem besonders Feldzeugmeister Graf Leslie sich auf's Heftigste dagegen ausgesprochen haben soll, wurde noch am selben Tage der Rückzug mit geteilter Armee angetreten.

In Wien hatte man besonders wegen der Teilung der Armee große Angst. Ebenfalls am 2. Juli schickte der Hofkriegsrat an den Herzog den Befehl ab, „zu sehen, damit die kaiserliche Armada beisammen, die Cavallerie nicht von der Infanterie abgeschnitten und die Stadt Wien, welche annoch mit der nötigen Garnison nicht versehen, in Gefahr gesetzt werde". Die kleine Schüttinsel sei zu schützen, das Fußvolk wäre bei Bruck an der Leitha zu postieren, dergestalt, daß Preßburg und Wien im Rücken behalten und die streifenden Parteien (also die Tataren!) von weiterem Vorrücken abgehalten werden.

Um nicht die ungarische Krone der Gefahr auszusetzen, wurde gleichfalls am 2. Juli dem Grafen Caplirs ein Creditiv ausgefertigt, das er den beiden Kronhütern (den Grafen Stephan Zichy dem Älteren und Erdödy) zu Preßburg vorweisen sollte, damit sie ihm dieselbe auslieferten. Erst am 5. Juli jedoch wurden die „kaiserlichen Reversales" wegen Abholung der Krone ausgestellt, und erst an diesem Tage begab sich der Vicepräsident des Hofkriegsrates nach der ungarischen Hauptstadt, um die Krone zu holen.

Bevor aber die von der Furcht vor den Tataren dictierte Ordre des Hofkriegsrates den Obercommandanten des kaiserlichen Heeres erreichte, hatte

dieser bereits seine Maßregeln getroffen. Er commandierte den Grafen Leslie mit der Artillerie und Infanterie über den Donauarm auf die kleine Schüttinsel und machte sich selbst mit der Cavallerie „etwas höcher gegen die Leitha“ auf, um die Streifereien der Türken zu verhindern. Er hatte ja schon am 2. Juli Kenntnis davon, daß der Feind vor Raab „nichts wirkliches tentiere“, sondern die kaiserliche Armee nur von Wien abschneiden wolle. Noch in der Nacht erfolgte deswegen der Aufbruch. Während die Infanterie langsam auf der kleinen Schüttinsel von Raab nach Nordwesten ziehen sollte, eilte der Herzog mit der Cavallerie am rechten Donauufer über Wieselburg, wo ein kleines Treffen zwischen hundert kaiserlichen Marodeuren und einer Tatarenschaar mit günstigem Ausgange für die Ersteren stattfand. Karl V. ließ sich hiedurch nicht aufhalten, sondern zog weiter über Ungarisch-Altenburg nach Jahrndorf, wo er bereits am 3. Juli Abends eintraf. Im Lager daselbst erfuhr er, daß die Tataren ihre Streifzüge bis „gegen Summarein“ (Straß-Sommerein) ausgedehnt hätten. Der Herzog berichtete dies noch am 3. Juli an den Hofkriegsrat nach Wien, mit dem Ersuchen, Vorkehrungen dagegen zu treffen. Er hatte seinen Rückzug so eilig durchgeführt, daß Ungarisch-Altenburg mit den daselbst aufgehäuften großen Proviant- und Munitionsvorräthen den nachrückenden Feinden beinahe schutzlos preisgegeben wurde. Nur Oberst Heißler war mit einem kleinen Detachement von 600 Reitern hier zur Beobachtung des Leitha-Überganges zurückgelassen worden. In Deutsch-Jahrndorf verblieb der Herzog mit der Cavallerie und der Bagage bis zum 5. Juli. Die Berichte über seine bisherigen Actionen scheinen den Hofkriegsrat nicht besonders befriedigt zu haben. Am 4. Juli wurde ihm nochmals dringend anempfohlen, darauf zu sehen, daß das Fußvolk von der Cavallerie nicht abgeschnitten werde. Er solle die Schüttinsel zu decken suchen, bei Preßburg und Karlburg Schiffbrücken schlagen, um die Verbindung mit dem linken Donauufer offen zu haben. Indem man ihm mitteilte, welche Schritte unternommen wurden, um das Schulz'sche Corps von der Waaglinie, verschiedene Regimenter, die noch in Böhmen standen, mit der Hauptarmee möglichst rasch zu vereinigen und den Succurs des Polenkönigs zu beschleunigen, wurde ihm zugleich befohlen, von jetzt ab „täglich zweimalige Nachrichten, als Früh und Abends einzuschicken“.

Am selben 4. Juli Abends rechtfertigte sich der Herzog schriftlich wegen seiner bisher getroffenen Anordnungen. Er verlangte für Raab Artillerie-Officiere, Geld und Proviant, da an all' diesem Mangel vorhanden. Zugleich sendete er einen ihm zugekommenen Bericht des Grafen Leslie vom 3. ein, worin dieser meldet, daß er mit der Infanterie und Artillerie noch in der Schütt bei Raab stehe, die Garnison in der Festung durch die Infanterie-Regimenter Grana, Baden und Wallis verstärkt habe. Das Commando in Raab sei von ihm dem Obersten Wallis „ad interim“ übergeben worden. Mit diesen beiden Schreiben schickte der Herzog seinen General-Adjutanten Hoffmann nach Wien. Der

Hofkriegsrat ernannte am 5. Juli den Herzog von Croy, „bis Markgraf Hermann von Baden eintrifft“, zum interimistischen Commandanten von Raab und sendete am selben Tage den Grafen Thurn an den König von Polen mit der Bitte um eiligen Succurs. Vorderhand konnte allerdings der Letztere kaum in Betracht kommen, denn nunmehr drängten sich die Ereignisse mit solcher Schnelligkeit, die Sorge um den Moment wurde eine so intensive, daß diese Angelegenheit, wie so viele andere, der Zukunft überlassen werden mußte.

Auch der Großvezier hatte am 2. Juli vor Raab Kriegsrat gehalten. Der verhältnismäßig geringe Widerstand, den er von Seite der kaiserlichen Armee gefunden, die auffallend rasch gelungene Umgehung der feindlichen Aufstellung durch die Tataren haben, wie es scheint, in Kara Mustafa die Überzeugung hervorgerufen, daß die kaiserlichen Truppen überhaupt nicht im Stande seien, ihm mit Erfolg entgegenzutreten. Berichtet doch Kuniz zum 3. Juli, man erzähle sich im türkischen Lager: „Die Christen seien ganz verzaget und wehre die kaiserliche Haubtarmee über 20.000 Mann nicht starck.“ Man rühme sich öffentlich, „die kaiserliche Armee alß ein Friehstuck anzunehmen, wie dann der Großvezier dem Herrn Herzogen zu Lothringen ganz ohne Scheu sagen lassen, daß er sich in Gütte und in Zeiten mit seiner handtvohl commandirter Soldaten gefangen ergeben sollte“. Es kam also Kara Mustafa gar nicht mehr darauf an, sich ernstlich mit dieser Armee zu befassen. Der Sultan hatte ihm zwar anbefohlen, sich zunächst der Festung Raab zu bemächtigen und dann erst an die Eroberung Wiens zu schreiten, er war aber zugleich zum Seraskier ernannt, zum Feldherrn, der nach eigenem Ermessen handeln konnte. Er faßte also den Entschluß, Raab blos mit einer Heeresabteilung eingeschlossen zu halten und mit der gesammten übrigen Armee direct auf Wien loszugehen. Die Proben von Widerstandskraft, die ihm die kaiserlichen Truppen bisher gezeigt hatten, ließen ihn einen ernstlichen Kampf um den Besitz der entmutigten Hauptstadt des Kaisers nicht befürchten.

Dieser Stimmung entsprechend war auch das Verhalten des Großveziers im Kriegsrate seiner Officiere. Der greise Ibrahim Pascha von Ofen wurde mit seiner Opposition niedergedonnert und ihm zur Strafe anbefohlen, den zur Cernierung Raabs bestimmten Heeresteil zu commandieren. Er sollte keinen Anteil haben an der ruhmvollsten Waffentat der Osmanen, an der Eroberung der Hauptstadt des römischen Kaisers. In einem aus Ofen am 7. Juli an die Kaiserlichen geschriebenen Warnungsbriefe wird erzählt, Kara Mustafa habe sich bei seinem Entschlusse, unmittelbar vor Wien zu ziehen, hauptsächlich von drei Personen leiten lassen. „Der Eine ist Ahmed Bey, der entsprungene Capuziner, jetzt erster Ingenieur, der sich im Gefolge der Boten des Thököly in der Stadt (Wien) befand, um zu recognoscieren und die Werke abzuzeichnen. Ferner Mustafa Bey, jener Prahler, der sich lange Zeit unter Euch (in

Wien) befand und den Angriff als sehr leicht darstellt*). Endlich einer der Rebellen, Paul Szepesy, welcher sich bei dem Großvezier aufhält und ihm alles Böse wider Euch zubläst, zu welchem Zwecke er eine starke Correspondenz in Ungarn unterhält. Die beständige Rede dieser Drei geht dahin, daß es um Euch geschehen ist, daß Ihr an nichts Anderes denkt als zu fliehen, daß beim Erscheinen des Türkenheeres Alles auseinander gehen wird. In Wien, sagen sie, sei nicht das erforderliche Pulver für eine Verteidigung von sechs Wochen. Die Minister seien alle confus. Kurz, es sei bei Euch ein wahres Babylon."

Trotzdem sah sich der Seraskier gezwungen, noch einige Zeit mit dem Hauptheere vor Raab zu verbleiben. Von Ofen mußten erst die nötigen Munitionsvorräte, die großen Belagerungsgeschütze herbeigeschleppt werden, die man vor Wien sogleich zur Verwendung bringen wollte, um den Schrecken zu erhöhen. Und auch große Massen von Proviant mußten geholt werden, denn auf dem Marsche legten die Tataren durch ihr sinnloses Sengen und Brennen eine förmliche Wüstenei an, so daß die nachfolgende Armee die nötigen Lebensmittel mitzuführen gezwungen war, und um Wien, hatte man dem Großvezier erklärt, gebe es nur Weingärten. Die Fühlung der Türken mit dem kaiserlichen Heere war so mangelhaft, daß Kara Mustafa noch bis zum 4. Juli im Glauben sich wiegen mochte, er habe den Feind von Raab weg nach Nordosten gedrängt. Der Vormarsch nach Nordwesten hatte also noch Zeit. Erst am 4. und 5. erfuhr man im türkischen Heere, die kaiserliche Infanterie habe ihr Lager verlassen und sei „zu Komorn über die Brucken passirt". Jetzt erst wurde der Befehl gegeben, sich zum Aufbruche fertig zu halten. Am 4. hatte Kara Mustafa den Abrahim Aga mit einem Schreiben an den Sultan nach Belgrad gesendet, worin er ihm den Entschluß anzeigte, Wien direct anzugreifen und die Bitte aussprach, dabei mit Menschen und Geld nicht in Mangel gelassen zu werden. Es vergiengen aber noch mehrere Tage bis der Großvezier von Raab wirklich gegen Wien vorrückte. In der Zwischenzeit wurden der Statthalter von Bosnien, Chisr Pascha, und der vorige Defterdar, Ahmed Pascha, zur Schlagung der für das Heer und den Train nötigen Brücken beordert. Hussein Pascha von Damascus und Ali Pascha von Erlau bemächtigten sich der festen Plätze Totis im Osten und Pápa im Süden von Raab. Die Tataren streiften bereits am 8. in der Umgebung Ödenburgs sowol, wie auch im Norden bis in die Gegend von Petronell an der Donau. Überall suchten die Ortschaften Schutz bei Thököly. Seine Abgesandten, besonders Graf Barkóczy, befanden sich im Vortrabe des türkischen Heeres und nahmen die Huldigung der Bewohner entgegen. Sie brachten Briefe mit von ihrem Herrn sowol, wie auch vom Großvezier. So erhielt Ödenburg, da man vielleicht meinte, das Schreiben vom

*) Der Internuntius Caprara war ihm im Jahre 1682 auf seiner Reise nach Constantinopel in Ofen begegnet (siehe S. 52).

15. Juni sei nicht an die rechte Adresse gelangt, nochmals eine lateinische Übersetzung jenes ersten Briefes. Auch dieser zweite Brief ist von Maurocordato unterschrieben und datiert vom 8. Juli aus dem türkischen Lager bei Raab. Am 7. war Kara Mustafa mit dem Heere aus seinem bisherigen Lager aufgebrochen, war über die Brücken auf's linke Ufer des Flusses marschiert und hatte sich „in das Orth, wo die Kaiserliche gestandten, gelegert". Am 8. Juli aber zog Kara Mohammed Pascha, der Statthalter von Adana, gegen Ungarisch-Altenburg und erstürmte die Festung. Erst am 9. Juli langte der Großvezier mit der Hauptmasse des Heeres und dem riesigen Trosse vor der bereits gefallenen Veste an. Wichtige Nachrichten waren ihm vom Nordwesten her zugekommen und deswegen war er aufgebrochen. Vor Raab ließ er, wie schon erwähnt, den Ibrahim Pascha von Ofen und außerdem noch den Mustafa Pascha von Silistria mit einigen tausend Janitscharen, Kanonieren und Zeugwarten zurück, während zur Bewachung der Brücken über die Raab, eigentlich der Etapenstraße nach Ofen und Belgrad hin, Michael Apaffy, der Fürst Siebenbürgens, mit seinem Heerbanne durch ein eigenes Befehlschreiben des Sultans bestellt wurde.

In Wien war man ob der Nachrichten, die man vom Kriegsschauplatze empfieng, entsetzt. Vergegenwärtigen wir uns nur die Situation, in der sich die Regierung damals befand. Noch am 30. Juni hatte der Kaiser jene beruhigenden Worte ausgesprochen: Es habe keine Not, das Streifen werde schon aufhören! Und wie hatte sich seither die Situation geändert. Die Armee, auf der alle Hoffnung beruhte, war ohne Schlacht in zwei Armeecorps aufgelöst, der eine Teil stand in der kleinen Schüttinsel, weit weg ohne Reiterei, und der andere, nähere bei Deutsch-Jahrndorf, ohne Infanterie und Artillerie. Am 5. Juli war kein Zweifel darüber mehr möglich, daß der Türken Absicht auf Wien gerichtet sei. In Wien aber befand sich weder eine genügende Anzahl von Infanterie noch Artillerie! Außer der Stadtguardia bestand die Garnison aus etwa 1000 Mann vom Regimente Kaiserstein. Dazu kam noch, daß man in letzter Zeit die Fortificationsarbeiten vernachlässigt hatte, es fehlte an Proviant, an Kanonen und Munition. Am 3. Juli sollten die Tataren sich schon bei Bruck an der Leitha gezeigt haben; man wußte gewiß, daß sie am 4. bei Straß-Sommerein gestanden. Von allen Seiten kamen Flüchtlinge mit grauenvollen Nachrichten. Noch am 3. Juli war die verwitwete Kaiserin von der Favorita auf der Wieden in die kaiserliche Burg gezogen. Bei solchen Zuständen mußte man an die schleunigste Abreise des Hofes denken. Es wurden daher von allen Seiten Wagen requiriert, selbst aus Preßburg ließ man Lohnkutscher für Rechnung des Hofes hierherkommen. Der Kaiser sträubte sich zwar der Staatsnotwendigkeit Folge zu leisten. Einmal befand sich die Kaiserin in Umständen, welche eine Reise unter solchen Verhältnissen für sie höchst gefährlich erscheinen ließen, dann aber mußte der Kaiser seine Anwesenheit in Wien bis zum letzten Momente

schon aus dem Grunde für notwendig ansehen, weil dieselbe auf die Bevölkerung beruhigend einwirkte. Schon zeigten sich Spuren einer hochgradigen Erregtheit derselben. Sie machte sich Luft in Drohworten, in einem förmlichen Krawalle! Es ist charakteristisch für den Volksinstinct, der Krawall wendete sich zuerst gegen die Geistlichkeit. Ihre Sucht, die Gegenreformation in Ungarn durchzuführen, hielt man für die Ursache des fürchterlichen Unglückes, das nun über Alle hereinbreche. Zum 5. erzählt der in Wien noch anwesende Passer: „heint in der Nacht sind dem Bischoff Emerich (Sinelli) die Fenster eingeworffen und geruffen worden, du Sch. du! bist Uhrsach an dem Unglück!“ Der Kaiser suchte also zu beruhigen. Er blieb noch immer in der Stadt, er besorgte die Geschäfte so wie bisher, er gieng seinen gewöhnlichen Beschäftigungen nach. Selbst auf die Jagd sah man ihn ziehen noch am 3. nach Petersdorf, selbst noch am 6. Juli. Trotzdem nahm aber die Beunruhigung immer mehr überhand.

Der Hofkriegsrat und sein Präsident entwickelten eine außerordentliche Tätigkeit. Die Nachrichten, die der General-Adjutant Hoffmann vom Herzog gebracht hatte, forderten die äußerste Anspannung aller Kräfte zur Sicherstellung des Platzes. Noch am 5. Juli wurde die Hofkammer ersucht, mit der Verproviantierung allerorten fleißig fortzufahren, damit „Wien mit der ausgeworfenen Quantität völlig versehen und die Mittel zu solcher Fortification verschafft sein“. Da sich so viele Flüchtlinge der Stadt näherten und Schutz innerhalb der Mauern derselben suchten, wurde dem interimistischen Stadtcommandanten und Stadtguardia-Obristlieutenant Daun der Befehl erteilt, „die unter den Stadtthoren zu Wien ankommende Leute, besser als bishero geschehen“, ausfragen zu lassen, woher sie seien und was sie allhier zu schaffen. Überhaupt wurde man auf die vielen Fremden mißtraurisch. Der Hofkriegsrat erstattete dem Kaiser am selben 5. Juli ein Gutachten deswegen, worin er den Vorschlag macht, es sollten die Vorstädte und benachbarten Dörfer ebenso wie die Stadt selbst visitiert werden und wären „die Franzosen und frembde Leuth hinweg zu schaffen“, auch wollte man die Hauswirte verpflichten, wöchentlich verläßliche Listen über alle bei ihnen sich befindenden Leute einzugeben. Daß die Geistlichen sich der besonderen Fürsorge des Hofkriegsrates erfreuten, ist bei der großen Zahl derselben nicht zu verwundern. Es wurde dem Kaiser vorgeschlagen, Decrete an die Klöster abzugeben, „die alte Religiosen an andere Orth zu schicken und die Junge allhier zu behalten“. Auch Spitäler für kranke Soldaten sollten errichtet werden und ein Befehl ergehen zur Verschanzung des Wienerwaldes, um dem Streifen der Tataren eine Grenze zu setzen. Daß man ganz sicher an die Abreise des Kaisers dachte, geht daraus hervor, daß der Hofkriegsrat schon am 5. seine Vorschläge erstattete wegen des zu „deputirenden Collegio oder Guberno“.

Der Herzog von Lothringen aber sendete an diesem 5. Juli nur gleich drei Berichte aus Deutsch-Jahrndorf nach Wien. In dem Ersten teilt er mit, daß er keine neuen Nachrichten vom Feinde erhalten habe. Im Zweiten ersucht

er den Hofkriegsrat, den an der innerösterreichischen Grenze stehenden Cavallerie-Regimentern Saurau und Metternich Ordre zu erteilen, wegen der Streifzüge der Tataren in jenen Gegenden. Er habe Nachricht, daß die Letzteren durch die Raab-Au in der Gegend von Ödenburg streifen. Das dritte Schreiben ist von der höchsten Wichtigkeit. Wir wissen, daß der Herzog bei seinem Abzuge von Raab den Feldzeugmeister Grafen Leslie beauftragt hatte, auf die kleine Schüttinsel zu ziehen, zunächst die Festung zu verstärken und die letzten Proviant- und Munitionsschiffe auf ihrer Donaufahrt zu decken und dann seinen Marsch hinter der Cavallerie auf der kleinen Schüttinsel gegen Wien zu nehmen. Das hätte sollen am 3. Juli geschehen. Am 5. erfährt der Herzog, Leslie habe die Absicht, ohne sein Vorwissen die kleine Schütt zu verlassen und mit der Infanterie und Artillerie auf's linke Donauufer überzugehen. Er berichtet dies dem Hofkriegsrate, zugleich aber auch, daß er dem Feldzeugmeister geschrieben, dies nicht zu tun. Er habe ihm noch an diesem Tage vier Compagnien Dragoner vom Regimente Herbeville zu seinem Schutze gesendet. Am 6. befand sich das Feldlager des Lothringers in Berg, westlich von Kittsee. Von hier berichtet er neuerdings nach Wien, am Morgen sowol wie am Abend. Nochmals setzt er die Ursachen auseinander, warum die Separation von der Infanterie habe geschehen müssen. Nur durch den raschen Vorstoß nach Nordwesten sei es ihm möglich gewesen, der Gefahr, von Wien abgeschnitten zu werden, zu begegnen. Sollte der Kaiser die Wiedervereinigung mit der Infanterie anbefehlen, so könnte dieselbe allenfalls durch eine Brücke auf der Donau geschehen. „Wie gemeldt, habe der Graf Leslie zuwider der Ordre ohne einige Gefahr die kleine Schütta nunmehr verlassen." Auch die Motive des Letzteren erfahren wir aus diesem Schreiben. Leslie fürchtete, ohne Cavallerie vom Feinde überrumpelt zu werden. Der Herzog scheint dieses Bedenken für gerechtfertigt angesehen zu haben. Außer den vier Compagnien Herbeville, berichtet er wenigstens, habe er dem Feldzeugmeister noch das Dragoner-Regiment Castell und das Croaten-Regiment de Lika gesendet, zugleich aber auch die Anordnung getroffen, daß Lubomirski mit seinen polnischen Reitern sich ebenfalls mit ihm verbinde. Dadurch, hofft er, werde jede Gefahr für die Infanterie als beseitigt anzusehen sein.

Man scheint jedoch in Wien auch jetzt noch nicht vollkommen beruhigt gewesen, denn in seinem zweiten Schreiben vom 6. Juli ersucht der Herzog um Schiffe zur Schlagung von zwei Schiffbrücken. Die Eine soll zur Verbindung der großen und kleinen Schüttinsel, die andere zur Verbindung des rechten Donauufers bei Karlburg mit der kleinen Schütt verwendet werden. Er wolle, sagt er, so lange im Lager bei Berg verbleiben, bis diese Brücken geschlagen und die Vereinigung mit der Infanterie vollzogen sein werde. Der Herzog sah sich also durch den Ungehorsam seines Untergebenen, des Grafen Leslie genötigt, dem ewigen Dreinreden von Wien aus nachzugeben. Hier war man hauptsächlich von der Sorge für die Hauptstadt und für die Person des Kaisers geleitet,

und sah Alles, durch die Berichte über die furchtbaren Grausamkeiten der Tataren aufgeregt, noch schrecklicher, als es wirklich war.

Jetzt war es jedoch zu einer Wiedervereinigung mit der Infanterie schon zu spät. Es blieb also nichts Anderes übrig, als mit der Cavallerie so rasch als möglich nach Wien zu eilen, um die Hauptstadt vor einem Handstreiche der Tataren wenigstens zu schützen. Die Infanterie war dadurch, daß sie nunmehr am linken Donauufer auf der großen Schüttinsel ihren Weg gegen Wien nahm, ohnedies vor jedem Handstreiche der Türken gesichert. Der Herzog brach also am 7. früh Morgens sein Lager bei Berg ab und zog gegen Wien, um die Ordnung daselbst herzustellen und der Regierung Luft zu machen.

Die mit Riesenschritten, mit elementarer Gewalt heranziehende Gefahr hatte der Letzteren beinahe den Athem geraubt. Rasches Handeln wurde von den Ministern gefordert und das war diesen Männern außerordentlich schwer. Es war um so schwieriger, als trotz aller Geldhilfen die kaiserlichen Cassen sich in einem geradezu verzweiflungsvollen Zustande befanden. Weit über drei Millionen Gulden hatte Graf Breinner am 29. März 1683 für die Kriegsrüstungen gefordert. Am 21. Mai wurde diese Summe von der Hofkammer auf 2½ Millionen restringiert. So viel hatte auch sie als unumgänglich notwendig erkannt. Damals hatten noch 700.000 Gulden zur Bedeckung dieser Gelder gefehlt. Die Anlehen, die zu diesem Zwecke vorgeschlagen, sind nicht effectuiert worden, denn der Regierung fehlte der Credit. Durch die immer drohender heranrückende Gefahr hatten sich mittlerweile die Bedürfnisse gesteigert, man mußte für die Verschanzung des Wienerwaldes Sorge tragen, Wien mußte um jeden Preis mit dem nötigen Proviant versehen werden, für die Verteidiger Wiens war ein ergiebiger Geldvorrat in der Stadt in Bereitschaft zu halten und man wußte nicht woher? Das Deficit in den kaiserlichen Cassen aber betrug nicht 700.000 Gulden, sondern eine Million und 700.000 Gulden! Man griff daher neuerdings zu dem Mittel, das schon so oft den Dienst versagt hatte, man trat zu einer Beratung zusammen.

Am 6. Juli versammelten sich auf Befehl des Kaisers in der Wohnung des Bischofs von Wien: Pater Emerich Sinelli, als Hausherr, Graf Franz Waldstein, Obristhofmeister des Kaisers*), Graf Johann Hartwig Nostitz, böhmischer Hofkanzler, Graf Theodor Strattmann, österreichischer Hofkanzler und der Hofkammerdirector Sigmund Graf Trautmannsdorf, „de mediis zu den jetzigen schweren Hofs- und Kriegsobliegenheiten conferentialiter die behörige Notturfft zu überlegen". Vor Allem teilte Graf Trautmannsdorf mit, daß er nach dem vorgestrigen geheimen Rate den Waldschaffer Johann Egger vor sich kommen lassen und ihm befohlen habe, schleunigst alle Anordnungen zur Verhauung des Wienerwaldes durch die Waldamtsuntertanen zu

*) Er bekleidete diese Stelle seit dem 15. Juni 1683. Der frühere Obristhofmeister Graf Albrecht Sinzendorf war am 14. April dieses Jahres gestorben.

treffen. Die Unkosten dieser Arbeiten haben die Stände zu tragen abgelehnt und es werde daher nichts Anderes übrig bleiben, als „weil höchste Gefahr im Verzug", selbe der Hofkammer zur Deckung zuzuweisen.

Auch die Frage der Abschaffung des müßigen und verdächtigen fremden Gesindels beschäftigte die Conferenz. Das Nötigste aber, hieß es, sei die Verproviantierung Wiens. Die Conferenz schlägt in ihrem Gutachten an den Kaiser vor, Commissäre in's Land zu schicken, Getreide aufgreifen zu lassen, wo sich solches findet. Die eine Hälfte des Preises wirklich zu bezahlen und auf die andere Hälfte vorderhand Obligationen auszugeben. Aber selbst für solche beschränkte Zahlungen sind keine Mittel vorhanden. Graf Trautmannsdorf schlug daher vor: 1. „daß der Erzbischof zu Raab*) auf vier Landgutschwägen dieser Tagen ein große Pahrschaft hieher nacher Wien gebracht, welche pro Bono publico, doch gegen einer Obligation und Versicherung, etwan auf hungarische Fiscaliteten, nit unbillich zu ergreiffen und anzuwenden, absonderlich auf den Türkhenkrieg", da man auch früher in ähnlichen Gefahren dergleichen Zwangsanlehen gemacht habe; 2. von Jenen, die große Geldmittel und Ehrengaben vom Hause Österreich empfangen, wäre eine ergiebige Beihilfe jetzt zu verlangen. In Spanien pflege man in Zeiten der Not eine Jahresnutzung von solchen zu begehren, der König in Schweden habe sogar bei ähnlicher Gelegenheit die Capitalien selbst an sich gezogen; und 3. künftighin keine Vermögenssteuer, sondern lieber eine Kopfsteuer auszuschreiben, da Letztere bei weitem ergiebiger sei.

Die Conferenz trat darüber in Beratung und stellte dem Kaiser unter manchen anderen Vorschlägen auch den Antrag, man möge nicht blos bei dem Erzbischof von Raab, sondern auch bei dem von Gran und bei den vermöglicheren Prälaten in Ober-, Unter- und Innerösterreich nicht so sehr mit Gewalt, als vielmehr durch Überredung „ergäbige Anticipationen" suchen. Alle genießen sie reiche Schenkungen. „Der Begriff der Schenkung enthält ja denjenigen der Dankbarkeit und wenn diesem Letzteren von Seite der Beschenkten nicht Rechnung getragen werde, so sei man auch berechtigt, die Schenkung (donatio) zu widerrufen."

Dieses Conferenzgutachten trägt auf seinem Rücken die Bemerkung: „Den 7. Juli 1683. Es diene zur Notiz, weill wegen des unversehenen Vorbruchs der Türken nichts zur Ausführung gekommen." Trotzdem waren die hier gegebenen Anregungen nicht ohne jedwede Folge geblieben, wie man aus dieser Bemerkung schließen könnte, die Ereignisse des 7. Juli machten es aber unmöglich, dieselben im Augenblicke weiter zu beachten.

Am 7. Juli Morgens war nämlich, wie erwähnt, Herzog Karl von Lothringen mit seinen Reiterschaaren und mit der Bagage aus dem Lager von

*) Georg Széchényi war Bischof von Raab und Erzbischof von Kalocsa; er hatte sich beim Herannahen der Türken mit einer nicht unbeträchtlichen Geldsumme nach Wien geflüchtet.

Berg aufgebrochen, um nach Wien zu ziehen und die Stadt zu schützen. Zugleich wurden kleinere Streifpartien sowol gegen Bruck an der Leitha wie gegen Ungarisch-Altenburg entsendet, um die Fühlung mit dem Feinde herzustellen, zugleich um Näheres über das Schicksal der Festung und des daselbst postierten Obristlieutenants Heißler zu erfahren. Der Sicherheit halber mußte die Bagage unter Bedeckung einiger Regimenter vorausziehen, während die Hauptmasse der Reiterei nachfolgte. Man zog ruhig des Weges, als plötzlich in der Gegend zwischen Petronell und Elend von der linken Seite her aus dem Gebüsche ein Schwarm Tataren die Bedeckungsmannschaft der Bagage anfiel. Es waren etwa 3000 Reiter, die auf ihrem Zuge über die Leitha gekommen, sich der Beute bemächtigen wollten. Die Bedeckungsmannschaft wurde durch den unvermuteten Überfall in Unordnung gebracht, ein Teil derselben, sowie einzelne Troßknechte nahmen Reißaus, der heftig aufwirbelnde Staub ließ die Anzahl der Angreifenden im ersten Momente nicht erkennen, ihr Geschrei ließ sie bedeutend zahlreicher erscheinen, als sie wirklich waren, ja es wurden sogar Stimmen laut, welche von einem Angriffe der gesammten türkischen Heeresmacht sprachen. Der Herzog hatte am Morgen den Grafen Aeneas Caprara nach Wien voraus gesendet, um seine Ankunft daselbst zu melden. In dessen Abwesenheit commandierte Markgraf Ludwig von Baden den Vortrab. Das Regiment Savoyen geriet in Verwirrung. Als der Herzog von dem Angriffe Kenntnis erhielt, schickte er das Regiment Taaffe zu Hilfe. Mittlerweile hatten die Tataren schon die Bagage selbst angegriffen und zu plündern begonnen. Auch das Regiment Taaffe hielt nicht Stand. In diesem kritischen Momente, wo auch schon andere Regimenter kopfscheu zu werden begannen, stellte sich Ludwig von Baden an die Spitze der Dünewald-Cürassiere, während von der anderen Seite der Herzog Julius Ludwig von Savoyen sich bemühte, mit dem ihm noch gebliebenen Teile seines Regimentes die Tataren abzuwehren. Der neue Angriff gelang und die Feinde wurden in die Flucht gejagt. Sie hinterließen an 200 Todte auf dem Schlachtfelde. Die kaiserliche Armee hatte ebenfalls 300 Todte zu beklagen, darunter den 24jährigen Herzog von Savoyen, dem sein Pferd im Sturze mit dem Sattelknopfe den Brustkasten eingedrückt hatte, und einen Prinzen von Aremberg. Auch einige Rüstwägen waren verloren gegangen mit der Bagage verschiedener angesehener Officiere. Da man nicht wußte, ob nicht am Ende doch die gesammte türkische Armee in der Nähe sich befinde, so befahl der Herzog von Lothringen die Verfolgung des Feindes einzustellen und zog nach wiederhergestellter Ordnung mit dem Heere bis Fischamend, wo man für diesmal Lager schlug.

So unbedeutend dieses Treffen auch an und für sich war, so colossal waren seine Folgen. Die Nachricht von dem so leicht erkauften Siege bei Petronell war es, die den Großvezier bewog, von Raab schon am nächstfolgenden Tage aufzubrechen. In Wien aber wurde die Nachricht von der angeblichen Nieder-

lage, welche die kaiserliche Armee erlitten, der Anstoß zur Sprengung einer bisher nur mit Mühe aufrecht erhaltenen Ordnung. Noch während der Schlacht hatte der Herzog seinem ersten Boten einen zweiten in der Person des Obersten Philipp Leopold Graf von Montecuculi nachgesendet, um den Kaiser von dem Treffen zu benachrichtigen und auch zugleich von der Meinung, daß die gesammte türkische Armee in der Nähe stünde. Montecuculi hatte Caprara auf dem Wege nach Wien eingeholt und beide erschienen ungefähr um 2 Uhr Nachmittags in der kaiserlichen Hofburg.

Die Ankunft der Boten des Herzogs von Lothringen wurde in Wien das Signal zum Ausbruche einer Panik, die ihresgleichen sucht. Der Kaiser ließ sogleich die geheimen Räte zusammenberufen, um ihre Meinung zu hören. Man drang allerseits in den Kaiser, in dieser Gefahr sich, seine Familie und den Hofstaat in Sicherheit zu bringen. Leopold I. gab nach. Es wurde eiligste Abreise beschlossen. Wenn der Kaiser den Sitz der Regierung nach Linz verlegte, mußten die obersten Hof- und Staatsämter ebenfalls dahin wandern. Wie dies schon zu verschiedenen Malen bei solchen Gelegenheiten der Fall gewesen, wurde beschlossen, auch diesmal eine Art Regentschaft, ein geheimes Deputierten-Collegium in Wien zurückzulassen. Der Hofkriegsrat erließ in der Eile an eine ganze Reihe von Regiments-Commanden in den Vorlanden den dringendsten Befehl, alsogleich ihren Marsch auf Wien zu nehmen. Dasselbe wurde dem General Schulz anbefohlen. Er solle die Infanterie zurücklassen und mit der Cavallerie sogleich aufbrechen. Auch eine Quantität Pulver wurde noch an diesem Tage nach Wien beordert. Es wurde nach Krems der Befehl ausgefertigt, von dem daselbst vorhandenen Pulver „ohne Zeitverliehrung" 1000 Centner hieher zu bringen. Dem Herzog von Lothringen aber wurde der Befehl zugemittelt, alsogleich 400 Cürassiere oder Dragoner nach Wien zu schicken, damit sie dem kaiserlichen Hofstaate als Bedeckungsmannschaft mitgegeben werden könnten.

Sofort wurden Handschreiben an die deutschen Reichsfürsten gesendet mit der Meldung von dem Zustande, in dem man sich befinde und mit der Bitte um schleunigste Hilfe. Während aber bei Hofe, in den verschiedenen Ämtern, in den Häusern der Beamten und Hofbediensteten mit der größten Schnelligkeit gepackt wurde, einzelne sogleich die Gelegenheit ergriffen und davon fuhren, hatte sich das Gerücht von diesem Treiben und seinen Ursachen mit Blitzesschnelle auch der Bevölkerung mitgeteilt. Die kaiserliche Armee sei gänzlich geschlagen, hieß es, die Cavallerie von der Infanterie getrennt und keine Hoffnung die Letztere in die Stadt zu bekommen, die türkische Armee in vollem Anzuge auf Wien! Der Kaiser mit dem ganzen Hofstaate, allen Cavalieren, den verschiedenen Beamten sinne auf Flucht, die Stadt dem Ansturme der unbarmherzigen Feinde schutzlos preisgebend! „Über diese schlechte Zeitung .... kompt ein solcher Schrecken unter die Leute in der Stadt, daß keiner gewußt, ob er sollte einpacken oder so darvon lauffen."

„Alle Leuthe laufen in die Burk. Die Hartschierer müsten alle Eilends zu Pferd. In einer halben Stund waren alle kaiserlichen Wägen, Pferde, Landgutscher, Hartschierer und Trabanten in der Burg. Da war eingepackt über Hals und Kopf; nur in die Truhen hineingeworfen. Der verwittibten Kaiserin Leuthe musten auch alle in Parat stehen und einpacken, wer sich nur regen kunte. Wie ich nun," fährt unser Gewährsmann Eberhard Passer fort, „das große Elend mit traurigem Aug ansahe, und wer kein eigene Pferd hatte, die geringste Gelegenheit nicht bekommen kunte, dann alles mußte vor den Kaiser und die Kaiserin parat stehen, gieng ich dem Burgthor hinaus. Da war das Elend noch ärger. Da liefen die guten Leute in den Vorstädten, der Eine hier, der Andere dort außm Hauße, hatten theils kleine Kinder im Arm, theils Betten, Tücher, Haußrath und damit zur Stadt zu; theils legtens nur bei das Thor und holten das Übrige und ließen jemand darbei wachen, um wo möglich in die Stadt zu salviren. Dann das Feuer und Schwefel roche man schon und sahe den großen Dampf am Himmel vorm Burgthor. Man hats auch schon in der Stadt bei der Michaeler Kirch gerochen. Die Einen weinten hier, die Andern dort. Ach Gott! Ach Gott! Ich armer Mensch! 2c. Es kamen Soldaten von der Armee, die sagten, daß der Feind so nah wäre, daß er Morgen Abend vor der Stadt sein könnte 2c. Summa, es war das höchste Elend."

Als der Bürgermeister Andreas von Liebenberg die Nachricht erhielt von der Absicht des Kaisers, Wien in seiner Bedrängnis zu verlassen, berief er sogleich den Stadtrat. Es wurde beschlossen, an den Kaiser eine Deputation zu entsenden und ihn zu bitten, der Stadt auch fernerhin seinen Schutz angedeihen zu lassen. Diese Deputation bestand aus dem Bürgermeister, dem Stadtrichter Simon Stephan Schuster, dem Senior des inneren Rates, Georg Ehrenreich Ennsbaum, nebst zwei anderen Mitgliedern des Stadtrates. Leopold I. soll bei der Audienz geweint haben. Er ließ die Bürger zum Handkusse zu und gab ihnen die Vertröstung, daß er mit allen Kräften darob sein wollte, „die Stadt keineswegs zu verlassen, sondern die schleunigste Hülf zu schicken". Wiederholt fordert er den Bürgermeister auf, „Stadt und Bürgerschafft bei aller Treu zu erhalten".

Da die vom Herzog von Lothringen verlangten Reiter gegen Abend noch nicht angelangt waren, so wurde dem Hauptmann Thaddäus d'Hassie mit 200 Mann Stadtguardia die Convoyierung des kaiserlichen Zuges bis Korneuburg anbefohlen. Gegen 8 Uhr Abends war Alles bereit. Der Kaiser, die Kaiserin, die Prinzen (darunter auch der damals fünf Jahre alte Erzherzog Joseph) und Prinzessinnen „setzen sich mit betrübtem Gemüte in Wagen und fuhren durch das jammernde und bei des Kaisers Flucht noch mehr schreiende Volck durch. Als die Leuthe gar zu starck geruffen und zugetrungen: Ach, Ihre Majestät bleiben doch hir! Ach, Ihre Majestät verlassen uns doch nicht! wollen die Trabanten solche wegjagen. Der Kaiser aber ruft mit gelinden Worten aus dem Wagen

heraus: Ach! laß die armen Leuthe gehen. Worüber fast kein Mensch gewesen, ders gehört und gesehen, dem die Augen nicht naß worden". Der Kaiser nahm seinen Weg durch das Burgthor hinaus, um die Stadt herum zur Schlagbrücke beim Rotenthurm, in die Leopoldstadt, bei der Favorita daselbst vorbei, über die Taborbrücke auf's linke Donauufer hinüber und aufwärts gegen Korneuburg.

„Wie der Kaiser hinaus, da giengs Elend erst recht an. Die verwittibte Kaiserin folgte eilends nach, die Kammerfräule und Hofdames, wie sie gangen und standen, nur auf die Wägen gestiegen und gesprungen und mit darvon geeilet. Summa, wer sich nur hat anhenken können an ein Wagen, hats gethan. Die kaiserlichen Zimmer und beim Frauenzimmer ist alles offen stehen blieben. Hierauf folgten nun alle Cavaliers*), nahmen in ihren Wägen mit, was sie in der Eil erhaschen können. Wer nur Pferd hatte, flüchtete fort; welches dem Thor hinaus gewehrt die gantze Nacht durch, dann der rothe Thurn die gantze Nacht durch offen bliben. Jedermann suchte nur sein Leben zu salviren und ließ alles im Stich, weilen der Schrecken gar zu groß. Es kamen und stunden zerhauene und verwundene Soldathen vorm Thor, sagten, die Tartarn könten Morgen völlig hir vor der Stadt sein. Viele Kaufleute, fremde Passagirer, Handwerkskerle und Studenten liefen häufig dem Thor hinaus, theils mit Flinten, theils ein Stecken oder Degen in der Hand. Ließen Rantzen, Felleisen und alles im Stich. In dieser Nacht ist wohl kein Haus gewesen, da nicht Lichter gebrandt und da man nicht geklopft, abgemacht, eingepackt, zugeschlagen, in Gewölber geschleppt und elendige Tragoedi gesehen. Man hat auch vor großem Schrecken nit schlafen können. Absonderlich, daß die Tartarn gar zu abscheulich mit den Leuthen umbgangen, den kleinen Kindern die Augen ausgestochen und im Blut liegen lassen, den Weibsleuthen durch die Brüste Löcher und den Mannspersonnen in die Ohren Löcher gestochen, aneinander gekoppelt und in die ewige Dienstbarkeit, wann sie es ja bis dahin haben ausstehen können, geführet."

Mittlerweile setzte der Kaiser seine traurige Flucht fort. Die Straße war von Wagen, Vehikeln aller Art und Flüchtigen derart angestopft, daß man mehr als einmal Waffengewalt anwenden mußte, um durch den Knäuel hindurchzukommen. Als man endlich in Korneuburg anlangte, war der ganze Ort so angefüllt mit Flüchtlingen, daß man wieder nur unter Anwendung von Gewalt an die Lebensmittelwagen hätte gelangen können. Die kaiserliche Familie begnügte sich daher mit einem aus wenigen Eiern bestehenden Nachtmahle. Da keine Betten aufzutreiben waren, breiteten die Edelknaben ihre Mäntel über Stroh. Der kleine Erzherzog Joseph und seine Schwestern weinten laut vor Hunger und vor Aufregung über das ungewohnte Nachtlager. Noch an diesem Abende wurde dem Kaiser einiger Trost in seinem Elende gebracht. Der Herzog von Lothringen hatte den Grafen Auersperg als Boten gesendet, mit der Nachricht, daß

*) Auch sämmtliche auswärtige Gesandtschaften mit ihrem Gefolge.

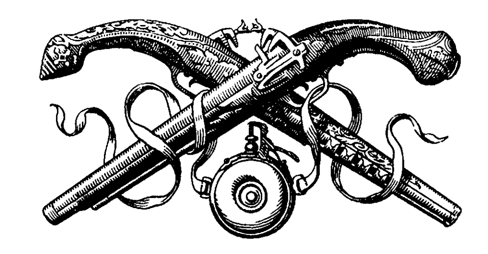
die Türken nicht vor sechs Tagen in Wien sein könnten. Bis dahin werde auch die kaiserliche Infanterie aus der Schüttinsel angelangt sein. Bei Petronell habe nur ein panischer Schrecken die Leute ergriffen, der Kampf sei kaum nennenswert gewesen. Das ganze linke Donauufer sei frei, und der Kaiser könne daher in Sicherheit seinen Weg fortsetzen.

Die Flucht des Kaisers verbreitete übrigens Furcht und Schrecken, nicht blos in Wien. Wohin der kaiserliche Zug kam, bemächtigte sich der Einwohner Entsetzen. Besonders kam die Bauernschaft in Aufregung. Als die Furcht vor den Türken die Bande der Ordnung, für eine Zeit wenigstens, in Wien gesprengt hatte und Alles flüchtete, hatten auch die bei den Fortificationsarbeiten noch beschäftigten Roboter die Werkzeuge weggeworfen und die Flucht ergriffen. Überall flüchteten die Bewohner von den Dörfern, um nicht dem grausamen Feinde zum Opfer zu fallen. Aber auch feindselige Stimmung fieng an sich zu zeigen. Bei dem bisherigen Verlaufe des Krieges war dies auch kein Wunder. Hat doch selbst die Gräfin Esther Starhemberg, also eine Dame aus den Kreisen der höchsten Aristokratie *), schon am 12. Januar 1683 von Regensburg aus an ihren Sohn Gundaker die Worte gerichtet: „wann man so große Steür mues göben undt nicht Schutz soll haben undt mit lern Henten fliehen darzue muß, hat der Kheiser auch eine schwere Verandtwortung". Jetzt aber war das Elend zu plötzlich hereingebrochen, als daß die Bevölkerung nicht ihrer Mißstimmung hätte Ausdruck geben sollen. „Der gemeine Mann ist gantz schwührig, daß er so viel zum Türkenkrieg hat hergeben und jetzt doch von Haus und Hof müßen." Bischof Sinelli hatte den Klöstern in Wien im Sinne der Regierung die Ordre gegeben, besonders die älteren Ordensgeistlichen zu flüchten. Vor Allen scheinen die Jesuiten von dieser Licenz Gebrauch gemacht zu haben. Es ist wol kein bloßer Zufall, daß sich der Zorn der empörten Volksmassen hauptsächlich gegen die Flüchtlinge dieses Ordens kehrte. Zuerst wurde ein Trupp derselben in der Gegend von Purkersdorf geprügelt. Der dortige Pfarrer, Andreas Fastwalt, lebte mit seiner Gemeinde in Unfrieden. Die Bauern beschwerten sich über ihn. Die Regierung hatte den Kammerprocurator, Johann Ignaz Albrecht, hinausgesendet. Auch der Waldschaffer, Johann Egger, nahm sich der Bauern an. Der Kammerprocurator riet nach Untersuchung des Falles am 3. Juli 1683: eine nachdrückliche Klage beim Passauer Consistorium gegen den Pfarrer einzugeben, „sowol wegen seiner üblen Würtschaft in temporalibus, als auch zuforderist wegen seiner anderwertigen Excessen und Verabsaumbung der Seelsorge". Ist es ein bloßer Zufall, daß gerade an diesem Orte sich die Wut des Volkes zuerst gegen die Jesuiten kehrte? Sie wurden so jämmerlich zugerichtet, „daß etliche davon alßbald blieben, die andere kaum

*) Sie war eine geborene Windischgrätz, damals bereits Witwe des durch seine Frömmigkeit bekannten Grafen Bartholomäus Starhemberg und Mutter zweier Heldensöhne, des berühmten Guido und Heinrich von Starhemberg.

davon kommen können. Die Bauern haben immer druffgeschlagen und gesagt: Ihr Schelmen seid Ursach an all unserm Unglück. Unter Wegens hat ihnen kein Wirth was zu essen noch zu trinken geben wollen, sagend: Ihr Schelmen hättet sollen das Reformiren bleiben lassen, oder jetzt in Wien geblieben sein und Musqueten ufn Achsel genommen und die Stadt defendirt haben. Wegen solcher Gefahr vor den Bauern haben sich die meinste Geistliche in Civilhabiten verkleidet umb do eher durchkommen zu können, dann der Pöbel recht schwührig worden".

Die Zahl der mit und nach dem Kaiser aus Wien Geflüchteten wird verschiedentlich angegeben zwischen 6000 und 60.000. Auch hier bloße Schätzungen. Leopold I. aber flüchtete über Krems und dann am rechten Donauufer nach Linz. In der Umgebung des Kaisers behauptete man, der junge Graf Balthasar Zrinyi, der, wie so viele Andere, dem kaiserlichen Zuge folgte, habe den Tataren den Weg desselben verraten. Es war dies der Sohn des 1671 hingerichteten Peter Zrinyi und der Bruder der Gemahlin Thököly's. Er wurde gefangen genommen und endete sein Leben in einem Schlosse Tirols, wo man ihn eingesperrt hielt. Überall verfolgte Leopold I. das Schreckgespenst der ihm nachsetzenden Tataren. Selbst in Linz fühlte er sich nicht sicher. Er setzte die Flucht fort bis nach Passau. Erst hier nahm der Hof dauernden Aufenthalt und auch die wichtigsten Reichs- und Hofämter schlugen hier ihren Sitz auf. Von Passau aus suchte der Kaiser alle Hebel in Bewegung zu setzen, um seiner bedrängten Hauptstadt Hilfe zu bringen.





Drittes Capitel.

Der 7. Juli des Jahres **1683** war ein Schreckenstag für die von den Türken nunmehr unmittelbar bedrohte Stadt Wien. Auf die erste Nachricht von einer unglücklichen Schlacht mit den Türken auf dem Boden des Landes unter der Enns, hatte die Regierung und mit ihr natürlich auch das Volk die Besonnenheit verloren. Wer halbwegs konnte, suchte zu entfliehen, denn der halbfertige Zustand der Festungswerke, die ungenügenden Vorkehrungen der Regierung zur Verteidigung und Verproviantierung des Platzes und vor Allem die so über Hals und Kopf erfolgte Flucht des Kaisers und des Hofadels mit seinem ungeheueren Trosse, die Vorbereitungen der Behörden zur Flucht, mußten in der Bevölkerung den Glauben erregen, die Gefahr sei größer, als man sich getraue, derselben mitzuteilen. Besonders der Adel hatte sich an der Flucht massenhaft beteiligt. Natürlich mußte auch die zahlreiche Dienerschaft folgen. „Schade und zu bedauern war es, so viel hundert starcke, wol außgenährte und versuchte, Waffen tragende Laqueien, die der Stadt wohl angestanden wären, davon sehen gehen und anstatt deren schwache und elende Leuthe in Loco zu lassen", ruft denn auch der officielle Historiograph der Belagerung Wiens, der in der Stadt zurückgebliebene General-Feldkriegsauditor und Hofkriegsrat *Johann Peter von Vaelkeren*, aus, indem er diese jammervolle Flucht beschreibt.

Der Jammer der Zurückgebliebenen wurde noch vermehrt durch den in der Nacht erfolgten Brand von Fischamend und Schwechat. „Unser eigenes Lumpengesindel, Lotterbuben und Kistenklopffer" hatte denselben verursacht, wie Vaelkeren erzählt, und da diese Orte sehr nahe bei Wien sich befinden, so wurde „durch die brazelnde Flammen" ein solcher Schrecken in der Stadt verursacht, „daß

mancher hette verzweifeln mögen". Man sah dies als ein sicheres Zeichen der gänzlichen Vernichtung der kaiserlichen Armee an. In Folge dessen flohen natürlich neuerdings große Massen. Ebenso dienten aber zur Vermehrung des Jammers die vielen Flüchtlinge, die an diesem und den nächstfolgenden Tagen aus der Umgebung Wiens und besonders aus den Vorstädten in die Stadt hereinkamen. Der Stadtrat hatte nämlich den Beschluß gefaßt, einen „Ruf ergehen zu lassen", daß sich die Bewohner der Vorstädte mit ihren Victualien und besten Sachen in die Stadt salvieren sollten. Dieser Ruf war noch am Abend des 7. überall publiciert worden, und es flüchteten daher noch während der Nacht viele Menschen in die Stadt. Die Meisten hatten kein Quartier und so lagerten sie sich in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt, die Unruhe und Angst, in der die Bewohner schwebten, vermehrend. Wichtiger war eine andere Verordnung des Stadtrates. Sie gibt Zeugnis davon, daß man wenigstens bei einer Behörde über dem Schrecken den Kopf nicht gänzlich verloren hatte. Wie schon erwähnt, befanden sich die Festungswerke in unvollendetem Zustande. In den letzten Tagen war zwar das Holz zu den Pallisaden angekommen, aber ein großer Teil der Pfähle war noch nicht zugerichtet, noch viel weniger vor dem gedeckten Wege an der Contrescarpe gesetzt. Ebenso fehlte es an Schanzkörben, an Faschinen und dergleichen; es soll sich noch keine einzige Kanone auf dem Walle befunden haben. Die Bauern aber waren mit den Übrigen entflohen. Die zweitausend Soldaten, die sich in der Festung befanden, reichten zur Instandsetzung der Festungswerke nicht aus. Es war dies die einzige Truppe in der Stadt. Wenn der Feind wirklich so nahe sich befand, wie man meinte, dann brauchte man sie vielleicht schon Morgen zu ganz anderen Dingen. Der Stadtrat faßte daher noch am 7. den Beschluß, daß „jeder Hausherr von seinem Hause einen Mann zum Schanzen alsobalden stellen und derjenige, so Roß hat, selbe zu Aufführung der Stück hergeben solle". Auch dieser Ruf wurde noch am Abend des 7. Juli publiciert.

Die kaiserlichen Behörden, wenigstens der Hofkriegsrat und sein Präsident, Markgraf Hermann von Baden, fanden ebenfalls noch während der Nacht, die vom 7. auf den 8. Juli folgte, einen Teil ihrer Ruhe und Besonnenheit wieder. Mittlerweile hatte man genauere Nachrichten über den eigentlichen Hergang des Treffens bei Petronell erhalten. Der Bote des Herzogs von Lothringen (Auersperg) hatte dieselben natürlich zunächst nach Wien gebracht. Die Gefahr war zwar groß, aber nicht so unmittelbar vor der Thüre, daß es nicht hätte möglich erscheinen sollen, den Widerstand zu organisieren. Um 3 Uhr Morgens ließ der Präsident des Hofkriegsrates den Bürgermeister, dann das Mitglied des inneren Stadtrates, Johann Franz Peickhardt, und den Stadtschreiber, Nicolaus Hocke, vor sich fordern. In Gegenwart des Stadtguardia-Obristlieutenants Grafen Daun und des General-Wachtmeisters Grafen Sereni erklärte er den Deputierten des Stadtrates, Ihre kaiserliche Majestät hätten dem Grafen

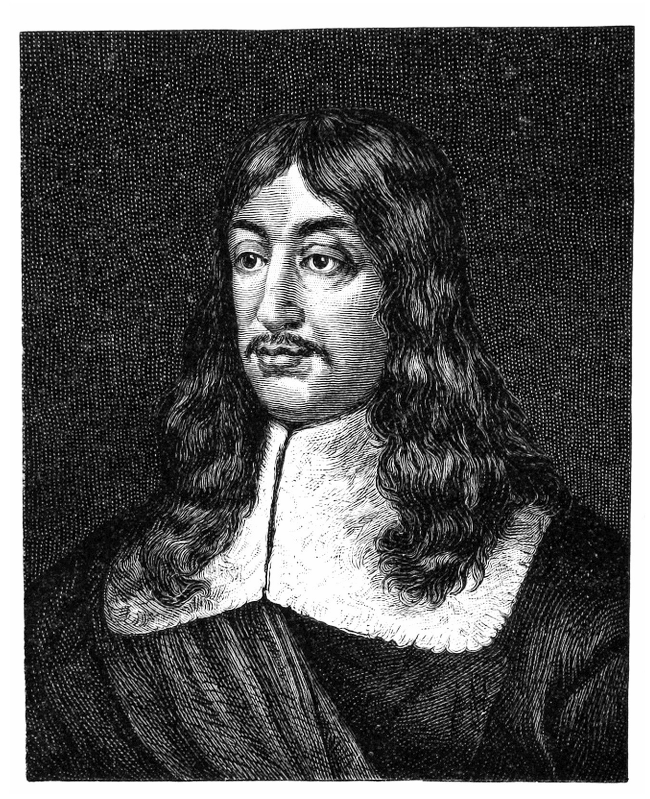
Ernst Rüdiger von Starhemberg, als Stadtobristen, das Obercommando in Wien übertragen. Zum Director und Vorsitzenden des geheimen, deputierten Consiliums aber sei Feldzeugmeister Caspar Zdenko Graf Caplirs ernannt worden. Der Hofkriegsrats-Präsident teilte den Bürgern mit, daß an Proviant und Munition in der Festung für das Militär kein Mangel sein werde, man hoffe jedoch, die Bürgerschaft werde „zu derer selbst eigenen Schutz und Conservierung des ihrigen nicht ermanglen". Darauf erklärte der Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg, „es werde die getreuiste Burgerschaft ihrer gegen Ihro kais. Majt. abgelegten Pflicht gemäß in Defendierung der Stadt Gut und Blut daran strecken". Zugleich stellte er die Bitte, daß auch der Markgraf von Baden sich die schleunige Entsetzung der Stadt Wien bei Sr. Majestät recommandiert sein lassen möge, „daß sie nicht in die Hand des grausamen Erbfeinds falle".

In dieser kummervollen Stunde legte also der Bürgermeister in die Hände des Hofkriegsrats-Präsidenten gewissermaßen im Namen der gesammten Bürgerschaft das feierliche Gelöbnis ab, daß sie ausharren wolle auf ihrem Posten, treu ihrer Pflicht gegen den Kaiser mit Aufopferung von Gut und Blut! Es muß hier schon hervorgehoben werden, daß die Bürgerschaft und ihr Bürgermeister dieses Wort gehalten haben bis an's Ende. Es muß erwähnt werden, daß, während der weitaus größte Teil des Adels mit seiner Dienerschaft, die meisten kaiserlichen Beamten sammt ihren Ämtern, ein großer Teil der Geistlichkeit mit dem Bischof von Wien an der Spitze, sich aus Wien entfernten, ja nicht einmal vom geheimen Deputierten-Collegium alle durch den Kaiser Ernannten in der Stadt verblieben, vom Stadtrate, sowol vom inneren, wie vom äußeren, vom Stadtgerichte und von den städtischen Beamten auch nicht ein Fall bekannt ist einer Pflichtverletzung durch die Flucht*).

So brach denn endlich der Morgen des 8. Juli an und mit ihm kam neues Vertrauen in die verlassene Bevölkerung, denn noch am Vormittag rückte die kaiserliche Cavallerie von St. Marx „mit Pauken und Trompeten-Schall in schöner, ruhiger Ordnung über den Rennweg nahe an der Stadt vorbei und über die Schlagbrücke durch die Leopoldstadt in die dabei gelegenen Auen und Wiesen, wo dieselbe bis an die Taborbrücke hin ihr Lager aufschlug". Die kaiserliche Armee war also nicht vernichtet. Im Gegenteile, sie war herbeigeeilt zum Schutze der bedrängten Stadt. Vorderhand allerdings nur die Cavallerie, aber auch die Infanterie befand sich im Anmarsche am rechten Donauufer. Am 9. Juli berichtet der Herzog von Lothringen, daß Leslie an diesem Tage zu Fragendorf oder Preßburg ange-

*) Gerade umgekehrt wie im Jahre 1529. Damals finden wir unter den Verteidigern Hunderte von Freiwilligen aus dem Adelsstande von Nah und Fern herbeigeeilt zum Schutze der Stadt Wien, während von den Stadträten außer dem Bürgermeister Wolfgang Treu, dem Stadtrichter Pernfuß nur drei Mitglieder des Rates und von 3500 bewaffneten Bürgern 300 bis 400 zurückgeblieben waren.

kommen sei. Ein Teil der Infanterie aber eilte, mit dem Stadtcommandanten Grafen Starhemberg an der Spitze, so schnell als nur möglich dem Gros voraus. Es waren die Regimenter Scherffenberg und Alt-Starhemberg, jedes nach der Angabe des Herzogs von Lothringen in seinem Berichte vom 10. ungefähr 1600 Mann stark. Graf Starhemberg aber beschleunigte seine Reise derartig, daß er bereits am Abend des 8. Juli in Wien eintraf.



Caspar Zdenko Graf Caplirs.
(Nach einer Photographie des Ölbildes in Mileschau.)

Mittlerweile war auch der kaiserliche Schatz und das geheime österreichische Archiv aus Wien weggeführt worden. Der Treue und dem Eifer des Reichshofkanzellisten Benedict Geiger und des kaiserlichen Commissärs Anton Klueg ist es zu danken, daß man ungefährdet durchkam, denn sowol die Tataren, die bereits bis zum Tulner Feld vorgedrungen waren, als auch die oberösterreichischen Bauern sollen nicht ungeneigt gewesen sein, sich der Schätze zu bemächtigen. Der Herzog von Lothringen hatte übrigens dem Klueg auch die nötige Bedeckungsmannschaft beigegeben. Hauptmann Angeli de Pazzis,

vom Regimente Savoyen, convoyierte den Schatz mit seinen Reitern wahrscheinlich bis Passau. Von hier aus ersucht er am 23. Juli den Hofkriegsrat um Geldmittel zur Rückreise, da er „wieder zurugg beordert seye", und am selben Tage wird ihm neben einer Bewilligung von 50 Gulden zu diesem Zwecke anbefohlen, sich mit seiner Mannschaft nach Krems zu begeben und dem Herzoge von Lothringen sich zu Diensten zu stellen.

Auch der Vicepräsident des Hofkriegsrates, Graf Caplirs, war bei der Rettung der Schätze beteiligt. Von Preßburg mit der ungarischen Krone nach Wien gekommen, hatte man ihn mit den „kaiserlichen Sachen" nach Krems gesendet. Als dieser am 11. Juli wieder nach Wien zurückkehrte, erfuhr er hier, daß er vom Kaiser definitiv zum Vorsitzenden des geheimen Deputierten-Collegiums ernannt worden. Graf Caspar Zdenko Caplirs gehörte einer angesehenen böhmischen Adelsfamilie an. Sein Großvater, Namens Caspar, war bereits reichbegütert und in hohem Ansehen bei Kaiser Rudolph II. Später wurde er vom Winterkönige zum Oberstlandschreiber von Böhmen ernannt. Als Friedrich von der Pfalz geschlagen und Kaiser Ferdinand II. wieder seine Rechte in Böhmen sich erzwungen hatte, wurde auch Caspar Caplirs Ritter von Sulevitz, wie so vielen anderen Aufständischen der Proceß gemacht. Er hatte ja als einer der „Directoren" mitgewirkt bei der Enthronung Ferdinand's II. und wurde daher am 21. Juni 1621 am Altstädter Ringe zu Prag mit noch 25 Genossen hingerichtet. Der einzige Sohn dieses Rebellen, Albrecht Caplirs, war schon im Jahre 1616 gestorben und hatte sein Kind, den im Jahre 1611 geborenen Caspar Zdenko in der Obhut eben jenes Caspar zurückgelassen. Mit zehn Jahren war Caplirs vollständig verwaist. Man muß sagen, zu seinem Glücke. Er wendete sich der militärischen Laufbahn zu. Schon im Jahre 1648 ist er kaiserlicher Oberst, 1654 wird er vom Kaiser in den Freiherrnstand erhoben, 1661 war er kaiserlicher Rat, General-Feldmarschall-Lieutenant, 1665 Mitglied des Hofkriegsrates. Seine Stellung als Hofkriegsrat brachte es mit sich, daß er im Processe der Nádasdy, Zrinyi und Frangepani als Richter mitfungierte. Kurze Zeit darauf wurde er Feldzeugmeister und 1674 in den Grafenstand vom Kaiser erhoben. Im Jahre 1678 hatte ihn Leopold als Zeichen seines besonderen Vertrauens als Commandanten der kaiserlichen Truppen nach Tirol gesendet. Nachdem aber der Friede von Nymwegen abgeschlossen worden, wurde er an den kaiserlichen Hof, der sich damals in Prag befand, berufen. Seit dieser Zeit finden wir ihn in der Umgebung des Monarchen. Als Markgraf Hermann von Baden Präsident des Hofkriegsrates geworden, bekleidete Graf Caplirs die Stelle eines Vicepräsidenten in dieser Körperschaft. Man wollte damit dem in den Verhältnissen der Erbländer unerfahrenen Vorsitzenden eine besonders durch ihre Erfahrenheit bekannte Persönlichkeit an die Seite stellen. Wir haben erwähnt, wie ihn der Kaiser wiederholt zu Vertrauensmissionen benützte. So am Ödenburger Reichstage, so auch jetzt wieder im Jahre 1683. Wenn wir noch hinzu-

fügen, daß der nunmehr zweiundsiebzigjährige Greis seit dem Jahre 1665 in dritter Ehe mit Anna Theresia Lukrowna von Tamfeld vermählt war, so haben wir wol die wichtigsten Momente seines bisherigen Lebens herausgegriffen. Er hatte es zu großen Ehren gebracht und auch ein großes Vermögen im Dienste seines ihm wolgewogenen Kaisers wieder erworben. Unter allen seinen Gütern lag ihm keines mehr am Herzen als Mileschau im böhmischen Mittelgebirge. Hier hatte er nicht blos dem heiligen Antonius von Padua eine Kirche, sondern auch sich selbst ein geräumiges Schloß erbaut und es mit allem Comfort ausstatten lassen, den die Zeit kannte. Er war jedoch noch nicht in der Lage, sich der wolverdienten Ruhe hinzugeben.

So wie Caplirs bei Rettung der ungarischen Krone Alles getan, was in seinen Kräften stand, war er auch bei Bergung des kaiserlichen Hofes und der Schätze desselben behilflich. Der Vorsitz im Deputierten-Collegium in Wien, jener obersten Stelle, die gleichsam die Regierung in politischen Angelegenheiten während der Abwesenheit des Kaisers vertreten sollte, behagte ihm jedoch nicht. Er hatte sich dieserwegen an den Kaiser schriftlich gewendet, mit der Bitte, ihn von diesem Dienste zu dispensieren. In dem Schreiben Leopold's I., das er noch auf der Flucht von Krems aus am 9. Juli an Caplirs richtete, wird ausdrücklich gesagt: „Weilen Ich zweifle, ob ihr Meine an euch abgefertigte Brieff empfangen habt, unterdessen aber der eurige Mir zu Handen kommen, in dem ihr euch zu Wien zu bleiben entschuldigen thuet, so habe Ich euch hiemit erinnern wollen, daß Ich in der Confusion Meines Aufbruchs vor eine hohe Notthurfft befunden, Wien nicht ohne Guverno eines Deputirten Collegii zu lassen, habe also darzue euch pro Directore, den Landmarschall (von Niederösterreich, Grafen Franz Max Mollard), welchen Ich zu Meinem geheimben Rat resolvieret, den Stadtobristen (Starhemberg), so indessen allda angekommen, den n. ö. Regierungs-Cantzlern (Oswald Hartmann v. Hüttendorf) und einen Cameralen (den Hofkammerrat Gottlieb v. Aichbüchel) resolvirt. Zweifle also nit, ihr werdet euch dieser Meiner Disposition submittiren, euch zurück auf Wien begeben und dieses Collegium einrichten und dirigiren." Aus dem Schreiben des Kaisers ersehen wir aber auch wenigstens teilweise, welches die Gründe waren, die Graf Caplirs vorgebracht haben mochte, für die Ablehnung der Ehre, in Wien zu bleiben: „Ihr dörffet euch keine Gedanken machen, das etwann einige durch dieses suchen möchten, euch von Hof und Mir zu bringen, dann Ich euch liebe und nötthig bey Mir hette, allein bei so gefahrvollem Stande der Dinge halte ich für unvermeidlich, daß Wien nicht in Confusione und ohne euch, dem in aller Erkenntnis wolerfahrenen Directore bleibe. Ich werde aber mich befleißen, euch nicht lang alda zu lassen und ein andere Disposition, da es die Zeit leidet, zu machen Zweiffle alßo nit, ihr werdet euch diesem Meiñen Willen submittiren und Mir diesen treuen Dienst leisten, durch welchen ihr Mich sehr obligiren, Ich es auch allezeit gegen euch und denen Euerigen in kaiserlicher

Gnad erkennen werde. Eilet nur baldt hinab nach Wien, und lasset euch diese Sach all wohl angelegen sein." Und noch zum Schlusse versichert der Kaiser, nachdem er dem Grafen verschiedene Aufträge wegen Expedition der kaiserlichen Bagage, des Schatzes, der Klosterfrauen 2c. gegeben, daß seine Ernennung nicht in Folge von Einflüsterungen seiner Nebenbuhler erfolgt sei, „sondern aus Mir selbsten, wegen guethes Vertrauen, die Ich zu euerer Capacität habe und kein anderes Votum darzue komme".

In Folge der großen Verwirrung, in der man sich damals befand, scheint jedoch dieses Schreiben nicht sogleich an Caplirs gelangt zu sein. Wenigstens wendet sich dieser am 12. Juli, nachdem er nach Wien zurückgekommen, neuerdings in dieser Angelegenheit, jetzt an den Hofkriegsrats-Präsidenten Hermann von Baden. Er bittet ihn, „umb ihme bei Hoff seiner Sfera nach oder bei der Armee zu employren. Seie zu dieser Last (Carico) in der Stadt zue alt und abgemath, wüsse nit zu subsistiren". Der Markgraf hatte sich dem Kaiser selbst angeboten, in der Stadt zu verbleiben, allein Leopold wollte ihn als Präsidenten des Hofkriegsrates in seiner Nähe haben, da es galt, den Succurs für Wien vorzubereiten, und so hatte sich dieser wahrscheinlich bereits am 8. Juli Nachmittags auf die Reise zunächst nach Linz begeben. Am 10. war er schon in Aggstein an der Donau. Es war ihm, selbst wenn er gewollt hätte, bei den nunmehr rasch aufeinander folgenden Ereignissen nicht möglich, dem Wunsche des Grafen Caplirs nachzukommen, und so mußte denn dieser wol oder übel auf seinem Posten ausharren. Der Hofkriegsrat hatte sich übrigens nicht in seiner Gänze von Wien entfernt. Dem Vicepräsidenten Caplirs war nicht blos das Directorium des Deputierten-Collegiums übertragen, er hatte auch die Actionen jenes Teiles des Hofkriegsrates zu leiten, der in der Stadt zurückgeblieben war und auch während der Belagerung amtierte.

Beiden Regierungs-Collegien, sowol dem Deputierten-Collegium wie auch dem Hofkriegsrate gehörte der Stadtguardia-Oberst und Commandant der Festung Ernst Rüdiger Graf und Herr von Starhemberg*) an. Vom Wirbel bis zur Sohle Soldat, mit ausnehmend energischem Willen, ehrenhaft und gerade, war er der richtige Mann auf seinem schwierigen Posten, denn er besaß die nötige Umsicht und Tatkraft und hatte das Herz auf dem richtigen Flecke. Starhemberg war bedeutend jünger als Caplirs. Am 12. Januar 1638 zu Graz geboren, stand er im 46. Lebensjahre, ein Mann voll Saft und Kraft. Die Starhemberge gehören zu den ältesten österreichischen Adelsgeschlechtern, nur „wenige österreichische Geschlechter", sagt ein Altmeister unserer Geschichts-

*) Wir schreiben Starhemberg, obgleich sich derselbe bis zum 3. April 1687, wo er nach dem Tode seines Vaters, des Grafen Konrad Balthasar, als Senior des Hauses und Majoratsherr auftritt, beinahe durchwegs „Starchemberg" schreibt. Vom 4. April 1687 an aber ist uns auch nicht ein Fall bekannt geworden, daß er seinen Namen anders denn „Starhemberg" geschrieben hätte.

schreibung, „können so großer Verdienste um das Vaterland und dessen Fürsten sich rühmen, als der Starhemberge uraltes Haus". Auch der Vater Ernst Rüdiger's, Konrad Balthasar Starhemberg, war ein tüchtiger Mann. Schon seit dem Jahre 1663 Statthalter von Niederösterreich, erwarb er sich besonders im Pestjahre 1679 große Verdienste um die leidende Menschheit durch sein humanes Wirken und seine väterliche Fürsorge um die Kranken. Im Jahre 1681 hatte ihn der Kaiser mit dem Orden des goldenen Vließes eigenhändig geschmückt. Er war ein guter Hauswirt und wußte im Verlaufe eines langen Lebens große Güter zu erwerben. In Wien besaß er das sogenannte Freihaus auf dem Minoritenplatz (heute Unterrichts-Ministerium) und das Freihaus auf der Wieden, wo er einen großen Häusercomplex zusammengekauft und unter dem Namen Konradswörth in Eines vereinigt hatte. Aus seiner ersten Ehe mit der Freiin Anna Elisabeth von Zinzendorf stammte als Erstgeborner Heinrich Ernst Rüdiger, oder wie er sich selbst durchwegs nennt, Ernst Rüdiger Graf und Herr von Starhemberg. Er war von den Jesuiten erzogen worden, hatte dann die damals noch beim Adel allgemein übliche Belehrungsreise in's Ausland unternommen und leistete als Kämmerer dem Kaiser Leopold bei seiner Krönung zu Frankfurt am Main im Jahre 1658 Dienste. Überhaupt widmete sich der junge Cavalier anfänglich der Beamtenlaufbahn. Obgleich er sehr bald niederösterreichischer Regimentsrat geworden, scheint ihm der Beamtenstand doch nicht besonders behagt zu haben. Schon im Jahre 1659 wohnte er als Volontär im Infanterie-Regimente seines Vetters, Reichard Grafen von Starhemberg, der Belagerung von Stettin bei. Allein erst im Jahre 1664 sehen wir ihn definitiv den Beamtenstand mit dem Militärstande vertauschen. In Folge der Schlacht bei St. Gotthard, in der ihm Gelegenheit geworden, sich auszuzeichnen, wurde er zum Oberstlieutenant befördert.

Mittlerweile hatte sich Ernst Rüdiger mit der Tochter seines Oheims, des Grafen Heinrich Wilhelm von Starhemberg, Namens Helena Dorothea vermählt. Am 7. December 1658 wurde der Heiratscontract aufgerichtet. Er ist unterfertigt von dem Bräutigam und dessen Vater Konrad Balthasar, von dem Vater der Braut und außerdem von neun Zeugen, den Grafen Ulrich Zinzendorf, Hartmann von Liechtenstein, Erasmus Starhemberg, Johann Adolph Schwarzenberg (Obristhofmeister des Erzherzogs Leopold Wilhelm), Johann Starhemberg zu Schaumburg, Ernst von Abensberg und Traun (kaiserlicher Hofkriegsrat, General-Haus- und Landzeugmeister, General-Feldwachtmeister und Obrister, wie auch Landmarschall- und General-Landobrister in Österreich unter der Enns), Ludwig Starhemberg, S. J. Zinzendorf und Franz Trautson zu Falkenstein. Der Vertrag besteht aus sieben Punkten, und zwar verspricht Graf Heinrich Wilhelm von Starhemberg, Ihrer Majestät geheimer Rat, Kämmerer und Hofmarschall, seiner Tochter als Heiratsgut mitzugeben 2000 Gul-

den, „welche dem Landtsbrauch nach in Jahr und Tag zu bezahlen, inmittels aber solche durch einen landtsbreuchigen Schuldbrieff zu versichern". Dahingegen soll Herr Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg als Bräutigam „gegen Empfahung solcher Obligation, mit und neben seiner Freyle Braut, die im Starhembergischen Geschlecht herkhommene Verzücht", unter Zustimmung des Grafen Konrad Balthasar, „zu fertigen, auch das Heuratguet zu widerlegen schuldig sein, benenntlichen mit 2000 Gulden". Zur Morgengabe soll der Bräutigam seiner Braut verschreiben ebenfalls 2000 Gulden; „vor die Varnus |:nebens freyer Abführung der Freylen und künfftigen Gemahel aignen Varnus:| 3000 Gulden", dazu Wagen und sechs Rosse „ihrem Stant gemäß; vor die Jahrsnutzung in Geld 4000 Gulden". Als Witwengenuß aber sollen der Braut sichergestellt werden jährlich 2000 Gulden, „die Helfft zu Georgii, die andere Helffte zu Michaelis, ohne dero Unkosten und Entgeld in ihre Wohnung zu liffern. Und umb alle obstehende Punckten sollen Herr Graff Konrad Balthasar von Starhemberg und dessen Frau Gemahel, mit Hypothek auf ihre sämmtlichen Güter Versicherung thuen".

Es war eine Heirat aus Zuneigung, die Ernst Rüdiger mit seiner zwei Jahre jüngeren Muhme geschlossen hatte, wie schon aus diesem Contracte hervorgeht, und innige Liebe hat ihm Helena Dorothea bis an ihren im Jahre 1689 erfolgten Tod bewahrt. Obwol die Eltern der jung Vermählten beiderseits sehr reich und angesehen waren, blieb Ernst Rüdiger bis zum Jahre 1687 so ziemlich auf seinen eigenen Verdienst angewiesen. Es haben sich einige Briefe der Gräfin an ihren Vater erhalten, die Zeugnis geben für das innige Zusammenleben der Gatten, aber auch dafür, daß sie nicht in allzu glänzenden Verhältnissen hausten. Mit großer Bekümmernis erzählt Helena Dorothea unterm 11. Juni 1673 von einem großen Diebstahle, der in ihrem Hause vollführt worden sei. Ein großer Teil der Silberbestecke war gestohlen worden, ihr Mann habe einen Lakaien im Verdacht, dem er vor Kurzem Urlaub gegeben. Die Ehe war mit zwei Söhnen und vier Töchtern gesegnet. Das älteste Kind war eine Tochter, die den Namen Elisabeth erhalten hatte. Im Jahre 1673 sollte dieselbe Hofdame bei der zweiten Gemahlin Leopold's I., der Kaiserin Claudia Felicitas werden. Helena Dorothea muß ihr „Liserl" ausstaffieren und kann das nötige Geld dazu nicht aufbringen. Ihrem Manne, der sich bei der Armee am Rhein befindet, mag sie deswegen nicht schreiben, weil er ohnedies über große Ausgaben zu klagen hat. Die 1000 Gulden aber, so ihr von ihrem Heiratsgut zugefallen, will sie ohne Vorwissen ihres Mannes nicht zur Ausstaffierung der Liserl verwenden, weil dieses Geld gewissermaßen auch ihrem Gatten mitgehört. Ihr Schwiegervater hat ihr zu diesem Zwecke 500 Gulden geschenkt, sie bittet nun auch ihren Vater um eine Beisteuer. In einem anderen Briefe bedankt sie sich bei Heinrich Wilhelm für die 100 Ducaten und 300 Gulden, die er ihr zu diesem Zwecke geschickt. Sie klagt im

Winter des Jahres 1673 auf 1674 über Augenleiden und Brustkatarrh, die sie bis in's Frühjahr begleiten. Ihr Mann schreibt ihr jetzt wenig Neuigkeiten, weil man der Armee verboten hat, dergleichen zu schreiben. Sie ist eine edle Frau, besorgt um ihr Hauswesen, eine liebende Mutter und Gattin. Als ihr Mann im Jahre 1685 die Herrschaft Engelhardstetten (am linken Donauufer gegenüber von Hainburg in der Nähe von Schloßhof) kaufte, half sie ihm in der Besorgung der Wirtschaft, beim Einkaufe der Kühe 2c. Sie litt in späteren Jahren viel an Gliederschmerzen. Ernst Rüdiger war seiner ersten Gemahlin sehr zugetan. Sie und die Kinder waren seine Sorge. In den vertraulichen Briefen an seinen Freund und Vetter, Gundaker Starhemberg, vergißt er nicht, ihrer liebend zu gedenken. Im Jahre 1680 vermählte er seine älteste Tochter, die schon erwähnte Elisabeth, mit dem Grafen Hieronymus Thun, die zweitgeborene Namens Helena Antonia Dorothea heiratete am 26. August 1681 den Freiherrn Ferdinand Karl von Weltz, niederösterreichischen Regimentsrat.

Schon im Jahre 1669 ward Starhemberg zum Obersten und Inhaber des Infanterie-Regimentes Alt-Starhemberg (jetzt Nr. 54) befördert. Bis zum Jahre 1671 war er in Ungarn im Kampfe gegen Franz Rákóczy verwendet worden, wobei ihm das Unglück passierte, von den Rebellen in Tokay durch List gefangen zu werden. Nach Niederwerfung des Aufstandes erhielt er seine Freiheit wieder und wurde mit seinem Regimente im Jahre 1672 dem Heere Montecuculi's im Kriege gegen Frankreich zugeteilt. Er erhielt hier mehrfach Gelegenheit, sich auszuzeichnen. In Folge der Schlacht bei Senef in Brabant am 11. August 1674 wurde er, nunmehr im 37. Jahre stehend, zum General-Feldwachtmeister befördert. Im Jahre 1675 nahm er rühmlichen Anteil an der Eroberung Willstädts und an der Schlacht bei Goldscheuer, in welcher Starhemberg schwer verwundet wurde und vom Schlachtfelde zu seiner Heilung nach Straßburg gebracht werden mußte. Kurze Zeit darauf erfolgte seine Ernennung zum Feldmarschall-Lieutenant.

Wieder hergestellt, nahm er auch an den Feldzügen der nächstfolgenden Jahre unter dem Commando des Herzogs Karl von Lothringen rühmlichen Anteil, wurde bei der Belagerung von Philippsburg im Jahre 1676 neuerdings verwundet und kam nach geschlossenem Frieden von Nymwegen mit seinem Regimente wieder in die Erblande zurück. Im Jahre 1680 zum Commandanten von Wien und Stadtguardia-Obristen ernannt, hat er, wie schon erwähnt, seine Energie aufgewendet, um diesen Platz in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Im Kriege des Jahres 1682 finden wir ihn außerdem auch in Ungarn bei der Armee tätig. In diesem Jahre wurde er zum Feldzeugmeister ernannt. Besonders wichtig wurde sein persönliches Auftreten in dem Verkehre des Heeres mit jenen Städten, die demselben die nötigen Proviantvorräte und Artillerie-Bedürfnisse nachführen lassen sollten. Starhemberg war nicht blos ein

schneidiger General und warmer Freund seiner Soldaten, er erfreute sich auch bei der Bevölkerung einer großen Beliebtheit. Noch am 1. September 1682 hatten die verschiedenen königlichen Freistädte Preßburg, Ödenburg, Eisenstadt, Rust und andere, den Bürgermeister von Preßburg, Adam Christoph Pongracz, als verordneten Commissär in das kaiserliche Feldlager an der Waag gesendet, mit dem Auftrage, Protest und Beschwerde einzulegen, daß das städtische Vieh, welches zum Transport von Kanonen und Munition verwendet worden, „wider durch Ihro Excellenz General Rabatta schriftlich erteilter Assecuration“ in der Festung Leopoldstadt gleichsam „verarrestiert“ werde, und schon am 19. September und ebenso am 8. October gelingt es Starhemberg, durch mild in der Form, aber dringend in der Sache abgefaßte Briefe, den Magistrat von Preßburg zu neuen Vorspannsleistungen zu bewegen. Bürgermeister Pongracz hatte dem General bereits am 21. September und 10. October das Benötigte sammt Antwortschreiben übersendet. Am 12. October berichtet ihm Starhemberg darauf Folgendes: „ . . . dessen Geliebtes von 10. currentis, wie auch das Vorige von 21. passato mit den überschickhten Ristweegen, die gleichwie des gestriges Tages mit denen beeden Regimentsstückhlein alhier wohl angekhommen, habe ich zue Recht erhalten, und werde selbige sambt denen dabei sich befindenden Leuthen und Pferdten mir bestens befohlen sein und keinen Mangel leiden lassen, auch bei Herrn General Caprara wegen Zurückhlassung der bei der Armee annoch auffhaltenden Vorspann mit nechster Gelegenheit Anregung zu thun. Unterdessen kommen diejenige Pferdte, so die beede Regimentsstückhel gestern anhero geführet, hiebei wieder zurückh um die beede hinterstellige Wagen abzuhohlen und anhero zu bringen, und werde nicht ermanglen des Herrn Bürgermeisters zue Beförderung Ihro Majestät Kriegsdiensten bezeigenden Eiffer gehöriger Orthen zue rühmen, auch dahin bedacht zu sein, damit das recommandierte Dorf mit Abforderung der Fourage soviel möglich verschonet werden möge. Wegen der 17 Munitionswägen und Pferde werde ich nachforschen lassen, ob sich selbige bei der Armee alle befindten oder nicht und sodann hiervon berichten. . . .“ Dieses zuvorkommende, freundliche und höfliche Benehmen machte Starhemberg bei der Bevölkerung beliebt. Als er am 23. November desselben Jahres krank und matt nach Wien reiste, ersuchte er von Dracowitz aus den Bürgermeister von Preßburg, ihm daselbst Quartier zu verschaffen. Ich bin so herabgekommen, schreibt er, daß der Aufenthalt in einem Wirtshaus „wegen der darinnen zu sein pflegenden Unruhe mir gar zu ungelegensamb sein würde, ich auch vielleicht die Kräfte nicht habe, meinen Weg des anderen Tages nacher Wien gleich fortzusetzen, sondern wol einen Tag zue Preßburg werde verbleiben und ausruhen müssen. Als bitte ich den Herrn Bürgermeister dienstlich mir die Höfligkeit zu thun und an einem gelegenen Ort mir ein sauberes Quartier auf ein Paar Tag einräumen zu lassen, welches ich demselben hinwiederum zu verschulden beflißen sein und stets verbleiben

werde". Ein Anderer hätte in solchem Falle wol weniger Umstände gemacht. Zu bitten hatte er da nicht notwendig, er konnte einfach befehlen. Die Stadt Preßburg aber betrachtete ihn als ihren „guten Freund", der derselben „zu favorisieren verlangt".

Den Winter von 1682 auf 1683 ist er mit den Befestigungsarbeiten in Wien beschäftigt, bis zu dem Momente, wo er wieder zur Armee abberufen wird. Der Mann, der treuester Freundschaft fähig war, wie dies sein durch zwanzig Jahre fortgeführter, vertraulicher Briefwechsel mit seinem Vetter Gundaker beweist, der überhaupt ein der Freundschaft offenes Herz besaß, wie sein zu Gunsten des Obristlieutenants Wallis im Jahre 1669 an seinen Schwiegervater aus Tokay gerichteter Brief, seine Schreiben an den Obristen Sigismund Graf Trautmannsdorf, seine Fürsorge für seinen Vetter, den nachmals so berühmt gewordenen Guidobald Starhemberg beweisen; ein Mann, der ein so fürsorgender Vater, treuer Gatte, guter Schwiegersohn, aufrichtiger Bruder und liebender Sohn war wie Ernst Rüdiger, mußte bei allen ehrlich denkenden und biederen Männern Sympathien besitzen. Nur vor den Kabalenmachern hatte er einen unüberwindlichen Abscheu, von ihnen wurde er ebenso gehaßt und verfolgt.

Nebst dem Kriege war seine Lieblingsbeschäftigung die Jagd; sowol die Reigerbeize als die Hetzjagd scheinen es ihm angetan zu haben. Von anderen Vergnügungen reizte ihn nur das Kartenspiel, wobei er selbst leidenschaftlich erregt werden konnte, besonders, da er meist Unglück dabei hatte. So schreibt er an seinen Vetter Gundaker unterm 3. April 1684: „Graf von Thürheim und die Gräfin haben vorgestern bei mir gegessen. Haben hernach Crimpe und ich meiner Gewohnheit nach mein Geld verspielet, aber nichts gescholten, sondern mein Unglück mit einer englischen Geduld übertragen, wie sie es mir selbsten wird Zeugnis geben." Und ein anderes Mal schreibt er an denselben: „verliere so oft ich spiele fleißig mein Geld, aber weil wir gar klein spielen, nicht gar viel." Voll Galanterie gegen Damen, erlaubt er sich dann und wann auch einen derben Scherz. Der Frau seines intimen Freundes schickt er ebenso, wie diesem, allerhand hübsche Geschenke: ein Reitpferd, ein Hündchen, unter Anderem auch eine kleine Türkin von zehn Jahren, „die ziemlich hübsch ist". Als aber die Frau Gundaker's ein Kind bekommen, schreibt er an seinen Freund: „weil wir (ich und meine Frau) auf dem Markt allerlei französische Trachten gefunden, unter anderen aber auch wie die Ammeln in Frankreich gekleidet gehen, also schicken wir dieses zum Muster Ihro Gnaden dero Frauen Gemahlin, weil wir wissen, daß sie auch anjetzo eine Ammel abgibt."

Seinem Kaiser war Ernst Rüdiger treu ergeben und voll Patriotismus für sein geliebtes Vaterland Österreich. Leopold I. hatte keine glücklichere Wahl treffen können, als diesem Manne das Commando in Wien anzuvertrauen. In größter Eile kam er, der Infanterie voraus, am Abend des 8. Juli



ERNST RÜDIGER GRAF STARHEMBERG.

ORIGINAL IN DER K.K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK.

in die Stadt. Welches Vertrauen Herzog Karl von Lothringen, der Generalissimus und die Bürgerschaft Wiens in Starhemberg setzten, geht wol am deutlichsten aus jenem Briefe des Herzogs an den König Johann Sobieski vom 19. August 1683 hervor, in dem er, Bezug nehmend auf die am 13. August erfolgte Erkrankung des Stadtcommandanten von Wien, schreibt: „so muß ich doch gestehen, wie sehr mich die Erkrankung des Generals Grafen Starhemberg bekümmert, sowol mit Rücksicht auf seine ganz besondere Achtsamkeit, als auch wegen des großen Vertrauens, das die Wiener Bevölkerung zu seiner Mannhaftigkeit hegt. Auch das bekümmert mich sehr, daß der oberste Kriegsbaumeister gefallen ist (Oberingenieur Rümpler war seinen am 25. Juli empfangenen Wunden am 2. August erlegen), denn ich weiß nicht, auf welche Weise man diese beiden Männer würdig werde zu ersetzen vermögen".

Die Verordnung, die der Stadtrat des Schanzens wegen am 7. Juli erlassen hatte, scheint am 8. Juli noch nicht vollständig durchgeführt worden. Es heißt zwar, daß man an diesem Tage mit dem Setzen der Pallisaden eifrig fortgefahren, aber noch immer nahm das Flüchten hinaus und herein kein Ende. Zudem wurde der Stadtrat auch in anderer Weise in Anspruch genommen. Noch um 8 Uhr Vormittags hatte Bürgermeister Liebenberg diesmal ausnahmsweise in seinem eigenen Hause am Hof („zum schwarzen Rößl", jetzt ein Teil des Hauses Nr. 7) Rat abhalten lassen. Es handelte sich darum, der Bürgerschaft zur Verteidigung eine feste Organisation zu geben. Da die Cavallerie nicht in der Stadt verblieb, sondern in der Praterinsel Posto faßte, so mußte der Magistrat alle Kräfte aufbieten, um gewissermaßen als militärische Stadtbehörde bis zum Eintreffen Starhemberg's alles für den nächsten Augenblick Nötige anzuordnen. Vor dem Neu-Thore befand sich eine große Masse von Pallisaden, Bau- und Brennholz; dem städtischen Unterkämmerer Georg Altschaffer wurde anbefohlen, dieses Holz in die Stadt herein bringen zu lassen, damit es nicht den Sengern und Brennern des Feindes in die Hände fiele. An alle Hausherren wurde die Einsage erlassen, die Hausböden mit Wasser zu versehen und keine Ochsenhäute mehr aus der Stadt zu führen. Den Bäckern wurde anbefohlen die Soldaten mit Brod zu versehen. Wachen wurden aus der Bürgerschaft bestellt vor das Rathaus, das städtische Zeughaus, vor den Pulverthurm (am Salzgries) und vor das Wohnhaus des Bürgermeisters. Zugleich wurde beschlossen, sämmtliche Bürger durch Trommelschlag zur Ausrückung unter ihre Fähnlein für Nachmittag 1 Uhr aufzurufen und alle ledigen Bursche in's Rathaus vorzufordern, wo ihnen das Weitere verkündet werden sollte.

Nachmittags 3 Uhr hielt der Stadtrat neuerdings, diesmal im bürgerlichen Zeughause eine Sitzung ab. Es wurde beschlossen, von der Bürgerschaft für den nächstfolgenden Morgen um 4 Uhr fünfhundert Mann zum Schanzen, und zwar bei Lebensstrafe zu beordnen, auch wurde dem Rumormeister Michael Moz aufgetragen, alle Pferde hinweg zu nehmen und selbe auf den Schwein-

markt (jetzt Lobkowitzplatz) zu liefern. Bürgermeister Liebenberg nahm die Musterung der bürgerlichen Mannschaften vor und bestellte die Compagnien des alten Stuben- und Kärntnerviertels für den kommenden Morgen zum Schanzen. Unterdessen hielt der Stadtsyndicus Dr. Nicolaus Hocke im Rathause von dem „steinernen Gang", der damals den Hof desselben durchschnitt, an die versammelten ledigen Bursche im Auftrage des Stadtrates eine Ansprache: „wie daß sich die Gefahr der von dem Erbfeind zu besorgenden Belagerung der Stadt Wien je mehr und mehr zunahe, daher zur notwendigen Defension und Gegenwehr alle möglichste Kräfte anzuwenden und weilen die Handwerks- und andere ledige Bursche die Zeit her ihren Aufenthalt und Nahrung bei der Stadt gehabt, wurden sie auch, ihrer gegen dem glorwürdigsten Landesfürsten tragenden unterthänigsten Schuldigkeit nach, ihre Devotion erzeigen und sich in der Belagerung getreulich gebrauchen lassen. Es werde ihnen täglich eine Halbe Wein neben zwei Pfund Brod gereicht werden und ihrer ein Stadtrat künftig bei sich ereignender Promotion vor andern eingedenk sein". Er forderte die Erschienenen daher auf, am andern Tage sich im bürgerlichen Zeughause einzufinden und die Waffen in Empfang zu nehmen.

Als Starhemberg am Abend dieses Tages nach Wien kam, war er erstaunt über den üblen Zustand, in dem die Festung sich befand. Sogleich besichtigte er alle Posten und gab den ganzen Verteidigungsanstalten den nötigen militärischen Halt. Er selbst berichtet darüber dem Kaiser am 11. Juli: „In was für einen Stand aber ich diesen Posten gefunden, was für Mangel an Requisiten und was für eine Consternation unter dem Volke, werden Ihro Majestät diejenigen, so sich entschuldigt und nicht haben hier bleiben wollen, genugsam remonstriert haben, also daß auch Ihro Majestät hiemit nicht will verdrießlich sein, sondern Dieselben allein unterthänigst versichern, daß ich mit Arbeiten und Aufmunterung des Volkes mein Möglichstes gethan habe, und da mir alle Kundtschaft gewesen, daß der Feind mich zu attaquiren gewiß nicht unterlassen werde, was zur Erhaltung dieses mir von Euer Majestät anvertrauten Postens dienen kann und meinen letzten Blutstropfen in Euerer Majestät Dienst mit Freuden darin aussetze, verhoffend, Gott der Allmächtige werde Ihro Majestät gerechte Sache und unsern Eifer segnen und durch seine Gnade Alles ersetzen, was sonst zu einer rechtschaffenen Gegenwehr mangelt." So wurde denn am nächstfolgenden Tage mit allem Eifer an den Schanzen fortgearbeitet. Selbst die Geistlichen wurden zur Arbeit herangezogen. Generalvicar Johann Baptist Mayr, den Bischof Sinelli bei seiner Flucht als Stellvertreter zurückgelassen hatte, wurde ersucht in dieser Beziehung eine Verordnung zu erlassen. Der eifrige Patriot entsprach diesem Wunsche sogleich und tatsächlich wird uns berichtet, daß in diesen Tagen schon z. B. vom Augustinerkloster, welches durch seine Lage besonders gefährdet erschien, „2, 3 oder 4 gewesen, so draußen ein halben Tag täglich geschantzet". Später haben sich die Geistlichen noch eifriger an der gemein-

samen Arbeit beteiligt, wie der Bericht eines damals in Wien anwesenden Augustinermönches besagt: „Wie aber der Feind vor der Thür und Thor, alsdann mußten wür auf der Pasteyn negst dem Closter zu schanzen nit ermanglen." Allen voran aber leuchtete an diesem Tage der Pflichteifer des Bürgermeisters Liebenberg. Um die Bürgerschaft anzuspornen, ergriff er einer der Ersten einen Schiebkarren und führte einige Truhen Erde. Dieses Beispiel wirkte; das werktätige Eingreifen des Bürgermeisters eiferte die Bürgerschaft an und nunmehr wurde das Versäumte in fabelhaft kurzer Zeit mit dem Aufgebote aller Kräfte zu Stande gebracht. Jetzt giengen die Arbeiten rasch vorwärts; die am 7. davongelaufenen Bauern waren mehr als ersetzt; zielbewußt wurde an der völligen Armierung der Festungswerke gearbeitet. Darum ist auch der 9. Juli ein Ehrentag des wackeren Bürgermeisters Liebenberg. In gefahrvoller Lage, wenn den Massen des Volkes der Mut geraubt ist, wirkt das einfachste, darum auch allen einleuchtende Beispiel oft mehr als die größte Tat eines Heroen der Kraft oder des Geistes. Nur mit der Schaufel und dem Schiebkarren war die Gefahr zu besiegen. Er hat sie ergriffen und damit das Beispiel gegeben, daß im Zusammenwirken Aller, der Behörden und Bürger, die Möglichkeit der Abwehr des Feindes zu suchen sei.

Noch immer aber dauerte das Flüchten Einzelner an. Da die Umgebung der Stadt nicht mehr sicher war, hatten doch streifende Tataren schon am Abend des 8. Juli das Camaldulenserkloster auf dem Kahlenberg in Asche gelegt, so ordnete der Herzog von Lothringen zum Schutze der Arbeiten an den Festungswerken einen Teil der Cavallerie in die Vorstädte ab, die den Anzug der türkischen Senger und Brenner abwehren sollte.

Am selben 9. Juli traten in der Behausung des Grafen Starhemberg die Hofkammerräte Graf Breinner und von Belchamps mit dem Stadtcommandanten zu einer Beratung zusammen. Starhemberg stellte an die Hofkammer folgende Forderungen: 1. Der in Wien befindliche Proviantvorrat an Mehl und Getreide darf in keinem Falle für die Feldarmee verwendet werden. Er wird ausschließlich für die hereinkommende Besatzung in der Stärke von 10.000 Mann reserviert, dann aber für die Studenten und anderen Freiwilligen, die sich bei eventueller Belagerung den Verteidigern anschließen werden. Dieser Proviantvorrat muß für mindestens vier Monate ausreichend sein. Die zur Hilfe herangekommene Feldarmee soll ihren Proviant anderswoher beziehen. 2. Zur Fortsetzung der Fortificationsarbeiten und im Falle einer Belagerung sind ausreichende Geldmittel für die Besatzung der Stadt zur Verfügung zu stellen und 3. bei dem Festungsbaue ist der Soldat statt wie bisher mit zwei Groschen nunmehr täglich mit drei Groschen zu entlohnen.

Getreide wurde vom Marchfelde her für das kaiserliche Heer sowol, wie für die Besatzung zu requirieren beschlossen; da nicht genugsam Mehl in der Stadt vorhanden, sollte der Versuch gemacht werden, die zu „Vischa" in Gefahr

liegenden 12.000 Centner nach Wien hereinzubringen. An Geld aber befand sich außerordentlicher Mangel in den kaiserlichen Cassen. Es waren im Hofkriegszahlamte 30.000 Gulden vorhanden, diese sollten zum Festungsbaue verwendet werden; zur Besoldung der Besatzung waren nach oberflächlicher Schätzung monatlich mindestens 40.000 Gulden nötig, daher machten die Hofkammerräte den Vorschlag, „ob nicht thuelich währe, der Abwesenden oder sonst hieher Geflüchteten Gelder, so etwa allhier zu finden, sich zu bemächtigen, solche in das kaiserliche Hofkriegszahlamt einzucassieren, denen Creditsparteien aber dagegen im Namen Ihrer kaiserlichen Majestät eine Recognition oder Versicherung zu erteilen". Auf die Erhöhung des Soldes aber für die schanzenden Soldaten wollten die Hofkammeräte nicht eingehen. Starhemberg bestand trotzdem auf seiner Forderung, und so wurde der Ausweg ergriffen, deswegen an die bereits auf der Flucht befindliche Hofkammer zu referieren.

Während also der Commandant seinen Einfluß geltend machte, um für die Besatzung und den Platz überhaupt die nötigsten Dinge, Lebensmittel und Geld herbeizuschaffen, nahm er noch am selben Tage eine Musterung der waffenfähigen Bürgerschaft vor. Der Stadtschreiber Hocke und einige Mitglieder des inneren Rates aber schrieben auf Anordnung des Bürgermeisters im Rathause die sämmtlichen ledigen Handwerksbursche zusammen, die beim Stocken jedweden Verkehres bei ihren Meistern den Dienst verloren hatten. Sie begehrten von der Stadtgemeinde den Unterhalt. Es waren ihrer im Ganzen Zwölfhundert. Dreihundert der Bedürftigsten wurden sogleich mit Portionen beteilt. Schon hier zeigte es sich, daß in der Bevölkerung die Widerstandskraft und der Mut zu erwachen begonnen. Die Handlungsdiener begehrten die Erlaubnis, eine Compagnie zur Abwehr des Feindes aufrichten zu dürfen. Es wurde ihnen aber bedeutet, daß das Schanzen und Arbeiten an den Befestigungen jetzt wichtiger sei. Sie wurden daher für den kommenden Morgen zur Arbeit bestellt. Ebenso hatte der Bürgermeister die Anordnung getroffen, daß die Bürgerschaft mit ganzer Kraft an den Fortificationsarbeiten sich beteiligen solle. Von den acht Bürgercompagnien wurden für den nächsten Tag sechs auf 4 Uhr Morgens zur Arbeit berufen.

Da die Arbeiten des Stadtrates immer größer wurden, die Kraft des Einzelnen zu sehr in Anspruch nahmen, so wurden auf Ersuchen Liebenberg's die Stadtgerichtsbeisitzer mit dem inneren Stadtrate zu einer Körperschaft vereinigt. An demselben 10. Juli kam endlich das Infanterie-Regiment Scherffenberg in der Leopoldstadt an. Am nächstfolgenden Tage das Regiment Starhemberg unter dem Obristlieutenant Baron Georg Moriz Kottulinsky. Zugleich erschien auch am 11. Juli Graf Caplirs in Wien und übernahm das Gubernium in der Stadt. Erst am 13. Juli rückte das Gros der Infanterie in der Leopoldstadt ein. Leslie hatte sich am 10. mit demselben noch in Preßburg befunden und war in Eilmärschen durch das Marchfeld gegen Wien gerückt. Sowol der Herzog von Lothringen, wie auch Graf Caplirs waren mit

dem umsichtigen Walten Starhemberg's völlig einverstanden. Der Herzog berichtete diesbezüglich schon am 9. Juli an den Hofkriegsrat, daß Starhemberg „möglichst vorsorgliche Anstalten mache". Am Nachmittag des 11. wurde großer Kriegsrat im Feldlager beim Tabor abgehalten und beschlossen, „wie Wien zu versichern und was für Anstalten mit der Cavallerie zu machen". Hierauf conferierte der Herzog in der Stadt mit Caplirs und dem Landmarschall von Niederösterreich Grafen Mollart. Es war dem Generalissimus klar, daß die Position in der Leopoldstadt bei wirklichem Herannahen des Feindes mit den geringen Streitkräften, über die er verfügte, unmöglich auf die Dauer gehalten werden könne. Es wurde daher beschlossen, die Stadt mit Truppen zu versehen, Proviant und Munition so viel als möglich hinein zu werfen und dann auf das linke Donauufer mit der Arme zurückzuweichen, um Alles für den raschen Entsatz vorzubereiten.

Während die Schanzarbeiten ihrem Abschlusse entgegen giengen, die Pallisaden gesetzt wurden, man bereits mit den Bettungen für die aufzuführenden Kanonen zunächst am 10. Juli Nachmittags auf der Kärntnerbastei (Nr. 25) *), am 11. aber auf der Biber- (Nr. 34) und Burgbastei (Nr. 7) und an beiden Predigerbasteien (Nr. 35 und 44) zu arbeiten begann, fieng man am 10. Juli an, auch die zwischen dem Kärntner- (Nr. 54) und Stubenthor (Nr. 53) zu nahe an den Bastionen liegenden Häuser, Gartenmauern und Zäune niederzureißen. Vor dem Neu-Thor (Nr. 49) befand sich an der Wassergestätte eine große Menge von Brennholz. Dieses wurde dem gemeinen Volke preisgegeben, ebenso das auf dem Geschirrmarkte vorhandene Geschirr. Die zuerst angekommenen zwei Infanterie-Regimenter wurden in der Stadt einquartiert, als Quartiercommissäre fungierten die Mitglieder des inneren Stadtrates Johann Martin Drach und Johann Franz Peickhardt.

Im Kriegsrate wußte man, daß die Tataren am 9. zwischen Petronell und Hainburg bereits Lager geschlagen. Der größere Teil des feindlichen Heeres aber, meinte der Herzog in seinem Berichte vom 11. Juli, stehe noch bei Altenburg. Erst am 12. erfuhr man in Wien, daß der Großvezier von Altenburg mit der ganzen Armee gegen Bruck an der Leitha marschiere und auf Wien ziele. Zugleich sahen aber die kaiserlichen Posten schon an diesem Tage Vormittags bei St. Marx streifende Tataren. Das Kundschafterwesen war überhaupt bei der kaiserlichen Armee sehr mangelhaft. Man mußte glauben, was man von Gefangenen erfuhr, was freiwillig zugetragen wurde. General-Feldwachtmeister Graf Taaffe schreibt darüber an seinen Bruder den Earl von Carlingford unterm 24. Juli: „Sie werden es vielleicht sehr sonderbar finden, daß wir nicht besser informiert gewesen über das Absehen und den Marsch des

*) Die Nummern beziehen sich auf den Plan der Befestigungswerke von Bartholomaeo Cammuccio und Leander Anguissola, der in einer Nachbildung des Stiches von Domenico Rosetti unserem Werke (Seite 277) beigegeben ist.

Feindes, aber nicht so sehr, wenn sie erfahren, daß ganz Ungarn gegen uns war. Nicht ein Bauer war zu finden, der nicht für Thököly gewesen." Graf Franz Taaffe aber gehörte zu den Intimen des Herzogs. Er war mit der Erziehung seines Sohnes Leopold betraut gewesen. Der Herzog hatte ihm sein eigenes Cavallerie-Regiment abgetreten, um ihm ein Commando zu verschaffen. Taaffe war eifrigst für die Wahl des Herzogs zum Könige von Polen, allerdings vergeblich eingetreten und Karl von Lothringen war ihm sehr zugetan.

Beim Anmarsche des türkischen Heeres waren die Vorstädte nicht zu verteidigen. Es wurde beschlossen, diese niederzubrennen, da man mit dem Abreißen nicht fertig zu werden vermochte. Noch am 12. retteten die Vorstadtbewohner ihre Habe in die Stadt herein. Um beim bevorstehenden Brande einer der inneren Stadt etwa drohenden Feuersgefahr vorzubauen, befahl Starhemberg vor jedem Hause einen vollen Wasserbottich in Bereitschaft zu stellen. Auch an diesem Tage kamen frische Truppen in die Stadt. Sie wurden bei der überaus großen Nähe des Feindes in dem gedeckten Wege an der Contrescarpe einlogiert. Als erste Verstärkung der Feldarmee erschien am 12. General Schulz mit seinen Reitern in der Leopoldstadt. Fürst Lubomirski aber befand sich noch am 15. Juli mit den vom Kaiser in Polen angeworbenen Dragonern und Panzerreitern in Olmütz, und vereinigte sich erst später mit dem Herzoge von Lothringen. Überhaupt standen diesem, wenn die auf dem Marsche befindliche Infanterie angelangt war, nicht mehr als ungefähr 20.000 bis 25.000 Mann in und um Wien zur Verfügung. Da er sich von Infanterie nicht gänzlich entblößen wollte, so hatte er, wie es scheint, anfänglich die Absicht, in die Festung nur 7000 Mann zu legen, mit dem übrigen Heere aber sich auf das linke Donauufer zu ziehen, die Brücke bei Krems und Stein bewachen zu lassen, durch Obristlieutenant Baron Peter Welfersheim vom Cürassier-Regimente Dünewald die Verhaue des Wienerwaldes zu decken und Obrist Castell mit seinem Dragoner-Regimente zum Schutze von Wiener-Neustadt abzuordnen. Graf Caplirs war mit dem Teile dieses Planes, der Wien betraf, nicht einverstanden. Er lobte zwar ebenfalls in einem an den Hofkriegsrat gesendeten Berichte „des Stadtobristen Grafen von Starhemberg Fleiß und Vorsichtigkeit", beschwerte sich jedoch darüber, daß vom Herzoge zu wenig Mannschaft in die Stadt gelegt werden wolle. Auch die vorhandenen Munitionsvorräte wurden zu gering befunden. Am 12. ersuchte der Herzog um schleunigste Absendung von Stücken, Kugeln und Munition nach Wien, am 15. aber beklagte sich Caplirs, daß noch immer nicht mehr als 5000 Centner Pulver in der Stadt vorhanden, während der Hofkriegsrat am 19. Juli darauf antwortete, daß an 9000 Centner vorhanden sein müßten. Auch über den Mangel an Schanzkörben, Faschinen und Pallisaden beklagte sich Caplirs. Der Hofkriegsrat antwortete ihm, es sei dies zwar zu bedauern, aber man sollte eben „sehen, wie solcher ersetzt" werden könnte. Man verfiel in Wien auf die Idee, statt der fehlenden Schanzkörbe sich mit

Erde gefüllter Fässer zu bedienen, „welche Erfindung aber damit bald aufgehöret, als von der Belägerer ihrem Geschoß die Tauben von den Fässern den Stuckjunckern und Handlangern um die Köpfe zu spielen begunnten".

Während „Jung und Alt, Groß und Klein, Geistliche und Weltliche" ohne Unterschied fleißig an der Vollendung der Werke bei Tag und Nacht arbeiteten, der Stadtrat mit seinem Bürgermeister die Organisierung und Versorgung der Bürgerschaft und der verschiedenen Freicompagnien vornahm, der Rector Magnificus die Studentenschaft zu den Fahnen aufrief, Karl von Lothringen von Krems her noch im letzten Augenblicke einige tausend Centner Kugeln und Pulver *) auf der Donau in das Arsenal bringen ließ und zugleich den Proviant-Obercommissär Friedrich Leopold Heppel in das Marchfeld sendete, um Getreide zu requirieren, mühten sich Caplirs und Starhemberg ab, die Ordnung aller dieser Arbeiten und Anstrengungen zu überwachen. Der ängstlichen Fürsorge des Vorsitzenden im Deputierten-Collegium gelang es, beim Herzoge die Verstärkung der Garnison durchzusetzen. Der Obercommandant schickte nicht blos beinahe sämmtliche ihm zur Verfügung stehende Infanterie noch am 13. Juli unmittelbar nach ihrer Ankunft in die Stadt, er ließ auch das Cürassier-Regiment Dupigny dem Stadtcommandanten zuweisen, um bei eventuellen Ausfällen Dienste zu leisten.

Allabendlich färbte sich der Himmel rot von den Feuerflammen der durch die Feinde in Brand gesteckten Dörfer. Am 13. Juli aber war kein Zweifel mehr darüber möglich, daß das gesammte türkische Heer im Anzuge sei. Eine große Menge türkischer Reiter zeigte sich auf der Höhe von St. Marx und rückte durch Weingärten und Äcker gegen den Wienerberg und von hier auf Meidling, Schönbrunn, Penzing, Breitensee, Ottakring, Hernals, Währing, Grinzing und bis Nußdorf vor, Alles in Brand steckend. In diesem letzten Momente „sind," wie der Herzog von Lothringen am selben Tage an den Hofkriegsrat nach Linz berichtet, „die Vorstädt von den Unserigen befohlenermaßen angezindt worden". Man hat es späterhin Starhemberg zum Vorwurfe machen wollen, daß er den Befehl zu dieser barbarischen Maßregel gegeben habe, als ob ihm im Angesichte des Feindes überhaupt etwas Anderes übrig geblieben wäre! Außer der Bürgerschaft verfügte er damals am Vormittag des 13. Juli über ungefähr 5000 Mann Infanterie. Bei der immensen Gefahr, in der sich Wien befunden, hatte man alle Kräfte anspannen müssen, um die Festungswerke der Stadt in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Dank der Aufopferung Aller, wurde man noch im letzten Momente damit fertig. Man sah die Gefahr, die in den Vorstädten lag, wol ein. Man hatte daher auch begonnen, wenigstens in der Nähe der Stadt Häuser niederzureißen, man hatte befohlen, die

*) Darunter befanden sich etwa 1000 Centner, die der Erzbischof von Salzburg dem Kaiser zur Aushilfe gesendet hatte.

in den Vorstädten liegenden Vorräte in die Stadt zu bergen, man hatte die letzteren endlich sogar preisgegeben. Aber die Arme reichten nicht aus, weder zu dem Einen, noch zum Anderen. Im letzten Momente blieb wol nichts Anderes übrig, als zum Äußersten zu schreiten. Wollte man dem Feinde die Schätze und Kostbarkeiten, die Lebensmittel und Vorräte, die sich in den Häusern befanden, nicht in den Rachen werfen, ihm gewissermaßen freiwillig bequeme Quartiere zu leichterem Angriffe auf die Stadt überlassen, so blieb jetzt nichts Anderes übrig, als sie anzuzünden. Es würde im Gegenteile Starhemberg zum Ruhme gereichen, daß er mit dieser barbarischen Anordnung so lange gezögert hatte, als dies nur möglich war. Übrigens hatte Starhemberg den Befehl, wie aus dem Berichte des Herzogs zur Genüge durchleuchtet, gar nicht aus eigener Machtvollkommenheit erlassen. Der Stadtschreiber Hocke erzählt ausdrücklich: Als die feindliche Reiterei so nahe an die Stadt rückte, daß man mit Kanonen von der Kärntner- (25) und Wasserkunstbastei (18) und von dem Cavalier der Dominikanerbastei (77) auf sie schießen und durch die rings von der Contrescarpe aufgestellte Cavallerie selbe verjagen mußte, da sah der Commandant General Starhemberg, „daß dieses zur Belagerung der Stadt Wien und Schlagung des Lagers angesehen" sei. Er hat daher „nach geschlossenem Rate die Vorstädt umb und umb abzubrennen anbefohlen, so auch Nachmittags werkstellig gemacht und alle die Vorstädte, von denen Weißgärbern, Landstraßen, Wienn, Wieden, Laimgruben, St. Ulrich, Alster- und Währinggassen bis in die Roßau angezündet worden, welches erschröcklicher als der Brand Trojas zu sehen gewesen, indeme so viel schöne Clöster und Kirchen, als das Augustiner auf der Landstraßen, der Paulaner auf der Wieden, Carmeliter auf der Laimgruben, Spanisches Clösterl und Serviten in der Roßau, neben andern schönsten Palatien, Gebäuden, Wohn- und Lusthäusern, Städel und Gärten in die Aschen gelegt und viel hunderttausend Gulden an Mobilien, Victualien, Getreide, Habern, Heu und Streu mit verbrunnen. Unter andern auch beide gleich vor dem Neuenthor (49) gestandene kaiserliche und gemeiner Stadt Holzstadl in Brand gesteckt worden, welche überaus große Feuersbrunst |:weilen neben dem contrari Wind über tausend Claffter Brennholz, etlich hundert Fuhren Heu und Stroh neben dem daran fast biß an die Contrascarpen auf denen Zimmerpläzen gelegenen häuffigen Bauholz mit verbrunnen:| dem unweit daran in der Stadt gelegenen kaiserlichen Arsenal (Nr. 0), und beiden kaiserl. und gemeiner Stadt Pulverthürmen die größte Gefahr zugefügt. Derentwegen Ihro Excellenz Herr Commendant mit etlich seiner Officiren sich persönlich hinaus verfügt und unangesehen der Feind die Vorstadt schon ziemlich durchstrichen, der Löschung des zur Stadtdefension erforderten Bauholz halber eine gute Viertelstund beigewohnet. Dabei auch der Herr Bürgermeister, gemeiner Stadt Ober- und Untercammerer mit ziemlicher Menge der Burgerschaft negst denen Pallisaden und auf der Neuenthorbastei (Nr. 33) mit Spritzen, Ämber und Wasser in Bereit-

schafft gestanden, gute Obsicht gehalten und die Fenster und Löcher der Pulverthürme vermauern lassen: darüber alles ohne einiges Unglück abgegangen".

Erst jetzt am Abend des 13. rückte auch der Rest der Infanterie in die Stadt ein und wurde ebenfalls zunächst im gedeckten Wege hinter den Pallisaden einquartiert.

Es hat sich die Schlußrechnung über sämmtliche zu Kriegszwecken während der Belagerung geleisteten Zahlungen erhalten. Der Kriegszahlamts-Controlor Michael Eineder hat selbe verfaßt. Er fungierte während der Belagerung, da andere Beamte fehlten, als Kriegszahlamts-Cassier. Diese Rechnungen geben den Beweis, daß die aus Berufssoldaten bestehende Besatzung höchstens 13.500 Mann gezählt haben kann. Nach einer im IV. Teile der „Militär-Zeitschrift" vom Jahre 1813 enthaltenen Berechnung aber zählte die Garnison sammt der Stadtguardia ungefähr 11.000 Mann. Nicht ein Regiment war mit 2040 Mann vollständig complet. Nach der Zahlungsliste Eineder's nahmen folgende Truppenkörper an der Verteidigung der Stadt Teil, und zwar von Infanterie:

Ganze Regimenter: 1. Alt-Starhemberg (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 54), unter Commando seines Obristlieutenants Georg Moriz Kottulinsky Freiherrn von der Jeltsch. Nach der an dieses Regiment für zwei Monate geleisteten Soldzahlung in der Höhe von 15.277 Gulden 30 Kreuzern kann es höchstens gezählt haben 1860 Combattanten; der Herzog in seinem Berichte an den Hofkriegsrat aber spricht von 1600 Mann.

2. De Souches, unter Commando seines Obristen Karl Ludwig Ratwig von Souches. An Sold erhielt es im Verlaufe der zwei Monate 15.117 Gulden 30 Kreuzer. Höchster möglicher Stand 1834 Mann; nach einer anderen Schätzung aber 1410 Mann.

3. Mannsfeld (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 24), commandiert vom Obristlieutenant Alexander Graf von Leslie. Nach der Soldzahlung von 14.479 Gulden 30 Kreuzern höchster Stand 1728 Mann, nach anderer Berechnung 1467 Mann.

4. Scherffenberg (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 13), unter seinem Obristen Friedrich Sigmund Graf von Scherffenberg. Erhielt an Sold 14.468 Gulden 45 Kreuzer. Möglicher Stand 1725 Mann; der Herzog von Lothringen schätzte es bei seiner Ankunft auf 1600 Combattanten, nach Anderen war es 1482 Mann stark.

5. Sieben Compagnien waren vom Regimente Beck (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 59) eingerückt unter Commando des Obristen Melchior Leopold Freiherrn von Beck. Nach dem Soldempfange von 10.354 Gulden 15 Kreuzern zählten diese sieben Compagnien höchstens 1040 Mann. Nach anderer Berechnung aber nur ungefähr 700 Combattanten.

Halbe Regimenter: 6. Kaiserstein, unter dem Obristlieutenant Wolf Heinrich von Schenck. Soldzahlung 7861 Gulden 30 Kreuzer. Möglicher Stand 968 Mann. Nach Anderen 707 Mann.

7. Heister, unter seinem Obristen Sigbert Freiherrn von Heister. Soldzahlung 7615 Gulden 15 Kreuzer. Möglicher Stand 927 Mann. Nach Anderen 568 Combattanten.

8. Württemberg (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 35), unter Commando seines Obristen des Herzogs Ferdinand Karl von Württemberg. Soldzahlung 7160 Gulden 45 Kreuzer. Möglicher Stand 851 Mann Nach Anderen 499 Mann.

9. Pfalz-Neuburg (jetzt Infanterie-Regiment Nr. 20), es stand unter Commando seines Obristlieutenants Baron Ariezaga. Noch am 22. Juli schärfte der Hofkriegsrat dem Herzog von Lothringen ein: „Beide Herzogen zu Neuburg in der Stadt Wien nicht zu engagieren." Während der Belagerung wurde diesem halben Regimente an Sold bezahlt 7121 Gulden 30 Kreuzer. Darnach zählte es höchstens 844 Mann, nach anderer Berechnung aber 602 Combattanten.

Dazu kam 10. das Stadtguardia-Regiment in drei Compagnien mit angeblich 1200 Mann. Nach der Soldzahlung von 7651 Gulden 15 Kreuzern aber bestand dasselbe höchstens aus 933 Mann. Das Commando über diese drei Compagnien wurde dem Obristwachtmeister und Arsenalverwalter Marchese Ferdinand degli Obizzi anvertraut.

11. Drei Compagnien vom Regimente Thim (oder Dhim), unter Commando des ältesten Hauptmannes. An Sold wurde diesen drei Compagnien bezahlt 4512 Gulden 30 Kreuzer. Sie zählten daher höchstens 410 Mann, oder nach anderer Schätzung 397 Combattanten.

12. Eine kleine Truppe vom Regimente Strassoldo, höchstens 20 bis 30 Mann. In Eineder's Schlußrechnung heißt es diesbezüglich „der Strassoldischen Mannschaft 172 Gulden 30 Kreuzer".

Von Cavallerie hatte der Herzog in die Stadt gelegt das Cürassier-Regiment Dupigny (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 8). Es stand unter Commando seines Obersten, Bernhard Freiherrn von Dupigny. An Sold erhielt es 12.513 Gulden ausbezahlt, seine Stärke kann daher mit 600 bis 700 Reitern angenommen werden.

Die Feldartillerie verblieb insgesammt bei der Armee des Herzogs. Zu Commandanten der Festungsartillerie waren von dem Lothringer der Stuckobriste Christoph von Börner (oder Bärner) und der Obristlieutenant Martin Gschwind von Pöckstein bestimmt worden. Der Letztere, der schon am Morgen des 9. Juli seinen Posten antrat, hat „zu eigener Satisfaction und Nachricht" ein Diarium der Belagerung verfaßt, das verschiedene wertvolle Nachrichten enthält*). An Geschützen wurden nach dem officiellen Aus-

*) Eine Abschrift dieses Diariums hat sich in der hiesigen Hofbibliothek erhalten. Dieselbe liegt in der Handschrift Nr. 7398 vor. Darnach und auch nach dem Befehlsschreiben des Hofkriegsrates vom 13. Juli an den Herzog war ursprünglich „das Artigleria-Weesen von dem Obristleuth. Gschwind wohl zu beobachten". Erst später kam Obrist Börner in die Stadt und übernahm das Commando über die Artillerie.

weise bei Vaelkeren aus dem kaiserlichen Zeughause auf die Basteien in die Action gebracht 262 Stücke von dem verschiedenartigsten Kaliber. Es befanden sich darunter 4 „Pöller", die 200pfündige Kugeln schossen und Stücklein, die nur 1pfündige auswarfen. Das bürgerliche Zeughaus mußte ebenfalls 50 Geschütze herausgeben, worunter 8 Haubitzen. Ein Teil dieser bürgerlichen Geschütze wurde am 15. Juli auf der Bürgerbastei (auch Prediger- oder Hollerstaudenbastei [Nr. 35] genannt) aufgeführt. Zu deren Bedienung bestand eine Compagnie bürgerlicher Büchsenmeister, 100 Mann stark, unter ihren eigenen Officieren. Die Zahl der kaiserlichen Artilleristen war keinesfalls groß, nicht einmal genügend. Der Hofkriegsrat hatte zwar am 13. Juli von Linz aus die Verordnung an den Herzog von Lothringen erlassen, „die Stadt Wien, so es nit beschehen mit Constablen zu versehen und die Minirerofficiere nebst allen Minirern allda zu lassen". Es befand sich aber großer Mangel an beiden Truppengattungen in der Armee. Der Stadtcommandant sah sich wiederholt genötigt, die bürgerlichen Büchsenmeister zur Aushilfe heranzuziehen. Auch die Rechnung Eineder's gibt Zeugnis für die geringe Zahl der „Artillerie-Personen". Er verrechnet für zwei Monate an Sold für dieselben 2859 Gulden 30 Kreuzer. Da der Mangel so groß war, ließ sich daher auch der Stadtguardia-Obristwachtmeister degli Obizzi besonders anfänglich bei Placierung der Geschütze vielfach verwenden. Unter den Artillerie-Hauptleuten werden rühmend genannt: Maximilian Waidlinger, ein Böhme, von Adel, derselbe wurde während der Belagerung vom Feinde erschossen; Michael Mied und Christoph Zimmermann aus Sachsen, der Eine verlor „durch ein Unglück" beide Hände, der Andere wurde verwundet; Wilhelm von Jemagne, ein Wiener und Heinrich Cressel aus Dänemark, Beide wurden erschossen, der Letztere eines Morgens auf dem Wege von der Kärntnerbastei, wo er für gewöhnlich postiert war, über die Courtine zur Burgbastei. Auch der Ingenieur Behr ließ sich bei der Artillerie gebrauchen. Von allen diesen Officieren blieb nicht ein Einziger während der nächsten zwei Monate ohne Verwundung.

Besonders großer Mangel herrschte an Genietruppen. Der Herzog hatte zwar dem Stadtcommandanten am Anfange der Belagerung den fähigsten Genieofficier in der Person des Oberingenieurs Georg Rümpler zugeteilt. Derselbe war aber nur verhältnismäßig kurze Zeit in der Lage, den Ingenieurdienst in der Stadt zu leiten. Schon am 25. Juli wurde er tödtlich verwundet. Auch Ingenieur von Hohen war mit seiner Wassergebäude-Compagnie in die Stadt beordert worden. Ebenso die Ingenieure Corneo, Johann Alexander Reiner und Wissemann. Später mußte man zum Minendienste Freiwillige aufrufen.

Das Commando über die gesammte Militärmacht führte General-Feldzeugmeister Graf Starhemberg. Ihm zur Seite standen die General-Wachtmeister Wilhelm Johann Anton Graf Daun, zugleich Stadtguardia-Obristlieutenant und Johann Graf Sereni, der sich damals, obgleich sein Regiment

in Szatmár stand, zufällig in Wien befand, um seine angegriffene Gesundheit wieder herstellen zu lassen und nunmehr dem Stadtcommandanten beigegeben wurde. Als älteste Brigadiere wurden diesem Generalstabe auch die beiden Regiments-Commandanten Graf de Souches und Graf Scherffenberg zugewiesen. Sollten doch, wie der Hofkriegsrat ausdrücklich bestimmt hatte, „die älteren Generalen den Jüngeren dem Gebrauch nach vorgehen". Allein dieser Generalstab fungierte ebensowenig vollständig unabhängig, wie etwa der Generalissimus der Armee, wie wir gesehen haben, in Bezug auf seine Actionen einzig und allein seinem Ermessen hätte folgen können. So wie sich Karl von Lothringen das fortwährende, meist hinter den Ereignissen nachhinkende Dreinreden und Commandieren des Hofkriegsrates gefallen lassen mußte, geradeso war auch Starhemberg und sein Generalstab abhängig von den geheimen und deputierten Räten. Von ihnen, hatte der Hofkriegsrat am 13. Juli anbefohlen, „dependieren alle Instanzien". Der militärische Commandant des Platzes war nur Mitglied dieses geheimen Deputierten-Collegiums. Alle wichtigeren Actionen mußte er hier vor ihrer Ausführung vorbringen und sich die Genehmigung des Collegiums einholen. Es war ein Glück für ihn, daß der Vorsitzende dieser obersten Behörde, obgleich schon „alt und abgemath", wie derselbe selbst von sich sagte, doch ein so erfahrener General war, der den Stadtcommandanten in Allem auf's Eifrigste unterstützte. Als Starhemberg am 15. Juli verwundet wurde und zugleich Graf Daun, dem als im Range Nächsten das Obercommando zugekommen wäre, am Fieber darniederlag, übernahm Graf Caplirs für einige Tage sogar das militärische Commando. Er ordnete einen Ausfall an, schlug einen Angriff der Türken ab und verfügte die Errichtung zweier neuen Batterien auf der Mölker- und Löbelbastei. Da das Deputierten-Collegium auch in Civilangelegenheiten oberste Behörde war, so wurde natürlich der gesammte officielle Verkehr des Militärcommandanten mit dem Stadtrate durch dieses Collegium vermittelt. Es ist uns, allerdings erst aus der zweiten Hälfte des Monats September, wo das Deputierten-Collegium noch fort fungierte, ein Bericht über eine solche Beratung erhalten, in welchem erwähnt wird, daß auch der Stadtschreiber Hocke derselben zugezogen wurde wegen alsogleicher Mitteilung der die Stadtgemeinde betreffenden Beschlüsse.

Dem Stadtcommandanten war noch eine andere Militärbehörde neben- oder eigentlich übergeordnet, „der hinterlassene Hofkriegsrath". Dieser bestand aus „dem Vicepräsidenten Grafen Caplirs und andern daselbst (nämlich in Wien) sich befindenden Räthen". Zu diesen Räten gehörten außer Starhemberg selbst noch der General-Kriegsauditor Vaelkeren, die General-Wachtmeister Daun und Sereni und der Stadtguardia-Obristwachtmeister degli Obizzi. Diese Behörde hat, wie schon aus ihrer Zusammensetzung zu ersehen, keinen hemmenden Einfluß auf die Kriegsactionen genommen. Sie beschränkte sich ausschließlich auf die Unterstützung des Commandanten.

Das Proviantwesen der Garnison unterstand dem Obristlieutenant des obersten Proviantamtes Johann Haaß von Haaßenburg, früher Administrator der Grafschaft Ungarisch-Altenburg und des Proviantamtes zu Raab; derselbe befand sich noch am 11. Juli in Krems, wohin er die kaiserlichen „Sachen" hatte expedieren helfen. Wahrscheinlich kam er dann mit einem der von Krems noch vor der Abschließung Wiens auf der Donau hinabexpedierten Transporte in die belagerte Stadt zurück. Ihm scheint es zu danken, daß sich in Wien am Anfange der Belagerung 100.000 Centner Mehl für die Garnison befanden. Außerdem war auch der kaiserliche Oberkriegscommissär Christoph Forster in der Festung zurückgelassen worden. Später, als man zur Ergänzung der durch die Geschosse des Feindes in die Reihen des regulären Militärs gerissenen bedeutenden Lücken neue Mannschaft außer der Bürgerschaft oder Studenten während der Belagerung anzuwerben sich entschloß, hatte Forster die Neugeworbenen sich vorstellen zu lassen, selbe zu übernehmen und an die verschiedenen Regimenter abzugeben. Der hinterlassene Hofkriegsrat hatte ihm unterm 4. August ausdrücklich aufgetragen, den Officieren zu bedeuten, daß sich dieser Recruten „Obligation nur auf die Dauer der Belagerung erstrecke".

Für die ärztliche Behandlung der Verwundeten befanden sich bei den einzelnen Regimentern verschiedene Feldbader. Als Generalstabs-Barbier fungierte Johann Preuner, auch kaiserlicher Hofbarbier. Die Stelle eines „Stadtquardi-Medici" kam einem gewissen Dr. Sattler zu. Derselbe war jedoch entflohen. Am 5. August wurde dann dieses Amt dem Dr. Philipp Pfan „conferiert". Als Feldscherer leisteten beim Stadtguardia-Regimente Dienste, und zwar bei der Leibcompagnie des Stadtcommandanten Starhemberg: Mathias Burchhard, bei der Compagnie des Obristwachtmeisters degli Obizzi aber Johann Michael von Creiztall*). Ob die anderen Regimenter mit ärztlichem Personale auch so reichlich versehen waren, steht dahin. Als man die

*) Es haben sich zwei Verzeichnisse von Verwundeten des Stadtquardi-Regimentes, die von diesen Feldscherern während der Belagerung behandelt wurden, im k. k. Finanz-Archive in Abschrift erhalten. Wir fügen selbe hier bei.

a: „Specification derjenigen Manschafft, welche in der Belagerung durch den Erbfeindt plesirdt seindt worden und durch den Veldtscherer Matthias Burkhardt von der Leibcompagnia curiert, 1683.

Erstlichen Georg Tazauer, Schuß. — Wolf Fürstenhoffer, eine Granadten die Handt zerschlagen. — Michael Graff, Schuß. — Jakob Paidter, verbrendt. — Hans Georg Schenß, die Handt zerschmattert. — Mathias Höthler, Schuß. — Georg Supper, verbrendt. — Petter Hueber, die Nasßen abgehaut worden. — Albertus Royer, Schuß. — Adam Hochholzer, in Armb plesirdt worden. — Hans Christoph Waizenpöth, mit einem Stain geworfen. — Hans Englis, Schuß. — Georg Prunmayr, mit einer Pumen geschossen. — Sebastian Pürthner, Pulfer verbrendt. — Simon Mihlner, Schuß. — Georg Adam Polster, mit einer Pumen geschosen worden. — Hans Gosch, mit einem Stein geworffen worden. — Simon Groppner, Schuß. — Moritz Herman, Pulver verbrendt. — Jakob Hiebel, Schuß. — Hans Molok, Pumen geschosen. — Christoph Zosß, plesirdt worden. — Michael Waiß, Schuß. —

Verwundeten in die verschiedenen Klöster abgegeben und dem Bischof Kollonitz die Oberaufsicht über dieselben aufgetragen hatte, wurden demselben zwei Commissäre zur Beaufsichtigung der Kranken zugeteilt, Johann Ludwig Prenner und Hans Christoph Hinderhofer. Der Erstere verrechnete an Kollonitz als Besoldungsgebühr für das in diesen provisorischen Spitälern im ersten Monate der Belagerung zur Dienstleistung verwendete ärztliche Personale 155 Gulden, wovon auf „den Doctor" als Monatssold 50 Gulden, auf 21 Barbiergesellen aber insgesammt 105 Gulden entfielen.

Die Medicamente bezogen die Verwundeten aus den verschiedenen Apotheken. Feld- und Stadtguardia-Apotheker war Daniel Miller. Derselbe starb am 11. August am Schlagflusse. Am 14. August wurde seine Stelle vom Deputierten-Collegium dem Apotheker zum Greifen, Sigmund Punz, übertragen. Zugleich wurde bestimmt, daß die Stadtguardia im Convent zu St. Michael, die Artillerie im Bürgerspitale, die Cavallerie und das Regiment Kaiserstein bei den Pazmaniten, das Regiment Starhemberg bei den Augustinern, das württembergische Regiment im Profeßhaus der Jesuiten und die Studenten aus der Apotheke zum Mohren ihre Medicamente erhalten. Die übrigen Kranken, „als das Lazaret im Passauerhof, die Souchi'schen bei den P. Jesuiten im Collegio und im Mölkerhof, die Heister'schen und Thimbischen in simili im Collegio, die Neuburgischen bei den Dominicanern, die Beckischen bei den Dorotheern und im kaiserlichen Spital, die Scherffenbergischen bei den Minoriten und die Manns-

---

Martin Zähen, Schuß. — Thoma Petschenkha, durch die Granaden die Hantt zerschlagen. — Christoph Schnauß, verbrendt. — Michael Reihel, Schuß. — Gottfried Ritter, Schuß. — Hanß Störzer, mit einer Stukhkugel plesirdt worden. — Balthauser Ahner, Schuß.

Thaateus Moßic, Haubtman m. p. — Hainrich Groß, Veltwäbel. — Sebastian Gottlieb, Führer."

b: „Specification der Patienten, welche in der gewesten Belagerung allhier in Wien von der löblich. Marques de Obizzischen Compagnia von dem Feindt blesirt worden und ich Johann Michael v. Creiztall, damalig gewester Feldscherer couriert und meine aigene Medicamenta beygesezt hab, welches mihr zu bezahlen ausstendt ist, wie folgt:

Lorenz Kniebändl — Nicolauß Sigl — Achatius Wilhelms Ludtwig — Marx Millan — Caspar Kainbarth — Hanß Liescher — Blasy Weiß — Joseph Resch — Lorenz Strigl — Thoman Fischer — Blasy Hoffer auf 2mahl — Martin Widmann auf 2mahl — Martin Pankhandrafethi auf 2mahl — Andreas Pauer — Lorenz Grueber auf 2mahl — Heinrich Kraußer — Phillipp Jobb Rader auf 2mahl — Hanß Forschtner auf 2mahl — Georg Kißner — Caspar Eggl — Caspar Iberall — Hanß Heiß — Augustin Krauß auf 2mahl — Paul Hälinger — Andreas Prandtner — Theowaldt Sumpel — Wilhelmb Assen — Andreas Schuber — Michael Rath — Hanß Peder Mayr — Adtam Casstner — Gottfridt Leitl.

Daß Joh. Mich. v. Creiztall, alß mein gewester Feldtscherer in der Belagerung dise 32 Mann, die von dem Feind verwundet, behandelt, wird bestätigt.

Wien den 20. Juni 1686.

Jo. Ign. Wenigelli, Fendrich — Phil. Engl, Veldtwebl, so in der Belagerung Führer gewesen."

feldischen bei den Franziskanern", sollten damit durch Sigmund Punz aus den übrigen Apotheken versorgt werden.

Am 12. Juli war auch die Bürgerschaft schon militärisch organisiert. Im Stadtrate war an diesem Tage beschlossen worden, „daß denen verordneten Herrn Stadthauptleuthen vor dero unterhabenden Mannschafft Pulver und Blei gereicht werden solle". Emerich Koßmann des inneren Rates und Adam Schreyer, Stadtgerichtsbeisitzer, wurden zu diesem Zwecke als Commissäre delegiert und den gesammten Hauptleuten anbefohlen, „daß sie ihre Rollen in bessere Ordnung einrichten und die Wachten mit mehrern Eiffer versehen lassen sollen". Die Einquartierung der Generale und Officiere wurde, da die dazu als Commissäre bestimmten Herren Drach und Peickhart von ihren Hauptmannsstellen zu sehr in Anspruch genommen waren, dem Stadtrichter Simon Stephan Schuester und den beiden Stadtgerichtsbeisitzern Georg Mozi und Johann Weickhard Waal übertragen. Die Beschaffung von Schanzkörben oder in deren Ermanglung von Fässern für die Geschütze sollten die Stadtgerichtsbeisitzer Caspar Pätzinger und Loth Som besorgen; der Ankauf und die Austeilung des Weines wurde dem Stadtoberkämmerer und Mitglied des inneren Rates, Daniel Fokhy, und dem Mitgliede des äußeren Rates, Andreas Fiechtl, und endlich die Verteilung des Brodes und der Semmeln den Mitgliedern des inneren Rates, Jacob Daniel Tepser, Wolfgang Bernhard Puechenegger und Johann Nicolaus Ruckenbaum zugewiesen. An Proviant und Munition war ja Dank der Vorsicht des Stadtrates, der schon Ende 1682 für Beides Vorsorge getroffen hatte, kein Mangel. Nur der nötige Wein mußte noch in der Stadt beschafft werden, aber das war ein Leichtes, und es ist nicht aus der Luft gegriffen, wenn der officielle baierische Geschichtsschreiber dieser Belagerung und des endlich folgenden Entsatzes, Johann Franz Diani, bei Besprechung dieser Verhältnisse in die Worte ausbricht: „Man pflegt zu sagen, daß Wien (während der Belagerung) mehr Wein als Wasser besessen habe." Mitte Juli sollen sich nicht weniger als 169.000 Eimer Wein in der Stadt befunden haben.

Das Commando über sämmtliche bewaffnete Bürgercompagnien kam dem Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg zu. Späterhin, am 19. Juli, als sich seine Amtsobliegenheiten derart vermehrten, daß er ihnen bei ohnedies geschwächter Gesundheit nicht mehr vollständig nachkommen zu können fürchtete, wurde auf Ratsbewilligung zu seiner Unterstützung der frühere Hauptmann Lorenz Nischy (auch Nisky geschrieben) als Obristwachtmeister gegen spätere Vergütung auf eigene Kosten in Dienst genommen, „dergestalt, daß er von Herrn Burgermeister und Rath unmittelbar dependieren solle". Liebenberg hatte bei der Wahl dieser Persönlichkeit, wie es scheint, keine besonders glückliche Hand. Nischy war am 30. Juni auf Befehl des Hofkriegsrats-Präsidenten Hermann von Baden „in Ketten und Eisen gelegt worden", angeblich,

weil er „etwa was hartes“ von der raschen Aufhebung der Belagerung Neuhäusels durch den Herzog von Lothringen geredet haben sollte, nach einer anderen Version aber, „weil er mit dem Thököly'schen Secretär wider das Haus Österreich verräterische Correspondenz gepflogen zu haben“ beschuldigt wurde. Man wollte seine militärischen Fähigkeiten nicht unbenützt lassen, und um ihn zu prüfen und ihm „besser auf die Feine“ zu kommen, wurde er zum Commando als Obristwachtmeister berufen. Er war jedoch, wie es sich zeigte, ein Maulheld. Kaum fünf Tage im Commando, witterte er am 24. Juli „in der sogenannten Mähring oder gewölbtem Gange, wodurch der Unflat in die Donau unter den Stadtmauern geleitet wurde, etwas von Menschen“, kam athemlos zum Stadtcommandanten gelaufen und allarmierte diesen. Man sah sogleich nach, und es stellte sich heraus, daß das Ganze nur die Ausgeburt einer erhitzten Phantasie sei, worauf Starhemberg „den beherzten Angeber nach Verdienst abgewürzt und dieses durch die ganze Stadt ausgebreitete Geschrei öffentlich verhöhnen und auslachen lassen“. Auch sonst noch bewährte sich Nischy nicht, und es wurde später ein tüchtigerer Officier an seine Stelle berufen.

Die bewaffnete Bürgerschaft zerfiel nach den acht Quartieren der Stadt in ebenso viele Compagnien:

Das alte Stubenviertel: Diese Compagnie zählte anfangs 226 Mann unter Commando ihres Hauptmannes Johann Martin Drach, Mitglied des inneren Stadtrates. Als derselbe am 7. September starb, wurde an seine Stelle der Stadtgerichtsbeisitzer Johann Georg Metzger berufen. Lieutenant war Johann Caspar von Prämbs, Stadtgerichtsbeisitzer; Fähnrich, Paul Schmuderer, Mitglied des äußeren Rates.

Das alte Kärntnerviertel: Hauptmann war Nicolaus Krauß, Stadtgerichtsbeisitzer; Lieutenant, Sebald Stembler, Mitglied des äußeren Rates; Fähnrich, Joachim Klebet. Die Compagnie zählte 272 Mann.

Das alte Widmerviertel: Es stand unter dem Hauptmanne Johann Franz Peickhart (Mitglied des inneren Stadtrates), Lieutenant Michael Pergauer und Fähnrich Johann Peter Rauch, Mitglied des äußeren Rates, und zählte 222 Mann.

Das alte Schottenviertel wurde commandiert vom Stadtgerichtsbeisitzer Loth Som als Hauptmann, dem Mitgliede des inneren Stadtrates Jacob Daniel Tepser als Lieutenant (dieser resignierte späterhin auf seine Stelle), und von dem Mitgliede des äußeren Rates Johann Paul Mauser als Fähnrich. Die Compagnie zählte 230 Mann.

Das neue Stubenviertel: Hier war Hauptmann Johann Ludwig Praun; Lieutenant, Michael Schmickhel; Fähnrich, Augustin Schmidtbauer. Sämmtliche Officiere gehörten dem äußeren Stadtrate an. Die Compagnie bestand aus 284 Mann.

Das neue Kärntnerviertel: Hauptmann war Veit Heinrich, Mitglied des äußeren Rates; Lieutenant, anfangs Hans Georg Metzger,

später, als dieser Hauptmann des alten Stubenviertels geworden, wurde seine Stelle übertragen an das Mitglied des äußeren Rates Johann Christoph Gulden; Fähnrich war Johann Melchior Zorn, Mitglied des äußeren Stadtrates. Die Mannschaft belief sich auf 163 Mann.

Das neue Widmerviertel stand unter dem Hauptmanne Ernst Josue Pentz; Lieutenant war Mathias Altzinger (oder Alxinger); Fähnrich, Martin Ferner, und nachdem dieser vor dem Feinde tödtlich verwundet worden und an seinen Wunden gestorben, Mathias Krapff. Sämmtliche vier Officiere waren Mitglieder des äußeren Rates. Die Mannschaft bestand aus 206 Mann.

Das neue Schottenviertel: Hier war Hauptmann Johann Ernst Zirckh (oder Zuergg), Mitglied des äußeren Rates; Lieutenant, Daniel Plaickhner; Fähnrich, Hermann Tubelli. An Mannschaft wurden gezählt 212 Mann. Die acht Bürgercompagnien waren daher am Anfange der Belagerung „ohne der prima Plana, der Kranken und Alten, wie auch des inneren Stadtrates und kaiserlichen Stadtgerichts" 1815 Mann stark, „so alle fechten und sich zur Stadtdefension gebrauchen lassen können". Außer dieser Mannschaft wurden auch noch einige Freicompagnien errichtet.

Der Erste, der mit Erlaubnis des Stadtrates eine solche Freicompagnie organisierte und selbe dem Commando des Bürgermeisters unterordnete, war der schon als Privilegiums-Inhaber für den Verkauf des Roitscher Sauerbrunnens bekannte Gastwirt in der Kumpfgasse (vgl. S. 146) Ambrosius Frankh, Mitglied des äußeren Stadtrates. Hauptmann dieser Freicompagnie war Frankh selbst, er tat sich während der Belagerung besonders bei Ausfällen hervor. Die Lieutenantsstelle versah Peter Schwäbel, zum Fähnrich wurde Lucas Härtl „gemacht". Die Truppe zählte am 15. August noch 255 Mann, nachdem „viele zu denen Herren Niederlägern gegangen", in deren Compagnie sie für Sold dienten. Sie erhielt eine eigene Fahne. In der Wohnung des Bürgermeisters wurde diese Fahne „beschlagen", worauf der versammelten Mannschaft vom Oberkämmerer Fokhy und Stadtschreiber Hocke der Eid abgenommen wurde, „daß sie Ihro kais. Maj. und dem Stadtmagistrat gehorsambist getreu bleiben und sich zur Stadtdefension euffrigst gebrauchen lassen sollen; und hat diese Freicompagnia in wehrender Belägerung sowol in Schanzen als Ausfällen ersprießliche Dienst geleistet". Als Versammlungsort wurde ihr auf dem Judenplatze eine eigens dazu erbaute Hütte angewiesen.

Auch die Fleischhauer und Brauknechte trennten sich von den übrigen Handwerksburschen und errichteten mit Einwilligung des Stadtrates ein eigenes Fähnlein. Sie nannten sich „die lödige Fleischhacker- und Bierbrauer-Compagnie". Hauptmann derselben war Adam Sigmund Schmidt von Ehrnhauß; Lieutenant, Wolf Steinhart; Fähnrich, Caspar Taglang. Ihr Sammelplatz befand sich in einer zu diesem Zwecke aufgerichteten Hütte, „negst der Kirchen des

Professhauß auf dem Platz, wo man auf den Judenplatz gehen will". Diese Compagnie hat sich durch mutvolles Benehmen besonders ausgezeichnet. Am 6. August trat sie ihren Dienst an. Sie ließ sich selbst noch in den allerletzten Tagen der Belagerung auf den gefährlichsten Posten, unmittelbar im Angesichte des Feindes, bei den Schanzarbeiten freiwillig verwenden. Anfangs zählte man in dieser Compagnie 294 Mann. Am 9. September war sie auf 234 zusammengeschmolzen.

Auch die Bäckerjungen errichteten eine eigene Freicompagnie unter „einem neuen Fändl". Es war aus der Innungslade um den Preis von mehr als 60 Gulden angeschafft und vom Bischof Kollonitz in der Jesuitenkirche am Hof geweiht worden. Den Beschlag der Fahne nahm Bürgermeister Liebenberg im Beisein des Stadtrates vor, indem er Nägel in die Fahnenstange schlug. Hauptmann war Johann Adam Loth, Stadtgerichtsbeisitzer. Als er auf der Löbelbastei vom Feinde am 16. August erschossen wurde, folgte ihm Jacob Rudolph von Kirch als Hauptmann. Lieutenantsdienste versah Nicolaus Pürchler, als Fähnrich fungierte Hans Michael Wagenlehner. Die Compagnie war 155 Mann, nach dem Innungsbuche aber 230 Mann stark. Ihr Versammlungslocale befand sich auf dem Kienmarkt bei der „schwarzen Bürste" (jetzt Ruprechtsplatz Nr. 5). Als Posten war der Compagnie anfänglich seit dem 6. August die Mölkerbastei und das nächstgelegene Ravelin, später die Löbelbastei angewiesen.

Nicht weniger begehrten auch die ledigen „Schuchknecht" in eine besondere Compagnie eingereiht zu werden. Sie wurde ihnen vom Stadtrate verwilligt und zählte 288 Mann. Ihr Hauptmann war Johann Wilhelm von Rudolph; Lieutenant Johann Christoph Ernst von Detter und „Feldwäbel |:weilen sie kein Fändl auffgericht:|" Paul Pfandler.

Die übrigen ledigen Handwerksbursche, 301 Mann an der Zahl, wurden anfangs zu einer Compagnie unter Johann Kauffmann als Hauptmann, Valentin Schram als Lieutenant und Andreas Thom als Feldweibel, da auch sie keine eigene Fahne besaßen, vereinigt. Später aber teilte der Stadtrat die Truppe in zwei Compagnien. Dem Hauptmann Kauffmann verblieben 137 Mann, die übrigen 164 Mann aber wurden dem Commando des Hauptmannes Hans Christoph von Uhl überlassen. Dieser mußte jedoch 30 Mann seiner Compagnie zur Verwendung im Laboratorium des bürgerlichen Zeughauses abgeben. Seit dem 12. August wurden beide Compagnien wieder in Eine reduciert, die Officiere der aufgelösten Compagnie aber den Schuhmachern beigesellt.

Diese sechs Freicompagnien der ledigen Handwerksbursche zählten also im Ganzen anfangs 1293 Mann, „ohne der prima Plana", die dem Commando des Bürgermeisters unterstehende Mannschaft aber nach dieser Berechnung 3108 Mann und, wie Hocke hinzufügt, insgesammt „3748 Mann" — wahrscheinlich sind hier nicht blos die verschiedenen prima Planen, sondern auch noch andere hinzugerechnet, die sich bei den Schanzarbeiten verwenden ließen. Dieser Mannschaft

reichte die Gemeinde Brod und Wein. Erst seit dem 11. August ließ sich der Stadtrat herbei, den Handwerksgesellen außerdem noch täglich einen Groschen an Sold zu bezahlen. So berichtet wenigstens der Stadtschreiber Hocke.



Hans Michael Wagenlehner.
(Nach einer in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Copie aus dem Innungsbuche der Bäcker-Genossenschaft.)

Außerdem gab es auch noch andere Freicompagnien in der Stadt, die jedoch dem Grafen Starhemberg unmittelbar unterstellt waren. Nachdem der erste Schrecken, der anfänglich Alle gelähmt hatte, überwunden worden, brach auch die Studentenschaft in den Ruf aus: zu den Waffen! zu den Waffen! Der Rector Magnificus ließ am 12. Juli die Studenten unter die Fahnen rufen, und vom

16. Juli an, an welchem Tage ihnen aus dem kaiserlichen Zeughause auf Anordnung Starhemberg's die nötigen Waffen gereicht wurden, standen bis zum Ende der Belagerung drei Studentencompagnien kampfbereit im Dienste des Vaterlandes. Als Standplätze wurden ihnen vom Stadtcommandanten nach Hocke die drei Ravelins bei dem Schotten-, Kärntner- und Neu-Thor zugewiesen. Der Bericht in der ungarischen Nationsmatrikel aber erzählt, es wären anfangs zwei Compagnien, und zwar eine auf die Mölker-, die andere auf die Burgbastei als Wache geschickt worden, während die dritte Compagnie zunächst im Universitätsgebäude Posten bezogen habe. Die Zahlen über die Stärke dieser drei Studentencompagnien schwanken. Während die verschiedenen Universitätsberichte von 1000 Mann erzählen, gibt Vaelkeren nur 700 Mann an. Es waren nicht lauter Studenten, auch die Buchdrucker, Buchführer und Buchbinder, wie überhaupt alle „Universitätsverwandten“ wurden aufgenommen. Den nominellen Oberbefehl hatte sich der Rector Magnificus Dr. Lorenz Grüner, Domherr zu St. Stephan, vorbehalten. Tatsächlich wurde diese Truppe commandiert von dem Schwiegersohne des Stadtcommandanten, dem niederösterreichischen Regimentsrate Ferdinand Karl Freiherrn von Welz, als Obristlieutenant. Ihm zur Seite stand als Obristwachtmeister Dr. Paul de Sorbait. Schon zur Pestzeit hatte sich dieser so ausgezeichnet, daß ihm die Regierung im Jahre 1682 den Titel eines kaiserlichen Rates verlieh. Er war Leibarzt der verwitweten Kaiserin Eleonore und eine stadtbekannte und beliebte Persönlichkeit, vielleicht seines etwas derben Wesens halber. Starhemberg schreibt einmal mit Bezug auf ihn von der Krankheit einer alten Dame: „Ich glaube halt nach dem Sorbait, der sagt, daß die alten Weiber die Seele über quer haben, daß sie nicht heraus kann.“ Daß er als Professor an der medicinischen Facultät eine Zierde der Universität war, haben wir bereits (Seite 142) erwähnt. Jetzt in der Gefahr bewies er, daß er ein tapferer Degen und warmer Freund der Studenten sei. Starhemberg hatte der Studentenlegion Wein und Brod zu reichen befohlen. Auf specielle Weisung des Obristwachtmeisters Sorbait wurde den bedürftigen Studenten auch Geld zu ihrem Unterhalte gereicht. Als Hauptleute der drei Compagnien fungierten Dr. Johann Stanislaus Altmann, Hof- und Gerichtsadvocat. Er commandierte die Compagnie der „alten Häuser“. Er hat als Procurator der ungarischen Nation in der Matrikel derselben eine zwar kurze, aber lebensvolle Beschreibung des Anteiles, den die Universität an der Verteidigung Wiens genommen, den Nachkommen hinterlassen. Hauptmann der zweiten Studentencompagnie war Christoph Ignaz von Tiblern, Rat des Hofmarschallamts-Gerichtes, der jedoch bald auf seine Stelle resignierte. Es übernahm hierauf Dr. Sorbait selbst das Commando dieser Compagnie. Als Vicecapitän unterstützte ihn in demselben Sylverius de Coscolossa. Die dritte Compagnie wurde anfänglich vom Hauptmanne Dr. Johann Müller, Gerichtsadvocat, commandiert. Als dieser am 4. September starb, wurde an seine

Stelle Dr. Joseph Schmuz von der philosophischen Facultät berufen, der bis dahin als Fähnrich in der ersten Compagnie mit Auszeichnung gedient hatte. Lieutenants waren Dominicus Henner von Hennenfeld und Johann Ulrich Jeger von Heissenberg. Fähnriche aber außer Dr. Schmuz, Johann Jacob Meister, der jenen in dieser Charge ersetzte, dann Hieronymus von Immendorf und Johann Philipp Andreas von Raidegg, alle drei Studenten der juridischen Facultät. Raidegg starb während der Belagerung, er wurde von Johann Franz Wenighoffer, der ebenfalls studiosus juris war, ersetzt. Außerdem hatte das Regiment seinen eigenen Schultheiß in der Person des damaligen Decans der juridischen Facultät, Dr. Adam Suter, Hof- und Gerichtsadvocat; die Stelle eines Regiments-Secretärs aber versah der Hof- und Gerichtsadvocat Dr. Johann Kirchstetter, der damals Syndicus der Universität war. Das Studentenregiment wurde unter die Elitetruppen der Belagerten gezählt. Es zeichnete sich wiederholt durch seine Bravour, insbesondere bei Ausfällen aus.

Auch die Niederlagsverwandten rüsteten eine Freicompagnie in der Stärke von 250 Mann aus, versahen selbe mit „Feuerröhren und Flinten" und reichten der Mannschaft aus eigenen Mitteln wöchentlich eine gewisse Summe an Sold. Um die Truppe militärisch einzuüben, nahmen sie den in Wien anwesenden ehemaligen Obristwachtmeister des Infanterie-Regimentes Baden, Wilhelm Schütz, einen alten aber bewährten Soldaten, als Oberofficier in Dienste. Hauptmann war Heinrich Pöller, ein „vornehmer Handelsmann und Wechsler in der Niederlag"; Lieutenant war Christoph Weyer, Fähnrich Wolfgang Bauernfeind, beide Niederlagsverwandte. Starhemberg wies der Compagnie ihren Posten an, teils auf der Burgbastei, teils in den mittleren Zimmern der Hofburg. Sie hat sich seit dem 6. August, wo sie in Action trat, besonders durch ihr sicheres Schießen rühmlich hervorgetan.

Es waren im Ganzen 110 Firmen von hofbefreiten Handelsleuten, Handwerkern und Künstlern in der Stadt zurückgeblieben. Auch von den Hofbediensteten und „Cameralisten" waren viele durch die Gefahr überrascht oder aus Sorge um Hab und Gut gezwungen worden, in der Stadt zu bleiben. Unter ihnen befand sich der „etlich und siebenzig" Jahre alte Hofkammerrat und niederösterreichische Buchhalter Wolfgang Reuschel von Reuschelberg, ein für sein Alter noch frischer und wackerer Mann. „Der redete dieser Leuten etliche an und animierte sie, sie solten bei dieser Conjuncturen, da andere Leute, was Stands und Condition sie auch seien, umb das gemeine Wolwesen die Waffen ergreifen und sich unter einen gewissen Fahnen haben einschreiben lassen, sonsten auch anjetzo in Wien Niemand was bessers und nutzlicheres thun kan, sich auch zu was solches resolvieren. Er wolte sich zu Ihrer Excellenz dem Herrn Commendanten verfügen, um den Vorschlag zu thun und den Consens zu erlangen." Die Leute waren damit einverstanden,

„der Alte tragts vor und der General haltets vor genehmb“. So kam das an Zahl stattliche Corps der Hofbediensteten und Hofbefreiten zu Stande. Zum Obersten wurde Graf Maximilian von Trautmannsdorf, früher Oberst in spanischen Diensten, ernannt; „der tapfere alte Herr Reuschel aber ward zum Obristwachtmeister erklärt, in welcher Qualität man ihn auch nachgehends mit einer Feder auf dem Huet fleißig und wacker vor seiner Compagnie mit der Partisan in der Hand durch die Stadt zu ihrem Posto zur Wacht aufziehen sahe“. Das Regiment hatte im St. Johannishof (jetzt Johannesgasse Nr. 2) zwei Fahnen aufgerichtet. Es war an 960 Mann stark und gliederte sich in vier Compagnien. Hauptleute waren Michael von Mühlberg, Marcus Marcolini und Marcus Martini; Lieutenants Johann Christoph Zweig, Franz Jacob von Walchring, Claudius Bugnet und Friedrich Scorvus, und Fähnriche Leopold Ignaz Franz von Wisendo, Franz Mathias Huber, Franz Karl Bartolotti und Johann Baptist Vitali. Anfänglich war diesem Regimente der Posten auf dem Ravelin vor dem Stubenthor angewiesen worden, später aber in der neuen Burg (Leopoldinischer Tract) und auf der Burgbastei. Auf letzterem Punkte hat dasselbe beim Schanzen und Graben viele Leute verloren.

Außerdem hatten sich dem Stadtcommandanten noch verschiedene Persönlichkeiten zu freiwilliger Dienstleistung angeboten. Heinrich Gottfried Freiherr von Kielmannsegg, Ihro Majestät Landsjäger-Untermeister, sammelte etwa 80 bis 90 Schützen, mit denen er besonders in den ersten acht Tagen der Belagerung „fast Tag und Nacht auf der Burgbastei gewesen“ und durch scharfe Schüsse dem Feinde großen Abbruch getan. Später leitete er die Munitionserzeugung und die Feuerwerkerei am St. Stephansthurme.

Wir finden in der Umgebung Starhemberg's den Grafen Hans Karl von Fünfkirchen, von den Ständen bestellter Commissär des Viertels unter dem Wienerwalde, der in der Stadt, wie es scheint, durch die rasch heraufziehende Gefahr überrascht wurde; den Obristlieutenant des Kerischen Croaten-Regimentes, Gottfried Grafen Salaburg, der, um sich von seiner Krankheit befreien zu lassen, in Wien weilte und nunmehr von dem Commandanten anfangs gerade so wie Graf Fünfkirchen bei den Geschützen verwendet wurde, später aber eine Compagnie Cavallerie errichtete, um sich bei Ausfällen mit dieser Truppe nützlich zu erweisen. Ferner Matthäus Colalto Graf von St. Michael, ein Venetianer von Geburt, der früher Oberst eines kaiserlichen Croaten-Regimentes gewesen, dermalen aber, da sein Regiment „reformieret worden“, vacierend sich in der Stadt hatte einschließen lassen, freiwillig Dienste leistete und hiebei eine schwere Verwundung sich zuzog. In ähnlicher Lage befand sich auch der mährische Edelmann Franz Sigismund Roßtauscher von Reithofen, früher Hauptmann und General-Adjutant in Wien. Er wurde von Starhemberg vielfach als Adjutant verwendet, endlich zum Obrist-

wachtmeister an Stelle des unbrauchbaren Nischy ernannt. Besonders verdient in der Anordnung der Schanzarbeiten machte sich Hauptmann Elias Kühn aus Schlesien; endlich haben dem Commandanten in der Stadt sich noch nützlich erwiesen der alte Graf Vignancourt, Ernst Sigismund von Zetteritz, ein schlesischer Edelmann, Oberst Cornelius von Rümlingen, ein alter vom Podagra geplagter, aber kriegserfahrener Officier*) und Otto Ferdinand Gottlieb Graf von Volckra.

Von besonderer Wichtigkeit für die Möglichkeit der erfolgreichen Verteidigung Wiens gegen die Türken war die Anwesenheit des Bischofs von Neustadt und ungarischen Kammerpräsidenten Leopold Grafen Kollonitz. Er war einer der wenigen ungarischen Staatsmänner im Dienste des Kaisers, die nicht zum Feinde übergiengen oder die Flucht ergriffen. Selbst den Palatin Paul Eszterházy, der am 30. Juni von Schintau aus jenen verzweiflungsvollen Brief an den Kaiser gerichtet hatte, finden wir bald darauf auf der Flucht in der Steiermark. Jeder hatte sich zu retten gesucht, so gut er konnte. Kollonitz aber harrte aus auf dem ihm von der Vorsehung angewiesenen Posten, zum Heile der Stadt Wien, zu ewigem Ruhme für sich selbst. In Kollonitz' Adern rollte kriegerisches Blut. Das Geschlecht, dem er entsprossen, hat manchen Helden in seinen Reihen. Auch sein Vater war Soldat gewesen, hatte den protestantischen Glauben mit dem Katholicismus vertauscht, wurde von Kaiser Ferdinand III. 1637 in den Grafenstand erhoben und war als Kriegsoberst Commandant der Festung Komorn gewesen. Hier wurde Leopold Kollonitz im Jahre 1631 geboren. Als jüngster Sohn — er hatte fünf ältere Brüder — trat derselbe im Jahre 1650 in den Malteserorden. Das Schwert wußte er meisterhaft zu führen. Auf Candia focht er gegen die Ungläubigen so tapfer, daß ihn der Orden zum Castellan von Malta erhob. Später erhielt Leopold Kollonitz die Comthureien von Mailberg und Eger. Er kehrte nach Österreich zurück und wurde im Jahre 1657 zu Neutra zum Priester geweiht. Schon im Jahre 1668 finden wir ihn als Bischof von Neutra in die höheren Sphären der geistlichen Hierarchie emporgestiegen, und zwei Jahre darauf (1670) ist er Bischof von Wiener-Neustadt. Auch auf politischem Gebiete trat er damals schon als einer der Führer der Gegenreformation in Ungarn auf. Wir finden ihn unter den Richtern am Preßburger Untersuchungstribunal tätig im Processe gegen die protestantischen

---

*) Im Expeditprotocolle des Hofkriegsrates erscheint sein Name als „Corneli von Reübling, Obrister", der Anfangs September um ein Adjutum ersucht „in Ansehung seines bei diesen Conjuncturen erlittenen großen Verlustes, wie auch seiner treuleistenden Dienste und Eifer wider den Erbfeind, wie nit weniger, daß ihm seine Ehefrau und Bruder gestorben, Begräbnisunkosten, unerachtet er ohne das an Mittlen entblößet". Worauf das geheime Deputierten-Collegium dem Hofkammerrat Belchamps am 9. September aufträgt, „in Consideration des von ihme Zeit dieser wehrenden Belägerung erzeigten Fleiß und Eifer" 100 Reichsthaler erfolgen zu lassen.

Prediger. Seit dem Jahre 1672 hatte er die Stelle eines ungarischen Kammerpräsidenten inne. Er war ein Feind der Akatholiken und der Juden. Letztere betrachtete er als ein „schödliches Unkraut". Als Kammerpräsident sah er sich jedoch genötigt, selbe nicht blos zu tolerieren, er trat sogar für sie ein. Die Stadt Preßburg wollte den „Münz-Juden" kein Quartier geben. Unterm 10. März 1675 ersuchte Kollonitz den Bürgermeister von Preßburg, Georg Christoph Hilscher: „er wolle ihm belieben lassen, gedachte Juden mit einem Quartier umb ihr paar Gelt versehen lassen, dan sie in Ihro Majestät Diensten ihr Verrichtung haben, widerigenfalls ich veranlaßt wurde, jhnen selbsten eins zu verschaffen". Sonst war er ein warmer Freund der Bürger, natürlich der katholischen. Neustadt verdankte hauptsächlich seiner Fürsorge das verhältnismäßig gelinde Auftreten der Pest im Jahre 1679. Der Stadtgemeinde Preßburg streckte er im Jahre 1680 „für Lazaretnotturfften und Ausgaben" zur Abwehr der Pestgefahr 1500 Gulden ganz ohne Zinsen vor. Im Jahre 1682 hatte er sich der Armee in einem kritischen Momente als Director des Feldproviantwesens in Niederungarn nützlich erwiesen. Jetzt finden wir ihn als Freiwilligen in Wien.

Wir wissen, welche Sorgen Starhemberg quälten in Beziehung auf die zur Verteidigung der Stadt nötigen Geldmittel. In jener Conferenz am 6. Juli, im Hause des Bischofs Sinelli, war der Gedanke angeregt worden, da sich nur 30.000 Gulden in den kaiserlichen Cassen in Wien befanden, von den Erzbischöfen von Raab und Gran und anderwärts her Gelder aufzunehmen. Da sich der vom Kaiser am 7. Juli zum Mitgliede des geheimen Deputierten-Collegiums ernannte Hofkammerrat Gottlieb von Aichpüchel aus der Stadt geflüchtet hatte, so war von Leopold I. an dessen Stelle der Hofkammerrat Karl von Belchamps ernannt worden. Am 13. Juli gibt der Hofkriegsrat dem Herzoge von Lothringen von dieser Ernennung Kunde. Belchamps hatte sich nicht aus der Stadt entfernt; obgleich er nicht entzückt war über seine Exponierung in Wien*), so nahm er sich seines Postens ungemein warm an. Auch bei der Beratung am 9. Juli mit Starhemberg war der Vorschlag gemacht worden, um dem Geldmangel abzuhelfen, sich der in die Stadt geflüchteten Gelder gegen vorläufige Bestätigung und das Versprechen der späteren Rückerstattung zu bemächtigen. Es scheint jedoch, daß weder Starhemberg noch Belchamps, wenn sie gewußt haben, wo solche Gelder in Wien aufzutreiben seien, sich getrauten, dies ohne besondere Ermächtigung zu tun. Belchamps

*) In einem Schreiben der Hofkammer an Belchamps aus Passau vom 17. Juli 1683 heißt es: „6. verbleibet es allerdings bey der gnädigst geschöpfften Resolution, daß er Herr Belchamps bey der zu Wien hinterlassenen Camer das Directorium zu führen habe, welche mit dem jhme zugeordneten Herrn de Thomasis Ihrer Majt. Dienst und Interesse zu befürdern wissen wird, zumahlen die anderen Herrn Räthe von unserem Mittl den Hoff zu folgen befelcht worden."

hatte an die Hofkammer nach Passau einen Bericht wegen der nach Wien geflüchteten Gelder abgesendet. Der Bischof von Raab und Erzbischof von Kalocsa, Georg Széchényi, hatte dem Kaiser in einem Schreiben vom 14. Juli sogar sein nach Wien geflüchtetes Geld selbst angetragen. Er schrieb von Lorch aus, wohin er sich geflüchtet hatte: „Eure geheiligte Majestät wird sich gütigst erinnern können, daß ich vor einem Jahre Eurer geheiligten Majestät 100.000 Gulden durch den Bischof Kollonitz habe übergeben lassen. Schon wiederum biete ich 61.000 Gulden an. Dieses Geld habe ich vor fünf Tagen, als ich Wien verließ, im Collegium Pazmaneum zurückgelassen. Ich bitte Euere geheiligte Majestät untertänigst, gütigst zu befehlen, daß mir über den Empfang dieser Summe ein Sicherheitsbrief ausgestellt werde, und ich dort, wo ich mich flüchtend verberge, davon die fünfpercentigen Zinsen in Empfang nehmen könne.

Ich hätte jene Summe mit mir nehmen können, aber da ich wußte, daß Euere geheiligte Majestät dieselbe für Ausgaben im Staatsinteresse nötig haben würden, habe ich es aus Treue, Liebe und guter Affection zum gemeinen Wole und zu Euerer geheiligten Majestät nicht getan.

So lange ich in Oberösterreich oder in Böhmen als Flüchtling mich aufhalten werde, hoffe ich, daß mir die Zinsen jener Summe zum Zwecke meiner Erhaltung in diesen Ländern gereicht werden. Wenn mir die Gnade Gottes nach Wien zurückzukehren erlaubt, möge mir dann durch Mandat Euerer heiligsten Majestät auf das Salzkammeramt eine Schuldverschreibung gegeben werden. Die Schlüssel der Kisten habe ich bei mir, und werde sie demjenigen ausfolgen, dem die Übernahme des Geldes aufgetragen wird; er muß mir aber vorher den Sicherheitsbrief wegen der mir in der oben angedeuteten Weise darzureichenden Zinsen übergeben. Wenn aber Euere geheiligte Majestät, der ich aus väterlichem Zutrauen dieses Anbot mache, mir gütigst befehlen sollten, daß ich zum Zwecke der besseren und leichteren Ausfertigung des Sicherheitsbriefes und der Übergabe der Schlüssel nach Linz eilen sollte, so will ich mich alsogleich untertänigst dahin begeben, der ich dem Wolwollen Euerer geheiligten Majestät rasche Antwort, lang andauerndes Wolsein und Sicherheit, nebst siegreichem Leben wünsche."

Die Hofkammer scheint aber am 17. Juli in Passau noch keine Kenntnis von diesem Anbote des Bischofs von Raab gehabt zu haben. An Belchamps wurde wenigstens an diesem Tage, von Passau aus, die Instruction geschickt: „Damit aber noch mehrere Mittel zu vorfallenden Notwendigkeiten in Publico vorhanden seien, so würdet die Handlung mit beeden Ertzbischoffen zu Gran und Calocsa, dem diesfalls ergangenen kaiserlichen allergnädigsten Befehl gemäß durch den Herrn Collegam fortzusetzen und der Erfolg aufs ehiste zu berichten sein." Daß dieser Bericht noch vor vollständiger Abschließung Wiens in die Stadt gelangt wäre, ist nicht möglich. Starhemberg jedoch brauchte für die Bedürfnisse der ihm anvertrauten Truppen rasch Geld und man wußte

zunächst nicht in Wien, wie solches zu beschaffen. In dieser Not war der Bischof Kollonitz der Retter. Ihm hatte der Kaiser noch vor völliger Umschließung der Stadt eine Anweisung auf 50.000 Gulden und 1000 Eimer Wein auf die Casse und den Keller des Fürsten Ferdinand Schwarzenberg übergeben lassen. Allein diese Summe genügte bei Weitem nicht. Es mußten noch andere Mittel herbeigeschafft werden, um nicht blos der Garnison den nötigen Sold verabreichen zu können (man brauchte hiefür im Verlaufe der nächsten zwei Monate allein 130.939 Gulden 45 Kreuzer), sondern auch die verschiedenen Schanzarbeiter zu entlohnen (für sie wurden 36.000 Gulden flüssig gemacht) und noch eine Menge anderer Bedürfnisse der Verteidigung zu decken. Den Eingeschlossenen war bekannt geworden, daß vom Fürsten Schwarzenberg dargeliehene Gelder zur Verwendung gekommen seien. Die verhältnismäßig bedeutenden Auslagen, die pünktliche Soldbezahlung konnten aber mit dieser geringen Summe nicht durchgeführt worden sein. Huhn, der in einer Compagnie des Regimentes der Hofbediensteten die Belagerung mitmachte, sucht in seiner (späterhin gedruckten) Beschreibung derselben sich das Rätsel zu lösen, indem er bemerkt: „also würde diese Anschaffung bei dieser so lange angehaltenen Belagerung nicht weit gelanget haben, wann erstbelobter Bischoff, weil er ehemals in dem Candischen Kriege drei Jahre als ein Ritter von Malta gedient und in dieser Kriegsschule nicht dergestalt wirthschaften gelernet, daß als einsmahls bei gehaltenem Kriegsrate in der Belagerung Wiens der Commandant wegen abgehenden nervi belli in etwas kleinlaut worden und dannenhero von erstbelobten Bischoff, wie viel er wohl zur Bestreitung und Stillung der murmurirenden Militz Geldes benöthiget, gefraget, daß 100.000 Reichsthaler der Sachen einen gewünschten Ausschlag geben könnte, nicht zur Antwort erstattet und in wenig Tagen die Versehung gethan, daß zur Bezahlung der Soldatesca und andern andringlichen Ausgaben 200.000 Thaler Rheinisch bereit gewesen".

Kollonitz war aber kein solcher Sparmeister. Er, der fortwährend Geld, ohne Zinsen zu verlangen, ausborgte, der Alles, was er besaß, an Arme verschenkte, der sich vom Kaiser zum Obervormund der Waisen hatte ernennen lassen, besaß oft nicht einmal so viel Geld, um sich standesgemäß kleiden zu können oder sich eine nach damaligen Begriffen gute Mahlzeit zu vergönnen. Er wohnte zwar im eigenen Hause, „Mailbergerhof" genannt (jetzt Annagasse Nr. 7), aber dieses Haus war ihm nur vermöge seiner Pfründe zur Nutznießung übergeben, und mit so bedeutenden Summen konnte er der bedrängten Stadt aus Eigenem nicht beispringen. Dagegen befand er sich in Kenntnis von dem Orte, wo die beiden Erzbischöfe von Gran und Kalocsa ihre Schätze verborgen hatten, auch war er der Einzige, an den sich vermöge seiner Stellung das Deputierten-Collegium zur Behebung der Schätze dieser beiden Kirchenfürsten wenden konnte. Und wenn der Stadtschreiber Hocke in seiner Beschreibung der Belagerung zum 17. Juli erzählt: „Ingleichen hat das hochlöbliche geheime Collegium Herrn



LEOPOLD GRAF KOLLONITZ.

NACH DEM IN DER K. K. FIDEICOMMISS-BIBLIOTHEK BEFINDLICHEN STICHE DES JACOB BLONDEAU.

Bischoffen zur Neustatt . . . . durch Decret ersucht, daß selbiger bei der vorhandenen höchsten Not und Feindesgefahr einige allhie an unterschiedlichen Orthen noch liegende Gelder über die bereits geoffenbahrte Fürstlich Schwarzenbergische 50.000 Gulden, wie auch zur Erquickung der gesunden, blessierten und kranken Soldaten begehrte und künftig wieder gutzumachen habende 3000 Eimer*) Wein herzugeben, beschehene Erklärung offenbahren möchte", so ist er der Wahrheit ziemlich nahe gekommen.

Kollonitz begab sich am 19. Juli in Begleitung des kaiserlichen Hofkriegszahlamts-Controlors Johann Michael Eineder in die Behausung des Erzbischofs von Gran („Zur ungarischen Krone" in der Himmelpfortgasse, jetzt Seilerstätte Nr. 20) und nahm mit demselben „aus gnädiger Commission eines hochlöblichen, deputierten geheimen Rathes" eine Inventur sämmtlicher daselbst in Verwahrung befindlicher Schätze des geflüchteten Primas Szelepchény auf. Diese Schätze waren groß, mehr als genügend für eine selbst viermonatliche Belagerung. Die Inventur mußte am 20. Juli fortgesetzt werden, denn es fanden sich nicht weniger als 473.836 Gulden 77 Denare in verschiedenem Silbergeld und Ducaten. Man scheint anfänglich nicht die Absicht gehabt zu haben, die ganze Summe in das kaiserliche Kriegszahlamt abzuliefern. Wenigstens wurden am 22. Juli von den beiden Commissären nur 100.000 Gulden von diesen Geldern in die Kriegscasse abgeführt, dazu 50.000 Gulden von den Geldern des Bischofs von Raab und die 50.000 Gulden Schwarzenberg's. Später aber lieferte Kollonitz, der eigene Rechnung „Über Empfang und Außgaab, deren von |:Titl:| beeder Herrn Erzbischoffen zu Gran und Raab in wehrender Belegerung der Statt Wien genohmenen und Fürst Schwarzenbergischen hergeliehenen Geltern" führte, nicht blos das gemünzte Geld, sondern auch noch die verschiedenen Silber- und Goldgegenstände, die sich im Schatze des Graner Erzbischofs befanden, im Gesammtwerte von 499.780 Gulden 7 3/4 Kreuzern an die kaiserliche Kriegscasse ab. Das ungemünzte Metall wurde größtenteils noch während der Belagerung in die kaiserliche Münze (jetzt Wollzeile Nr. 16) geschickt und hier in Ducaten und Thaler ausgeprägt. Auch vom Erzbischof von Kalocsa wurde das gesammte, im Pazmaneum befindliche Geld von Kollonitz der Kriegscasse übergeben. Es waren 61.555 Gulden 10 Kreuzer. Mit den Schwarzenbergischen Geldern hatte daher der Bischof von Neustadt den Verteidigern der Stadt die Summe von 611.335 Gulden 17 3/4 Kreuzern zur Verfügung gestellt**).

---

*) Wie aus den Rechnungen Kollonitz' hervorgeht, waren es nur 1000 Eimer.

**) Controlor Michael Eineder nahm von dieser Summe nach Abzug des Münzverlustes, der Prägungskosten und einer Summe von 4073 Gulden 50 Kreuzern, welche am 22. Juli „zu nottwendigen Ausgaben für seine (des Erzbischofs von Gran) hier (in Wien) sich befindende Geistliche und Bediente alda (in der Behausung des Erzbischofs) gelassen worden", 592.306 Gulden 21 Kreuzer in Empfang. Davon verrechnete er zu Linz am

Daß dieses Geld dem Staate zur Verteidigung der Stadt nicht geschenkt, sondern nur von diesem ausgeliehen wurde, und zwar, ohne daß die Entlehner wußten, ob die beiden Erzbischöfe damit einverstanden seien, geht noch aus Folgendem hervor. Am 7. November des Jahres 1683 richtet Georg Széchényi an Kollonitz folgendes Schreiben: „Hochansehnlichster Herr Bruder. Wie ich höre, werden Euere hochansehnliche Herrlichkeit von dem Erzbischof von Gran und dessen Beiständen, deren hervorragendster er selbst ist, sehr geplagt. Wenn ich Euerer Herrlichkeit auf irgend eine Weise, irgendwo, in irgend etwas dienlich sein kann, so will ich es mit Gottes Hilfe alsogleich tun und wenn es nötig sein sollte deswegen nach Linz zu reisen, (wo sich der Kaiser nach der Befreiung der Stadt Wien wieder aufhielt), so soll es geschehen, obgleich ich ein Greis und ganz hinfällig bin.

Während der Belagerung Wiens wurden also nicht blos meine Gelder, sondern auch diejenigen des Herrn Erzbischofs von Gran in Empfang genommen und unter die Soldaten verteilt? Vollständig einverstanden. Auch wenn es Kelche, Ciborien, Monstranzen, selbst heilige Geräte aller Art gewesen wären, hätte man sie wegnehmen und an die Verteidiger jener berühmten Stadt verteilen müssen. Wenn aber jemand sagen wollte, ja aber die Ringe, Edelsteine, Gold- und Silbergefäße, |:außerdem daß unrecht Gut nicht gedeihen kann:|, sollte man da nicht untersuchen, woher dieser Schatz zusammengeflossen? — Auf keine andere Weise, als daß ich und das ganze Königreich in Folge der vielfachen Eincassierungen und Erpressungen jenes Mannes für diesen Schatz zusammengescharrt haben. Und siehe, wie gut es sich traf; durch den Richtspruch des allgerechten Gottes wurde durch jenen schnöden Mammon Wien befreit; ja der Herr Erzbischof mag Gott dafür danken und es sich zur Ehre anrechnen.

Zum Andenken daran, stelle ich den Antrag, vor dem Kärntnerthore eine Säule errichten zu lassen mit der Inschrift: Der durch eine so lange Reihe von Jahren zusammengescharrte Schatz des Herrn Erzbischofs Georg Szelepchény wurde preisgegeben zur Verteidigung dieser Stadt im Jahre 1683 durch deren Beschützer und Verteidiger Starhemberg und Kollonitz, Bischof von Neustadt. Zur Errichtung dieser Säule will auch ich, wenn es sein muß, tausend Thaler beisteuern, nicht aber mehr, denn sie wird wahrlich nicht so groß, noch so berühmt werden, wie diejenige der heiligen Dreifaltigkeit (auf dem Graben

27. März 1684 an „Ausgaben undter der Belegerung" 221.244 Gulden 4 Kreuzer; unmittelbar nach der Belagerung aber hatte er „In die kaiserliche Feldkriegscassa zu Bezahlung der kaiserlichen Armada hinausgegeben 200.000 Gulden, Nacher Linz zu Bestreitung der alda vorfallenden Kriegsausgaben abgeführt 161.062 Gulden 17 Kreuzer, Und abgestatt diejenigen 10.000 Gulden, welche kurz vor der Belegerung auf der hochlöblichen Hoffcammer gnedigen Bevelch zu gewissen Endte vor den Baron Saponara in Ober-Hungarn zu sendten anticipiert werden miessen". In der Wiener Kriegscasse war also am 27. März 1684 die ganze Summe ausgegeben worden.

in Wien). Wenn Du daher, mein Bruder, irgend welche Unannehmlichkeiten und Beschuldigungen zu tragen hättest, nimm mich auf an Stelle des Simon von Ciraene, der herbeigeholt wurde, um Christus das Kreuz tragen zu helfen. Christus der Herr, das heißt unser Kaiser und König wird uns helfen. Im Übrigen wünsche ich Dir gleichzeitig langes Wohlergehen."

Aus diesem Briefe geht hervor, daß der Erzbischof von Kalocsa mit der Wegnahme seines Geldes nachträglich einverstanden war*). Nicht so jedoch der Erzbischof von Gran, Georg Szelepchény. Daß dieser auf baldige Rückerstattung seines Vermögens drängte, geht aus einem von ihm am 17. December aus Letovitz an Bischof Kollonitz gerichteten Briefe hervor. Er schreibt: „Hochansehnlicher, hochwürdigster Herr, geehrtester Sohn. Mit gebührendem Respect habe ich Euere an mich unter dem 8. dieses Monats gerichteten freundschaftlichen und kindlich ergebenen Zeilen empfangen. Da ich nicht nur von Sr. kaiserlichen Majestät eigenhändig, sondern auch durch Briefe anderer seiner vertrautesten Minister mehr als überzeugt wurde, daß man mich befriedigen werde, so zweifle ich nicht, daß seine Herrlichkeit schon aus kindlicher Pflicht gegen mich, seinen Vater, der sich sowol bei Beratungen, wie anderwärts, als tätigen und willfährigen Diener erwiesen, von gerechtem Danke erfüllt ist. Und da man mit Rücksicht auf die Notlage in Wien sogar aus meinen Schätzen eine Hilfe entnommen hat und ich andererseits doch meine frommen Stiftungen durch ein nach jeder Richtung rechtskräftiges Testament mehr als hinreichend geschützt habe, so würde das Gesetz selbst |:wenn es dessen bedürfen sollte:|, die Gerechtigkeit und Pietät für mich zum Himmel aufschreien. Sobald daher der Termin festgesetzt sein wird, an welchem entweder ich selbst oder meine Bevollmächtigten, je eher je lieber, in Verhandlungen treten werden, so zweifle ich nicht, daß Euere Hochansehnlichkeit und Hochwürden, als ein billig Denkender, die Ansicht haben werden, es sei vor Allem anderen Euer Vater zufrieden zu stellen. Ich, der ich einst als Gesandter an der ottomanischen Pforte eine so große Unterdrückung der Religion bei meinem oftmaligen Hin- und Herreisen mit eigenen Augen gesehen, habe im innersten Herzen, vom Schmerze darüber bewegt, mein ganzes durch dreiundvierzigjährige Mühen erworbenes Vermögen vorlängst durch Testament dem Dienste Gottes gewidmet, auf daß ich ihm alles wiedergebe, da ich es ja von ihm habe, hauptsächlich aber, weil mein Wunsch

---

*) Am 4. August 1684 bekennt Albert Thavonath, Ihro kais. Majt. Rat, Hof- und Feldkriegszahlmeister, daß er von Bischof Kollonitz „die wegen der Günserischen Güter, so Ihro Excellenz Herrn Erzbischoffen zu Raab per 80.000 Gulden überlassen worden, über vorhero abgeführte 61.555 Gulden 10 Kreuzer annoch zu erlegen schuldige 18.444 Gulden 50 Kreuzer Rhein. in die . . . kaiserliche Generalkriegskasse paar empfangen habe". Széchényi hatte also bei Güns gelegene Güter vom Staate gekauft und von dem Kaufschilling die während der Belagerung von Wien bei ihm ohne sein Vorwissen entlehnten Gelder abgerechnet.

betreffs der Bekehrung meines geliebten Vaterlandes und meiner Erzdiöcese mir in sicherer Aussicht steht. Inzwischen verbleibe ich, ebenso wie meiner Kirche, auch Euerer hochansehnlichsten und ehrwürdigsten Herrlichkeit ununterbrochen zugeneigtester Vater."

So wie Kollonitz die Bedrängnis aufgeladen wurde durch das heftige Begehren dieses Staatsgläubigers, so fällt ihm auch der Ruhm zu, durch Wegnahme dieser Summen Wien mit vor den Türken gerettet zu haben! Die Denksäule, von welcher der Erzbischof von Kalocsa in seinem launigen Schreiben spricht, wurde ihm zwar nicht errichtet, aber gerade vor dem ehemaligen Kärntnerthor erhebt sich sein Standbild, aufgerichtet zu Ehren dieses Befreiers der Stadt, von dem dankbaren Wien.

Bischof Kollonitz hat sich während der Belagerung auch noch in anderer Weise hervorragend nützlich erwiesen. Der Obervormund der Waisen wurde während der nunmehr folgenden zwei Monate, wie schon erwähnt, der Obervormund der Verwundeten. Ihrer Pflege hat er sich mit dem ganzen Eifer, der vollen Energie, die ihm zu Gebote stand, hingegeben. Starhemberg aber verfügte mit den regulären Truppen und allen Freiwilligen am Anfange der Belagerung insgesammt zum Mindesten über 16.000 Mann, oder wenn wir die höchsten Zahlen, die sich uns im Verlaufe der Darstellung approximativ ergeben haben, für voll annehmen, über etwa 19.600 Mann.

Die Besatzung Wiens war in die Stadt eingerückt, beinahe gleichzeitig mit dem Erscheinen der Türken vor derselben, kurze Zeit, nachdem man sich genötigt gesehen, die Vorstädte dem Verderben preiszugeben. Kara Mustafa hatte seinen Marsch nicht so schnell zu vollführen vermocht, als er selbst vielleicht bei seinem Aufbruche von Raab gehofft hatte. Da er alles Belagerungsgeschütz und einen ungeheueren Troß mit sich schleppte, so hinderte schon dies raschere Bewegungen seines Heeres. Dazu kam noch die Vernichtungswut der Tataren und türkischen Reiter, die dem Heere vorauseilten und Alles, was ihnen auf ihrem Wege aufstieß, der Zerstörung preisgaben. Die Dörfer und Ortschaften wurden niedergebrannt, die teilweise noch auf den Feldern stehenden Saaten mutwillig ruiniert, die unglücklichen Einwohner des Landes, so weit sie sich nicht durch Aufnahme Thököly'scher Schutzmannschaften und Unterwerfung unter das Joch des Rebellenfürsten zu schützen wußten, in die Sclaverei geschleppt. Das Hauptheer mußte aus diesem Grunde den nötigen Proviant von Ofen her selbst mitführen. Als Ungarisch-Altenburg nach einem kurzen Treffen mit dem hier vom Herzog von Lothringen zurückgelassenen Oberst Heißler und nachdem sich der Letztere zurückgezogen hatte, in die Hände der Janitscharen gefallen war, wurde das türkische Heer neuerdings aufgehalten. Man fand nämlich in der Festung „eine unbeschreibliche Quantität Mehl, Getreide und Wein, nebst Kanonen, eisernen Kugeln, Hauen und Schaufeln". Die Munition sollte mitgenommen werden, das Aufladen derselben nahm den ganzen 10. Juli in

Anspruch. Am 11. kam das Heer „bis halben Weg nacher Bruck" und erst am 12. Juli wurde die Leitha überschritten. An diesen beiden Tagen wurde von den Vortruppen Hainburg an der Donau gestürmt. Die Städter, gerade so von der plötzlich hereinbrechenden Gefahr überrascht wie Andere, verteidigten sich mit wahrem Heldenmut, allein die Überzahl der Feinde war zu groß. Von dem schlecht verwahrten Schlosse her drangen die Türken in die Stadt und gelangten zum Kloster der Franziskaner, in welches sich über 300 Menschen geflüchtet hatten, die alle niedergemetzelt wurden, so daß sich das Blut in den Gängen und über die Stiegen ergoß. Das Rathaus wurde zerstört, die Pfarrkirche brannte ab und stürzte zusammen. Die noch übrigen Einwohner flüchteten gegen das Fischerthor an der Donau, aber auch hier wurde ihnen der Ausgang durch die Türken verwehrt. Bei dieser Metzelei sollen 8423 Menschen den Tod gefunden haben. Man erzählt, daß von der gesammten Bevölkerung Hainburgs nur fünf am Leben blieben, und daß man späterhin ein Denkzeichen gesetzt habe, welches anzeigte, wie hoch das Blut in den untersten Straßen der Stadt gestanden.

Überall an der offenen Grenze, man kann sagen von Ödenburg angefangen bis zur Donau, hausten die Türken mit derselben entsetzlichen Grausamkeit. Wenige Orte retteten sich durch Unterwerfung unter Thököly. So Ödenburg selbst, welches nach zweimaliger Aufforderung durch den Großvezier endlich Thököly als Fürsten anerkannte, eine ungarisch-türkische Schutzmannschaft erhielt und am 12. Juli die weiße Fahne aufhißte. Ebenso hatten sich die meisten anderen westungarischen Städte dem Thököly ergeben. Von den Städten Niederösterreichs tat dies nur Bruck an der Leitha. Nachdem es sich des ersten Tatarenansturmes erwehrt hatte, leistete es der schriftlichen Aufforderung des Großveziers Folge und nahm türkische Besatzung auf. Das feste Neustadt blieb diesmal von der Gefahr verschont. Der Herzog von Lothringen hatte zum Schutze der Stadt das Castell'sche Dragoner-Regiment (heute Dragoner-Regiment Nr. 10) abgesendet. Dasselbe war unter seinem Obersten Grafen Friedrich Magnus von Castell, dem Oberstlieutenant Grafen Bussy-Rabutin und dem Obristwachtmeister von Retini gerade noch frühzeitig genug gekommen, um die Stadt vor den Streifzügen der Tataren zu beschützen. Am 8. und 9. Juli waren einige Bewohner der Stadt geflohen. Der Bürgermeister Mathias Eyerl von Eyerlsberg und der Stadtrat verloren jedoch den Mut nicht. Am 11. Mai hatten sie bereits Vorsorge für Verproviantierung der Stadt und Beschreibung der waffenfähigen Bürgerschaft getroffen. Am 10. Juni war den Viertelmeistern aufgetragen worden, denjenigen Bürgern, die sich „bei jetzig ohne das noch währendter großer Wohlfailigkheit" noch nicht verproviantiert hätten, mit neuerlicher Visitation und scharfen Mitteln zu drohen. Graf Castell ließ die Wälle rasch in Stand setzen, wozu die Stadtgemeinde nicht blos die Arbeiter, sondern auch das nötige Geld darreichte. Ja, es wurde späterhin (am 12. August) vom Stadtrate der Beschluß gefaßt, zur Erhaltung der Garnison

allen geflüchteten Bürgern eine gewisse Strafe aufzuerlegen. Ihre Häuser wurden eröffnet und aus den Kellern eine Quantität Wein zu diesem Zwecke entnommen. Wo kein Wein vorhanden war, wurde eine Geldstrafe dictiert. Zum Glücke wurde die Stadt von einer regulären türkischen Heeresabteilung nicht angegriffen. Am 21. Juli fieng man vor dem Ungerthor im Stadtgraben einen „in einem Strohhaufen" schlafenden Mann in türkischer Kleidung. Es war ein vom türkischen Heere entflohener Ungar aus Szombathely, Namens Mathias János, der natürlich über die Ziele und Absichten seiner Peiniger nichts auszusagen wußte. Unterm 30. Juli berichtet Oberst Castell an den Hofkriegsrat, „daß er unterschiedliche Truppen vom Feind geschlagen und gefangen bekommen". Man machte also Ausfälle auf die in der Umgegend streifenden Tataren. Am 8. August erschien ein gewisser Julius Hagenauer in Begleitung von vierzig feindlichen Reitern vor der Stadt mit einem türkischen Aufforderungsschreiben. Dasselbe ist oben mit dem Tughra*) bezeichnet, welches die Namenszüge des Tatarchans Hussein Ghirai enthält. Das Schreiben aber selbst enthält den Befehl an die Bewohner „der Festung" im Namen des Tatarchans und des Großveziers, sich demselben zu unterwerfen, Schutzmannschaft aufzunehmen, dem Chan 1000 Thaler, einen Zobelpelz und fünfzig Pferde, den Überbringern des Briefes aber 500 Thaler, einen Zobelpelz und zehn Pferde dafür zu geben. „Wofern ihr euch aber widerspenstig erzeigen und sagen werdet, so lange Raab, Wien und Komorn nicht weggenommen seien, ist Niemand, der euch beleidiget, so werden wir mit der ganzen Armee, welche die Erde kaum zu ertragen vermag, euch überziehen und in Grund verderben." In einem Postscriptum wird dann noch die Mahnung hinzugefügt, morgen die verlangten 1500 Thaler und sechzig Pferde dem Überbringer des Schreibens einzuhändigen.

Natürlich hatte diese Aufforderung nicht den gewünschten Erfolg. Wiener-Neustadt blieb auch später unbehelligt, selbst als das Castell'sche Regiment am 25. August die Stadt verließ und zur Armee des Herzogs von Lothringen abrückte. Die kleineren Ortschaften dagegen von Wien bis an den Semmering diesseits des Wienerwaldes, wie Neunkirchen, Baden, Mödling, Perchtoldsdorf, Laxenburg, Inzersdorf und zahllose andere wurden schrecklich verwüstet. Die Laxenburger hatten sich, 200 an der Zahl, mit ihrem Pfarrer an der Spitze, noch rechtzeitig nach Steiermark gerettet. Andere flohen in den Wienerwald,

*) Das Schreiben wird noch im städtischen Archive zu Wiener-Neustadt aufbewahrt. Am 3. November 1711 hat Johann Andreas Schmid, kaiserlicher Hofdolmetsch der orientalischen Sprachen, demselben eine wortgetreue Übersetzung und Erklärung beigefügt. In dieser Erklärung heißt es: „In der Mitten gleich ober des Schreibens Anfang ist das dem türkischen Kaiser, Tatarchan und anderen orientalischen, muhammedanischen Fürsten und Staatsministern gewöhnliche Zeichen Tughra genannt, in welchem durch Untereinandersetzung der Wort selbes Fürsten oder Herrn, in diesem aber des damaligen Tatarchans Namen Sultan Hussein Ghirai exprimirt wird."

besonders war Lilienfeld von vielen Flüchtlingen heimgesucht. Aber selbst das Gebirge wurde von den Sengern und Brennern erreicht, die Ortschaften verwüstet und viele tausend Bewohner entweder niedergesäbelt oder in die Sclaverei verkauft. Ein wahrhaft panischer Schrecken bemächtigte sich der Einwohner, beinahe nirgends wurde ernsthaft an Widerstand gedacht. Die Perchtoldsdorfer waren am 15. Juli von einem wolbewaffneten, von Ungarn geführten Schwarme überfallen, aus der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten, herausgelockt und sämmtlich, angeblich 3800 an der Zahl, niedergehauen worden. Andere Orte aber wurden von Tatarenhorden überfallen. Ghirai Chan mit seiner gesammten Macht war ja zum Sengen und Brennen vom Großvezier mitgebracht worden. Diese Tataren waren nur mit Säbel und Pfeilen, mitunter sehr schlecht bewaffnet, und doch lähmte das Entsetzen anfänglich jedweden Widerstand. Sehr vereinzelt zeigen sich die Versuche eines solchen.

So hatte der wackere Prälat von Lilienfeld Matthäus Kollweis, ein Greis von 62 Jahren, und der dortige Hof- und Landrichter Michael Wünschletitsch zum Widerstande gerüstet. Viel Volk befand sich in dem befestigten Kloster, denn es hatten sich Viele hieher geflüchtet. Am 18. Juli schon gelang es, einen Schwarm Tataren zu verjagen. Die kühnen Mönche und die Streiter, welche sich um dieselben gesammelt hatten, giengen sogar zu Streifzügen in die Nachbarschaft, ja bis Wilhelmsburg und Klein-Mariazell über. Pater Wilhelm Hessel gibt in seinem Berichte ein recht anschauliches Bild dieses Lebens. Die Lilienfelder wurden dadurch nicht blos ein Schutz für die ganze Umgebung, sie hielten durch ihre mutvolle Abwehr die Räuberbanden der Türken und Tataren auch von weiterem Eindringen nach Obersteiermark ab. Später kam ihnen Hilfe durch einige baierische Reiter vom Münster'schen Regimente. Endlich, den 27. August, wurde ein polnisches Dragoner-Regiment unter Commando des Obersten Grafen Königsegg hieher zum Schutze der Bewohner postiert. Auch das Regiment Castell nahm von Neustadt aus seinen Weg über Lilienfeld zur Entsatzarmee.

Ebenso rüstete der Prälat von Melk, Gregor Müller, zur Gegenwehr. Die Stände hatten zwar seinerzeit die Einrichtung der Kreidenfeuer und Fluchtörter, das allgemeine Aufgebot der Landbevölkerung, die Verhauung des Wienerwaldes angeordnet. Aber alle diese Anordnungen waren zu spät in's Leben getreten. Der vom Herzog von Lothringen abgesendete Baron Welsersheim fand den Wienerwald von den Tataren durchbrochen. Nach dem Protocolle der Hofkriegskanzlei-Registratur wurde an den Kaiser am 16. Juli die Meldung geschickt, „daß wegen Übereilung des Feindes der Wienerwald nit verhauet werden können, dann sich das Bauernvolk verloffen". Bei Purkersdorf hatten zwar der kaiserliche Waldschaffer Johann Egger und der Förster im Anzbacher Amt, Christian Pözlberger, den Versuch gemacht, Schanzen aufzurichten und Verhaue anzulegen. Sie wurden jedoch von den Tataren umgangen und

mußten fliehen, Pötzlberger verlor bei dieser Gelegenheit sein Weib, sechs Kinder und Hab und Gut. Er hatte außer einem Kinde nur das nackte Leben gerettet. So brachen denn die Tataren unaufhaltsam nach Westen vor.

Schon am 17. Juli schreibt Abt Gregor Müller an die Verordneten der Stände in Österreich ob der Enns: „. . . erinnere gehorsamst in Eile, daß zwar bis dato in diser Gegent kein Türckh gesehen worden, die Tartarn, Hungarn und anderes Lothergesindl aber, so mehrerthails unbewöhrt, deren Anzahl unwissent, haben das Viertl undter und ober Wienerwalt mit Sengen, Prennen, Mordten und Hinweckführung der armen Christen in einen ganz erbarmblichen Standt gesezt und haben mit ihren continuirlichen Excursionen eine solche Forcht unter die Leuth gebracht, daß fast alle Marckht- und Dorffschafften von ihren Heusern entloffen. Sie haben auch würckhlich bis ein Viertl Mail vor meinem Kloster in der Gegent herumb allenthalben viel Dorffschafften in Brand gesteckht und sehr übl verfahren. Jetzt gleich wirdt mir glaubwürdig gemeldet, daß sie schon über Mölckh zu Mäczlstorff sich verspühren lassen und alda großen Schaden verursacht, so ich, wils Gott, Morgen ausführlich werde vernemben. Die ganze Ursach ihres Progreß ist, weil man denenselben keinen Widerstand thuet. Wan sie nur einzigen Schuß hören, weichen sie ab, dahero mein Closter, welichs Gott zu dankhen annoch unangefochten verbliben, hoffentlich von dergleichen Excursionibus sich nit wird zu beförchten haben, und wan ich mit einiger Manschafft außer meiner Burger versehen wäre, getraute mir unsern ganzen Viertl ein Ruhe zu schaffen. Man will aber alles in schlechte Consideration ziehen und wenig, ja gar keine Hülffsmittel verschaffen. Patientia! — Der Zeit kan keiner irren, welicher zeitliche Gegenwöhr suechet und wider dergleichen feindliche Anfahl genuegsambe Vorsehung verschaffet, dan dieser Feindt gehet gleich einen Plitz und wo man am wenigsten vermaint, ist er schon gegenwertig."

Noch genauer spricht sich der Kriegshauptmann des Mölker Prälaten, Anton Kirchstetter, in einem Schreiben unter demselben Datum über die Tataren aus: „. . . So vill unsere zu undterschidlichen Mahlen außgeschickhte Khundtschaffter und andere sich in das Closter reterierente Leith täglich einbringen, vernehmen wür, daß es lautter Lumpenleith, ungerisch gekhlaydet, deren zimblich vill teutsch reden, welche sich troppenweiß sehen lassen, und ist ein Hauffen selten mehr als 15 Mann starkh, ja es kommen woll gar zway oder drey Reitter in ein Dorf, stecken solches in Brandt und führen woll auch Leith mit sich. Es ist woll zu erbarmen, daß so wenig und so schlechte Leith so überaus und unwiderbringlichen Schaden verursachen. An diesem aber sein die Herrn selbsten schuldig, als welche sich von ihren Schlössern salviert, die Unterthanen in Forcht und Schreckhen gelassen und also diß Viertl in solche Confusion gesetzt." Mit 100 bis 200 Mann Cavallerie, meint der tapfere Mann, könnte man dieses ganze Gesindel vertreiben, aber solche waren nicht vorhanden. An die größeren Städte, wie St. Pölten, selbst an Tuln wagten sich diese Gesellen gar nicht heran. Nur

das flache Land wurde ausgeplündert. Der Schrecken reichte bis tief nach Oberösterreich hinein. Überall fürchterliche Confusion, selbst noch späterhin vielfach. Als im August die Kaiserlichen anfiengen, die Gegend von dieser Landplage zu befreien, genügte das Auftauchen einer kleinen Schaar türkenähnlicher Reiter in der Umgegend von Waidhofen an der Ips, um die ganze Gegend bis Steyer, Enns und Linz in Aufruhr zu bringen. Nachher stellte es sich heraus, daß es kaiserlich-polnische Reiter gewesen. In Oberösterreich wurden zwar die Grenzplätze verschanzt, aber es war ein Glück, daß sich kein ernstlicher Feind zeigte. Wenn sich unter solchen Umständen die Bauern an vielen Orten aufrührerisch zeigten, ist dies wol kein Wunder zu nennen. Auch der Kaiser konnte sich unter solchen Verhältnissen in Linz nicht sicher fühlen und verlegte, wie schon erwähnt, seine Residenz nach Passau.

Nur die Ortschaften in unmittelbarer Nähe Wiens hatten mit einem wirklich gefährlichen, weil militärisch höher stehenden Feinde zu tun. Es gereicht dem Priester Wilhelm Lebsaft, dem Laienbruder Marcellin Ortner und dem Rentschreiber Bartholomäus Widman zu besonderem Ruhme, daß es ihnen im Vereine mit der Bürgerschaft, nachdem der Abt und die Chorherren sich geflüchtet hatten, am 16. Juli gelang, den Feind von den Mauern Klosterneuburgs abzutreiben. Nur die untere Stadt war ein Raub der Flammen geworden. Noch am 18. Juli sendete der Herzog von Lothringen einiges Militär, um den Widerstand zu kräftigen. Vergeblich wurde die Stadt am 26. Juli neuerdings von einigen tausend Türken bestürmt. Später hat sich auch der General-Wachtmeister Conte Vechy „an der Defendierung der Stadt und des Closters" beteiligt. Er übernahm das Commando und so wurde dieser wichtige Platz bis zu dem Momente, wo das Entsatzheer herangerückt, als ein Stützpunkt für die Operationen desselben erhalten. Besonders wurden die Unternehmungen des Obersten Heißler am 8. und 28. August und 8. September von hier aus, gewissermaßen im Vortrabe des Entsatzheeres, mit Glück durchgeführt.

Während die Tataren weit in's Land hinein ihre Streifzüge unternahmen, Häuser verbrannten und viele Tausende von Menschen mordeten oder in die entsetzlichste Sclaverei schleppten*), rückte Kara Mustafa vor Wien und schloß diese wichtigste Festung des Kaisers ein. Am 13. Juli befand sich das Hauptheer unterhalb der Schwechat, während die Avantgarde schon die nächste Umgebung Wiens verwüstete. Letztere wurde zwar von den kaiserlichen Reitern unter Anführung des Markgrafen Ludwig von Baden und durch die Geschütze von den Wällen der Stadt zurückgetrieben, um Raum zu geben für den Brand der

*) Nach dem im k. k. Kriegsarchive vorliegenden Verzeichnisse sollen nur im Gerichtsbezirke Lilienfeld, Wilhelmsburg, Hainfeld und Türnitz erschlagen worden sein: Eheleute 223, Kinder 46, Dienstboten 89, zusammen 360 Personen. In die Sclaverei wurden abgeführt: Eheleute 215, Kinder 518, Dienstboten 275, zusammen 1008 Personen. Häuser wurden niedergebrannt oder verödet: 284.

Vorstädte, am 14. Juli aber erschien Kara Mustafa mit dem gesammten türkischen Heere vor den Mauern der Stadt Wien.

Er hatte am Morgen dieses unglücklichen Tages die Schwechat passiert und zog an dem in hellen Flammen stehenden Ebersdorf und dem brennenden kaiserlichen Lustschlosse vorüber gegen das Neugebäude. Das Letztere wurde verschont. Hier hatte einst Suleiman II. im Jahre 1529 sein Hauptquartier aufgeschlagen. Zum Andenken daran hatte Kaiser Rudolph II. im selben Umfange einen Garten anlegen lassen mit Mauern und vielen mit Kupfer gedeckten Thürmen, im Stile der türkischen Zelte. Zu Ehren Suleiman's wurden die Baulichkeiten verschont, eine Oda Janitscharen als Schutzwache daselbst postiert und ein Vorratsmagazin hier angelegt. Vom Neugebäude „schwenkte der Großvezier und der Janitscharen-Aga mit der gesammten Armee gegen den Wienerberg ab und hielt unweit der Spinnerin am Kreutz so lange, bis die Armee verteilt und jeder Pascha seinen Posten angewiesen erhalten". Der im türkischen Heere mitziehende kaiserliche Resident Kuniz gibt unterm 22. Juli die Gesammtzahl der unter dem Commando Mustafa's stehenden Armee mit 170.000 bis 180.000 Mann an, darunter 25.000 bis 30.000 Janitscharen und Seimeni. Gar bald jedoch hatte sich Kuniz überzeugt, daß diese Zahl viel zu hoch gegriffen sei. Am 25. Juli bereits ist er zur Erkenntnis gekommen, daß diese Zahl sämmtliche im Felde stehenden Truppen der Türken überhaupt in sich begreife. „Ich habe jüngst," sagt er, „von 180.000 Mann Meldung gethan, so auch in Effectu sein werden, es dienne aber zu wissen, daß deren nicht hunderttausendt Mann allhier (vor Wien) operieren, maßen in der circa zehen tausendt Mann der Ibrahim Pascha bei Raab; der Thököly und Apaffy neben andern drei Paschen sollen 40.000 Mann stark sein; die Moldauer und Walachen haben auch bei 10.000 Mann, seindt ganz ungewährt und die Tartaren zehlet man auf 30.000 Mann starkh, es seindt aber nicht 20.000 Köpf, so eben wider die Festung nichts dienen. Also wan der Calculus gezogen wirdt, seindt nicht 90.000 Mann, die da Dienste thuen."

Die Türken marschierten an die ihnen angewiesenen Plätze und richteten das Lager auf. Den ganzen Tag hielt das Gewirre und Geschrei im Halbkreise um die Stadt an. Die Belagerten sahen von den Wällen aus die ganze türkische Macht mit unzählbaren beladenen Wagen, Pferden, Kameelen, Büffeln und anderen Ochsen von der Höhe des Hügels von St. Marx neben dem Lagerhölzl gegen den Hundsthurm, Gumpendorf, Ottakring, Hernals, Währing, Sporkenbühel bis an die Donau bei Nußdorf ziehen und das Lager in Form eines Halbmondes in diesen Gegenden und zwischen den abgebrannten Häusern der Vorstädte aufschlagen. Noch im Lager vor Raab war der Operationsplan gegen Wien festgestellt worden. Wenigstens erzählt der in einem am 3. Juli bei Ungarisch-Altenburg stattgehabten Gefechte von den Türken gefangen genommene Hauptmann Claudius Angelo de Martelli, daß er am 4. Juli

in das Zelt des Großveziers gebracht wurde, wo Kara Mustafa und verschiedene andere Türken „mit Linealen, Circuln und andern Mäßgezeug wie auch in groß und kleinen Form verschiedenen Landkarten und Abrissen der kais. Haubt- und Residenz-Stadt Wien" sich befanden und ihn über die Befestigungen der Stadt ausfragten. Einige Tage darauf wurde der Hauptmann vom Oberdolmetsch Maurocordato neuerdings examiniert über die Anzahl der Ravelins, der Stadtthore, die Möglichkeit des Minierens, über die Breite und Tiefe des Stadtgrabens beim Burgthor und Schottenthor und dergleichen. Die türkischen Ingenieure, Franzosen und Italiener, unter ihnen auch jener ehemalige Capuziner, jetzt Ahmed Bei, der im Jahre 1682 mit den Gesandten Thököly's in Wien gewesen und die Festungswerke abgezeichnet hatte, waren nicht einig. Ein Franzose hatte den Angriff zwischen dem Donaucanale und dem Stubenthore vorgeschlagen, dort wäre ein Erdreich vorhanden, da man sich gar bequem eingraben könnte. Ahmed Bei dagegen soll den Vorschlag gemacht haben, die Stadt an der Burg- und Löbelbastei anzugreifen. Er soll darauf aufmerksam gemacht haben, daß durch eine der vielfach eintretenden plötzlichen Anschwellungen der Wien der Angriff durch Minen am Unterlaufe dieses Flusses unmöglich gemacht werden könnte. In dem Terrain westwärts des Wienflusses jedoch wäre man vor solchen Calamitäten gesichert. Es werde zwar die Eroberung langsamer vor sich gehen, aber auch desto gewisser und viel Volk dadurch erspart werden. Auch die Eitelkeit spielte bei der Entschließung Kara Mustafa's eine Rolle. Suleiman II. hatte Wien von der Seite der Augustiner, des Kärntnerthores und der Wasserkunstbastei zu erobern versucht. Der Großvezier entschloß sich im Sinne Ahmed Bei's für den Angriff zwischen der Burg- und Löbelbastei.

Diesem Plane gemäß wurde auch die Verteilung der Truppencontingente und der verschiedenen Lagerplätze vorgenommen. Kara Mustafa placierte die Zelte seiner eigenen Truppen in der Mitte, der Spitze des Burgravelins (Nr. 9 des nebenstehenden Planes der Befestigungen Wiens von Anguissola und Cammuccio) gegenüber in den Ruinen und Gärten von St. Ulrich (Nr. 68). Sein eigenes Zelt ließ er im Trautson'schen Garten (Nr. 80) aufschlagen. Hier lagerten die Janitscharen mit ihrem Aga, die Truppen aus Rumili und der Beglerbeg Kutschuk Hasan Pascha.

Rechts von diesem Lager, der Burgbastei gegenüber, erhielten ihre Plätze angewiesen: Kara Mohammed Pascha, Statthalter von Diarbekr; Ebubekr Pascha von Haleb, Ahmed Pascha von Anatoli und eine Abteilung Janitscharen unter dem Commando des Saghardschi Pascha. Auch Hussein Pascha von Damascus soll hier gestanden sein. Links vom Großvezier, der Löbelbastei gegenüber, schlugen das Lager auf: der Statthalter von Temesvár, Ahmed Pascha, Chalil Pascha, der Beglerbeg von Siwas, derjenige von Karaman und ebenfalls eine Abteilung Janitscharen unter Commando des Ssamssundschi Pascha.

Rechts und links an dieses Hauptlager schlossen sich bis an die Donau zu den Weißgärbern einerseits und in die Roßau anderseits die Lagerplätze der zahlreichen übrigen Heerführer an. Die Fürsten aus der Moldau und Walachei, deren Mannschaften unbewaffnet und nur zum Brückenschlagen mitgenommen worden waren, erhielten ihr Standquartier zunächst in der Roßau.

Während die türkische Armee am 14. Juli vor Wien in ihre Quartiere einrückte, ließ Starhemberg mit „unglaublichem Fleiße" noch an dem Setzen der Pallisaden arbeiten. Es gelang mit dem Aufgebote aller Kräfte am Vormittag die Befestigungen abzuschließen. Zugleich erließ er den Befehl, zur Verhütung von Feuersgefahr die hölzernen Hausdächer in der Stadt abzutragen. Wie wichtig es war, die Gefahr, welche eine Feuersbrunst über die Stadt bringen konnte, zu beseitigen, sollte noch an diesem Tage offenbar werden. Ungefähr um 2 Uhr Nachmittags brach nämlich im Schottenkloster (Nr. 19), und zwar „hinden im Mayrhoff und Stadl, allwo viel Heu und Streu gelegen unweith und nicht gar 40 bis 50 Schritt des kaiserlichen Arsenals (Nr. O), in welchem viel hundert Centner Pulver, über die tausend und mehr buchenes und waiches Holz, etlich hundert Väßer an Proviant und Mehl, viel tausend Kugel und andere Munition gelegen", ein Brand aus, der für die Stadt bald zu einer Katastrophe geworden wäre. Die Gefahr erschien um so größer, als der Wind die Flammen und den Rauch anfänglich gegen das Arsenal zu trieb und man besorgen mußte, daß nicht blos dieses, sondern auch der dahinter gegen das Neu-Thor (Nr. 49) zu gelegene Pulverthurm ein Raub des entfesselten Elementes werden könnte. Das Unglück wollte es, daß kurze Zeit nach ausgebrochenem Brande auch wirklich schon zwei Fensterläden an der dem Schottenhofe zugekehrten Seite des Arsenals zu brennen anfiengen. Eine furchtbare Verwirrung und Panik waren die Folge. Die herbeigeeilte Rettungsmannschaft sah das Gräßliche vor Augen — jeden Moment konnte eine Explosion der in der Nähe aufgehäuften Pulvervorräte erfolgen, und dann war der erste Tag der Belagerung zugleich auch der letzte, denn nicht blos war dann aus Mangel an Munition jeder weitere Widerstand unmöglich, durch die furchtbare Explosion wäre wahrscheinlich ein großes Stück der Stadtbefestigungen selbst vernichtet worden und Wien dem Eroberer offen gelegen.

Das Schottenkloster sammt der Kirche und dem Thurme brannte bereits lichterloh. Um die Stadt zu retten, mußte man vor Allem in's Arsenal zu gelangen trachten. Der kaiserliche Zeugslieutenant Cunibert Wenzel von Wenzelsberg, der zum Löschen herbeigeeilt war, wußte in der großen Aufregung nicht, wo er die Schlüssel zum Arsenal hingelegt hatte. Ratlos stand er da, ohne zu wissen, „was zu tun oder zu lassen". Der Volksmenge bemächtigte sich eine furchtbare Wut! Obgleich wahrscheinlich das Feuer durch Funken entstanden war, die der herrschende Wind aus den hier sehr nahe an die Befestigungen heranreichenden und noch immer glühenden und rauchenden Vor-

städten herübergetragen hatte, so schrie man doch über Verrat! Schon brannten die Rinnen am Wirtshaus „zu den drei Hacken" (jetzt Renngasse Nr. 1), Jeder suchte sich zu retten so gut er konnte.

In dieser entsetzlichen Gefahr eilte der jugendliche Hauptmann des Regimentes Alt-Starhemberg, Graf Guidobald Starhemberg herbei und warf sich dem Feuer entgegen, um zu löschen. General-Wachtmeister Graf Sereni, der Bürgermeister Andreas von Liebenberg mit den beiden städtischen Kämmerern Fokhy und Altschaffer und der Hauptmann Ferdinand von Heistermann (ebenfalls vom Regimente Alt-Starhemberg) kamen dem Tollkühnen mit Maurern, Zimmerleuten, Schornsteinfegern und so vielen Leuten von den verschiedenen Bürgercompagnien als „bei den Fähnlein" entbehrt werden konnten, zu Hilfe, munterten die zurückweichende Menge durch ihr Beispiel auf, ließen das Thor des Zeughauses mit Gewalt aufsprengen und eilten an den gefährdeten Punkt bei den beiden brennenden Fenstern. Während man durch rasch herbeigebrachtes Wasser den Brand löschte und auf diese Weise die Gefahr eindämmte, drehte sich der Wind und trieb die Flammen vom Arsenale weg gegen die Häuser des Fürsten Auersperg (jetzt Freiung Nr. 3), der Grafen Palffy (Freiung Nr. 1) und Traun (jetzt ein Teil des Hauses Freiung Nr. 2). Damit war wol das Schlimmste von der Stadt abgewendet.

Erst am dritten Tage war man im Stande, das Feuer vollständig abzudämpfen. Es wurde die Bemerkung gemacht, daß die Türken, die mittlerweile ihre Batterien eröffnet hatten, mit besonderer Vorliebe ihre Geschütze auf die Brandstätte richteten, und dies verstärkte noch den Argwohn der aufgeregten Volksmassen. Ein sechzehnjähriger Junge, den man in Weiberkleidung antraf, wurde beinzichtigt, daß er von den ungarischen Rebellen zur Anstiftung des Brandes erkauft worden sei und sogleich von der erbitterten Menge in Stücke gerissen. Ein halb verrückter Spaßmacher, Thanon mit Namen, eine stadtbekannte Persönlichkeit, hatte sich während des Brandes erlaubt, mit einer Pistole in's Feuer zu schießen. Der Pöbel lynchte den armen „Baron Zwifl", schleppte seinen Leichnam auf den St. Petersfriedhof (heute Petersplatz), wo derselbe „geschunden worden". Auch anderen Leuten soll Ähnliches passiert sein. Besonders richtete sich der Verdacht gegen alle Personen in ungarischer oder croatischer Kleidung. Selbst der kaiserliche Amtmann, Johann Christoph Zweyer aus Schemnitz, wäre bald von ähnlichem Schicksale ereilt worden. Er hatte vor Kurzem bei den „drei Hacken" Quartier genommen und als der Brand ausgebrochen, seine besten Sachen, Kleider und eine namhafte Summe Baargeld auf einen Wagen gerettet. In der Eile waren auch einige „angezündete Scheiter Holz nebst Raketenstangen" auf den Wagen geworfen worden. Die Menge hielt denselben an, plünderte ihn, riß die auf demselben sitzende Magd herunter und schleppte sie in's Gefängnis. Als sich endlich die Unschuld Zweyer's herausstellte, war sein Geld nicht mehr herbeizuschaffen.

Die Aufregung der Menge wurde noch vermehrt, als am selben Tage in einem der Auersperg'schen Häuser, gegenüber dem Matschakerhofe (jetzt Spiegelgasse Nr. 6 und 8), eine rotweiße, leinwandene Fahne an einer langen Stange ausgesteckt gefunden wurde. Man riß selbe herab und brachte sie in's bürgerliche Zeughaus. Die Forschungen nach dem Urheber dieser Demonstration blieben jedoch erfolglos.

Schon am 15. Juli Morgens wurde von den Türken die Belagerung begonnen. Sie hatten zunächst während der Nacht noch rechts vom roten Hofe (Nr. 5), gerade dem Burgthore (Nr. 4) gegenüber, hinter dem Hause des niederösterreichischen Regiments-Secretärs Reutter bis zu dem Reikowitz'schen Garten (Nr. 12) eine Batterie verfertigt, von welcher bereits am Morgen die Burgbastei beschossen wurde. Von der Höhe des sogenannten Croatendörfels (Nr. 67) wurden nunmehr, ungefähr 200 Schritte von der Contrescarpe entfernt, die Approchen und Laufgräben eröffnet, die dahinter gelegene Batterie bis zu dem Kaltschmid'schen Garten (Nr. 11) verlängert und die Kanonade mit Karthaunen, Bomben und Feuerkugeln auch auf die Löbelbastei und die zunächst gelegenen Teile der Stadt ausgedehnt. Die Geschosse fügten zwar im Anfange den Belagerten wenig Schaden zu, da die meisten nach dem Berichte des Hauptmannes Marsigly (siehe Seite 191) zu niedrig gerichtet waren, aber die Türken rückten noch an diesem Tage mit den Laufgräben bis auf etwa 70 Schritte Entfernung von dem ausspringenden Winkel oder der Contrescarpen-Spitze des Burgthor-Ravelins (Nr. 9) vor und breiteten sich in ihren Gräben rechts und links davon immer weiter aus.

Die türkischen Approchen sind, obgleich sie sehr verworren scheinen, kein Werk des blinden Zufalles. „Vielmehr verraten sie, dem Urteile der Kenner zufolge, ungemein viel Kunst, haben eine genaue Verbindung unter einander und sind von allen Seiten wider Ausfälle gesichert.“ Wenn wir auf dem (Seite 277) vorliegenden Plane die türkischen Laufgräben näher betrachten, so bemerken wir, daß dieselben aus sechs bis sieben Hauptlinien mit ebenso vielen Eingängen (Nr. 20) bestanden. Sie befanden sich sämmtlich durch eine große Anzahl von Querlinien (Parallelen) mit einander in Verbindung. Wenn man beachtet, daß das weiche Erdreich gerade hier am linken Ufer der Wien westwärts bis zur Josefstadt hin, das Graben den türkischen Arbeitern oder vielmehr den Sclaven, die man in den Approchen vielfach verwendete, sehr erleichterte, so kommt man zu dem Schlusse, daß mit Rücksicht auf das höher gelegene, vor Überflutungen gesicherte Terrain, das man übrigens vor plötzlichen Gußregen auch noch durch einen Abzugscanal (Nr. 84) gesichert hatte, das Angriffsgebiet geschickt gewählt war. Die wichtigsten Linien standen unter der persönlichen Aufsicht des Großveziers.

Er hatte sein Lager, wie schon erwähnt, aufgeschlagen in dem prächtigen Trautson'schen Garten (Nr. 80) unweit von St. Ulrich (Nr. 68). Derselbe

befand sich ungefähr an jener Stelle, wo heutzutage die Lerchenfelderstraße und Neustiftgasse mit der Mechitaristengasse und Schottenhofgasse ein großes Häuserviereck einschließen. Um vollständig sicher zu sein vor den Geschossen der Belagerten, hatte der Großvezier an der Nordseite ein mit Woll- und Sandsäcken überdecktes Gebäude von Holz aufführen lassen. Durch die Mauer aber war eine Öffnung gemacht worden (Nr. 81) und hier befand sich einer der Haupteingänge in die Laufgräben. Näher gegen die Stadt zu teilte sich dieser Graben dann (bei Nr. 82) in zwei Arme, wovon der eine auf das Burgravelin (Nr. 9),



Eingang in die türkischen Approchen.
(Nach einem in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Stiche von R. de Hooghe.)

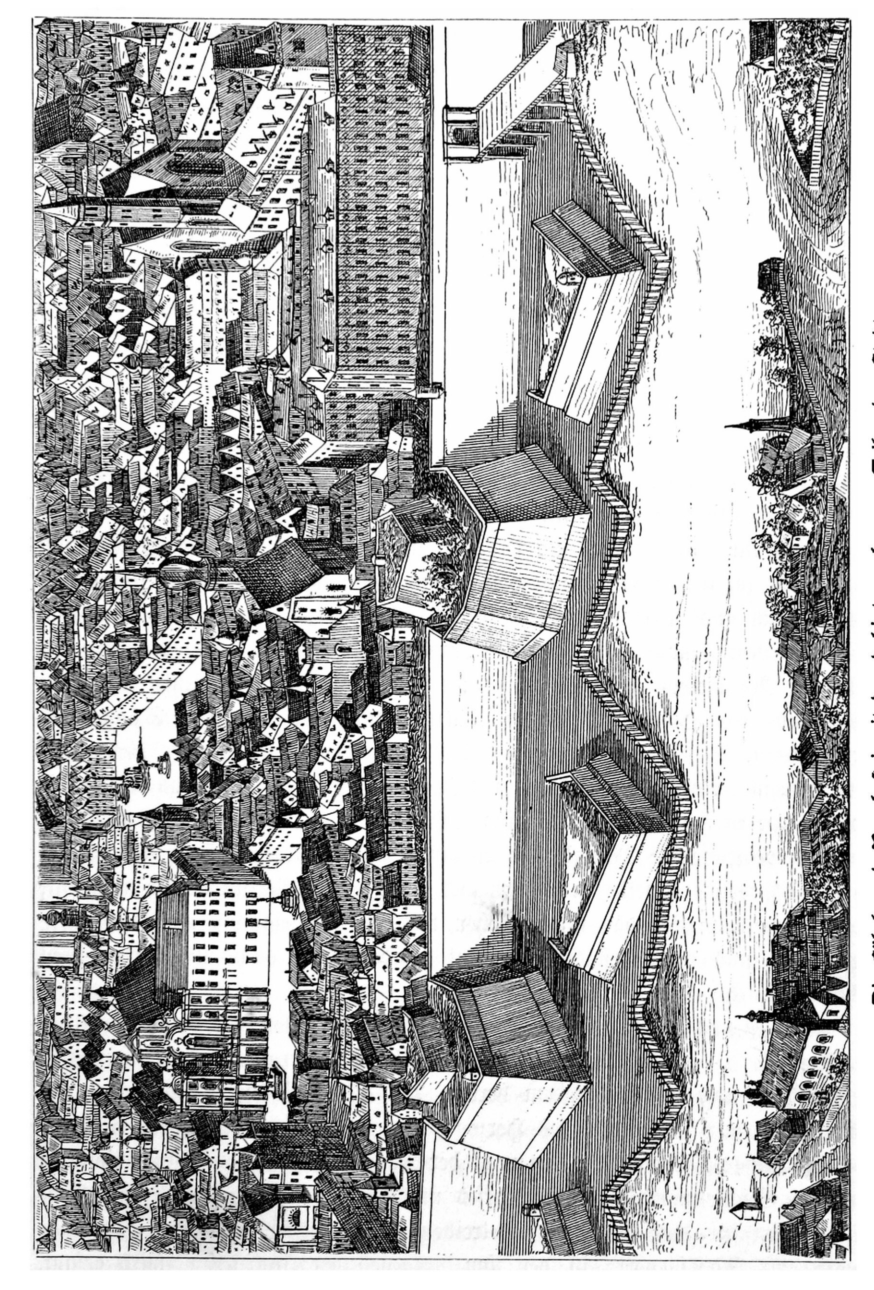
der andere auf die Löbelbastei (Nr. 8) zu gieng. Der Großvezier befand sich also nicht blos in der Lage, jeden Moment Nachrichten über den Fortgang der Arbeiten auf dem kürzesten Wege zu empfangen, er konnte sich, so oft es ihm beliebte, auch durch den Augenschein von demselben überzeugen. Dort, wo die verschiedenen Quergräben mit den Hauptlinien zusammenstießen, befanden sich an verschiedenen Stellen ausgeweitete Plätze (Nr. 21) zum Aufenthalte für den Großvezier oder andere Officiere, welche die Arbeiten zu überwachen hatten. Geschützt waren solche durch schwere Balken und darüber gelegte Sand- und Wollsäcke. In den Laufgräben war die Sicherheit der Arbeiten überhaupt bewundernswert. Während die Sclaven gruben und bollwerkten, standen in den

Parallelen die auserlesensten Truppen, meist Janitscharen, kampfbereit, um jeden etwaigen Überfall zu vereiteln. Alle diese Gräben waren so tief ausgehoben, daß die Mannschaften durch die Böschungen noch um drei Fuß überragt wurden und also vollkommen gedeckt waren. Auch von der Seite war eine Überrumpelung nicht gut möglich; an den Schlußlinien befanden sich hier an verschiedenen Punkten aufgeworfene Werke (Nr. 71), die solches Beginnen vereitelten.

Der Plan, der in diesen Approchen zu Tage tritt, war also ein woldurchdachter. Es war nicht die Schuld seiner Erfinder, daß derselbe nicht zum erstrebten Ziele führte. Trotz aller sonstigen Vorteile hatten es die Türken hier mit dem stärksten Teile der Fortificationen Wiens zu tun. Der Stadtgraben hatte vom oberen Rande der Basteimauer aus gerechnet eine Tiefe von etwa 40 Fuß und war dem entsprechend breit. Beide angegriffenen Basteien waren überdies noch durch Cavaliere im Rücken überhöht. Hinter der Löbelbastei erhob sich die sogenannte „Katze" (Nr. 14), hinter der Burgbastei „der Spanier" (Nr. 30). Starhemberg begriff sogleich die Situation. Am Morgen des 15. hatten sich angeblich noch keine dreißig Geschütze auf den Basteien befunden. Er ließ die bedrohten Punkte sogleich armieren. „Wir griffen nunmehr gleichsam mit Händen, daß wir nirgends so stark als an den oben benannten drei Orten angegriffen und incommodiert würden, nämlich an der Burg- und Löbelbastei und dem zwischen beiden liegenden Ravelin", sagt Vaelkeren und Starhemberg soll nach der Belagerung dem venetianischen Botschafter Contarini mitgeteilt haben, „er habe sich gefreut, daß die Türken die stärkeren Bollwerke angetastet hätten und nicht die schwächeren, am Fluße liegenden". Wenn die Türken dies Letztere getan hätten, „so würde eine längere Verteidigung des Platzes zweifelhaft gewesen sein".

Überhaupt entwickelte der Commandant große Umsicht und Energie in der Verteidigung. Er ließ die Gräben an den bedrohten Stellen (Nr. 26) mit Caponnièren (Abschnitten) und den dazu gehörigen Communicationen versehen, beorderte den Stadtquardi-Obristwachtmeister degli Obizzi, das Auffahren der Geschütze auf den Wällen zu überwachen, ließ noch die letzten Transporte von Lebensmitteln und Fourage aus der Leopoldstadt in die Stadt bringen, setzte sich mit dem Stadtrate in's Einvernehmen wegen besserer Bergung der in der Stadt befindlichen Munitionsvorräte und inspicierte selbst „auf's Emsigste alle Arbeiten und aufgestellten Posten". Dabei passierte ihm auf dem Cavalier der Löbelbastei das Unglück, am Kopfe „durch einen Stuckschuß" verwundet zu werden.

Auch das geheime Deputierten-Collegium war bereits in volle Tätigkeit getreten. Der Vorsitzende desselben, Graf Caplirs, hatte schon am 12. und ebenso am 13. Juli einen Bericht an den Hofkriegsrat abgesendet, worin er sich „über die Anstalt und notwendigen Defensionsrequisiten zur Erhaltung der



Die Löbel- und Burgbastei mit den dahinter gelegenen Teilen der Stadt.

(Nach der in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Ansicht von Wien nach Folpert van Allen aus dem Jahre 1680.)

Stadt Wien, sonderlich der Insel über der Schlagbrücke" (also der Leopoldstadt) aussprach. Er scheint gegenüber dem Herzog von Lothringen die Meinung vertreten zu haben, daß die Leopoldstadt von der kaiserlichen Armee um jeden Preis zu halten sei, damit die Communication mit dem linken Donauufer offen bleiben möchte. Eine Meinung, die späterhin auch von Anderen, z. B. vom kaiserlichen Residenten Kuniz geteilt wurde. Der Hofkriegsrat jedoch gab dem Herzoge Recht, wenigstens wird in dem Antwortschreiben vom 19. Juli an Caplirs nur erwähnt: „die Leopoldstadt wäre zu vertrenchieren, um sich ein zeitlang defendieren zu können". Karl von Lothringen hatte schon am 13. eingesehen, daß ein solches Unternehmen eine Unmöglichkeit wäre. Bei den geringen Streitkräften, die ihm zu Gebote standen und bei dem damaligen niedrigen Wasserstande der Donau, der es den Feinden ermöglichte, den Donaucanal zu durchwaten, konnte er nur so lange in der Praterinsel ausharren, so lange kein überlegener Feind sich zeigte. Er berichtet am selben 13. Juli an den Hofkriegsrat, daß er sich nunmehr, nachdem die Infanterie angekommen, mit der Cavallerie auf das linke Donauufer hinter die Brücke zurückziehen werde, „weillen die Communication derselben nit zu erhalten".

Trotzdem blieb er noch am 14. Juli in der Leopoldstadt. Es handelte sich darum, noch im letzten Augenblicke von Krems gekommene Vorräte an Munition, wahrscheinlich auch Proviant, in die Stadt gelangen zu lassen, dann aber auch die in der Leopoldstadt aufgestapelten Vorräte an Heu und anderes dergleichen zu bergen. An diesem oder am vorhergehenden Tage fand die letzte Conferenz statt, welche der Herzog vor seinem Rückzuge mit Caplirs und Starhemberg abhielt. Das Expeditprotocoll des Hofkriegsrates enthält über diese Conferenz folgende Notiz: „Caplirs repräsentiert den 14. Juli aus Wien die über mit Herrn Herzogen zu Lothring und Grafen Starhemberg gehaltene Conferenz befündtendte Mangl und Abgang, auch Nothwendigkeith der Stadt Wien, durch welche dieselbe in Gefahr und wohl gar in Verlust gerathen möchte, besonders weillen alles das nit geschehen, was offt gehorsambist ist eingerathen. Entzwischen sind die Vorstädt abgebränt worden, wie auch mit Leopoldstadt geschehen" wird.

Graf Caplirs scheint — bei seinem hohen Alter war dies eigentlich kein Wunder — anfänglich von außerordentlicher Besorgnis befallen gewesen. Es geht dies noch aus Folgendem hervor. Am 27. Juli erschien in Passau vor Kaiser Leopold ein Bote des Herzogs von Lothringen und des General-Kriegscommissärs, Grafen Breinner, der nach Inhalt seiner Instruction die möglichste Beschleunigung des Succurses und der Anhäufung von großen Proviantvorräten für das Entsatzheer betreiben sollte. Dieser Bote war der Feldkriegssecretär Rostinger; in der ihm mitgegebenen Instruction wird gesagt, daß man der Stadt Wien rasche Hilfe schon aus dem Grunde bringen müsse, damit dieselbe „mit langer Belägerung nicht ruiniert oder vielleicht gar ad

Extrema, wegen der von Herrn Graffens Caplirs Excellenz vermeldeten mehr Ursachen geratten möge".

Auch das Expeditprotocoll des Hofkriegsrates enthält ein Regest dreier Schreiben des Hofkriegsrats-Vicepräsidenten aus Wien vom 4., 8. und 12. August, das folgendermaßen lautet: „|:Caplirs:| berichtet, daß der Feind auf die Contrescarpe dringe. Er sei bereits im Graben, die Mannschaft nehme an Officieren und Gemeinen ab, der Stadtobrist liege an der Ruhr, welche unter den Bürgern und Soldaten ist. Begehrt den notwendigen Succurs."

Nichtsdestoweniger griff am 15. Juli auch das Deputierten-Collegium rüstig das Werk der Verteidigung an. In der Stadt verursachten die türkischen Kugeln manche Verwundung unter dem nicht im Waffendienste stehenden Teile der Bevölkerung. Weder die Militär- noch die bürgerlichen Bader hatten Zeit, sich mit diesen Verwundeten zu beschäftigen. Es wurde daher den hofbefreiten Barbieren aufgetragen, dies zu tun und Hilfe zu leisten. Zugleich erließ das Deputierten-Collegium eine Verordnung, daß alle „Hausherren und Inwohner bei Lebensstraff" ein verläßliches Verzeichnis aller jener Personen eingeben sollten, die sich bei ihnen aufhalten.

Auch die Bürgerschaft trat an diesem Tage den Dienst zum bewaffneten Schutze der Stadt an. Der Stadtrat hielt mehrere Sitzungen und beauftragte den Beisitzer des Stadtgerichtes, Caspar Pätzinger, und den Stadtschreiber Hocke auf Anordnung Starhemberg's mit der Ausfindigmachung besonders sicherer Kellerräume, in welche die großen Pulvervorräte eingelagert werden könnten, um sie nicht ähnlicher Gefahr auszusetzen, wie dies bei dem gestrigen Brande der Fall war. Schon am nächstfolgenden Tage wurde die Bergung der Munition vorgenommen. Sie wurde eingelagert in die Keller und Grüfte des Jesuiten-Profeßhauses am Hof (jetzt Kriegsministerium), in die St. Leopolds-capelle daselbst, in das Collegium der unteren Jesuiten (jetzt Universität), in die Keller der Dominikaner und Franziskaner, des Amtshauses (jetzt Rauhen-steingasse 10), und späterhin auch des Regensburgerhofes (jetzt Sonnenfelsgasse 2), dann aber noch in die Gewölbe unter der St. Peterskirche, in die Krypta der Maria Magdalenencapelle am St. Stephansfriedhof (stand zunächst des Hauses Stephansplatz 2) und in die im Freisingerhofe (jetzt Graben 20) befind-liche Georgscapelle.

Der Stadtrat hatte außerdem den Befehl erlassen, daß von nun an „800 Mann von der Burgerschafft zum täglichen Aufziehen, 400 Mann zum Feuerachtgeben und Löschen, 180 Mann auff die Pastei bei den Dominikanern (Nr. 35) zu denen Stücken neben den Konstablern zur Defension, 120 Mann zur Bestreittung der Wachten vor dem Rathaus, Zeughaus und Herrn Bürger-meisters Haus und wo es sonst vonnöthen und 180 Mann zu denen Fähndlein zu verordnen, die große Feuerspritzen, Wasserleitern, Fuhren, lederne Ämber und Schäffer neben den gehörigen Leuthen in Bereitschafft zu halten und die

auf dem Hof, Graben, Hohenmarkt und Neuenmarkt stehenden Röhrbrunnen |:weilen Theils die Röhren von dem Feind bereits ausgegraben und kein Wasser mehr in die Brunnen lieffe:| voll mit Wasser anzufüllen“ seien.

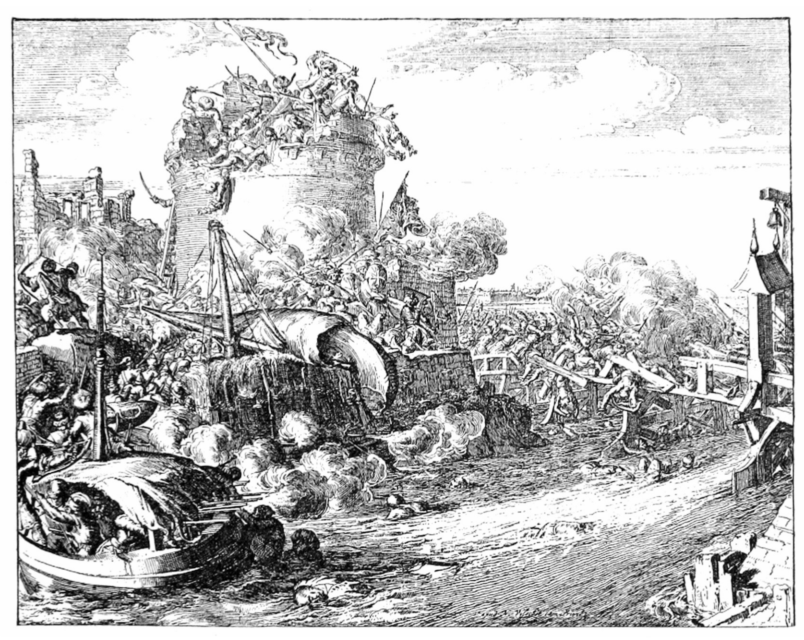
Am 15. Juli sah sich endlich der Herzog genötigt, die Leopoldstadt zu verlassen. Noch an diesem Tage befand sich das Feldlager der Kaiserlichen „bei Zeelsee (jetzt Jedlesee) außer den Brückhen“. Karl von Lothringen berichtet an den Hofkriegsrat, daß der Feind die Stadt von St. Marx bis Heiligenstadt eingeschlossen, bei dem Schidinitz'schen Garten vor dem Burgthor Posto gefaßt, daher an seinem Vorhaben, Wien zu belagern, nicht zu zweiflen sei. Er habe die ganze Infanterie und noch 1000 Centner Munition hineingeworfen und sich zurückgezogen. Da die Türken auch durch den Wienerwald gebrochen seien und schon auf dem Tulnerfelde streiften, so sei ihm nichts übrig geblieben, als das Cürassier-Regiment des Grafen Dünewald, das Dragoner-Regiment Königsegg und das Lodron'sche Croaten-Regiment so rasch als möglich nach Krems zu senden, um die Brücke daselbst zu beschützen. Graf Schulz war mit einigen Regimentern zur Deckung des Rückzuges in der Leopoldstadt belassen worden. Man hatte die Bevölkerung von diesem Rückzuge nicht in Kenntnis gesetzt und so ist es zu erklären, daß außer den ärarischen Vorräten, die noch im letzten Momente gerettet worden, die Vorstadt sammt allen Habseligkeiten der Bewohner den Feinden in die Hände fiel.

Erst am 16. Juli machten die Türken den Versuch, auch die Leopoldstadt zu besetzen. Kara Mustafa ließ den Statthalter von Adana in Kleinasien, Esseid Mohammed Pascha, die Sandschake von Ägypten, Magnesia und Nikopolis über den Donaucanal setzen und die Kaiserlichen attaquieren. Nach einem äußerst hartnäckigen Gefechte gelang es dem General Schulz, die Taborbrücke zu erreichen, sie zu passieren und abzuwerfen. Außer mehreren hundert Gemeinen hatten die Kaiserlichen in diesem Treffen den Obristlieutenant Friedrich Sigismund von Gersdorf und mehrere andere Officiere durch den Tod verloren. General Schulz selbst befand sich unter den Verwundeten.

Während dem Herzog von Lothringen, der sich durch fortwährende Zuzüge verstärkte, nunmehr die schwierige Aufgabe zufiel, das linke Donauufer vor weiterem Vordringen der Türken zu schützen, das Andringen der Thököly'schen Schaaren vom Osten her zu verhindern und die Straße für die polnische und die verschiedenen deutschen Entsatzarmeen zu ihrer Vereinigung offen zu halten, wurde Wien von der Armee Kara Mustafa's vollständig eingeschlossen und abgesperrt von dem Verkehre mit der Außenwelt. Die Leopoldstadt mit den Klöstern der Karmeliter und Barmherzigen Brüder, die neue Favorita (das Augartengebäude) sammt allen anderen Palästen und Häusern wurden ein Raub der Flammen.

Aus welchem Grunde der Herzog so rasch sein Hauptquartier auf's linke Donauufer verlegte und die Armee von der Leopoldstadt zurückzog, ist wol klar.

Er konnte nicht einmal die letzten Munitionstransporte, die noch auf dem Wege von Krems sich befanden, abwarten. Wie er am 18. Juli aus dem Feldlager bei den Wienerbrücken an den Hofkriegsrat berichtet, war es ihm nicht mehr möglich, dieselben nach Wien zu bringen, „weillen der Feind ein Lauffbruckhen ober der Roßau geschlagen". Mit seinen Reitern war er wol im Stande, kleinere Truppenkörper des Feindes zurückzuhalten, die große Armee aber, die bei dem niedrigen Wasserstande durch den Donaucanal zu waten vermochte, von der Besetzung der Leopoldstadt abzuwehren, das vermochte er nicht. „Ich hätte,"



Eroberung der Taborschanze durch die Türken und Rückzug des kaiserlichen Heeres auf das linke Donauufer.

(Nach einem in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Stiche von R. de Hooghe.)

schreibt er an den König von Polen, den er dringendst um baldigen Succurs ersucht, „wegen der Verbindung mit der Stadt die Stellung dort (in der Leopoldstadt) gern behauptet, aber diese Insel hat zwei Stunden im Umfange, der Donauarm, der an der Stadt vorbeifließt, war beinahe überall zu durchwaten. An vielen Stellen befanden sich Furten, wo nicht nur die Cavallerie, sondern auch die Infanterie in Schlachtordnung durchzukommen vermochte. Die Ufer auf der Seite des türkischen Lagers waren erhöht und ihre Kanonen beherrschten Alles bis zu den auf's linke Donauufer führenden Brücken. Wenn diese durch ihre Artillerie zerstört wurden, so wäre mir keine andere Rückzugslinie geblieben

als entweder die Stadt, oder ich hätte versuchen müssen, die Donau schwimmend zu passieren. Das Eine war ebenso unangenehm, wie das Andere. Und selbst wenn im günstigen Falle die Brücken gedeckt geblieben wären, so konnte Thököly am linksseitigen Ende derselben Stellung nehmen und ich hätte müssen auf der Insel bleiben ohne Fourage und ohne Subsistenzmittel. Da demnach dieser Posten nicht zu halten war, und namentlich nicht mit Cavallerie allein, da ich ja verpflichtet gewesen, die Infanterie in die Stadt zu werfen zur Vertheidigung derselben, so glaubte ich verpflichtet zu sein, die Donau zu überschreiten, um dem Kaiser die Cavallerie für den Entsatz zu erhalten."

Die Türken hatten am 16. Juli, Dank ihrer großen Übermacht, einen bedeutenden Erfolg errungen. Sie hatten die Stadt vom linken Donauufer abgeschlossen und hielten sie jetzt vollständig cerniert. Die Leopoldstädter Insel wurde von den Türken besetzt. Unter dem Befehle des Chidir Pascha aus Bosnien und des Ahmed Pascha von Manissa in Anatolien schlugen sie hier ihr Lager auf. Nicht blos oberhalb der Roßau (in der Spittelau) war eine Brücke über den Donaucanal gebaut worden, auch von Erdberg her führte eine solche nach der Praterinsel. Sogleich wurden hier mehrere Batterien errichtet, und zwar eine am Ufer des Donaucanales unterhalb der Wienmündung gegen die Prediger- (Nr. 35), Biberbastei (Nr. 34), das dazwischen liegende Biberravelin (Nr. 43) und das Judenschanzel (Nr. 42), eine zweite in der Jägerzeile (Nr. 61), etwa an der Stelle, wo heute die Asperngasse von der Praterstraße abzweigt, gegen den unteren Fall (Nr. 52) und die daneben gelegene Bastion des Gonzagischen Werkes (Nr. 15), eine große Batterie in der Taborstraße, ebenfalls auf diese Bastei gerichtet und endlich noch eine Batterie gegenüber dem Wasserravelin (Nr. 41), dem Eingange des Arsenalcanales (Nr. 22), der oberen Bastion des Gonzagischen Werkes (Nr. 15) und dem Rotenthurmthore oder dem oberen Falle (Nr. 50). Vor diesen Batterien errichteten die Türken, damit sie dem Feuer der Belagerten nicht so sehr ausgesetzt seien, eine Reihe von Brustwehren und beschränkten sich im Allgemeinen auf dieser Seite hauptsächlich auf den Kampf der Geschütze.

Die Nähe der Batterien hat die Wirksamkeit der feindlichen Geschosse hier ungemein unterstützt. Die Kaiserlichen hatten zwar ihrerseits ebenfalls auf der Biberbastei und auf den anderen der Donau zugekehrten Werken Kanonen aufgefahren, den Eingang von der abgebrannten Schlagbrücke (Nr. 1) her verbollwerkt und späterhin sogar die Mündungen der Unratscanäle mit Gittern und Wachen versehen. Auch taten der auf der Wasserbastei commandierende Ingenieur Johann Corneo und Oberstlieutenant von Hohen, dem am 31. Juli auf der Brücke über den Arsenalcanal das Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, ihr Möglichstes, um dem Feinde das Bombeneinwerfen zu erschweren durch Demontierung der feindlichen Batterien. Trotzdem wurde die in diesem Teile der Stadt wohnende Bevölkerung mehr als einmal in die größte Not versetzt.

Am 22. Juli feuerten die Türken so heftig aus der Leopoldstadt herüber, daß von der Hohen Brücke angefangen bis zum Alten Fleischmarkte und dem Sauwinkel hin beinahe kein Haus unversehrt blieb. Die Einwohner mußten in die Keller flüchten. Besonders übel wurden die Klöster und Kirchen zu St. Laurenz und St. Joseph zugerichtet. Auch die Kirche und der Thurm von Maria am Gestade erlitten sehr bedeutende Beschädigungen.

Am 23. Juli gelang es den Belagerten zwar, dem Feinde zwei Kanonen jenseits der Schlagbrücke unbrauchbar zu machen und ein mit Stücken und Mörsern beladenes Schiff in Trümmer zu schießen. Aber das waren nur kleine Erfolge. Am 25. Juli mußte man wegen des fürchterlichen Feuers der türkischen Batterien am roten Thurm, am Schabdenrüssel (jetzt am Bergel 3), sowie am Wirtshaus zum Küßdenpfennig (jetzt Adlergasse 4) durch das Unterkammeramt alle Fenster vermauern und Schießlöcher verfertigen lassen. Am 28. Juli wurde durch eine einfallende Bombe im Gasthause zum goldenen Wolfen (jetzt Rotenthurmstraße 18) unweit des roten Thurmes das mit Ziegeln gedeckte Dach zerstört. Ein großer Teil des Daches stürzte herunter, die Ziegel flogen weit und breit in der Gasse herum und verwundeten Viele der Passanten. Am 20. August war die Kanonade der Türken auf die Biberbastei sehr heftig. Obristlieutenant Schenk und Hauptmann Haller wurden hiebei tödtlich verwundet*) und ein Lieutenant vom Regimente Kaiserstein getödtet.

Einen eigentlichen Angriff auf die Stadt versuchten die Türken von dieser Seite aus zum Glücke für die Belagerten nur einmal und dann nicht wieder. Sie ließen am 1. August von Nußdorf her eine größere Anzahl von Schiffen die Donau herabrinnen. Diese wurden von den noch im Wasser stehenden Jochpfählen der abgeworfenen Schlagbrücke aufgehalten und bildeten so eine Art von Brücke, über welche die Feinde einen Sturm gegen den roten Thurm hin versuchen wollten. Da auf diese Art eine nicht unbeträchtliche Zahl von feindlichen Schiffen im Donaucanale stand, so gab Starhemberg den Befehl, dieselben zu beseitigen. In Folge dessen ordnete der Stadtrat die Fischer und Schiffer unter dem Commando des Lieutenants H. Burger zu diesem Unternehmen ab und diese nahmen dem Feinde in der nächstfolgenden Nacht zehn bis zwölf Schiffe weg, die sie beim oberen Fall in den Canal des Arsenals hereinbrachten. Durch das Feuer der Feinde vom jenseitigen Ufer her wurden bei dieser Gelegenheit zwei Fischer getödtet. Aber erst nach einigen Tagen gelang es, die Donau hier ganz frei zu machen.

Im Übrigen war das von der Leopoldstadt her erfolgte Bomben- und Kugel-, selbst hie und da Stein-Einwerfen der Türken nur dazu bestimmt, den Commandanten von Wien zur Teilung seiner Streitkräfte zu zwingen. Die Eroberung der Stadt aber wurde ausschließlich von der entgegengesetzten Seite

*) Schenk erlag seiner Wunde am 9. September.

zwischen der Burg- und Löbelbastei mit ernstlichen Mitteln, mit dem Aufgebote aller Kraft, mit einer Ausdauer und Heftigkeit versucht, welche die Belagerten endlich schier verzweifeln ließ an dem Erfolge weiterer Verteidigung.

Zunächst versuchten es die Türken, hier mit ihren Batterien in die Mauern der Stadt Bresche zu schießen. Sie hatten zu diesem Zwecke nicht blos ihre erste Geschützreihe vom Kaltschmid'schen bis zum Reikowitz'schen Garten verlängert und entsprechend wirksamer zu machen gesucht, schon am 18. und dann wieder am 19. Juli wurden außerdem in der Nähe des roten Hofes (Nr. 5) neue Batterien errichtet. Und auch die Laufgräben wurden fortwährend erweitert und den Basteien näher gerückt. Ihre Wirkung äußerte sich besonders auf der Katze (Nr. 14) ober der Löbelbastei. Dieselbe war zu enge in der Anlage, als daß man hätte wirksam den türkischen Geschützen antworten können. Weswegen später Starhemberg sich sogar genötigt sah, den Posten zu räumen und die Geschütze auf die Löbelbastei selbst zu postieren. Kara Mustafa stellte sich die Einnahme der Stadt anfänglich, wie es scheint, als etwas sehr Leichtes vor. Den Nachrichten zufolge, die er über den unfertigen Zustand der Befestigungswerke erhalten, gab er sich der Hoffnung hin, die Stadt im ersten Ansturme zu nehmen. Der Vortrab des türkischen Heeres hatte daher schon am 13. Juli lateinische Aufforderungsschreiben: dem Großvezier sich zu ergeben, den Kaiserlichen in die Hände gespielt. Zwei derselben waren Starhemberg überbracht worden, der selbe jedoch keiner Antwort würdigte. Die Türken avancierten in den ersten Tagen der Belagerung ziemlich rasch gegen die Basteien. Die Belagerten wurden nämlich mit den Verteidigungsanstalten, namentlich mit dem Aufführen der Geschütze selbst am 20. Juli noch nicht vollständig fertig, trotz aller Bemühungen Starhemberg's, der, kaum daß seine am 15. Juli empfangene Wunde zu heilen anfieng, „sich alsobald in einem Tragsessel wieder auf die Werke" tragen ließ, und der übrigen Officiere, besonders des wackeren Marchese degli Obizzi.

Der Feind begnügte sich, da von Tag zu Tag der Widerstand und der Gegengruß der Kanonen ein heftigerer wurde, bald nicht mehr mit dem bloßen Beschießen der Festungswerke. Er suchte in der Stadt selbst Schrecken zu verbreiten. Schon am 15. Juli hatten türkische Kugeln die noch rauchende Brandstätte auf der Freiung aufgesucht, auch das an der Courtine (Nr. 38) zwischen der Burgbastei und Kärntnerbastei stehende, ganz aus Holz aufgerichtete Comödienhaus wurde durch ihre Kugeln bedroht. Am 16. Juli fielen einige Bomben in dasselbe, zum Glück ohne Schaden zu tun. Weil aber dieser Bau „groß und mit Öl überall angestrichen war, stunde man billich in Forchten, das Feuer wurde dort ehender und mehrern Schaden thun, mit Gefahr anderer in der Nähe stehender Kirchen, Klöster und stattlicher Gebäude". Besonders im Augustinerkloster, dessen Bibliothek unmittelbar an diese Holzhütte angrenzte, war man besorgt. Am 14. Juli hatten die Patres Starhemberg gebeten, das Comö-

dienhaus abreißen zu lassen. Als die Gefahr so augenscheinlich sich zeigte, zögerte der Commandant nicht länger. Die Zimmerleute, welche mit dem Abbruche beschäftigt waren, wurden jedoch von den Türken mit einem solchen Kugelregen überschüttet, daß zur Schonung derselben befohlen wurde, „die Säulen abzusägen, wodurch dann der gantze Last über einen Haufen gefallen, die Balken desto füglicher haben können weggetragen und zu denen Abschnitten und Pallisaden gebraucht werden".

Am 18. Juli ließ Starhemberg den Befehl erneuert publicieren, alle bisher noch nicht abgetragenen Schindeldächer auf den Häusern zur Vermeidung von Feuersgefahr sogleich abzureißen. Um nichts in dieser Richtung zu versäumen, war schon am 16. Juli durch Ruf publiciert worden, daß bei Ausbruch eines Brandes alle „Weibsbilder" die Röhrbrunnen auf den Plätzen, wegen Mangels an zufließendem Wasser, mit Wasser aus den nächstliegenden Häusern zu füllen haben, während sich die Männer mit dem Anfüllen der Feuerspritzen, Bottiche, Feuereimer ꝛc. zu beschäftigen hätten. Trotzdem brach am 19. Juli, Abends 8 Uhr, durch eine Bombe, die bei dem Palaste des spanischen Botschafters (vordere Schenkenstraße 45) niedergeworfen, die Stallungen anzündete, so einige vornehme Cavaliere hier an dem Stadtwalle hatten bauen lassen, ein sehr gefährlicher Brand aus. „Es war," sagt Vaelkeren, „eine solche Brunst grausam anzusehen, weil sie am Fuße der Bastei im Angesichte des Feindes bei eiteler Nacht entstand und dem Feind Anlaß gab, mit Bomben und Feuerkugeln immerzu dorthin zu spielen um diejenige zu verhindern, welche um zu löschen gewidmet waren." Der Commandant sah sich veranlaßt, zur Unterstützung der bürgerlichen Löschmannschaften eine eigene Löschcompagnie von 250 Mann zusammenzustellen, welche unter Commando des Hauptmanns Heinrich Wolfgang Venediger, des Lieutenants Anton Haret und des Fähnrichs Johann Caspar Schenkler sehr ersprießliche Dienste leistete. Mit ihrer Hilfe wurde auch dieser Brand im Angesichte des Feindes gestillt.

Aber selbst weit in die Stadt hinein flogen die türkischen Geschützkugeln. Schon am 15. war eine Bombe in der Nähe des „grünen Krantzes" am Graben (jetzt Spiegelgasse 2) zersprungen. Vom Norden, wie vom Süden her flogen wiederholt Kugeln bis zum Stephansthurme, ja selbst in die Stephanskirche hinein. Die Türken überschütteten die Stadt förmlich mit Geschossen; es sollen während der Belagerung mehr als 100.000 Bomben in die Stadt geschleudert worden sein. Aber der moralische Effect blieb aus, die Feuerkugeln zündeten nur sehr selten und da wurde der Brand sogleich erstickt oder doch localisiert, die mit Schwefelfäden umsponnenen Brandpfeile verursachten, selbst wenn sie brennend auf die Häuser fielen, Dank der Vorkehrungen des Stadtcommandanten, keinen Schaden.

Bald mußten sich die Türken überzeugen, daß ihre Artillerie in dieser Richtung nicht viel auszurichten vermöge. Später hat man sich gewundert, daß

dem so gewesen. Man hat das Bombardement von Genua als Beispiel hingestellt. Dort hatten die Franzosen binnen wenigen Tagen eine ganze Stadt in Trümmer geschossen. Selbst Zeitgenossen, allerdings Fremdlinge, suchten sich das Rätsel zu erklären, indem sie die Schuld an der geringen Wirkung der türkischen Geschosse auf Rechnung der Gewissensbisse des Ahmed Bei, jenes ehemaligen Capuziners setzten, der die Artillerie der Türken mitbefehligte. Als wenn der Topzi Pascha nicht ein kriegskundiger Mann gewesen wäre, der sich von einem seiner Untergebenen hätte ein X für ein U vormachen lassen! Der größte Teil der Munition wurde ja aus Ofen bezogen, dort konnte der Capuziner-Ingenieur doch unmöglich die Fabrication des Pulvers beeinflussen. Aber diese Fabrication war eben überhaupt keine besonders gute. Wir haben von einem Augenzeugen uns berichten lassen über die Wirkungen der türkischen Geschütze vor Fülek im Jahre 1682 (siehe Einleitung Seite 57). Sie hatten das winzige Städtchen mit Feuerkugeln überschüttet. Bomben waren hineingeschossen worden, so groß, daß in die Hälfte der Höhlung einer solchen ein ganzer Metzen Frucht hineingieng und das Resultat dieses Bombardements war endlich der Brand des kleinen Restes gewesen. Die obere, gut und stark gebaute Festung aber war nach dreiwöchentlichem Bombenwerfen noch beinahe intact. Die Letztere stand auf Felsengrund, die Türken konnten daher mit Minengraben nichts gegen sie ausrichten, und so wäre dieselbe wol auch, ohne den Verrat ihrer eigenen Besatzung, kaum jemals in die Hände Ibrâhim Pascha's gelangt. Vor Fülek aber hat sich kein Capuziner-Ingenieur befunden, der aus Reue etwa den Platz hätte schonen wollen.

Nicht blos die Treffunsicherheit der türkischen Artillerie, die schlechtere Qualität ihrer Geschosse und ihres Pulvers hatten Wien trotz des fürchterlichen, beinahe unausgesetzten Bombenwerfens vor gänzlichem Ruine bewahrt. Auch die feste Bauart der Häuser, die, meistens aus Stein bis zum vierten Stockwerke aufgeführt, von oben her selbst in den Stiegenhäusern mit Gewölben, dicht aneinander geschobenen Balken und aufgeschüttetem Sande wol verwahrt wurden, dann aber die große Vorsicht des Stadtcommandanten, der alle Schindeldächer abdecken und schon am 20. Juli auch das Straßenpflaster aufreißen ließ, damit sich die Bomben im weichen Erdreiche leichter eingraben konnten, haben dazu beigetragen. Trotzdem war die Wirkung des Bombardements keine geringe. Wo die türkischen Kanonen aus der Nähe zu wirken vermochten, wie an der Nordseite von der Leopoldstadt her, auf der Südseite gegen die kaiserliche Burg, die Minoritenkirche und andere Baulichkeiten in der Nähe der Basteien, da haben sie fürchterlich genug gewirtschaftet. Die Stadt zur Unterwerfung zu zwingen, vermochten sie nicht.

Die Truppen Kara Mustafa's rückten mittlerweile auch mit ihren Laufgräben immer weiter vor. Starhemberg erkannte das Besorgniserregende dieser Annäherung des Feindes. Er suchte die Fortschritte desselben durch

Ausfälle zu hindern. Am 19. Juli hatten die Türken zwischen ihren Approchen bereits doppelte Communicationslinien hergestellt. Es wurde daher an diesem Abende noch um 10 Uhr der erste Ausfall versucht. Die Hauptleute Graf Guido Starhemberg vom Regimente Alt-Starhemberg und Steinbach vom Regimente Mannsfeld stellten sich an die Spitze zweier Colonnen und griffen die Laufgräben an. Es gelang ihnen, nicht blos einen Teil der Gräben einzuwerfen und viele von den Türken niederzuhauen, sondern auch einen Gefangenen mit in die Stadt zu bringen *). Dieser glückliche Ausgang ermutigte zu weiteren Unternehmungen in dieser Richtung. Schon am nächstfolgenden Tage wurde der Versuch mit 500 Mann erneuert. Diesmal wurde von den kühnen Soldaten nicht blos ein Teil der Laufgräben zugeworfen, sie drangen sogar bis an die türkischen Batterien vor. Solche Unternehmungen waren allerdings nur Erfolge für den Moment, denn der Feind erholte sich gewöhnlich sehr rasch von dem Schrecken und zwang die Angreifer, sich wieder zurückzuziehen; aber der moralische Effect derselben war trotzdem nicht gering. Die Türken ersahen daraus, wie groß der Mut und die Widerstandskraft der Verteidiger sei und der Großvezier wurde dadurch genötigt, da er mit den bisherigen Mitteln: Kanonen und Laufgräben, sein Ziel nicht zu erreichen vermochte, zur regelrechten Belagerung, zur Anwendung des Minenkampfes zu schreiten. Der Widerstand war in diesen Tagen ein so kräftiger und erfolgreicher, daß Kara Mustafa am 20. sogar das Ansuchen an Starhemberg stellen ließ, um einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Todten. Es wurde ihm jedoch durch einen Trompeter bedeutet: „Man habe lauter gesunde Soldaten und daher keine Todten zu begraben, er solle nur redlich fechten, man wolle sich bis auf den letzten Blutstropfen verteidigen." Der im türkischen Lager anwesende kaiserliche Resident Kuniz berichtet auch schon zum 19. Juli: „daß die Mörserhagel de facto stattlichen Effect gethan und dem Feind großen Schaden zugefüget haben, beförderst aber entsetzt er sich ob der mannhafften Gegenwehr in den Contrascarpen, maßen eine namhafte Anzahl der Janitscharen und Seimenen erlegt worden, dahero zur Ersparung des Volcks gedenckt der Feind künftig mehrers mit Miniren denen Unsrigen in denen Contrascarpen zuzusetzen. Zweiffle aber nicht, dieselben werden diesem vorzukommen und zu contraminiren Remedia wissen. Der Fürst aus der Walachey ist mit seiner Mannschaft beschäftigt über Hals und Kopf Bauholz zuzuführen, welches er alles in dem Wäldlein bei Schönbrunn schlagen und nach der Wien ins Lager führen lässet. Dieses, glaube ich, will man zu den Minen gebrauchen."

Diesen Bericht sandte Kuniz heimlicher Weise durch einen seiner Diener Namens Jakob Heider am 22. Juli nach Wien. Das geheime und deputierte

*) Derselbe machte, vor den Stadtcommandanten gebracht, solch' ungeheuerliche Mitteilungen, daß man ihm keinen Glauben schenkte.

Collegium ließ diesem noch am selben Tage ein Schreiben an den Residenten übergeben, des Inhaltes, „daß Ihrer Majestät ein sonderer Dienst beschehete, wann dem Herrn Commandanten alhier (durch Kuniz) von des Feinds Andementen von Zeit zu Zeit Nachricht gegeben würde". Es wird die Versicherung hinzugefügt, „daß man demselben solche vigorose Resistenz thuen werde, dergleichen derselbe niemahls erfahren haben möchte". Dem Diener hatte man auch noch andere Briefe übergeben, z. B. sowol von Starhemberg wie auch von den deputierten Räten an den Hofkriegsrat nach Passau. Dieselben kamen richtig an ihre Adresse. Am 29. Juli erfolgte bereits von dort aus Antwort darauf. In dem Briefe an Starhemberg heißt es: „und wird sein und der Officier, auch der Garnison erweisender Eifer und Valor in Defendierung der Stadt Wien wider die Türken gerühmt, zu fernerer Prosequierung dessen animiert und vertröstet, daß von Chur-Bayern 10.000, von Chur-Sachsen 10.000, von Chur-Brandenburg 12.000, von den fränkischen Alliierten 15.000, und dem schwäbischen Kreise 5000 Mann zum Succurs anmarschieren, auch der König in Polen durch den Grafen Thurn berichtet, daß er in Person sammt seiner ganzen Macht im Anzug sei, dieser Succurs aber vor halbem August nicht zusammen kommen könne". Dasselbe ungefähr wurde auch in dem Schreiben an die deputierten Räte erwähnt, so weit es den Succurs betrifft. Im Übrigen wird im demselben ausdrücklich nicht blos „der anwesenden Generalen, Officier und Garnison", sondern auch der „Burgerschaft und Andern tapfere Defension der Stadt Wien wider die Türken gerühmt". Ob diese zwei Antwortschreiben wirklich nach Wien gelangt sind, ist uns unbekannt, wahrscheinlich geschah es nicht vor der glücklichen Zurückkunft des Koltschitzky nach Wien.

Die Belagerten, deren Verdienste vom Hofkriegsrate in Passau gerühmt werden, waren also am 22. Juli bereits in Kenntnis davon, daß die Belagerung in eine neue Phase getreten sei. Kara Mustafa hatte sich überzeugt, daß er mit größerer Energie vorgehen müsse, um sein Ziel zu erreichen. Er ließ Minen graben, um die bisher unerschütterten Bastionen in Schutt zu verwandeln, wenigstens Breschen in sie zu reißen, groß genug zur Eroberung der Stadt. Am 20. waren die Türken mit ihren Laufgräben bis an das eigentliche Festungsglacis herangerückt, an den beiden folgenden Tagen wurde ein heftiges Artilleriefeuer gegen die Basteien gerichtet. Freitag den 23. Juli trat verhältnismäßige Ruhe ein. Die Verteidiger hatte das Eine ebensowenig einzuschüchtern vermocht, wie sie jetzt das Andere etwa in Sorglosigkeit hüllte. Am 21. Juli war, um die Zahl der Schanzarbeiter zu vermehren, vom Deputierten-Collegium dem Stadtrate aufgetragen worden, täglich 1000 Mann von der Bürgerschaft zur Arbeit zu stellen, eine Liste aller arbeitsfähigen Personen zu verfassen und selbe dem Stadtcommandanten zu überreichen. Außerdem wurde befohlen, alle Pferde und Wagen, das vorhandene Heu und Stroh zu consignieren, den Bürgern Wachsamkeit wegen Feuersgefahr neuerlich einzuschärfen und dergleichen. Vier

Commissäre hatte der Magistrat zum Zwecke der Anlegung einer Liste aller „vazierenden Leut" abgeordnet *).

Um mit der Munition nicht sparen zu müssen, hatte man schon am 16. Juli im kaiserlichen Zeughause auf der Seilerstätte eine Pulvermühle in Gang gesetzt. Es wurde dieselbe ebenso wie die verschiedenen Pulverstampfen unter besondere Aufsicht des Freiherrn von Kielmannsegg und zweier Commissäre gestellt. Aber nicht blos Kartätschen, auch spanische Reiter, Morgensterne und andere Waffen wurden verfertigt und an die bedrohten Plätze gebracht. Graf Daun soll es gewesen sein, auf dessen Veranlassung man die Verteidigungsmannschaften mit Sensen versah. Besonders bedienten sich die Verteidiger der Handgranaten mit großem Vorteile.

Die Widerstandskraft und der Mut der Verteidiger waren bereits so sehr gewachsen, daß verschiedene Ausfälle selbst zum Zwecke der Beutegewinnung unternommen wurden. So hatten die Studenten und verschiedene Bürger am 22. den Türken eine Anzahl Büffelochsen abgejagt und selbe in die Stadt getrieben. Da der Feind am nächstfolgenden Tage trotz alledem, nach einer leichten Kanonade am frühen Morgen, sich ruhig verhielt, „also daß man nit gewußt, warum?" so verdoppelte der Stadtcommandant seine Wachsamkeit. Er ließ von Haus zu Haus den Befehl zur Kenntnis bringen, „daß ein jeder Hausherr sich um einen Menschen bewerben solle, um Tag und Nacht in denen Kellern zu losen und Achtung zu geben, ob er einige Minierer und Arbeiter unter der Erden in der Gegend wahrnehme, um solches eilends der Obrigkeit anzudeuten". Diese Vorsicht zeigt, daß Starhemberg auf das Äußerste gefaßt war.

Wirklich sprangen noch am selben Abend zwischen 6 und 7 Uhr plötzlich an der Spitze der Contrescarpe in dem ausspringenden Winkel an der Brustwehr des gedeckten Weges vor der Burg- und Löbelbastei zwei Minen auf. Der Effect war ein ungleicher. Während die eine Mine nach rückwärts ausschlug und also keinen Schaden verursachte, wurden durch die andere zehn Mann der hier postierten Kaiserlichen in die Luft gesprengt und einige Pallisaden über den Haufen geworfen. Sogleich rückte der Feind, wie ein Augenzeuge erzählt, „mit ungemeiner Furie und hitziger Wut zu dreien unterschiedlichen Mahlen stürmende an. Wurden aber jedesmahl von den hinter der Contrescarpen in ohnaufhörlichem Feuer liegenden Mousquetieren, theils auch durch die neue Invention der an lange Stiele geheffteten scharffen Sensen, obgleich die Feinde dawider protestireten, und auff ihre Sprache schrien, daß dieses kein Kriegsmanier wäre, tapffermütig und mit Verlust vieler Todten und Verwundeten abgetrieben".

*) Es waren dies der Rechnungsführer im Widmerviertel Johann Peter Sikhasi, derjenige im Kärntnerviertel Johann Ph. Königsfeld, der Grundbuchsführer im Stubenviertel Johann N. Schuechmann und der Steuercontrolor im Schottenviertel Ambrosius Handler.

Starhemberg suchte nunmehr dem Feinde auch seinerseits durch Gegenminen Abbruch zu tun. Es zeigte sich jedoch der empfindliche Mangel an Mineuren in der Stadt. Man mußte daher Freiwillige zum Minendienste aufrufen. Es fanden sich einige Niederländer und Lothringer, die sich dazu gebrauchen ließen. Unter der Anleitung des Oberingenieurs Georg Rümpler, des fähigsten technischen Officiers der Garnison, wäre das Unternehmen nicht besonders schwierig gewesen. Aber der 25. Juli schien die Hoffnungen des Stadtcommandanten zu Nichte zu machen. Auch an diesem Tage war nach kurzer Kanonade am Morgen der Feind verhältnismäßig ruhig gewesen. „Eine ungewöhnliche Stille, gleichwie auf dem Meere, wann ein Sturm entstehen soll, erfolgete." Ungefähr um 5 Uhr Nachmittags aber machten „die Türken in ihren Laufgräben mit Cymbeln, Glöcklein und Schalmeien, als ob sie zum Tanz spieleten und ein großes Fest begiengen, ein Getöne", brachen hiebei in ein entsetzliches Geschrei aus und ließen rechtsseitig an der Spitze der Contrescarpe des Burgravelins (Nr. 9) eine Mine auffliegen. Dieselbe flog zwar ebenfalls teilweise zurück und tödtete gegen 200 Feinde, aber auch von den Belagerten wurden einige mit in die Luft gerissen und getödtet, die Pallisaden wurden gesprengt, ein Teil des Walles demoliert, „worauff der blutige Tanz rechtschaffen angienge, indem der Feind in großer Menge durch die gemachte Oeffnung drunge, viel derselben auch über die Pallisaden sprungen und mit so verzweiffelter Hartnäckigkeit anlieffen und den Streit bei einer Stunde lang fortsetzten, daß die Unserigen dadurch in nicht geringe Verwirrung und Unordnung gerithen". Erst durch das Eingreifen des General-Wachtmeisters Grafen Sereni und des Obristlieutenants vom Regiment Dupigny, de St. Croy, die mit hundert Grenadieren zu Hilfe kamen, gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Dreimal stürmten die Türken heran, dreimal wurden sie blutig zurückgewiesen. Groß waren die Verluste auf beiden Seiten. Von den Kaiserlichen wurden Viele getödtet, darunter der Obristlieutenant vom Regimente Württemberg, Walter, und Hauptmann Schwemnitz vom Regimente Alt-Starhemberg. Unter den Verwundeten befanden sich der Commandant Starhemberg selbst, den ein Bombensplitter an der Hand getroffen hatte, Oberst de Souches, Oberingenieur Rümpler, die Hauptleute Guido Starhemberg und von Blumenthal, Lieutenant Freiherr von Dubsky vom Regimente Württemberg, ein Fähnrich vom Regimente Souches und zahlreiche Mannschaft. Der Kampf war ein so erbitterter gewesen, daß die kaiserlichen Truppen den gefallenen Feinden die Köpfe „wie die Krauthäubtel abhieben, so sie hernach denen Türken zum Schauspiegel öffentlich auf die äußerste Pallisaden gesteckt haben".

Hauptmann Guido Starhemberg hatte sich im Kampfe so sehr ausgezeichnet, daß ihn der Commandant, nachdem er von seiner schweren Wunde an der Hüfte wieder hergestellt war, zum Obristlieutenant seines Regimentes beförderte. Oberingenieur Rümpler befand sich ebenfalls unter den Schwer-

verwundeten. Ihn vermochte die Kunst der Ärzte nicht wieder herzustellen. In der Nacht vom 2. zum 3. August erlag er seinen Wunden. Der Tod dieses hervorragenden Mannes war ein schwerer Verlust für die Verteidiger Wiens. In ihm wurde dem Commandanten der tüchtigste Ratgeber entrissen.

Georg Rümpler war der Sohn eines Weißgärbers und zu Leisnig an der Mulde in Sachsen geboren. In seiner Jugend erlernte er das Handwerk seines Vaters. Später in den Militärdienst übergetreten, fand er besonders in Liefland Gelegenheit, sich im Belagerungskriege Kenntnisse zu erwerben. Er trat als Ingenieur in chursächsische und endlich in kaiserliche Dienste. Hervorragenden Anteil hatte er an der Eroberung Philippsburgs genommen. Auch die Festung Raab hatte er im Frühjahre 1683 neu in Stand gesetzt. Der Hofkriegsrat legte noch von Linz aus großen Wert darauf, daß der Herzog von Lothringen diesen Mann dem General Starhemberg zur Seite gebe. Allgemein wurde sein Verlust tief betrauert, der Lothringer erklärte ihn für gerade so unersetzbar wie Starhemberg selbst. Fünfzig Jahre nach seinem Tode wurden seine kriegswissenschaftlichen Werke herausgegeben. Im Fortificationswesen hatte er sich so sehr ausgezeichnet, daß man nach ihm sogar ein Befestigungssystem benannte. Durch den Tod Rümpler's war Starhemberg in arge Verlegenheit geraten. Man hatte jetzt Niemanden, der den Bau von Minen mit Verständnis zu leiten vermochte. Die bisher dazu verwendeten Freiwilligen zeigten gar bald, daß „sie in sothaner Kriegswissenschaft entweder sich nicht weit verstiegen oder viel vergessen haben mußten".

Endlich fanden sich zwei Freiwillige, die etwas mehr zu leisten im Stande waren. Ein Venetianer, der schon unter den Verfertigern des Planes der Wiener Festungswerke genannte Bartholomäus Cammuccio und ein Hauptmann der Stadtguardia, Johann Jacob Hafner. Cammuccio war einst in Diensten des Freiherrn von Wymes, des obersten Zeugmeisters der Stadt Wien, gestanden und hatte bei diesem Manches gelernt. Hafner jedoch hatte eines Tages, die Minengräber bei ihrer Arbeit erblickend, denselben die Fehler nachgewiesen, welche sie bei Anlage der Mine begangen hätten. Er zeigte ihnen, wie man verfahren müsse, wurde dem Commandanten angezeigt „und denen andern Minirern zum Haupt gesetzet". Die Belagerten hatten bereits mehrere Minen auffliegen lassen, aber mit geringem Erfolge, so am 26., 30. und 31. Juli. Am Nachmittage des 2. August legte Hafner seine Probe ab. „Zwischen 7 und 8 Uhr haben wir," erzählt Vaelkeren, „in der Contrescarpe, gleich in der äußeren Spitze, gegen den Feind vor der rechten Seite der Burgbastei eine Mine gehen lassen, welche der Hauptmann Hafner mit solchem guten Effect dirigiert, daß wir auf den Bollwerken sahen, wie die Stücke und Fetzen der Türkischen Leiber in dem mit Staub und Erden angeschütteten Lufft zerschmetterter durch einander herumflogen. Worüber Ihre Excellenz (Graf Starhemberg), welche mit anderen Generalen und Obristen in der Nähe

des Ausganges erwarteten, gedachten Hauptmann Hafner umarmten und lobten.“ Als „Minier=Meister“ soll während der Belagerung auch der nachmalige Verwalter des Kupferbergwerkes in Schmöllnitz, Matthäus Franz Ethesius, „treu=gehorsamste Dienste ohne einzige Besoldung oder Recompenz geleistet“ haben.

Das Bombardement währte mittlerweile fort, man kann sagen, beinahe Tag und Nacht hindurch. Nur wenn Regen eintrat, wie am 24. Juli Abends, wurden Pausen gemacht. Diese Zeit benützten Belagerer und Belagerte zur Verstärkung ihrer Positionen. Die schadhaften Geschütze wurden aus den Batterien entfernt und durch frische ersetzt, auf der einen Seite wurden die Laufgräben ausgebessert und erweitert, auf der anderen Seite dagegen errichtete man neue Abschnitte an der Contrescarpe, im Stadtgraben, auf den Basteien, um dem Feinde besser Widerstand leisten zu können. Unter athemloser Spannung wurde das Auffliegen neuer Minen erwartet. Gelang es den Türken, in den Wall der Contrescarpe eine Bresche zu reißen, dann folgte der Sturm unter fürchterlichem Geschrei, meist mehrere Male hinter einander. Die Kämpfe dauerten meist Stunden hindurch, aber stets, ohne den von den Türken gewünschten Erfolg zu haben. Auch die Ausfälle der Belagerten häuften sich. Die Türken wurden in fortwährender Unruhe gehalten, die Verluste wurden stets größer und entsprachen nicht den erreichten Vorteilen.

Kara Mustafa zog fortwährend neue Verstärkungen an sich. Er leitete persönlich die Arbeiten seiner Leute. Er ließ sich in einer durch Eisenplatten wolverwahrten Sänfte an die verschiedenen Posten tragen, munterte die Leute auf, belohnte die Mutigen, bestrafte die Feigen oft eigenhändig. Er bestieg öfter einen Thurm in der Nähe seines Lagers, wahrscheinlich denjenigen von St. Ulrich, um die Festungswerke zu recognoscieren.

In diesen Tagen war ein Bote des Sultans im Lager angekommen. Ali Aga, ein Mohr, überbrachte dem Großvezier vom Sultan einen reichgeschmückten Zobelpelz, ferner einen mit Edelsteinen besetzten Reiherbusch und Säbel als Zeichen besonderer Gnade. Zugleich hatte er jedoch den Auftrag erhalten, sich von dem Fortgange der Belagerungsarbeiten zu überzeugen. Dem Sultan war bereits das vergebliche Warten in Belgrad zu lange geworden. Kara Mustafa bewog den Aga, acht Tage im Lager zu verweilen. Er ließ den Sturm auf die am 23. Juli in Bresche gelegte Pallisadenreihe an der Burgbastion am 27. erneuern. Die Belagerten waren jedoch auf ihrer Hut. Unter dem Commando des General=Wachtmeisters Sereni, des Obersten Scherffenberg, des Obristwachtmeisters vom Regimente Mannsfeld, Karl Burkhard von Gallenfels, und desjenigen vom Regimente de Souches, Namens Franz Christoph Montenelli, wehrten sie sich tapfer. Sereni wurde zwar von einem Pfeilschusse in die Achsel verwundet, Montenelli sehr verletzt hinweggetragen und Gallenfels durch einen vergifteten Pfeil getödtet, aber trotzdem wurden die Türken zurückgeworfen. Sie hatten den Angriff

mit solcher Wut unternommen, daß einige von ihnen über die Pallisaden hinunter in den gedeckten Weg mitten unter die Kaiserlichen sprangen; sie wurden in den Stadtgraben geworfen, „allwo sie alsobald von der Menge der unsrigen, so allemahl dort in Bereitschafft stunden, ihrem Mahomet seind aufgeopfert worden". Sie ließen an 300 Todte auf dem Platze.

Auch das zweite Aufforderungsschreiben des Großvezìers an die Bevölkerung Wiens war vergeblich gewesen. Der Herzog von Lothringen, dem bereits bange war um das Schicksal der bedrängten Stadt, hatte nämlich am 21. Juli einen Reiter vom Regimente Götz nach Wien geschickt. Dieser war glücklich über die Donau geschwommen und hatte einen Brief des Herzogs mitgebracht, des Inhaltes, daß der Succurs baldigst heranrücken werde. Dieser Reiter war dann mit Briefen von Caplirs und Starhemberg wieder zurückgesendet worden, aber den Türken in die Hände gefallen. Kara Mustafa hatte die Briefe, die in Chiffern geschrieben waren, an einen Pfeil gebunden in das Burgravelin zurückschießen lassen, zugleich aber auch ein Schreiben in lateinischer Sprache, worin er den Belagerten (nach Hocke) die Mitteilung machte, „daß weilen der christliche Kaiser dem Frieden zuwider gehandelt, die Freundschaft der ottomanischen Pforte verachtet, den Krieg vor Ausgang des Termins angefangen, habe ihn Gott gestraft, daß er seine Residenzstadt verlassen müssen. Es sei nicht nötig die Briefe in Ziffern zu schreiben, es sei den Türken der üble Zustand der Stadt ohnedies bekannt. Er Großvezier wollte seine Gnade der Bürgerschaft erzeigen; wofern sie selbe annehmen würde, wollte er keine Gewalt brauchen. Im Widrigen werde die Zeit kommen, daß die Belagerten die Strafe Gottes wol empfinden und es sodann beweinen werden". Starhemberg hatte es nicht der Mühe wert erachtet, dieses Schreiben zu beantworten. Die Antwort besorgten die Kanonen. Die Antwort hatte der Kampf am darauffolgenden Tage gegeben.

Am 30. Juli reiste Ali Aga, der Bote des Sultans, wieder zu seinem Herrn nach Belgrad zurück. Er hatte gesehen, wie gering die Fortschritte der Belagerer bis dahin waren.

Um die Türken und vornehmlich den Großvezier recht zu ärgern und ihnen zu zeigen, wie wenig ihre bisherigen Anstrengungen Erfolg gehabt, wie wenig eingeschüchtert die Besatzung sei, ließ Starhemberg am 31. Juli Nachmittags auf der Kärntnerbastei „mit Trompeten und Pauken herrlich musicieren". Natürlich bombardierten die Feinde nur um so heftiger in die Stadt, aber die Truppen waren guten Mutes. Hatte man ihnen doch heute schon zum zweiten Male während der Belagerung einen halben Monatssold ausbezahlt *).

*) Das erste Mal geschah dies am 21. Juli. Überhaupt war die Soldzahlung während dieser ganzen Zeit in Folge des Eifers, den der Bischof Kollonitz in der Behebung der Schätze entwickelt hatte, eine ausnehmend pünktliche. Der dritte halbe Monatssold wurde der Garnison sogar schon am 12. August ausgefolgt.

Die nächstfolgenden Tage nahm jedoch der Kampf eine furchtbare Heftigkeit an. Am 1. August stürmten die Türken die Contrescarpe vor dem Burgravelin viermal. Mit Pechkränzen suchten sie die Pallisaden anzuzünden, und am selben Tage wurde auch der Sturm gegen das Rotenthurmthor versucht, um die Kräfte der Belagerten zu teilen, aber vergeblich. Am 2. August beschossen sie die Stadt und besonders die Capuzinerkirche am Mehlmarkte in der wütendsten Weise mit Feuerkugeln und Brandpfeilen. Man meinte, dies geschehe wegen des Portiuncula-Festes, welches hier gefeiert wurde und viele Andächtige in die Kirche lockte. Wirklich wurde der Dachstuhl der Kirche zerstört. Am 3. August aber warfen sich die Feinde, nachdem sie vorher durch das Beschießen der Stadt mit altem Eisen, selbst Degenknöpfen und dergleichen die Verteidiger zu dem Glauben zu verleiten gesucht hatten, daß es ihnen an Munition mangle, um 10 Uhr Abends mit solcher Heftigkeit auf die Spitze der Contrescarpe vor dem Burgravelin, daß sie sich endlich hier behaupteten. Viermal wurde um diesen Punkt der Befestigungen mit äußerstem Aufgebot der Kräfte gestritten. In diesen Kämpfen wurde der Obristlieutenant des Regimentes Starhemberg, Georg Moriz Freiherr von Kottulinsky zu Jeltsch und der Hauptmann desselben Regimentes, Lornée, getödtet und der Freiherr Georg Adolph Kottulinsky vom Regimente Beck schwer verwundet. Es war Alles vergeblich, die Türken waren aus der Contrescarpe nicht mehr zu vertreiben. Die Nacht fand sie im Besitze des zweiten großen Vorteiles, den sie bisher innerhalb dreier Wochen zu erringen vermochten.

Die Feinde waren einander nun in unmittelbarste Nähe gerückt. Das steigerte natürlich nur noch die Erbitterung im Kampfe. Die Türken suchten jetzt den Graben vor dem Ravelin zu gewinnen. Da sie von außen her nicht hinabzusteigen vermochten, so legten sie Galerien (Nr. 24) an. Sie schnitten sich oben in das Terrain ein, arbeiteten hohle Wege unterwärts durch die Erde aus, „wodurch sie nachgehends über ordentlich ausgegrabene Stiegen hinunter in die Stadtgräben bedeckter gekommen". Ihre Laufgräben erstreckten sich von der Spitze der Burgbastion (Nr. 7) längs des Burgravelins (Nr. 9) und der Löbelbastei (Nr. 8) bis zum Mölkerravelin oder Ziegelschanzel (Nr. 27). Am äußersten rechten Flügel, gegenüber der Burgbastei befanden sich die Mannschaften des Kara Mahommed Pascha (Nr. 76), dem späterhin, als er gefallen war, Hussein Pascha von Damascus im Commando folgte. An diese Truppen schlossen sich links an diejenigen des Ismael Saghardschi Pascha (Nr. 77).

Da der Hauptangriff gegen das Burgravelin gerichtet war, so hatte Kara Mustafa hieher die meisten Truppen in die Laufgräben gelegt. Es standen hier, von rechts nach links gerechnet, die Leute des Kihaia Beg (Nr. 75), des Beglerbeg Kutschuk Hassan Pascha von Sophia (Nr. 74), des Großveziers selbst (Nr. 72) und des Janitscharen-Aga (Nr. 73). Vor die Löbelbastei aber, auf dem linken Flügel, waren commandiert: Ahmed (oder Mohammed)

Pascha von Temesvár, der, da er an der roten Ruhr am 3. September starb, durch den früheren Tefterdar Husain Pascha ersetzt wurde (Nr. 78) und Soliman der Ssamssundschi Pascha der Janitscharen (Nr. 79).

Starhemberg ließ noch am 4. und 5. August die Versuche wiederholen, die Türken aus der Contrescarpe zu vertreiben. Aber obgleich an diesen beiden Tagen der Kampf ein beinahe ununterbrochener war, gelang es doch nur für Augenblicke, die Belagerer aus ihren Positionen zu vertreiben. Man mußte froh sein, daß sie nicht weiter vorzurücken vermochten. Gegenminen flogen auf. Am 4. Nachmittags, zwischen 6 und 7 Uhr gleich zwei, wobei allein 300 Türken ihr Leben verloren. Von beiden Basteien wurde auf das Heftigste gegen die an der Spitze der Contrescarpe vor dem Ravelin stehenden Türken gefeuert. Die Letzteren richteten daher von jetzt ab ihre Minen hauptsächlich gegen diese Basteien, während sie vor dem Burgravelin bestrebt waren, „mit Aufwerfen von Erden und Gräben in die Tiefe zu kommen, und als sie ihre Intention erreicht, warfen sie die Erde von der Höhe der Contrescarpe mit höchster Geschwindigkeit und in großer Menge in den (Stadt-)Graben, welcher zwischen dem Ravelin und der Contrescarpe war, um solcher Gestalt der Krone oder Cunette des Ravelins gleich zu kommen und sich den Weg zu vorhabenden Sturm zu bahnen und leicht zu machen. Diese Erden suchten die Unsrigen mit Tragbahren nach und nach anderswohin heimlich abzuführen, wurden aber gewahr, daß der Feind in großer Menge aus den Approchen durch seine verborgenen Wege und bedeckte Gallerien oder Zappen mit höchster Geschwindigkeit und Verlassung der falschen Attaque in den untersten Graben kam und mit vollen Sprüngen der Löbelbastei zueilte, welches die Unsern erblickende, die Tragbahren wegschmissen und sich den Feind abzutreiben geschickt machten, unter welcher Zubereitung aber viel der Unsrigen insonderheit vom Mannsfeldischen Regiment auf dem Platz geblieben".

Die Bravour der kaiserlichen Truppen war also sehr groß, Starhemberg animierte die Leute durch besonders leutseliges Benehmen, selbst den geringsten Musketier soll er „als Bruder" angesprochen haben, und die Feinde kamen auch wirklich nicht weiter vorwärts. Sie versuchten zwar am 6. Nachts dreimal die Löbelbastei zu stürmen, wurden jedoch jedes Mal zurückgewiesen. In diesen Kämpfen wurden von den Kaiserlichen sehr Viele getödtet oder verwundet, unter Anderen am 4. August Hauptmann Leopold von Eckh, ein schlesischer Edelmann, der nach neun Wochen seinen Wunden erlag, am 6. aber Graf Alexander Leslie, Obristlieutenant des Regimentes Mannsfeld, den man tödtlich verwundet in das Haus des Fürsten Liechtenstein in der Herrengasse brachte, wo er noch am selben Tage starb; auch der Freiherr Hans Georg von Kottulinsky wurde tödtlich verwundet.

Am 7., 10. und 11. August ließen die Belagerer, um sich in ihrer Position vor dem Burgravelin Luft zu machen, Minen gegen die Contrescarpe

der Löbelbastei los, wobei sie am 10. wieder einen vergeblichen Sturm wagten; am 8. und 9. flogen Minen vor der Burgbastei auf, wobei ebenfalls, und zwar am 9. gestürmt wurde. Am 12. August jedoch wurde ein Hauptangriff gegen das Ravelin gerichtet. Es war den Türken gelungen, mit einer großen Mine die Spitze des Burgravelins zu erreichen. Um 12 Uhr Mittags explodierte dieselbe mit solcher Gewalt, daß ein großer Teil der Stadt davon erschüttert wurde. Die vordere Spitze des Ravelins aber lag in Trümmern. Nunmehr stürmten die Türken an dieser Stelle durch volle zwei Stunden. Allein vergeblich. Es sollen bei dieser Gelegenheit an 2500 Feinde gefallen sein. Auch die Belagerten erlitten hiebei schwere Verluste. Unter dem Commando der Grafen Sereni und Scherffenberg war der Sturm zurückgeschlagen worden; besonders hatten die an der Ecke der Burgbastei aufgestellten Schützen den Rückzug der Türken herbeigeführt. Am 13. August wiederholten die Türken den gestrigen Sturm, wieder hatten sie eine Mine an der Spitze des Ravelins entzündet, wieder wurden sie zurückgetrieben. „Wie die Türken selbst melden," notiert Kuniz in seinem Tagebuch, „sollen gestern und heute zusammen 5000, in allem aber schon über 30.000, teils Janitscharen, teils andere von ihren besten Kriegsleuten geblieben sein".

Diese außerordentlichen Verluste, dieser zähe Widerstand versetzten das türkische Heer in eine förmliche Consternation. Am 14. gelang es zwar, vor dem Neu-Thore die Wiener, welche sich des daselbst noch liegenden Bauholzes bemächtigen wollten, daran zu hindern, aber schon am 17. August meldet Kuniz, daß die Janitscharen unter Anwendung von Gewalt in die Approchen geführt werden müssen. Wenn es gelänge, meint er, die Communication der Stadt mit dem linken Donauufer zu erzwingen und die in der Leopoldstadt lagernden Türken, die ohnedies in Furcht stehen, jeden Moment vom Hauptheere abgeschnitten zu werden, zu verjagen, so würde in Folge dessen im türkischen Heere eine Revolte gegen den Großvezier ausbrechen. Am 16. August habe Kara Mustafa sich genötigt gesehen, um dem empfindlichen Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, wieder 4000 Wagen nach Ofen abzusenden, um Proviant und Munition herbeizuführen. Auch sei bereits viel schweres Geschütz unbrauchbar geworden. Um den Mut der Türken wieder zu beleben, lasse der Großvezier im Lager aussprengen: nach der Aussage der Überläufer und Gefangenen herrsche in der Stadt großer Mangel. Es sei daher Hoffnung vorhanden, sie werde sich bald von selbst ergeben, namentlich wenn man nicht nachlasse, sie von außen zu beängstigen.

Da die Türken und Tataren in der leichtsinnigsten Weise alle Lebensmittel in der Umgebung Wiens vernichtet hatten, so blieb Kara Mustafa nichts Anderes übrig, als solche aus Ungarn für das Heer nachführen zu lassen. Schon am 23. Juli war z. B. den Bürgern von Ödenburg aufgetragen worden, Jeder einen Metzen Mehl und drei Seidel Rindschmalz einzuliefern. Den 27. Juli

wurde Mehl und Schmalz durch die gehuldigten Bauern der Ödenburger nach Wien geführt. Die kleine Stadt Rust am Neusiedlersee mußte am selben Tage fünfundzwanzig mit Mehl, Schmalz und Honig beladene Wagen eben dahin senden und außerdem noch fünfundzwanzig Säcke voll Zwiebel. Am 29. taten die Günser, Steinamangerer und Graf Draskovich dasselbe, indem sie hundert Wagen nach Wien schickten. Am 4. August expedierte der Pfortenoberdolmetsch Alexander Maurocordato im Auftrage des Großveziers an die Stadt Ödenburg ein Schreiben, worin er derselben mitteilt, daß aus der Küche Kara Mustafa's einige Menschen nach Ödenburg abgesendet worden seien, um Hühner und Eier einzukaufen. Er ersucht die Stadtgemeinde, diesen Leuten beim Einkaufe nicht blos behilflich zu sein, sondern auch so viel Früchte und Trauben, als sie nur immer aufzutreiben vermöge, nach Wien dem Großvezier zu senden. Am 17. und 18. August wurde auch wirklich jedem Hause ein Paar Hühner um den Preis von zehn und zwölf Denaren abgenommen. Wiederholt mußten in demselben Monate Weintrauben nach Wien geschickt werden. Anfangs September erschienen die Türken sogar mit siebzig Kameelen in der Stadt, um Mehl und Brod einzukaufen.

Wichtiger, weil bedeutender, waren die Lebensmittel-Transporte aus Ofen. Anfangs August ließ der Großvezier den bisher noch immer in Ofen zurückgehaltenen Internuntius Albert Caprara von hier aus nach Wien geleiten. Vor seinem Aufbruche sagte diesem der Kanzler des Ibrahim Pascha, der Friede wäre möglich gegen die Abtretung der Festung Raab. Die Türken waren also bereits zur Einsicht gekommen, daß die Eroberung Wiens nicht so leicht durchführbar sei, als sie sich dieselbe vorgestellt hatten. Wir werden gleich sehen, daß ähnliche Unterhandlungsversuche auch im Lager vor Wien bei dem daselbst befindlichen Residenten Kuniz gemacht wurden. Beide kaiserliche Gesandte verhielten sich jedoch ablehnend. Caprara erklärte geradezu: er habe keine Vollmacht, etwas abzutreten.

Mit einem aus 4000 Wagen bestehenden Transporte von Lebensmitteln und Munition erreichte Caprara am 8. August die Umgebung Wiens. In dem Zuge befanden sich auch etwa 100 Wagen mit jüdischen Handelsleuten, welche mitzogen, um die Wiener Beute aufzukaufen und damit Geschäfte zu machen. Beim Neugebäude wurde das Lager aufgeschlagen. Von hier aus sendete der Großvezier die Gesandtschaft am 9. an den Tartarchan und Letzterer übergab dieselbe den Kaiserlichen am nächstfolgenden Tage in Tuln. „Nun auf der Heimkehr," erzählt Benaglia, ein Mitglied der vor anderthalb Jahren mit so großen Hoffnungen von Wien ausgezogenen Gesellschaft, „durften wir nicht die Augen aufheben, wenn wir nicht sofort bejammernswerte Gegenstände, Mord und Brand und die Sclaverei der Unseren erblicken wollten." Obgleich man sie im türkischen Lager reichlich bewirtet hatte, bemerkten sie doch, daß es den Türken vor Wien bereits an den Lebensmitteln zu mangeln beginne. Auch

Krankheiten, besonders die rote Ruhr, begannen sich bereits fühlbar zu machen. Es war kein Wunder, denn das Lager war angefüllt mit Todten und Verwundeten. Um dem Mangel an Lebensmitteln abzuhelfen, sollen ja die Türken sogar einen Teil der zur Arbeit unbrauchbaren Christensclaven in der Favorita auf der Wieden ermordet haben; die Christenleichen aber blieben unbeerdigt liegen.

Am 16. mußte der Großvezier, wie erwähnt, schon wieder nach Ofen um Lebensmittel senden. Dazu kam dann noch, daß er das türkische Heer auch durch Detachierung eines nicht unbedeutenden Truppen-Contingentes selbst schwächte. Die Ursache davon lag in den Niederlagen, die Thököly bisher erlitten hatte. Dieser sollte am linken Donauufer vorrücken, Preßburg in seine Gewalt bringen und dem Großvezier vor Wien Zuzug leisten. Statt dessen mußte er sich von Preßburg zurückziehen. Wiederholt hatte er Boten an Kara Mustafa abgeschickt mit dem dringenden Ersuchen, ihm Hilfe zu senden. Wenn wir Kuniz' Bericht trauen dürfen, so hat der Großvezier wirklich am 19. August ihm etwa 10.000 Tataren geschickt. Daß er dem ungarischen Rebellen eigentliche Belagerungstruppen gesendet habe, ist kaum glaublich. Wenige Tage später wenigstens schreibt Kuniz: Der Großvezier ist über den Widerstand, den er vor Wien gefunden, „ganz perplex".

Der Großvezier sah die üble Lage, in der er sich mit seinem Heere befand, wol ein. Er wäre vielleicht geneigt gewesen, auf Friedensunterhandlungen einzugehen. Die fortwährenden Verluste an kampffähigen Truppen, die geringen Fortschritte der Belagerung, der Mangel an Lebensmitteln, die Krankheiten im Heere und die Unzufriedenheit des Letzteren hatten ihn „perplex" gemacht.

In Beziehung dieser Geneigtheit der Türken, sich in Verhandlungen einzulassen, sind die Berichte des kaiserlichen Residenten Kuniz nicht ohne Interesse. Sie geben zugleich ein Bild von den Zuständen, an denen die Actionsfähigkeit des türkischen Heeres litt. Kuniz hatte trotz der Aufforderung des hinterlassenen, deputierten Collegiums vom 22. Juli nicht oft mehr direct Nachrichten in die Stadt gelangen zu lassen vermocht, war doch sein Diener Heider von den Türken bei einem derartigen Versuche am 26. Juli aufgegriffen worden. Derselbe hatte zwar die Schreiben auf die Seite zu practicieren gewußt, war aber trotzdem als verdächtig vor den Großvezier gebracht und eingesperrt worden. Dafür aber hatte Kuniz Mittel und Wege gefunden, an den Herzog von Lothringen Briefe zu expedieren. Er erzählt darüber selbst unterm 25. August Folgendes: „Nachdem obiges (Schreiben vom 22.) ins Wachs gemacht, habe ich mich eines besseren besonnen den Überbringer zum Wallachischen Fürsten zu schicken und verkleidet unter seinen Leuten in salvo zu stellen. Worauf gedachter Fürst (Kantakuzenos) nicht allein in diesen, sondern in allen anderen Begebenheiten zu dienen sich gar geneigt erboten und versprochen, solche Leuth zu kaiserlichen Diensten an alle Orth, wohin sie selbst Anleitung geben werden, durch sein eigne Guardiam convoyiren zu lassen; nicht weniger auch, wann dieselbe

an mich was zu schreiben hätten und Antwort zurukkommen würde, wolle er mirs alsobaldt ingehaimb übermachen, nichts höhers wünschendt, als daß die kaiserlichen Waffen wider diesen Erbfeindt obsiegen und dessen Hochmueth zermalmen möchten." Dem Fürsten Kantakuzenos trauten die Türken bei den Kriegsactionen nicht besonders. Sie verwendeten daher seine Leute hauptsächlich zum Brückenschlagen, Holzfällen und dergleichen. Kuniz' Bericht zeigt, wie recht sie daran taten. „Er ließe mir auch anbei wissen," erzählt der Resident weiterhin, „daß in denen Rincontren er mit denen Seinigen den Kaiserlichen allzeit



Die Ungarn ihre Huldigung den Türken darbringend.
(Nach einem in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Stiche von R. de Hooghe.)

den Vortheil zu lassen sich erbiete. Seine Stendar haben von einer Seiten das Crucifix und von der andern Mariam die Mutter Gottes, so zum Kennzeichen dienen solle. Negst deme wirdt mir vertrauet, daß Siebenbürgen und Moldau eben in solcher Verständnuß seien, in Versicherung, dies hoffet und bittet mehrgedachter Wallachischer Fürst, daß von Seiten der Kaiserlichen ihre Leuth bei denen Prukenbau observiert und mit Fehlschüssen der Kanonen geschreckt und abgetrieben werden möchten. Er verspricht, sobaldt nur einige solche Schreckschuß beschehen, die Moldauer und Wallachen alsobaldt retiriern zu lassen."

Andere Christen dagegen fanden sich freiwillig im Lager ein. Thököly hatte seinen Boten daselbst, einen gewissen Nemessány, der fortwährend zum

Kampfe aneiferte. Andere ungarische Magnaten erschienen beim Großvezier, um ihre Huldigung darzubringen, um sich bei ihm über den Kaiser Leopold zu beschweren und Gerechtigkeit nebst Restituierung und Schutz für ihre Güter zu verlangen; so die Grafen Drascovich, Thomas und Franz Nádasdy und Andere.

Von der Unzufriedenheit, die sich damals im türkischen Heere bereits zeigte, erzählt Kuniz in dem oben erwähnten Schreiben ganz besonders Auffallendes. Die Janitscharen erklärten, sie seien nur verpflichtet, 43 Tage vor einem befestigten Platze in den Approchen zu stehen, und zwar 40 Tage für den Sultan und Großvezier und 3 Tage dem Janitscharen-Aga zu Liebe. Diese Zeit sei jetzt um und daher wollten sie heimziehen. Nur den Predigten des berühmten Wani-Efendi, der als Feldprediger im Lager verweilte, sei es gelungen, sie noch bis zum nächsten Freitag zum Ausharren zu bewegen, wo ein Generalsturm gewagt werden solle. Diesen Bericht scheint Kuniz durch Vermittlung des walachischen Fürsten auch in die Stadt expediert zu haben. Weiterhin aber schreibt derselbe am 27. August über die Zustände im türkischen Lager: „Gestern und vorgestern haben die Kaiserlichen unterschiedliche Ausfälle gethan und dem Feind etlich tausend Mann nidergemacht, auch sonsten dessen Approchen und Batterien ruinieret und zu nicht gemacht, heuth aber wie der Feindt seine Minen angefeuert, hat selbe nichts effectuiert, weil die Kaiserlichen das Pulver entzogen, so den Großvezier über die Maßen bestürzet. Solches zu vertuschen, ließ er publiciern, daß Ihre kaiserliche Majestät diese Welt gesegnet hätten und befahl, daß die Janitscharen und alle anderen in den Approchen nach ihrem Abendgebet eine Freudensalve thun mußten. Mit diesen Reden, daß in der Festung großer Mangel an Proviant sei, wird der gemeine Mann zu dem Glauben verlockt, der Commandant müßte die Festung ehestens übergeben. Wiederhole also nochmahls, wenn die Communication von dem Marchfeld über die Taborbrücke durch die Leopoldstadt mit der Festung geöffnet würde, daß die ganze Türkische Armee auch wider den Willen des Großveziers die Belagerung allsobald aufheben würde."

Die Türken hatten nach diesen Berichten alle Ursache, zu versuchen, ob sie sich nicht auf dem Wege der Verhandlungen aus der Schlinge, in die sie durch eigenen Übermut geraten waren, zu ziehen vermöchten. Daß der Großvezier die höchst unerquickliche Situation kannte und am selben 27. bereits wußte, daß der Entsatz herannahe, zeigt ein Schreiben desselben an Thököly von diesem Tage, worin er ihn auffordert, mit seiner gesammten Macht im Lager vor Wien zu erscheinen: „Es ist gegenwärtig zu unserer Kenntnis gekommen, daß alle Feinde, sowol dies- wie jenseits der Donau mit vereinten Kräften einen Angriff auf das kaiserlich (türkische) Lager beabsichtigen. Da Du nun ein Pflegling bist des mächtigsten Kaiserreiches, so hast Du mit allen Deinen ungarischen Truppen, mit der Cavallerie und Infanterie innerhalb einer Frist von drei oder vier Tagen so schnell als möglich hieher zu kommen und unter dem Glück bringenden kaiserlichen Wahrzeichen mitzukämpfen. Und dieses

unser freundliches Schreiben wird aus dem Grunde an Dich gesendet, daß Du mit Deinen Truppen auf das Schleunigste zum kaiserlichen Lager heranmarschierst." Die Aufforderung ist sehr dringend und es wird begreiflich, wenn die Türken neuerdings Verhandlungen mit den Kaiserlichen anzuknüpfen suchen. Von Kantakuzenos wußte man, wie es scheint, daß er im Verkehre mit Kuniz stehe, er wurde daher, wie der Resident berichtet, zum Unterhändler ausersehen. „Den 29. August sagt mir der kaiserliche Dolmetsch Janaky, wasgestalten der Wallachische Fürst durch den Aga des Kara Mahommed Pascha sei befragt worden, ob er mit mir als kaiserlichem Minister einige Kundschaft hätte? und wenn er könnte, solle er auskundschaften, ob man zu Friedenstractaten geneigt wäre? Ich sagte zur Antwort, von meiner Seite sei allezeit die Intention gewesen, beide mächtigste Potentaten in gutem Einverständnis zu erhalten. Meine Zuneigung zu einem Frieden bestehe noch forthin, indem aber vermittelst gegenwärtiger Hostilität der Status sich ganz verändert hätte, besäße ich keine Gewalt zu tractieren. Wenn jedoch die ottomanische Pforte einen Vorschlag zu dergleichen Tractaten zu machen belieben werde, wolle ich nicht ermangeln Ihro kais. Majt. diesbezüglich alsobald Nachricht zu geben und um genügende Vollmacht zu schreiben. Anbei aber solle dem Fürsten zur Nachricht dienen, daß an den Herrn Internuntius Caprara der Anwurf geschehen, ob er Gewalt hätte gegen Abtretung der Festung Raab den Frieden abzuschließen, so er negative beantwortet und gehöriger Orten auch referiert haben wird, daher ich für den Fall, als man dergleichen Anregung wieder tun möchte, Ihre Kais. Majt. mit diesen Sachen nicht behelligen könnte.

Den 30. dieses hat der Fürst dem Aga oberzählten Discurs exponiert, der Aga aber vermeldete, er wolle solches seinem Pascha hinterbringen." Kuniz berichtet nicht, daß auf dieses hin von den Türken neuerlich Versuche gemacht worden wären, mit ihm vor Wien in Unterhandlungen einzutreten. Der weitere Verlauf der Ereignisse ließ solche auch nicht recht tunlich erscheinen, denn bald nach diesen Tagen gelang es Kara Mustafa endlich, neue Erfolge zu erringen, die ihn wieder übermütig machten und glauben ließen, es könnte die Eroberung Wiens doch noch vor dem Eintreffen des Entsatzheeres möglich werden. Wenn er übrigens auch wirklich noch einmal den Versuch gemacht haben sollte, in Verhandlungen einzutreten, Resultate hatte derselbe keine*).

Auch in der Stadt waren die Verhältnisse im Monate August nicht mehr gar so günstig. An Mut zwar gebrach es den Verteidigern nicht. Schon am

*) Die Abschrift des Kuniz'schen Diariums in der Hofbibliothek Nr. 7398 enthält diesbezüglich folgende Notiz: „Den 7. (September) proponierte mir Herr Maurocordato der ottomanischen Porten Oberdolmetsch Ordine des Großvezirs, welchergestalten die Ungarn sich sehr bemüheten zwischen beeden kaiserlichen Potentaten einen Frieden zu treffen. Fragte dahero ob auch Ihro Kaiserliche Majestät mir in Sachen zu tractieren Gewalt gegeben. Ich sagte, daß noch in Konstantinopel, Adrianopel, Belgrad und Esseg die Ungarn sich dessen

30. Juli hatte Starhemberg dem Stadtrate sagen lassen, daß verschiedene Personen von den Handelsleuten, Hofbefreiten, Studenten und Bürgern selbst ohne Commando über die Contrescarpen und Pallisaden stiegen, um Ausfälle zu machen, die nebst der großen Gefahr, in Feindeshände zu geraten, doch nur geringen Gewinn brächten. Der Stadtrat möge dies strengstens untersagen, widrigens jeder auf der Tat Betroffene vor den Pallisaden niedergeschossen werden würde.

Starhemberg hatte vom Anfang an es für nötig erachtet, in der Stadt die strengste Mannszucht aufrecht zu erhalten. Er hatte zu diesem Zwecke sogleich bei Beginn der völligen Umschließung öffentlich drei Galgen aufstellen lassen, und zwar einen auf der Freiung nächst der Auersperg'schen Brandstätte, den zweiten auf dem Hohen Markte und den dritten auf dem Mehlmarkte, als Warnungszeichen für Alle, die seinen Befehlen nicht unbedingt Folge leisten würden. Es ist gewiß ein ehrendes Zeichen sowol für die Garnison, wie auch für die Bevölkerung, daß dieses äußerste Mittel von dem strengen General nur sehr selten wirklich zur Anwendung gebracht werden mußte.

Trotz dieses Verbotes auf Ausfälle, wenn wir so sagen dürfen, mehren sich dieselben im Verlaufe des Monates August außerordentlich. Nicht weniger als vierundzwanzig finden sich in den verschiedenen gleichzeitigen Berichten vermerkt, sie wurden, wie wir annehmen können, sämmtlich mit Vorwissen des Commandanten unternommen.

Diese Ausfälle und die fortwährenden Kämpfe an den Basteien der Stadt rafften jedoch sehr viele Verteidiger hinweg. Schon am 3. August sah man sich genötigt, um die empfindlichen Lücken in den verschiedenen Regimentern auszufüllen, Werbungen in der Stadt zu veranstalten. Es wurde Jedem, der sich anwerben ließ, ein Handgeld von drei Thalern, Verpflegung, Brod und Wein zu reichen versprochen. Nach der Rechnung Eineder's haben sich während der Belagerung nicht weniger als 550 Mann in die verschiedenen Regimenter einreihen lassen und das Handgeld erhalten. Die Bürgermiliz war um diese Zeit schon ziemlich zusammengeschmolzen. Eine am 4. August erfolgte Zählung ergab, daß die acht Compagnien derselben statt 1815 nur 1380 Mann zählten. Die Freicompagnien waren auch nicht complet. An die Bäcker und Fleischer mußte sogar an diesem Tage ein besonderer Ruf ergehen, sich zu stellen, bei sonstigem Verluste ihres ehrlichen Namens. Das gar zu scharfe Schießen scheint manch'

---

berühmet; gleichwie aber alle deren Vorschläg, die sie der ottomanischen Porten bishero getan, ohne Grund gewesen, also erachte auch diese Meditation, daß es nur sei ein pur lauteres Gedicht und Unwahrheit. Inmaßen dann Ihro Kais. Majt. weder dem Herrn Internuntio (Caprara) noch auch mir ein einziges Wörtlein dessentwegen überschrieben, weniger zu tractieren Gewalt geben lassen." Die Handschrift weicht übrigens in verschiedenen Einzelheiten von den im Kriegsministerium befindlichen Transscriptionen der Kuniz'schen Berichte ab, weswegen wir hier kein besonderes Gewicht darauf legen wollen.

Einen, dieser Sache Ungewohnten, abgeschreckt zu haben. Am 6. August wurde daher, nachdem an diesem Tage Niederläger, Fleischer und Bäcker in ihre Compagnien eingereiht worden waren, an sämmtliche Bürger die Aufforderung gerichtet, „daß alle behauste und unbehauste Burger, nicht weniger die Besitzer und Innhaber der burgerlichen Häuser, jene bei würcklicher Hinwecknemmung des Burgerrechts und Verliehrung ihres ehrlichen Nahmens, diese bei der austrücklichen Betrohung, daß dero Häuser mit allen vorfallenden Lasten beladen werden sollen, und zwar die Burger in aigner Persohn auffziehen, die andere aber anstatt ihrer einen Mann stellen, oder da sie Alters oder Krankheit halber nicht erscheinen können, derentwegen glaubwürdige Attestationes von denen Medicis beibringen sollen".

Seit dem 27. Juli schon hatte man das Läuten der Glocken zum Gottesdienste abgestellt. Nur wenn die große Glocke zu St. Stephan ertönte, hatten alle anderen miteinzustimmen. Es war das Zeichen für die gesammte Garnison und Bürgerschaft, auf ihren Sammelplätzen zu erscheinen, um die Stadt verteidigen zu helfen.

Starhemberg benötigte die bürgerlichen Mannschaften teilweise zur Abwehr des Feindes, so wurden die Niederläger in der Burg als Schützen postiert, teils und hauptsächlich zu den verschiedenen Schanzarbeiten und Wachen, zur Bereitschaft bei Feuersbrünsten und dergleichen. Schon am 28. Juli hatte der Commandant begehrt, daß von den Bürgern täglich 400 Mann zu vierundzwanzigstündigem Dienste aufzögen. Seit dem 24. Juli standen außerdem vierzig bürgerliche Artilleristen auf der Dominikanerbastei. Am 25. hatte der Commandant sämmtliche Constabler aufgefordert in Dienste zu treten, allein es hatten sich nur zwanzig bereit gefunden, auch über ihre Pflicht hinaus sich verwenden zu lassen.

Da die Mannschaften nicht genügten, verlangte Starhemberg am 9., daß täglich von der Bürgerschaft 1300 Mann gestellt würden. Dies geschah. Es hatten also die früheren Befehle und Androhungen genügt, um auch die etwa Mutlosen wieder zu den Fahnen zu bringen. Man stellte nur die gewiß gerechtfertigte Bitte, daß die Bürger geschont und nicht an die gefährlichsten Punkte geführt werden möchten, „darüber sich dieselbe (Starhemberg nämlich) ganz willig und gnädig erklärt, daß sie der Burgerschafft vor andern möglichist verschonen wollten". Die Verteidigung stellte aber an die Leistungsfähigkeit und Energie des Einzelnen außerordentliche Anforderungen. Bei dem fortwährenden Schießen der Türken mußten auch die kaiserlichen Artilleristen beinahe unausgesetzt ihrerseits tätig sein. Es kam vor, daß die gesammte Garnison und die ganze Bürgerschaft durch 36 Stunden nicht zur Ruhe kam. Die geringe Zahl der Verteidiger machte die außerordentlichste Anspannung der Kräfte nötig.

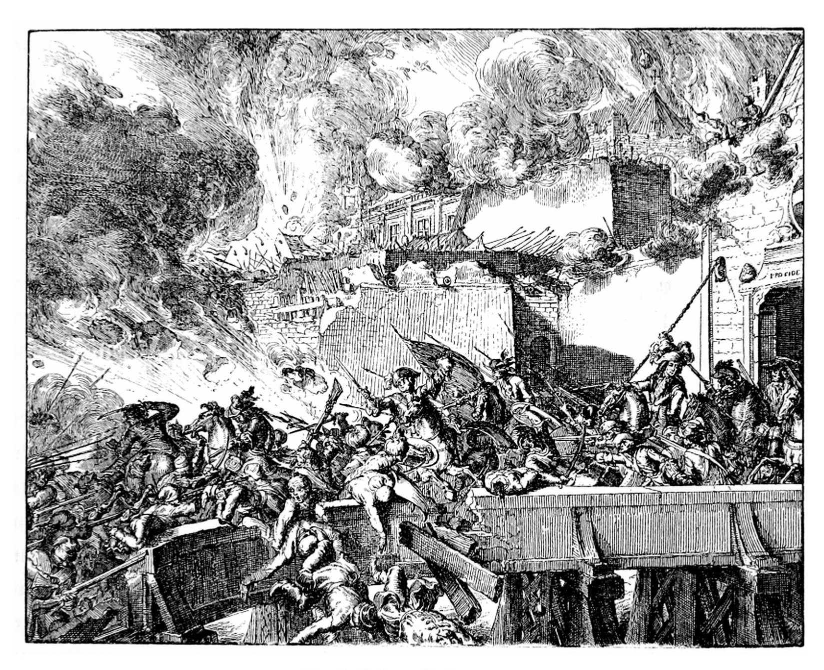
Dazu kam auch noch die Ruhr. Sie trat schon im Juli in der Stadt auf, in Folge der Unreinlichkeit, die mit der Belagerung unzertrennlich verbunden war, und des außerordentlichen Gestankes, der sich durch die vielen in und um

die Stadt herumliegenden Cadaver und Äser entwickelte. Im August wurde sie trotz aller möglichen Gegenmaßregeln epidemisch. In Folge dessen wurden die Spitäler immer voller, die Reihen der Verteidiger lichter. Trotzdem man bereits seit dem 3. August die Truppen reichlich mit Weinportionen zu versehen vermochte, da an diesem Tage die verschiedenen Klöster aus ihren Kellern zu diesem Zwecke den vom Commandanten geforderten hundertsten Eimer abgeliefert hatten. Starhemberg selbst wurde von der Krankheit ergriffen. Aber sein Heldengeist ließ sich durch alle diese Widerwärtigkeiten nicht beugen. Vom Krankenlager aus erteilte er am 15. August Befehle zur Herstellung der neuen Verteidigungswerke und ließ am Burgravelin, an den beiden Bastionen und der zwischen ihnen liegenden Courtine Abschnitte machen, Flankenbatterien errichten und mit kleinen Geschützen armieren, um den Feind entsprechend empfangen zu können; die Burg- und Löbelbastei in den unterirdischen Gewölben untersuchen und Nachgrabungen vornehmen, um sich zu vergewissern, ob die Türken an diesen Stellen einzudringen vermöchten. Man fand Wasser in der Tiefe und war daher dieser Sorge wenigstens entledigt.

Am 16. August, an welchem Tage die Türken die Stadt sehr heftig bombardierten, gelang es Sereni und Scherffenberg, die Beide bei dieser Gelegenheit verwundet wurden, durch einen sehr gelungenen Ausfall die Feinde sogar aus ihrer vorgeschobenen Position am Burgravelin wieder zu verjagen. Die Letzteren versuchten um 7 Uhr Abends durch einen Sturm das verlorene Terrain wieder zu gewinnen, aber vergeblich. Zwischen 10 und 11 Uhr Nachts kamen sie jedoch neuerdings durch ihre Sappen heran, wobei sie Wollsäcke und Schanzkörbe in den Stadtgraben zu werfen versuchten. Oberst Beck trieb sie nach einem halbstündigen, scharfen Gefechte wieder zurück. Gegen Mitternacht unternahm dann General de Souches nochmal einen Ausfall, der den Feinden ebenfalls großen Schaden zufügte, aber der einfallende heftige Regen machte es ihnen einige Stunden später trotzdem möglich, sich wieder ihrer alten Stellungen zu bemächtigen. An diesem Tage war auch der Hauptmann der Bäckercompagnie, Loth, gefallen. Diese nächtlichen Kämpfe zeigen für die Erbitterung des Kampfes. Um für die Zukunft dergleichen Überrumpelungen unmöglich zu machen, wurde dem Stadtunterkämmerer anbefohlen, Fässer mit Öl, Harz, Unschlitt, Pechkränze, von den abgebrochenen Hausdächern genommene und in Pech getauchte Schindeln und große Quantitäten Brennholz herbeizuführen, um damit Feuer zu machen und den Stadtgraben bei ähnlichen Gelegenheiten beleuchten zu können, denn die zu solchem Zwecke bisher verwendeten Pechpfannen reichten bei Weitem nicht aus.

Auch in den nächstfolgenden zwei Tagen wurde mit nicht geringerer Erbitterung gekämpft. Oberst Dupigny, welcher mit seinen schweren Reitern bisher verhältnismäßig wenig Verwendung gefunden hatte, machte am 18. August Morgens einen Ausfall. Derselbe fiel recht unglücklich aus. Er selbst, Rittmeister Chevalier de Chauville und dreißig Cürassiere wurden getödtet. Die

Übrigen retteten sich nur durch schleunigen Rückzug. Abends 6 Uhr gelang es dem Feinde sogar bei einem heftigen Sturme, nachdem er zwei Minen am Burgravelin hatte auffliegen lassen, etwa zehn Fähnlein hier aufzupflanzen. Erst nach einem zweistündigen, furchtbaren Kampfe, bei dem die Niederläger aus den oberen Stockwerken der Burg auf's Kräftigste durch wolgezielte Schüsse mitwirkten, nachdem mehr als 300 Türken gefallen waren, setzten sich die Belagerten wieder in den Besitz des Ravelins.



Ausfall der Belagerten.
(Nach einem in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Stiche von R. de Hooghe.)

Starhemberg, der selbst seit dem 6. August sein Quartier in der Burg aufgeschlagen hatte (im Leopoldinischen Tracte, wo jetzt die Burgwache sich befindet), strengte sich natürlich auf's Äußerste an, von den Bewegungen des Feindes stets alsogleich unterrichtet zu werden. Vom 1. August angefangen befanden sich zu diesem Zwecke zwei Jesuiten auf dem Stephansthurme, welchen die Aufgabe zufiel, bei jeder Bewegung, die sie im feindlichen Lager beobachten würden, Nachrichten auf Zettel zu schreiben und vom Thurme herabzuwerfen. Es war Vorsorge getroffen, daß der Inhalt dieser Zettel alsogleich dem Stadtcommandanten, dem Grafen Caplirs und dem Bürgermeister mitgeteilt wurde.

Natürlich war es auch das Bestreben Starhemberg's geradeso mit dem Herzoge von Lothringen in Correspondenz zu treten und von dem Herannahen des Entsatzes rechtzeitig Kunde zu erlangen, wie es die Sorge des Herzogs war, die Stadt durch günstige Nachrichten im Ausharren zu ermutigen und von dem Zustande ihrer Widerstandsfähigkeit in Kenntnis zu sein. Wir haben schon jenes Reiters vom Götz'schen Regimente Erwähnung getan, der am 21. Juli in die Stadt geschwommen war und die ersten Nachrichten vom Herzoge brachte, noch bevor Kuniz solche gesendet hatte. Einen Tag zuvor — am 20. Juli — war bereits in der Stadt öffentlich kundgemacht worden, „daß Derjenige, welcher über die Donau zu dem Herzog von Lothringen sich mit Briefen wagen wollte, von demselben eine gute Verehrung, von der Stadt aber 100 Ducaten zu empfangen haben sollte, wann er schon keine schriftliche zurückbrächte, sondern man nur durch eine jenseits der Donau in der Höhe aufgesteckte Fackel, der überlieferten Schreiben halber eine versicherte Losung erblicken könnte. Doch hat sich damals Niemand gefunden, der sich derwegen hätte angemeldet". Man war also froh, in dem kühnen Reiter vom Regimente Götz einen solchen Boten gefunden zu haben. Der Arme wurde jedoch bei seiner gefährlichen Rückreise von den Türken gefangen genommen; die Schreiben, die er an den Herzog mitgenommen, wurden am 26. von den Türken wieder in die Stadt geschossen.

Starhemberg's Unternehmen, einen Boten an den Herzog zu senden, mißlang also. Ob es Karl von Lothringen in der nächsten Zeit gelang, wieder eine Botschaft in die Stadt zu senden, bleibt dahingestellt. Schon am 4. August, in der Nacht zwischen 1 und 2 Uhr, soll zwar ein der türkischen Sprache mächtiger Reiter vom Regimente Caraffa mit einer Botschaft in die Stadt gekommen sein. Die officiellen Berichte sprechen jedoch nur von einem Polen, der bei den Türken in Diensten gestanden und sich in die Stadt geflüchtet habe. Vaelkeren sagt ausdrücklich: „weilen aber gleichwohl die Zeit es nachgehends gelehret, daß seine Relationen mehrerntheils mit der Wahrheit nicht übereinstimmten, so mag ich mich allhie mit derer Erzählung nicht aufhalten". Ebensowenig sicher ist die angeblich am 8. August erfolgte Absendung des Lieutenants Gregorovich vom Regimente Heister aus der Stadt an den Herzog. Hocke zwar erzählt von einem „Expressen", der an diesem Tage in türkischer Kleidung mit Briefen von Caplirs und Starhemberg an den Herzog abgefertigt worden sei; auch erwähnt Rueß in seiner gründlichen Relation über die Belagerung Wiens, es sei dies der Lieutenant Gregorovich gewesen. Ob derselbe zum Herzoge auch wirklich gelangt sei, bleibt mindestens zweifelhaft. Dagegen war der am 13. August aus der Stadt abgesendete Georg Franz Koltschitzky glücklicher. Derselbe, aus Sombor in Polen stammend, stand früher als Dolmetsch in Diensten der orientalischen Compagnie. Er war der türkischen Sprache vollkommen mächtig und auch mit den Sitten des Volkes vertraut.

Zu Beginn der Belagerung hatte er sich in die Frank'sche Freicompagnie einzeichnen lassen. Diesen „Rätzen" brachten am 13. August der Hauptmann Frank und der Stadtunterkämmerer Altschaffer zum Bürgermeister Liebenberg und ersuchten ihn, denselben dem Stadtcommandanten zu dem Wagnisse eines Botendienstes an den Herzog zu empfehlen. Liebenberg nahm sich der Sache an, soll, wie wenigstens später von Koltschitzky hervorgehoben wurde, ihm „eine herrliche Belohnung, in specie aber ein Haus sammt Gewerbe in der



Georg Franz Koltschitzky.
(Nach einem in der k. k. Fideicommiß-Bibliothek befindlichen Stiche.)

Leopoldstadt" versprochen haben, wenn er das hochwichtige Unternehmen glücklich durchführe, und brachte ihn persönlich zum Vorsitzenden des deputierten Collegiums, wo ihm neuerdings Versprechungen auf eine Belohnung gemacht wurden und man ihn mit einem Paßbriefe für sich und seinen Diener und mit den nötigen Schreiben von Caplirs und Starhemberg an den Herzog versah.

Noch in derselben Nacht, zwischen 10 und 11 Uhr, begaben sich die Beiden, Koltschitzky und Michalowitz, in türkischer Kleidung durch das Schottenthor, bis an die Pallisaden von einem Adjutanten Starhemberg's begleitet,

in's türkische Lager. „Als er (Koltschitzky) durch die Währingergassen, und neben dem sogenannten neuen Lazareth vorbeigegangen, befande er sich schon an denen Türkischen Lägern, und weilen ein großer Regen und Ungewitter eingefallen, setzte er sich mit seinem Diener zwischen zweien deroselben Lägern nieder, der frölichen Morgenröthe erwartend. Sobald solche angebrochen, sahe er aller Orten die unzählige Menge der Türkischen Gezelt, welche ihn zweifeln machten, welchen Weg er durchzukommen suchen solte. Dessenungeachtet . . . . . gienge er mit seinem Gesellen, wiewol vom Regen durch und durch befeuchtet, fröhlich fort und thäte |:um denen bei ihnen häuffig hin und her reitenden und gehenden Türken allen Argwohn zu benehmen:| in Türkischer Sprach lustig singen. Traffe hiermit auf eines Türkischen vornehmen Aga Gezelt, welcher ihn zu sich ruffte und also durchnasset bemitleidete, auch fragte: woher er käme, weme er dienete und wo er hinaus wollte? Als er ihme nun auf alles bedachtsam geantwortet und vermeldet: er wollte etwas von Weinbeeren und anderen Früchten einsammeln, ließe er ihme den Türkischen Chawe-Trunck reichen, warnete ihn beinebens er sollte sich nicht zu weit wagen, damit er den Christen nicht in die Hände käme. Hierauff ließe er ihn von sich.

Nun gienge er über Berg und Thal, durch die Weingärten und Gebüsch bis an den neuen Kahlen- oder Josephsberg. Bald stießen ihm etliche Türkische Troupen auf, da er sich dann aus Besorgnis, von ihnen angehalten zu werden, linker Hand gewendet, und also um den Berg durch den Wald und Weingarten bis oberhalb Klosterneuburg kommen. Weilen er aber nicht wissen können, ob Freunde oder Feinde darinnen, kehrte er wieder zurück gegen das Dörfel Kahlenberg, allwo er gegenüber in einer baumreichen Insel Leute gewahr worden, aber ebenfalls nicht wissen können, wer sie seien, endlichen an etlichen Weibern, so in der Donau gewaschen, erkennet, daß es Christen wären. Da er hingegen von ihnen ersehen worden, haben sie tapfer auf ihn Feuer geben. Er thäte ihnen winken und ruffen, er seie ein Christ, käme von Wien, sie sollten ihn übersetzen. Sie antworteten ihme, er solle sich nur ein wenig aufwärts begeben, alldorten über das Gestatt, welches zwar ziemlich hoch, zum Wasser hinunterlassen. Als solches geschehen, haben sie ihn in einem kleinen Schifflein abgeholet und sammt dem Diener hinübergeführt. Sobald er in die Insel kommen, ware zugegen der Richter aus dem eine Stund von der Stadt Wien gelegenen Flecken Nußdorf, mit seinen dahin geflüchteten Nachbarn, welcher ob der Türkischen Kleidung etwas stutzte, aber ganz höflich fragte, ob sie nicht etwas Schriftliches aus Wien zu zeigen hätten? Worauf Herr Koltschitzky ihme den von Ihro hochgräflichen Excellenz Herrn General Caplirs erteilten Paß vorwiese. Hierauf haben sie ihme freudenvoll allen guten Willen und Ehre erzeiget, alsobald ein Schiffel herbeigeschaffet und ihn folgends bis zu dem christlichen Läger hinübergeführet."

Er traf am jenseitigen Ufer auf das kaiserliche Lager und wurde von dem Obersten Heißler sogleich an den Herzog gesendet, der sich zwischen Angern

und Stillfried mit der Hauptmasse des Heeres aufhielt. „Solchergestalt langte er bei höchstermelter herzoglichen Durchlaucht den 15. Morgens glücklich an und überreichte nebenst ausführlich mündlicher Berichterstattung die von der kaiserlichen Generalität ihme anvertrauten Briefe. Nach dero Eröffnung und von Ihro Durchlaucht reiffer Erwägung und Berathschlagen, wurde ihm von dero hohen Persohn aufgetragen, die hierauf erfolgende Beantwortung zurückzubringen, welches er sich wegen bevorstehender sorglicher Lebensgefahr höchlich geweigert. Jedoch weilen Ihro Durchlaucht zum zweitenmal, nebenst Versicherung eines unfehlbaren kaiserlichen Gnadenrecompenses, ihn hiezu bemüssiget, hat er es wiederum auf sich genommen und nach gehorsamster Beurlaubung und Abfertigung sich wieder zurückgewendet.

Den 16. Augusti Abends langte er in eben selbiger Gegend, allwo er hinüber geschiffet, wiederum an und wurde von vorbemeldeten Nußdorferischen Nachbarn herüber in ihre Insel geholet und ferner gar herunter auf Nußdorf, allwohin sie sich noch immerzu bei der Nacht etwas von Victualien nnd Wein aus ihren wiewol abgebrannten Häusern und Gärten zu holen gewagt. Und nachdeme er sich allda bei ihnen eine ganze Stund aufgehalten, nahme er den geraden Weg am Wasser gegen die Ziegelöfen und der Stadt. Nun ware ebenfalls ungestümmes Regenwetter, und hätte ihn Gott nicht absonderlich bewahret, daß er sich ein wenig besser zur rechten Hand gewendet, wäre er mitten unter die Türkische Schildwachen gerathen. Bei solcher Beschaffenheit setzte er sich mit seinem Diener des anbrechenden Tags zu erwarten. Alsdann giengen sie fort sich auf zween Wege zertheilend. Bald kamen gegen ihnen fünf Türken; denen zu entgehen, rieffe der Herr dem Diener mit lauter Stimme auf Türkisch zu, welcher an dem sonst nicht gewöhnlichen Lautreden gemerket, daß Gefahr vorhanden. Begabe sich demnach zu seinem Herrn und denen Türken aus dem Gesichte. Jedoch einer von diesen fünffen gienge und schauete ihnen immerzu nach. Aber sie kamen durch die Roßau gegen der Alstergassen zu einem kleinen abgebrannten Hauß, in welches sie giengen, die Kellerthür öffneten, in Willens theils wegen der Gefahr verrathen zu werden, theils wegen des Regenwetters diesen Tag sich darinnen zu verbergen.

Als sie in dem Keller waren, gienge wegen Müdigkeit dem Herrn ein Schlaff zu, der Diener aber bliebe munter. Bald hierauf kame einer, machte gleichfalls die Kellerthür auf und gienge die Stiegen hinunter. Der Diener weckte alsbald seinen Herrn, sagende: Wir sind verrathen! Der Herr ermunterte sich und als er anfienge zu reden, erschracke der Neuangekommene, und uneracht der Diener ihme in Ungarischer Sprach zugeruffen: Komm her! Komm her! lieffe er die Stiegen hinauf und davon. Was dieser vor einer gewesen, ist unbewußt. Allhier nun länger zu verharren, befande sich nicht rathsam zu sein. Derowegen beschlosse Herr Koltschitzky aus dem Keller zu weichen und gegen den Pallisaden der Stadt zu lauffen, welches dann glücklich vollzogen wurde.

Und ist er ohne einige Verletzung mit offtbemeldetem Diener den 17. Augusti frühe Morgens durch das Schottenthor in Wien angelanget und bei der hohen kaiserlichen Generalität seine Verrichtung, sowol schrifft- als mündlich unterthänig abgeleget."

Diese Schilderung der Hin- und Rückreise Koltschitzky's macht auf Authenticität Anspruch. Sie ist nach dem Titelblatt: „In währender Belagerungszeit beschrieben und an Tag gegeben durch J. M. L." In der Vorrede spricht Koltschitzky selbst zu seinen Lesern: er habe solche Erzählung seiner Reise deßwegen durch den Druck veröffentlicht, „absonderlich zur Nachricht anderen, welche sich in dergleichen Occasion möchten gebrauchen lassen, wie sich dann bereits nach ihme zweene gefunden, so es gleichfalls gewaget ..... Der Vollender dieser Reise will auch durch diese wenige Relation keine eitele Ehre suchen, sondern weilen er von guten Freunden ersucht worden, solche in Druck zu befördern", hat er es getan.

Koltschitzky's Ankunft in Wien wurde dem Herzoge noch am 17. August angezeigt. Starhemberg ließ zu diesem Zwecke um 12 Uhr Mittags auf dem St. Stephansthurme einen dicken, schwarzen Rauch machen, und als es dunkel geworden, von derselben Stelle drei Raketen emporsteigen. Der kühne Mann unternahm das Wagnis ein zweites Mal nicht mehr. Er begnügte sich mit dem Ruhme, der Erste gewesen zu sein, der Nachrichten aus der bedrängten Stadt und zugleich die sichere Botschaft des baldigen Succurses in dieselbe gebracht habe. Wie die Rechnung Eineder's zeigt, wurde er (und seine beiden Nachfolger) aus der kaiserlichen Kriegscasse ganz anständig für seine Tat honoriert (sie erhielten zusammen die Summe von 2760 Gulden), und auch die Gemeinde Wien hat späterhin auf die Forderung Koltschitzky's hin das gegebene Wort ihres mittlerweile verstorbenen Bürgermeisters eingelöst, indem sie Koltschitzky die Taxe für seinen Einstand unter die Bürger Wiens erließ und ihm die auf 400 Gulden geschätzte Brandstätte des vormals Schleifer'schen Hauses Nr. 30 (jetzt Haidgasse 8) in der Leopoldstadt schenkte.

Schon am 19. August sendete jedoch Starhemberg neuerlich einen Boten an den Herzog. Es war dies der Diener des Koltschitzky, Georg Michalowitz. Derselbe war in früheren Jahren Kammerdiener des kaiserlichen Residenten Casanova in Constantinopel gewesen und der türkischen Sprache vollkommen mächtig. Auch ihm gelang es, glücklich hin und am 23. wieder in die Stadt zu gelangen. Damals war der Commandant noch voll frohen Mutes. Wenigstens zeigt dies sein Schreiben an den Herzog vom 18. August. Dasselbe lautet: „Euer Durchlaucht! Ich danke Gott, daß endlich einer meiner Briefe bis zu Euer Durchlaucht gelangt ist. Euer Durchlaucht hätten seit dem 22. des vorigen Monates*) mehrere erhalten sollen, wenn ich Leute gefunden hätte, die

*) Wo man durch Heider's und Kuniz' Vermittlung auch an den Herzog Botschaft gesendet hatte.

geschickt und glücklich genug gewesen wären, um selbe zu überbringen. Das ist jedoch Verschiedenen mißlungen. Ich bitte also Euer Durchlaucht überzeugt zu sein, daß wir keine Schuld daran haben, daß Sie nicht öfter von uns Nachrichten erhalten und von unseren Angelegenheiten unterrichtet sind, und daß auch in Zukunft die Schuld nicht an uns liegen wird. Um Euer Durchlaucht zu benachrichtigen, wie weit wir gekommen sind, muß ich Euer Durchlaucht fürs Erste melden, daß wir bis zu dieser Stunde den Feinden das Terrain abgestritten haben Schritt für Schritt und daß sie nicht einen Daumen breit Erde errungen haben, sondern nur Haare dort lassen mußten, da sie jedesmal so oft sie versuchten mit dem Degen in der Hand einzudringen, heftig von den Unsrigen zurückgeschlagen wurden, mit so großen Verlusten ihrerseits, daß sie sich nicht mehr getrauen, die Köpfe aus ihren Löchern oder ihren Laufgräben herauszustecken, mit welchen sie die ganze, angegriffene Contrescarpe umringt haben, die sich nach allen Seiten um den Graben herum erstrecken. Euer Durchlaucht wird durch meinen letzten Brief erfahren haben, daß die Feinde in den Graben des Ravelins gestiegen sind*) und daß sie einen Teil der Mauer sprengten, wo sie auch zuerst den Angriff machten und ihn wiederholten, aber Gott sei Dank, ganz unnützer Weise. Wir haben sie auch jedesmal aus der Stellung zurückgeworfen, die sie am Fuße der Bresche genommen hatten, aber so wie unsere Leute sich zurückzogen, erschienen sie wieder. Ich habe auch nicht unterlassen, dagegen Vorkehrungen zu treffen und habe Brunnen graben lassen bis an den Grund der Spitze des Ravelins, um sich hinablassen zu können, längs der beiden vorderen Seiten den Fundamenten nach. Was ich auch bei den angegriffenen Basteien tun ließ, gegen welche sie noch nicht vorgerückt sind, da sie sich immer an dem Rande der Contrescarpe halten.

Sie machten einen Einfall in den Graben vor der Löbelbastei am 14. und in der nämlichen Nacht suchten sie sich noch an anderer Stelle im Graben festzusetzen. Ich habe bemerkt, daß ich sie nicht viel zu belästigen vermochte, weder durch das Feuer von unseren Abschnitten her, noch sogar durch die Kanonen, weil sie sich zu tief in die Erde eingegraben hatten, was mich nötigte, die Kanonen auf ihre aufgeworfenen Werke zu richten, die sich längs des Grabens erstrecken. Ich habe sie von dort verjagen lassen mit dem Degen in der Hand, das erste Mal bei hellem Tage. Es ist wahr, daß der Unsrigen nicht genug waren, um diese Werke zu vernichten. Dieselben kamen daher nach einer Stunde wieder zurück. Das zweite Mal, gegen Abend, hat man ihnen welche von ihren Werken zerstört, und das dritte Mal, in der Nacht, haben sie die

*) Wenn nach dem Eingange des Schreibens Zweifel obwalten könnten, ob Koltschitzky am 13. auch einen Brief Starhemberg's dem Herzog überbracht habe, so behebt diese Nachricht denselben wol gründlich. Da die Türken erst Anfangs August den Graben des Ravelins erreichten, kann hier unmöglich der oben erwähnte Brief vom 22. Juli, sondern nur der später durch Koltschitzky überbrachte gemeint sein.

Unsrigen ganz ruiniert. Und weil der Wind uns günstig war, haben wir ihnen ihre Schanzkörbe verbrannt und beinahe ihre ganze Gallerie. Seit dieser Niederlage sind sie von dieser Seite nicht mehr in das Ravelin gekommen.

Sie wollten gestern Abend eine andere Mine springen lassen, aber es hat ihnen sehr schlecht bekommen, da die Miene nach rückwärts losgieng und vom Ravelin nur einige Stücke losriß, ohne es weiter zu beschädigen. Ich habe auch in die Mitte des Ravelins einen tüchtigen Abschnitt mit einem ordentlichen Graben machen lassen. Die Löbel- und die Burgbastei sind ebenfalls mit doppelten Abschnitten versehen und zu dieser Stunde lasse ich einen Hauptabschnitt hinter den beiden Basteien verfertigen.

Euer Durchlaucht können daraus wol ersehen, daß man nichts vergißt, daß man nicht einschläft und daß man alle erdenkliche Vorsorge trifft. Ich muß Sie versichern, daß ich, um mich des Vertrauens würdig zu erweisen, das Euer Durchlaucht und hauptsächlich Seine Majestät, mein Herr, in meine geringen Dienste setzen, den Platz nie übergeben werde, als mit meinem letzten Blutstropfen. Übrigens fürchten sich unsere Leute durchaus nicht vor den Türken. Wenn man sie mit Energie angreift, ist es leicht, sie zu schlagen und Gottlob, dreißig oder vierzig meiner Leute haben noch immer mehr als hundert Türken besiegt oder in die Flucht geschlagen. Heute hat man mir einen gefangenen Janitscharen zugeführt, der im Ravelin erwischt wurde. Dieser sagt unter Anderem, daß sie während der Belagerung 11.000 Mann verloren haben, sehr viele Officiere, Paschas, Janitscharen und die Paschas von Mesopotamien und Albanien. Daß ihnen die Lebensmittel und die Fourage anfangen auszugehen, welche sie von sehr weit her holen müssen. Sie erwarten auch einen Zug mit Munition von Bassedo (Ofen?). Wenn es ein Mittel gäbe, diesem den Weg abzuschneiden und ihn aufzuhalten, oder wenn man einige Cavallerie aufstellen könnte, welche die Fouragierer beunruhigen würde, so glaube ich, würde sie dieses zur Verzweiflung bringen.

Was meine Gesundheit betrifft, so fängt dieselbe Gott sei Dank an, sich ein wenig zu bessern. Ich leide seit acht Tagen an der Ruhr. Wo ich nicht hingehen kann, lasse ich mich hintragen und ich hoffe, daß das Übel mich nicht abhalten wird, meiner Pflicht nachzukommen. Ich bitte Gott, daß Euer Durchlaucht uns baldigst durch Ihre Gegenwart trösten mögen und daß Sie mir auch fernerhin gewogen bleiben und Euer Durchlaucht mich für den gehorsamsten, demütigsten und eifrigsten ihrer Diener halten möge.

P. S. Am 19. August. Seit gestern Euer Durchlaucht haben die Feinde wieder eine Mine springen lassen und sind dann mit ungefähr 1000 Mann Sturm gelaufen. Unsere Kanonen und Musqueten haben sie wol aufs Korn genommen, so daß ungefähr 300 von ihnen geblieben sind. Zuletzt haben sie sich begnügt, sich im Wallgange (in der Berme) festzusetzen. Ich habe diesen Morgen eine Mine gegen sie springen lassen, welche sie zum Teil begrub, zum

Teil in die Flucht jagte. Ich erwarte in diesem Momente, von ihnen auf ähnliche Weise bedient zu werden, und wenn ich schneller sein kann als sie, so werde ich noch eine gegen sie springen lassen, auf die Gesundheit Euerer Durchlaucht."

Starhemberg sah also die Lage am 19. August noch nicht als besonders gefährlich an. Er spricht zwar von der Hoffnung eines baldigen Entsatzes, aber er ist von der Wucht des türkischen Ansturmes bei Weitem noch nicht gebeugt, oder um die Zukunft besorgt. Anders aber gestalteten sich die Dinge nach dem 19. August.

Am 20. waren die Türken mit einem Teile ihrer Geschütze bis an die Contrescarpe vorgedrungen, von wo sie die Mölkerbastei (Nr. 32) und die Courtine zwischen dieser und der Löbelbastei bombardierten. Die erbittertsten Angriffe concentrierten sich dagegen immer mehr gegen das Burgravelin. Sonntag den 22. kämpfte man beinahe den ganzen Tag um den Besitz desselben. Endlich am 23. gelang es den Türken, allerdings unter fürchterlichen Verlusten, an diesem heißumstrittenen Orte festen Fuß zu fassen. Auf dem vorderen Teile desselben, der in Folge der vielen Minen, die hier aufgeflogen waren, beinahe einem Maulwurfshügel glich, gruben sie sich ein und waren nicht mehr zu vertreiben. Aber noch befanden sich die beiden anderen Dritteile dieses Postens in den Händen der Kaiserlichen. Sie hatten hier neue Abschnitte aufgeworfen, dieselben durch Schanzkörbe und Pallisaden gedeckt und unterhielten nunmehr aus unmittelbarster Nähe ein heftiges Granaten- und Musketenfeuer auf die Feinde. An diesem Tage waren die Türken schwierig geworden. Nach dem Kuniz'schen Tagebuche sollen die ägyptischen, vom Statthalter Haleb's befehligten Truppen die Laufgräben vor der Burgbastei verlassen haben und abgezogen sein. Es war aber immerhin ein Erfolg, den die Türken am 23. errungen hatten. Sie fuhren eine Batterie unmittelbar vor dem Ravelin in der Contrescarpe auf, bombardierten die Kaiserlichen heftigst und suchten ihre Position so viel als möglich zu verstärken.

Am selben 23. August war Michalowitz wieder in die Stadt gekommen. Er brachte Briefe vom Herzog von Lothringen mit, des Inhalts, daß das Entsatzheer sich bereits bei Krems zu sammeln beginne. Die Kurfürsten von Baiern und von Sachsen seien ebenso im Anzuge, wie der König von Polen mit seinem Hilfsheere. Auch Seine kaiserliche Majestät würden wahrscheinlich persönlich zum Entsatze herbeikommen. Die kaiserliche Armee ziehe sich, nachdem sie den Thökölv zweimal geschlagen, gegen Tuln, um sich mit den Verbündeten zu vereinigen.

Mit frischem Mute, mit wahrer Erbitterung wurde der Kampf fortgesetzt. Die Kaiserlichen fiengen bereits an, im Kampfe Gefangene zu schinden und auf diese Weise zu tödten, statt sie in die Stadt zu bringen. Neue Minen und Gegenminen flogen auf, beinahe kein Tag vergieng ohne Sturm. Am 25. ver-

suchten die Belagerten einen großen Ausfall. Unter dem Commando des Herzogs von Württemberg, des Grafen Sereni, der Oberste Scherffenberg und de Souches stürzten sich etwa 300 Mann auf die vor der Löbelbastei eingegrabenen Türken und jagten selbe bis in ihre Batterie an der Contrescarpe. Es fielen bei dieser Gelegenheit die Hauptleute Georg Tschiabellitzky und Freiherr von Sauditz vom Kaiserstein'schen Regimente, Max von Weidling von der Artillerie und Johann von Feilbruck vom Regimente Neuburg.

Da die Ruhr immer empfindlicher auftrat, ließ Starhemberg von nun an täglich nur 800 Mann von der Bürgerschaft ausrücken, sämmtliche Thore bis auf das Stubenthor verbollwerken, die Brücken abtragen und den größten Teil der Mannschaften gegen den hauptsächlich bedrohten Punkt der Befestigungen dirigieren. Die Kämpfe um das Burgravelin erneuerten sich am 26., 27. und 28. mit furchtbarer Heftigkeit. Am 27. wurde mit 200 Mann in den Burggraben ein Ausfall gemacht, wobei ungefähr 100 Türken, die in einem Kessel gestanden, mit Kartätschen, Musketen und dergleichen mörderisch überschüttet und dann mit Erde derartig bedeckt wurden, daß sämmtliche auf diese Weise um's Leben kamen.

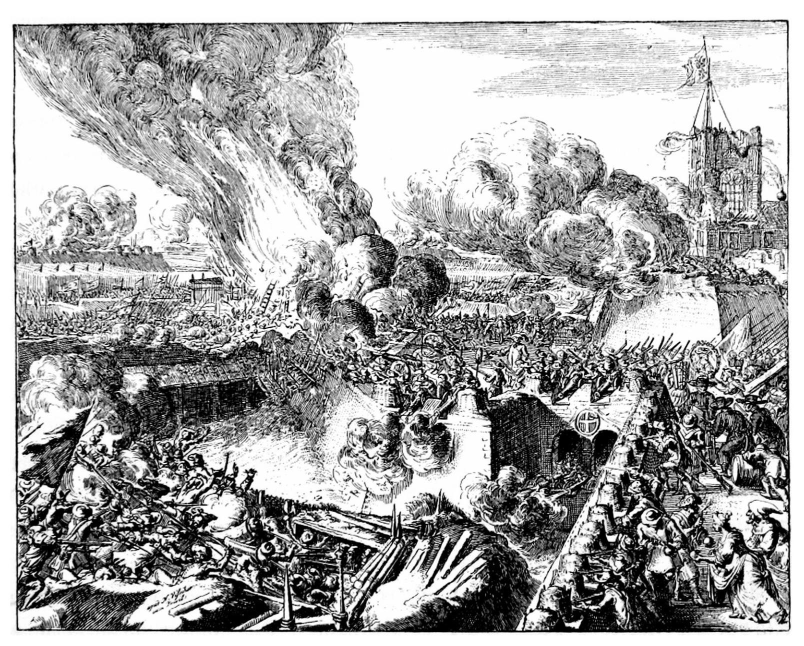
Schon begann sich in der Stadt ein Mangel an Lebensmitteln fühlbar zu machen, namentlich an frischem Fleisch und gutem Brod. Auch der Abgang in den Reihen der Kämpfenden wurde bereits so groß, daß man neuerdings sich genötigt sah, scharfe Decrete zu publicieren, die alle männlichen Einwohner, welche sich bisher noch dem Waffendienste entzogen hatten, bei Leibesstrafe aufriefen, an der Verteidigung Teil zu nehmen.

Seit dem 27. August ließ Graf Kielmannsegg jeden Abend vom Stephansthurme eine größere Anzahl Raketen auffliegen, um dadurch den Herzog an die steigende Not der Stadt zu mahnen und an die möglichste Beschleunigung des Entsatzes. An diesem Tage sendete Starhemberg den Michalowitz zu demselben Zwecke neuerdings an den Generalissimus. Nichts charakterisirt so sehr die veränderte, hochgespannte Situation, in der sich Wien damals befand, als die beiden Schreiben, welche vom Commandanten und vom Vorsitzenden des Deputierten-Collegiums an den Herzog gesendet wurden.

Starhemberg's Brief lautet: „.... Ich werfe mich Euer Durchlaucht zu Füßen, um Ihnen untertänigst zu danken für die Güte, die Sie mir in ihrem letzten Schreiben erwiesen haben. Euer Durchlaucht wissen, daß ich ganz der Ihrige bin und daß ich nichts sehnlicher wünsche, als mich durch meine untertänigsten Dienste dessen würdig zu erweisen. Seit meinem letzten Briefe ließ der Feind sechs oder sieben Minen im Ravelin springen, welche wir zuerst ausgebessert haben, nachdem wir den Feind zurückgeworfen hatten. Wir halten uns noch tapfer bei unserem Abschnitte, da der Feind erst an der Spitze sich festgesetzt hat. Wir suchen uns über und unter der Erde; die Unserigen haben drei Minen entdeckt und ihrerseits zwei springen lassen mit sehr guter Wirkung. Sie hätten noch mehr tun können, wenn unsere Mineure geschickter und tapferer

wären; aber da sie nur zusammengelesene Leute sind, brächte sie nicht der Teufel in eine Mine, wenn sie einmal den Feind arbeiten hören. In der Contrescarpe hat der Feind auch dreimal Minen springen lassen gegen einen verpallisadierten Abschnitt, welchen wir noch halten, um unsere Caponnièren im Graben zu decken. Aber trotzdem, daß beim letzten Male die Pallisaden an einigen Orten durch die Mine zerstört wurden, haben unsere Leute den Posten behauptet, mit dem Degen in der Hand, bis die Pallisaden wieder hergestellt waren und behaupten ihn noch.

In den Graben haben die Türken noch zwei Einfälle gemacht, einen gegen die Löbelbastei, den anderen gegen die Burgbastei, von wo sie die Unsern mit



Bemühungen der Belagerten den Türken das Ravelin streitig zu machen.
(Nach einem in der Wiener Stadtbibliothek befindlichen Stiche von R. de Hooghe.)

großer Tapferkeit bei hellem Tage vertrieben, unter dem Schutze des Feuers, das zwei Stunden lang auf die Türken unterhalten wurde. Andere von unsern Leuten, die dazu commandiert waren, haben einstweilen die Gräben der Feinde zugeworfen und ihre Schanzkörbe und Gallerien verbrannt; so daß sie jetzt von vorne anfangen müssen.

Aber, Euer Durchlaucht, hohe Zeit ist es, uns zu Hilfe zu kommen! Wir verlieren sehr viel Leute und sehr viel Officiere, mehr durch die Ruhr als durch das feindliche Feuer: denn es sterben täglich 60 Personen an dieser Krankheit. Wir haben keine Granaten mehr, was unser bestes Verteidigungsmittel war,

unsere Kanonen sind teils von den Feinden zerstört, teils gesprungen, bevor man noch 50 Schüsse daraus abgegeben hatte, wegen der schlechten Masse, die man dem Gießer zur Verfügung gestellt, und da die Feinde sehen, daß sie mit wenig Mannschaft nicht in die Gräben einzudringen vermögen, machen sie große Logements in der Contrescarpe, um dort viel Leute unterzubringen und größere Anstrengungen machen zu können. Übrigens steht es fest, daß die Feinde viele Janitscharen verloren haben und noch täglich viele verlieren, daß sie sehr viel Verwundete haben und Kranke, mit der nämlichen Krankheit wie wir behaftet, die unter ihnen ebenfalls herrscht. Sie haben verschiedene, ziemlich weit von einander entfernte Lager und werden sicherlich geschlagen werden, wenn sie Euer Durchlaucht hier erwarten. Ich glaube jedoch nicht, daß sie dies tun werden. Zur Zeit sind ihrer nicht mehr als 60.000 Combattanten, und ein Lager kann geschlagen werden, bevor das andere zu Hilfe zu eilen vermag.

Wir erwarten demnach die Ankunft Eurer Durchlaucht mit außerordentlicher Ungeduld, und ich nicht so sehr, um von der Belagerung befreit zu werden, als um die Ehre haben zu können, Euer Durchlaucht respectvollst meines Gehorsams zu versichern, als Ihr untertänigster, gehorsamster Diener.

P. S. Diesen Augenblick melden mir die Mineure, daß sie die Feinde unter sich arbeiten hören unter der Burgbastei. Sie müssen den Graben unter der Erde passiert haben und es ist keine Zeit mehr zu verlieren! Der Herr Landmarschall läßt Euer Durchlaucht seines untertänigsten Respects versichern."

Der Commandant besorgte also damals schon das Äußerste. Es ist bezeichnend, daß er wiederholt auf den schleunigsten Succurs dringt. Er schätzt die Anzahl der feindlichen Combattanten auf 60.000 Mann. Wir werden später zu erwähnen haben, wie man in der Umgebung des Herzogs in diesen Tagen den Plan faßte, wenn die Hilfsvölker nicht baldigst erschienen, den Versuch allein zu wagen und der auf's Äußerste bedrängten Stadt Hilfe zu bringen.

Wo möglich noch besorgter und dringender ist das Schreiben des Grafen Caplirs. Er schreibt: „Aus Euer hochfürstlichen Durchlaucht vom 22. dies an mich, Grafen von Caplirs und Grafen von Starhemberg, gnädigst Abgelassenem haben wir vernommen, welcher gestalten der so hoch nötige Succurs gegen Ende dieses Monats zusammen kommen werde. Indessen aber Dieselbe verlangten, daß Deroselben wir so oft als möglich von unserm Zustand Nachricht geben sollten, so berichten wir nun Deroselben untertänigst, daß der Feind indessen mit Graben und Minieren das Ravelin dergestalten zugerichtet, daß, wann er auch nur so lange dauern tut, solches über ein oder zwei Tage nimmer zu halten sein wird. Er braucht nunmehr einen großen Ernst und avanciert stark gegen die beede als Burg- und Löbelbastei, allermaßen er nicht allein auf der Contrescarpe viele Kessel und Logements macht, sondern auch den Abstieg in den Graben mit aller Macht zu gewinnen sucht. Man hat ihm zwar schon zu zweimalen durch heftige Ausfälle ein und andere Einschnitt ruiniert und dadurch zu Gewinnung

der Zeit so lange als möglich von völliger Besitzergreifung des Grabens abzuhalten gesucht, allein, wie leicht zu erachten, verlieren wir viel Leute dabei, sonderlich aber Officiere, da allerseits bei manchem Regiment kaum zwei Hauptleute sind und es dazu gekommen ist, daß viele, die als Corporale in die Stadt gekommen sind, nunmehr Lieutenantsdienste tun müssen. Also daß, da unsere Garnison täglich schwächer wird und sowol den Feind außerhalb, als innerhalb der Stadt die Ruhr, an welcher täglich bei sechszig sterben, wider sich hat, so hat der Herr Stadtobriste, gleich wie wir alle, dafürgehalten, daß es nunmehr hohe Zeit und mit dem Succurs nimmer zu verweilen seie, dann wann der Feind, wie es den Anschein hat, mit den nächsten beiden Bollwerken zugleich die Courtine attaquieren wird, so wird aller Orten ausreichenden Widerstand zu tun die Mannschaft, sonderlich aber die Officiere, hart erklekhen. Der Granaten, welche anjetzo die beste Gegenwehr sein sollten, sind wenig mehr und mit Bomben wird man kaum auf drei Tage noch auslangen können. Die Stücke sind auch schon meistenteils entweder vom Feinde, oder weil sie von schlechter Materie gegossen und kaum 50 Schuß ausdauern haben können, ruiniert.

Über jüngstbeschriebene Officier ist der Herzog von Würtemberg, Oberst Souches und ein Obristlieutenant blessiert, der neue Starhembergische Obristlieutenant todt*) und viele Unterofficiere an der Ruhr und vor dem Feinde geblieben oder blessiert, also daß mit einem Wort die Stadt sich in einem solchen Zustande befindet, welcher erfordert, daß ohne einigen Zeitverlust der Succurs geschehen und beschleunigt werden möchte.

P. S. Nach Beschließung Dieses hat der Feind an dem Ravelin abermals eine Mine springen lassen, also daß, da nunmehr die Unsrigen darauf aller Orten dem feindlichen Geschütze ausgesetzt sind, ungewiß ist, ob wir es nicht noch diese Nacht verlieren dürften. Weil übrigens alle Überläufer und Gefangene von gewissen Minen reden, wir aber die anzugreifenden Orte untersuchen lassen und nichts dergleichen finden, so stehet man in Sorge, ob nicht an einem Orte, den man sich am wenigsten einbildet, dergleichen sein möchte. Gewiß ist es, daß er einen Hauptanschlag vorhaben muß, indem er heute 30 Wägen mit großen, langen Bäumen aus seinem Lager gegen die Stadt herführen hat lassen. Enfin, die Gefahr ist größer, als dem Papier zu vertrauen!

P. S. Nach völligem Beschlusse Dieses, berichtet Herr Stadtobrister, daß der Feind mit einer Mine unter dem Burgbollwerk sechs Schuh unter unserer Mine sei. Sehen also Euer hochfürstlichen Durchlaucht, daß mit dem Succurs kein Augenblick zu versäumen ist."

Abend für Abend stiegen die feurigen Garben vom Stephansthurme, baldige Hilfe heischend, in die dunkle Luft empor, jeder neue Morgen brachte neue, schwere

*) Um diese Zeit wurde also wahrscheinlich Graf Guido Starhemberg, der mittlerweile von seiner schweren Wunde genesen war und sich seither bei verschiedenen Ausfällen wieder ausgezeichnet hatte, zum Obristlieutenant des Regimentes ernannt.

Kämpfe. In den Kirchen wurde inbrünstig um baldigen Entsatz gebetet. Neuerdings wurden alle freiwilligen Mannschaften strengstens aufgefordert, sich eifrigst am Werke zu beteiligen. Täglich erneuerten sich die Versuche der Türken, das Burgravelin zu gewinnen. Am 29. August war man auf das Schlimmste gefaßt. Es war der Tag der Enthauptung Johannis des Täufers, der Jahrestag der Schlacht von Mohács, der Eroberung von Belgrad und Stuhlweißenburg durch die Türken. Sämmtliche Mannschaften in der Stadt hatten Dienstbereitschaft den ganzen Tag und die darauf folgende Nacht hindurch. Am Morgen zwischen 9 und 10 Uhr flog am Burgravelin eine Mine auf von solcher Gewalt, daß der Wallschild beinahe gänzlich zerstört wurde. Sogleich stürmten die Türken heran, wurden jedoch mit Kartätschen zurückgetrieben. Es fieng an, an Holz zu mangeln zur Unterhaltung des Feuers bei Nacht in den Stadtgräben. Man ließ die Vordächer über den Gewölben und Hausthoren abschlagen und herbeischleppen. Die Nacht gieng vorüber ohne den gefürchteten Generalsturm.

Neuerdings wurden die strengsten Befehle an alle bisher noch immer unnütz in der Stadt herumvagierenden Gesellen erlassen, sich unweigerlich zur Verteidigung gebrauchen zu lassen. Um dem drohenden Mangel an Pulver abzuhelfen, wurde noch eine Pulvermühle in Gang gebracht. Graf Königsegg's neue Erfindung, Handgranaten, „welche weder aus Metall, weder aus Eisen noch Glas, sondern aus einer gewissen, mit Ochsenblut und andern Ingredientien vermischten Materie waren, so durch die Drechslerkunst verfertigt und an der Sonne ausgetrocknet waren, daß sie es den gläsernen aufs Wenigste gleich taten", wurde erprobt. Ausfälle wurden unternommen, besonders durch den Hauptmann Frank, mit einem Teile seiner Freicompagnie am 31. August und von den Studenten. Letztere erbeuteten sogar noch am 3. September im Vereine mit einigen Dupigny'schen Reitern an 22 Stück Ochsen, für welche kühne Tat ihnen Starhemberg 900 Gulden als Belohnung auszahlen ließ. Aber schon am 30. August stürmte der Feind neuerdings dreimal das Burgravelin. Am 31. ließ er an der Löbel- und Burgbastei Minen springen. Zwar gelang es den Grafen Sereni und Scherffenberg noch einmal am 1. September bei hellem Tage, um die Mittagsstunde, die Türken bis in die Contrescarpe zurückzutreiben, aber die Belagerten verloren bei dieser Attaque an 200 Todte, darunter den Hauptmann Grundler, und der Feind besetzte die geräumten Positionen wieder.

Was nützte es unter solchen Umständen, daß Michalowitz am 31. August neuerdings die Botschaft vom baldigen Entsatze der Stadt brachte. Was nützte es, daß man ein Schreiben des Kaisers publicierte, worin dieser Officiere, Soldaten und Bürger wegen ihrer außerordentlichen Standhaftigkeit belobt und ihnen verspricht, wo möglich selbst zu ihrem Entsatze Ende August oder in den ersten Tagen des September erscheinen zu wollen. Das Schreiben war ja vom 19. August aus Passau datiert, der Anfang des Monates September war

gekommen, der Entsatz ließ aber noch immer auf sich warten und „die Gefahr war größer, als dem Papiere zu vertrauen*)!"

Diese Gefahr bestand wol hauptsächlich darin, daß das Ravelin nicht länger zu halten war. Der Feind konnte dann die Courtine selbst zum Zielobjecte seiner Angriffe machen, konnte durch starke Minen dieselbe in Bresche legen und dann stand der Erstürmung der Stadt nichts mehr im Wege. Starhemberg suchte diesen gefürchteten Moment möglichst hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen. Dem Obristwachtmeister Roßtauscher gelang es, die Türken im Minenbaue durch Gegengraben vielfach zu stören. Am 3. September trafen seine Arbeiter unter der Burgbastei eine feindliche Mine. Als die beiderseitigen Mineure plötzlich auf einander trafen, waren sie so erschrocken, daß sie davon liefen. Andere Minen erreichte man nach ihrer Füllung und nahm den Türken das Pulver hinweg. Aber all' dies konnte den Feind nicht mehr lange aufhalten.

Am 2. September schon hatten sich die Türken des Burgravelins bemächtigt. Nur der sogenannte „Bärenkasten" (Nr. 55) wurde noch vom Hauptmann Heistermann und 50 Mann des Regimentes Starhemberg besetzt gehalten. Starhemberg sah die Unmöglichkeit ein, diesen Posten noch länger behaupten zu wollen. Er gab den Befehl zum Rückzuge. Aber noch die ganze Nacht hindurch trotzten die Helden der Übermacht. Erst am Morgen des 3. September wurde der Bärenkasten geräumt, nicht ohne schwere Verluste. Nicht Wenige aus der Heldenschaar waren getödtet worden, unter ihnen ihr Lieutenant Sommervogel. Es war der bedeutendste Vorteil, den Kara Mustafa vor Wien errungen. Die Belagerer befanden sich im Besitze des „Zauberhaufens**)". Sie hatten seit dem 31. Juli, also durch volle vierunddreißig Tage, ihre Angriffe auf denselben gerichtet. Durch mehr als zwanzig Minen war der kleine Raum in einen völligen Schutthaufen verwandelt, mehr als zwanzig Stürme, darunter neun Hauptstürme, hatten die Türken gegen denselben unternommen, Tausende und aber Tausende

---

*) Michalowitz brachte auch noch andere Schreiben mit, so vom Hofkriegsrate eine Antwort de dato 19. August an die deputierten Räte auf deren Bericht vom 12. dieses, in welchem „ihre erweisende Tapferkeit in Defendierung der Stadt gerühmt" und sie zu fernerer Prosequierung animiert werden. „Der Succurs dürfte sich," heißt es dann weiterhin „auf etliche Tage verlängern, doch man nach Möglichkeit solchen beschleunigen, und auf dem Kahlenberg durch dreimalige Feuer und Stückschuß, jeden eine Stund nach dem Andern, das Zeichen von dessen Dasein geben werde." Auch an Starhemberg hatte der Hofkriegsrat geschrieben, „seine in Defendierung Wiens erweisende Tapferkeit gerühmt", ihn zur Fortsetzung derselben animiert, auf den Succurs vertröstet und ihm seiner Unpäßlichkeit halber condoliert.

**) Heute befindet sich ungefähr an dieser, in der Geschichte Wiens ewig denkwürdigen Stelle das Kaffeehaus im Volksgarten, und der Walzerkönig dirigiert dort die Harmonien seiner neuesten Tanzpiècen, wo einst eine Heldenschaar ihr Blut verspritzte für das Wohl und Wehe der Stadt beim Brummbaß der Kanonen.

der Ihrigen waren im vergeblichen Angriffe hier getödtet worden! Und trotzdem hatte man ihn verteidigt, so lange noch ein Stein am andern hielt. Wahrlich eine Heldentat, die ihres Gleichen in der Kriegsgeschichte sucht! Noch am selben 3. September errichteten die Türken in diesem Schutthaufen eine Batterie von vier Geschützen, mit denen sie nun unmittelbar die Courtine und die nächstgelegenen Häuser der Stadt „ärgerlich", wie sich Vaelkeren ausdrückt, beschossen.

Sechzig Raketen flogen in dieser Nacht vom Stephansthurme aus in die Luft. Die Gefahr war auf's Äußerste gestiegen! Starhemberg war auf das Schlimmste gefaßt. Schon am 1. September hatte er den getreuen Michalowitz noch einmal hinausgesendet an den Herzog sowol, wie an den Kaiser, mit der dringenden Bitte um baldige Hilfe. Graf Caplirs hatte dem Boten ebenfalls Schreiben mitgegeben. Diese Schreiben haben sich erhalten. Sie sind leider in Chiffern geschrieben, deren Lösung ohne Schlüssel unmöglich. Nur einzelne Worte sind ausgeschrieben. Das an den Kaiser gerichtete Schreiben des Grafen Caplirs trägt das Datum des 1. September. Er bedankt sich zunächst in demselben für das vom Monarchen an die deputierten Räte gerichtete Rescript. Dann aber folgen unzusammenhängende Worte: „Euer kais. Majestät ..... der Graf von Starhemberg ..... deß Herrn Herzogen zu Lothringen zu berichten, daß ..... also beschlossen, daß ..... Ich habe dieses auch Euer kais. Majest. allergehorsamst berichten sollen, welche daraus dero hocherleuchten Vernunft nach allergnedigst zu ermessen geruhen werden, daß ..... Mich damit Euer kais. Majest. in perpetuierlicher alleruntertḥänigsten Devotion zu beharrlichen kaiserlichen Hulden und Gnaden ergebend, als Euer kais. Majest. Allerunterthenigst treu gehorsamster Vasal, C. Z. Caplirs." Die punktierten Stellen sind mit Chiffern ausgefüllt. Starhemberg aber schrieb an den Kaiser, von dem er nach den zuletzt erhaltenen Nachrichten meinte, daß er in Person das Entsatzheer nach Wien führen werde: „Euer kais. Maj. allergnedigstes Handbriefl vom 29. Juli habe ich in tiefster Unterthänigkeit erhalten und daraus mit höchsten Freuden ersehen, daß Euer Majest. meine bisher in dieser Belagerung geleisteten geringen Dienste so allergnedigst aufnehmen, die ich die Zeit meines Lebens, absonderlich aber in wehrender dieser Belagerung mit höchstem Eifer und Darsetzung Gut und Bluts jederzeit continuieren werde. Und haben mich alle unter meinem Commando stehenden Officiere und Soldaten eines Gleichmäßigen versichert, nachdem ich ihnen Euer Majestät allergnedigsten Befehl und das Vertrauen, so Sie in uns setzen |:für welches wir uns sämmtlich unterthänigst bedanken:| eröffnet habe." Auch in diesem Schreiben sind uns die Hauptstellen durch Chiffern verschlossen. Dagegen fügt Starhemberg ein Postscriptum bei, welches ein grelles Schlaglicht auf die Situation wirft: „Ihro Majestät können gedenken, was für Freuden Dero Ankunft hier ergeben wird, weil neben der Freiheit, die von sich selbsten süß, wir die Gnade erhoffen und die Glorie, sie von Ihro Majestät eigener Hand zu empfangen."

Mit diesem und anderen Schreiben ausgerüstet, gelangte Michalowitz am 2. September in das Lager der Kaiserlichen am Bisamberge. Er wurde von hier aus nach Hollabrunn zum Herzoge von Lothringen gebracht und auch dem Könige von Polen, der bereits anwesend war, vorgestellt. Von da an verschwindet die Spur des wackeren Mannes. Vermutlich fiel er auf der Rückreise den Türken in die Hände und wurde getödtet. Er ist gefallen als ein Held im Kampfe, um die höchsten Güter der Menschheit, um die europäische Cultur! Sein Ausbleiben mußte bei der stets steigenden Gefahr in Wien große Besorgnisse erregen.

Kaum hatten sich die Türken des Burgravelins bemächtigt, begannen sie ihre Angriffe im Centrum auf die Courtine zu richten, während sie zugleich alle Anstrengungen machten, sich der die beiden Seiten deckenden Basteien zu bemächtigen. Am 4. September wurde an der Burgbastei eine Mine gesprengt, durch deren fürchterlichen Knall die halbe Stadt erbebte und eine fünf Klafter breite Strecke der Bastei einstürzte. Sogleich versuchten die Belagerer mit ungefähr 4000 Mann unter fürchterlichem Geschrei an der eingestürzten Stelle einzudringen.

Unterschrift des Grafen „Caspar Zdenko Caplirs", von dem an den Kaiser gerichteten Berichte aus Wien, 1. September 1683.

(K. k. Kriegsregistratur in Wien.)

Es entwickelte sich ein gräßlicher, anderthalb Stunden andauernder Kampf. Die ganze Stadt geriet in Tumult und Aufregung. Man meinte, die Türken würden diesmal in die Stadt eindringen. Unter großen Verlusten gelang es jedoch, sie wieder zu vertreiben. Starhemberg, der bei diesen Kämpfen selbst die Seinigen befehligt hatte, ordnete sogleich alles Nötige an, um die Bresche zu schließen. Die Schanzarbeiter werden durch 300 Bürger verstärkt, die nächsten Gassen hinter den angegriffenen Werken verbaut, Ketten vorgezogen, Schanzen aufgeworfen, Pallisaden gesetzt, große Sandsäcke bei den Leinwandhändlern bestellt, kurz, man bereitet sich vor, den Feind eventuell selbst in den Straßen der Stadt noch gebührend zu empfangen.

Der Commandant stellte jetzt die Bürgerschaft gewissermaßen unmittelbar unter seinen eigenen Befehl. Vom Stadtrate wurden zu diesem Zwecke auf das gestellte Begehren hin zwei berittene Commissäre dem Befehlshaber zugewiesen, Doctor Rudolph und Pätzinger, während man dem Grafen Caplirs Herrn Waal als Begleiter beigab. Damit waren endlich alle die Confusionen beseitigt, die durch das unzeitige Selbstgefühl des bisherigen städtischen Obristwachtmeisters

Nischy hervorgerufen worden; derselbe hatte während der Krankheit des Bürgermeisters Liebenberg ziemlich viel auf eigene Faust getan und dadurch wiederholt Starhemberg zu scharfem Eingreifen gezwungen. Nach dem am 9. September erfolgten Tode Liebenberg's verschwindet Nischy aus den Reihen der Officiere. An seiner Stelle wurde der vielfach verdiente Obristwachtmeister Roßtauscher zum Obristwachtmeister der Bürgermiliz ernannt.

Die deutsche Ausgabe der officiellen Geschichte der Belagerung von Vaelkeren enthält zum 6. September folgende Notiz: „Wir bekamen von dem kaiserlichen Residenten, Herrn von Kuniz, durch einen seiner Diener, der sich heimlich hereingeschlichen, Nachricht, warum der Großvezier seit etlichen Tagen so ungewöhnlich stark gestürmt und sonst mit Schießen und Minenzünden der Stadt mehr als vorher zugesetzt habe und noch damit continuiere. Es war nämlich eines armenischen Doctors Bedienter in der Festung gewesen und mit Briefen, weiß nicht an wen lautend, wieder hinausgegangen, aber ertappt und zum Großvezier gebracht worden, allwo er im Examen ausgesagt, daß in der Festung nicht mehr als 5000 Soldaten und zwischen der Bürgerschaft und Soldatesca eine große Zwietracht sei, also daß, wann mit den letzteren Stürmen beständig wäre fortgefahren worden, die Bürger sich vielleicht zur Übergabe resolviert und den Commandanten auch dazu gezwungen hätten. Der Vezier sei hierauf dergestalt animiert worden, daß er noch selbigen Tages durch das ganze Lager zu einem Generalsturm ansagen und die Türken durch öffentlichen Ausruf animieren ließ, daß, wer den Mohammed bekennt, sich dabei einfinden solle!“

Der Bericht, den Kuniz nach dieser Darstellung am 6. September in die Stadt gelangen ließ, ist uns nicht mehr erhalten. Er hat jedoch am selben Tage einen ähnlichen Bericht an den Herzog von Lothringen abzusenden Gelegenheit gefunden. Derselbe lautet: „Den 2. und 3. (September) wurde wenig operiert, den 4. aber sprengte der Feind ein Stück von dem Ravelin und ließ von 12 Uhr bis 4 Uhr Nachmittag continue stürmen. Eodem ist auch eines armenischen Doctors, Namens Schahin, Bedienter mit einem Paket Briefe aus der Festung den 5. gekommen und zum Großvezier gebracht worden. So in Examine ausgesagt, wasgestalten der Commandant nicht mehr denn fünftausend Soldaten in der Stadt und höchstens Hilf vonnöten habe. Item wäre eine große Zwietracht zwischen den Bürgern und der Militia drinnen, also wenn der Feind gestern mit seinem Stürmen besser angehalten, vielleicht die Bürgerschaft zur Übergab der Festung sich hätte resolvieren dürfen. So nun den Großvezier dergestalt animiert, daß er dato von 6 Uhr Abends die ganze Nacht her mit Kanonieren und Stürmen continuieren lassen.

Der Allerhöchste wolle der Festung beistehen und die christlichen Gemüter vereinigen, daß sie den Feind repussieren mögen. Beforderist aber bitte um Gotteswillen bei so der Sachen Beschaffenheit, solcher bedrohlichen, augenscheinlichen Gefahr mit einem Entsatz oder wenigstens mit einiger Hilfe unverlängter

Zeit, allsobald der Festung beizuspringen und fürzukommen. So viel diene per Aviso. In Eile aus dem türkischen Lager bei Wien, um 1 Uhr Früh, den 6. September 1683."

Dieser Bericht enthält eine entschiedene Unwahrheit. Die Türken haben am 4. September am Ravelin nichts mehr gesprengt, weil sie dasselbe schon am 3. September vollständig zersprengt und zerstört in Besitz genommen hatten. Kuniz berichtet also nicht als Augenzeuge, sondern nur vom Hörensagen. Sein Bericht in die Stadt enthält, wenn er von Baelkeren genau wiedergegeben wurde, auch noch den Nachsatz, daß der Großvezier in derselben Zeit, animiert durch die frohe Botschaft, einen Generalsturm angeordnet habe. Die Türken stürmten aber in diesen Tagen niemals in größerer Zahl als höchstens mit 4000 Mann. Das kann doch kein Generalsturm genannt werden! Kuniz war gewiß ein redlicher Mann und aufrichtiger Diener seines Kaisers. Seine Berichte sind aber mit großer Vorsicht aufzunehmen, weil er auch Vieles erzählt, was mit den Tatsachen nicht übereinstimmt. Er war ja gewissermaßen als Gefangener im türkischen Lager. Nur, was ihm zugetragen wurde, konnte er berichten. Es kostete ihm große Mühe und Not, seine Berichte in die Stadt und an den Herzog gelangen zu lassen. Nur die Mithilfe der Fürsten Kantakuzenos und Duka machte ihm dies möglich. Aber dieser Verkehr mußte sehr geheim gehalten werden. Auch der polnische Gesandte Proski befand sich in ähnlicher Lage im türkischen Heere. Als der Großvezier die Gewißheit vom Anzuge des Königs von Polen erhielt, ließ er Proski einkerkern. Kuniz mußte in beständiger Aufregung sich befinden; ein ähnliches, wo nicht noch schlimmeres Schicksal konnte ihn jeden Moment treffen. Von dieser Aufregung zeugen seine Berichte. Als die Türken geschlagen wurden, gelang es ihm nur mit genauer Not, sein Leben unter Preisgebung von Hab und Gut mit seinen Dienern zu retten. Seine Berichte wurden dann späterhin, angeblich aus den im türkischen Lager aufgefundenen Manuscripten, im Jahre 1684 durch den Druck veröffentlicht, ohne Angabe eines Herausgebers oder Druckers. Die Regierung hatte bereits unterm 25. September 1683 an die Universität in Wien einen Befehl erlassen, mit welchem alle Publicationen über die Belagerung Wiens der behördlichen Censur unterworfen wurden. Am 1. Februar 1684 aber zeigen die deputierten Räte dem Universitäts-Consistorium an, daß das Kuniz'sche Diarium verboten worden und „weil Ihre Kais. Majest. aus gewissen Ursachen allergnädigst wollen, daß die vorhandenen Exemplare unterdrückt und inhibiert werden, bei Confiscation und Strafe keine nachzudrucken" erlaubt sein solle *). Diese gewissen Ursachen werden nicht näher angegeben. Es sind vielleicht die vielfachen Unrichtigkeiten, die als Berichte momentane Stimmungen wieder-

*) Trotzdem haben sich Exemplare dieses Druckes erhalten in der Hofbibliothek zu Wien, in der Staatsbibliothek zu München, in der Stiftsbibliothek zu Admont.

geben, aber nicht vor der Öffentlichkeit bestehen konnten. Wahrscheinlich hatte sich Kuniz selbst über eine Indiscretion zu beklagen.

Wie dem auch sei, die Nachricht, die der angebliche Arzt Schahin oder Sehain, wie er im Drucke genannt wird, in's türkische Lager schickte, war es jedenfalls nicht, die damals Anstoß erregte, sonst hätte nicht dieselbe Nachricht, allerdings ohne Namensangabe, Vaelkeren im Jahre 1684 in der deutschen Ausgabe seines Buches mitgeteilt. In der im Jahre 1683 erschienenen lateinischen Ausgabe fehlt dieselbe noch.

Im Türkenlager glaubte man an die Möglichkeit des Verrates eines Teiles der Wiener Bürgerschaft. Im kaiserlichen Lager hat man diese anscheinend hochwichtige Nachricht richtig gewürdigt, indem man selbe als eine der vielen Enten ansah, die Kara Mustafa vor seinem Heere auffliegen ließ. Hätte man diesem Berichte glauben wollen, dann hätte man auch an den Tod des Kaisers glauben müssen, denn auch diesen hatte der Großvezier seinem Heere bereits im August als durch die Vorsehung herbeigeführt, anzeigen lassen.

Jedenfalls verfehlte der Bericht im türkischen Lager nicht, neuerdings den Mut der Soldaten anzufachen, und wenn es im Plane oder damals noch in der Macht Kara Mustafa's gelegen gewesen wäre, den gefürchteten Generalsturm auf Wien zu unternehmen, dann wäre wahrscheinlich das Äußerste eingetreten.

Selbst mutvolle, im Waffendienste aufgewachsene Krieger fiengen an, um das Schicksal der Stadt auf's Äußerste besorgt zu werden. Nur der eiserne Wille des Commandanten, sein geradezu bewundernswerter Heroismus hielten die Verteidiger aufrecht bis zum letzten Momente.

Am 6. September ließen die Belagerer neuerdings, diesmal an der Löbelbastei, mehrere Minen auffliegen. Ihre Gewalt war so groß, daß die 24 Fuß dicke Mauer in einer Länge von 6 Klaftern einstürzte. Wieder folgte ein Sturm unter dem entsetzlichen Allah=il=Allah=Gebrüll, wieder wurden die Türken unter großen Verlusten abgetrieben. Die Mauertrümmer waren so fest gewesen, daß die Anstürmenden nur einzeln über dieselben emporzuklettern vermochten. Dieses Mal befand sich auch General Daun unter den Verwundeten.

Starhemberg bot nunmehr alle noch verfügbaren Kräfte auf. Dem Obristlieutenant Heinrich Balfour wurde vom Deputierten=Collegium der Auftrag erteilt, alles noch müssige Gesindel zusammenzutreiben und in Compagnien einzureihen. An die Bürgerschaft erließ man den Befehl, daß von nun an Stellvertretungen nicht mehr angenommen würden und nur Krankheit vom Waffendienste entschuldigen könne. Den Reichs=Hofkanzleibeamten, welche gebeten hatten, sie mit dem Aufziehen zu verschonen, da sie die Reichskanzlei und Registratur zu verwahren hätten, wurde bedeutet, daß, wenn sich die betreffenden Personen, welche von der Wache und dem Aufziehen befreit sein wollten, mit Namen nennen würden, weiterer Bescheid erfolgen solle. Wer sich nicht zur

Verteidigung der Stadt gebrauchen lassen wollte, dem drohte man, ihn zum Fenster hinaus aufzuhängen.

Balfour brachte wirklich am 9. September noch drei Compagnien zu Stande. Das Commando der ersten übernahm er selbst, die zweite befehligte der Adjutant des Spork'schen Regimentes von Venediger und die dritte jener entschlossene Hauptmann Elias Kühn, dem die Türken Weib und Kinder umgebracht hatten.

Am 6. September endlich, spät in der Nacht, stiegen vom Gipfel des Kahlenberges fünf Raketen empor! Das erste, sichere Zeichen des nahenden Entsatzes! Es zeigte sich auch am nächstfolgenden Abend! Die Raketengarben vom Stephansthurme hatten also endlich eine Antwort gefunden. Das gab wieder frischen Mut! Man dachte sogar daran, dem Feinde durch Reiter Abbruch zu tun. Um die Entsatzarmee zu unterstützen, sollten dieselben Ausfälle gegen den Feind unternehmen! Seit dem 4. September hatte man solche bereits einstellen müssen. Es sollte eine Freicompagnie unter dem Commando des Obristlieutenants Grafen Salaburg gebildet werden. Allein das Unternehmen wurde nicht effectuiert, denn der Feind hielt die Kräfte der Besatzung viel zu sehr in Spannung.

Am Morgen des 7. September bemerkte man im türkischen Lager große Bewegung. Kara Mustafa soll sein Heer gemustert haben. An diesem Tage wurde die Stadt mit Geschossen des schwersten Kalibers überschüttet. Am 8. versuchte es der Feind neuerdings, die Löbelbastei zu sprengen, aber es war ebenso vergeblich, wie der darauf folgende Sturm erfolglos. Am 9. September aber errangen die Türken neuerdings mit blutigen Opfern einen bedeutenden, glücklicher Weise den letzten Erfolg vor Wien. Nach dreimaligem Sturme setzten sie sich am Fuße der Courtine zwischen der Burg- und Löbelbastei fest und waren trotz der verzweifeltsten Anstrengungen der Belagerten, sie mit Kartätschen, schweren Steinen und Mordschlägen (schwere Bomben, die man auf die Feinde von oben herabfallen ließ) abzutreiben, nicht mehr aus ihrer Position zu bringen.

Wenn auch am nächsten Tage, dem 10. September, noch eine Mine an der Burgbastei aufflog, so war diese doch bei Weitem nicht so gefährdet, als die Courtine zwischen den beiden angegriffenen Basteien. Nicht weniger als sieben Minen legten die Belagerer von ihrer neuen Stellung aus am Fuße derselben an (Nr. 31). Wenn diese in die Luft flogen, so war eine Bresche in die Stadtmauer gerissen, groß genug, um den Sturm mit Aussicht auf Erfolg unternehmen zu können.

Es war eine Situation für die Belagerten, die nicht mehr krampfiger gedacht werden konnte. Daß in diesem Momente Manchem der Mut entfiel, wer wollte ihn deswegen tadeln? Aber selbst noch in dieser Stunde wurde der kühnen Widerstandskraft des beherzten Commandanten vertrauensvoll Folge geleistet, nicht blos vom Militär, sondern auch von der Civilbevölkerung. Star-

hemberg, der sich auf's Äußerste rüstete, denn er traute seinem Gegner zu, daß er noch im letzten Momente versuchen werde, die Stadt gleichsam vor den Augen des Entsatzheeres zu erobern, ließ Alles zum würdigen Empfange desselben vorbereiten.

Noch in den Tagen zwischen dem 8. und 10. September wurden die Cavaliere an den beiden Basteien neuerdings in Stand gesetzt. Besonders der Löbelcavalier wurde verbreitert und wieder mit Geschützen besetzt. Zur Bedienung derselben verwendete man hier sowol, wie auch auf den beiden Basteien und der Courtine unter Anderen auch einundzwanzig bürgerliche Büchsenmeister. Zur Schanzarbeit ließen sich hauptsächlich die Freicompagnien Frank's und der ledigen Schuhknechte gebrauchen. An der Löbelbastei aber haben die ledigen Fleischhauer und Brauerbursche, obgleich im Angesichte des Feindes unter dem Hagel seiner in unmittelbarster Nähe stehenden Geschütze die Arbeit verrichtet werden mußte, freiwillig Dienste geleistet. Die Compagnie bestand damals noch aus 234 Mann. Sie verlangte späterhin für die dreitägige Arbeit den versprochenen Lohn von drei Groschen für den Tag sowol, wie für die Nacht per Mann, also im Ganzen 129 Gulden. „Wann dann wir, gnedige Herren, an dieser obstehenden Summa keinen Kreuzer noch Heller nicht bekommen oder empfangen haben, als gelangt an Euer Gnaden unser als der löblichen Kompagnie unterthenigst und rechtmeßiges Bitten, sie geruhen |: in Betrachtung, daß kein einziger Mensch zu solchem gefährlichen Ort sich gebrauchen lassen, sondern mir unsers Lebens kein Augenblick nicht sicher gewesen, auch etliche geschädigter und ganz kranker noch daliegen (das Gesuch ist aus dem März 1684) und vielleicht crebiren müssen :| dieses rechtmeßige Begehren und wol verdienten Lohn in Gnaden anzuschaffen und verwilligen zu lassen." Dem Gesuche sind zwei Atteste in Abschrift beigelegt mit dem Namensverzeichnisse sämmtlicher 234 Mann und beglaubigt durch die Unterschriften des Marchese degli Obizzi und des Obristlieutenants Guido Grafen von Starhemberg. Es wird ihnen das Zeugnis gegeben, daß sie, und zwar noch am 9. und 10. September 1683, „in Steinbrechen, Stuckarbeit und Pallisadensetzen treu und fleißig gearbeitet haben" *). Von den ihnen damals versprochenen 129 Gulden ist man ihnen 84 Gulden schuldig geblieben.

*) Die beiden Atteste befinden sich (sammt dem Gesuche) im k. k. Finanzarchive. Wir lassen selbe hier folgen:

„Specifications-Abschrift A: Daß von denen lödigen Fleischhakhern vnd Bierbreyer Compagnie 196 Man in Arbeitung der obern Leblpastion in Steinbrechen, Stuckharbeith vnnd Pälesätensözen zwey Tag vnnd Nacht drey vnd fleißig gearbeitet haben, Attestirt diß Wienn den 10. September 1683:

Wolff Sigmundt, Hanß Adam Kutschkha, Lorenz Lang, Joseph Fischer, Hanß Gnudl, Hanß Georg Hößßl, Georg Witmann, Jörg Rickhauer, Jörg Milhoffer, Sebastian Mayr, Jacob Rarer, Simon Other, Veit Seidl, Balthauser Wallner, Hanß Weiß, Hanß Obermayr, Lienhardt Höbl, Michl Öhlbruner, Andree Perzl, Leopold Aich, Thobias Griz, Conraed Zahler, Hanß Kaysser, Thobias Mörr, Michl Pölzöder, Christoph Neübökh, Dobias Makh, Thoma

Am 10. September wurden in der Nähe der angegriffenen Positionen neue Gräben gezogen, Pallisaden gesetzt — das Holz dazu nahm man von den

---

Tiets, Jacob Pigler, Mar. Helzäpfl, Adam Grätsch, Valen. Abezeller, Hanß Adam Koffler Gregory Han, Hanß Reischl, Jacob Lemperger, Jacob Hann, Hanß Gäz, Lienhar. Waltmair, Reichard Sandtner, Caspar Schaffhauser, Michl Tuminger, Conrath Kaysser, Michl Schobern, Michael Scharr, Georg Paur, Amprosy Perger, Vrban Puecher, Georg Hassner, Johan Pazer, Mathias Äbl, Mathias Spieß, Michl Reinholdt, Adam Payger, Thobias Preyer, Ferd. Tulinger, Georg Großman, Hanß Rueprecht, Jacob Riebl, Hanß Pobb, Hanß Felner, Mathias Perger, Lorencz Schuester, Michael Gsell, Michl Strößgietl, Simon Schueler, Michl Schier, Caspar Rauch, Hanß Gräcz, Mathaiß Musterer, Hanß Georg Rex, Michael Schuester, Melchior Bändl, Georg Biedermither, Johan Pazer, Sebastian Ruckher, Petter Zebizer, Math. Schleicher, Hanß Purgraff, Balthauser Rehter, Michl Zierkhibel, Bernhardt Crammer, Thomas Hörman, Mathias Pillman, Georg Hassner, Hanß Riebl, Hanß Georg Riebl, Jacob Murrer, Georg Phillip, Georg Thonebaum, Sebastian Bölckh, Gabriel Gräzer, Johan Riedl, Marthin Heim, Michael Amon, Jacob Haß, Hanß Gilizer, Paul Hau, Wilhelm Portnschlager, Hanß Georg Fürst, Michael Preuer, Jacob Hämerl, Christoph Schneidt, Hanß Georg Schardt, Georg Tozauer, Stöphan Pröschuly, Elias Tnüesterer, Simon Piderman, Gregor Lehner, Christoph Mory, Michl Witman, Michl Chollman, Bärthl Höberl, Simon Rueprecht, Andre Schwibiz, Mosy Baur, Caspar Weiß, Hanß Mörkhlein, Jacob Schiner, Georg Wagner, Mathias Ruep-recht, Georg Großmann, Jacob Wimber, Wolff Steinhardt, Caspar Taglang, Adam Reith, Christoph Gilizer, Wenzl Luz, Veith Streinzinger, Jacob Weiß, Hanß Erh. Haiekh, Georg Ölbakh, Tobias Schwager, Simon Harrer, Adam Schuester, Math. Weinandt, Michael Zenckher, Hanß Schier, Hanß Jac. Hammer, Peter Reichardt, Jacob Vlerich, Georg Mang, Caspar Fricz, Paul Haaß, Sebastian Schweinhart, Philipp Steiner, Math. Spieß, Hanß Tiets, Hanß Pope, Abraham Tiets, Wolff Koch, Lorenz Krafft, Augustin Oth, Mathias Kürchbaur, Dauidt Mihl-berger, Math. Ebendorffer, Jacob Wurm, Vallentin Pauman, Hanß Georg Pischl, Seba. Hoffmann, Joseph Algeyer, Hanß Gritsch, Peter Glaussner, Hanß Aigl, Wolff Wöber, Hanß Miedner, Friederich Schueler. Benedict Kiener, Marx Greiner, Georg Perger, Hanß Meedl, Wolff Weithner, Jacob Kürchstetter, Mathias Ödler, Friederich Höffer, Hanß Seckhauer, Hanß Teissinger, Hanß Georg Paur, Lorenz Klöbler, Georg Schenckh, Hanß Theer, Paul Mörch, Lorencz Hornung, Andreas Göz. Michl Wollmueth, Lorenz Kobler, Georg Haaß, Hanß Mayr, Hanß Preuer, Andreas Ölhammer, Lorencz Vorster, Paul Rorletherer, Hanß Hakher, Math. Pökh. 194 Mann.

M. Obizi. Guid. G. u. H. v. Stahremberg, Oberstleuth."

„Specifications-Abschrifft B: Daß anheinth underſezten dato von der Frey-compagnie der ledigen Fleischhakher vnd Breyer-Pursch auf dem Lebl acht vnd dreysig Man Tag vnd Nacht fleißig gearbeith, wird hiemit atteſtirt, den 9. September 1683:

Rueperth Teüffl, Martin Mayr, Peter Ferber, Georg Geeser, Carl Ampatinger, Hanß Haimberger, Georg Haaß, Georg Wagner, Michael Haußner, Thomas Prandtner, Michael Delinger, Mathias Simkh, Paul Rolekher, Mathias Weilhamer, Peter Weidner, Alexander Stainvelch, Jacob Ingrueber, Pärtl Hueber, Veith Schwögler, Georg Schlegl, Georg Eminger, Anestasy Weber, Wolff Seitl, Martin Pez, Caspar Graff, Sebastian Aigner. Simon Doth, Johan Bindtner, Johann Leidner, Joseph Diter, Sebastian Hoffmann, Georg Rath, Stephan Pilcz, Vallenthin Pauman, Christoph Glosner, Friederich Höffler, Hanß Lehr, Johan Schweinczer. 38 Mann.

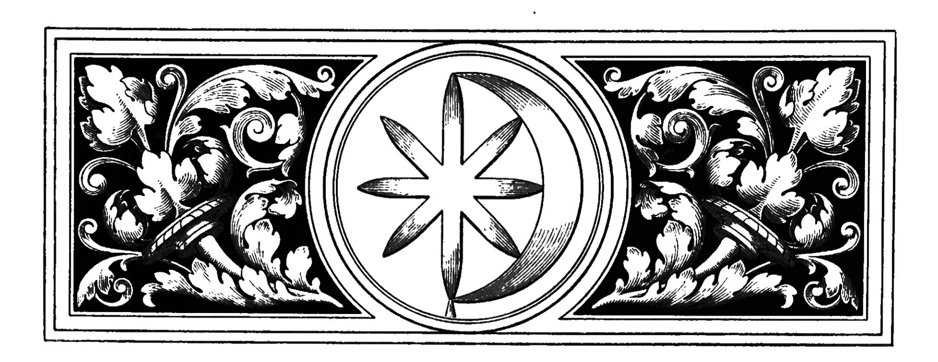
M. Obizi. Guidobaldt G. u. H. v. Stahremberg, Obristleutnant."

Dachstühlen der städtischen Häuser — Kanonen aufgefahren; selbst die Fenstergitter brach man aus, um sie gegen den Feind zu verwenden. Als Sammelplätze für die Reserven hatte Starhemberg den Michaelerplatz und die Freiung bestimmt. Man rüstete sich zu dem befürchteten Straßenkampfe, so gut es eben möglich war. In der Nacht aber ließ Graf Kielmannsegg „dreimal in einer Stunde ganze Schwärme von Raketen“ auf dem Stephansthurm in die Luft steigen „um Ihrer Durchlaucht dem Herzog dadurch anzudeuten, daß wir alle miteinander zugleich um Hilfe inbrünstig bitteten, denn sonsten werde es ehestens ein großes Blutbad abgeben!“

Am 11. September hörten die unmittelbaren Kämpfe an den Basteien zwar auf, dafür aber bombardierte der Feind die Stadt auf das Furchtbarste. Kara Mustafa tobte „wie der Teufel vor dem jüngsten Tage“. Der Tag zeigte die Türken in der heftigsten Bewegung, und schon bemerkte man gegen 2 Uhr Nachmittags Rauchwolken vom Kahlenberge her als Zeichen, daß die Entsatzarmee bereits den Kampf begonnen habe. Noch gegen Abend sahen die Belagerten, wie die kaiserlichen Truppen aus dem Gehölze in immer größeren Schaaren hervorbrachen! Der Tag der Entscheidung war also in unmittelbarster Nähe!

Kanonen wurden von den Stadtwällen abgefeuert, Raketen stiegen in die Luft als freudige Grüße an die Befreier! Noch um 10 Uhr Nachts machte Starhemberg, der die gesammte waffenfähige Mannschaft Bereitschaft halten ließ, wie sonst die Runde bei allen Posten. Er war an diesem Abende besonders leutselig und warm. Mit feurigen Worten ermahnte er die Compagnien der Hofbefreiten und Handelsleute in der sogenannten neuen Burg, nur noch diese Nacht auszuhalten, da der nächste Tag gewiß allem Drangsal ein Ende machen würde. Er soll sie „seine Kinder und Brüder“ genannt haben. — So vergieng diese letzte bange Nacht. —





Viertes Capitel.

weiundsechzig Tage oder beinahe neun Wochen hindurch dauerte die ewig denkwürdige Belagerung der Stadt Wien. Während dieser Zeit wurde das fürchterliche Gedröhne der Geschosse nur an wenigen Tagen nicht gehört. Seit dem 15. Juli, wo die Türken ihre ersten Geschütze in Position gebracht hatten, schwiegen die Kanonen eigentlich nur, wenn Regen einfiel. Selbst bei Nacht versuchten es die Belagerer oft, die Festung zu beschießen. In den Tagen vom 23. Juli bis zum 10. September waren an fünfzig Minen der Türken und mehr als zwölf Minen der Belagerten aufgeflogen. Dreiundfünfzig Stürme hatte die Besatzung mutvoll zurückgeschlagen und mehr als sechsunddreißig Ausfälle gemacht. Wir haben die kriegerischen Actionen während dieser langen Zeit, in der Wien gewissermaßen für die europäische Cultur und Civilisation auf Posten stand und selbe verteidigte gegen die Barbarei des Mohammedanismus, im vorhergehenden Capitel zu schildern gesucht, wenigstens eine Skizze zu entwerfen versucht der wichtigsten Momente in dieser Kette von Heldentaten. Es bleibt uns noch übrig, der Zustände zu gedenken, welche in dieser langen und bangen Zeit innerhalb des Ringwalles der Befestigungen herrschten. Binnen wenigen Tagen hatten sich dieselben in entsetzlicher Weise verändert, hatte das Leben der Bevölkerung, durch den Zwang der Umschließung veranlaßt, ein anderes Gepräge erhalten.

Schon das äußere Ansehen der Häuser und Straßen war ein anderes geworden. Starhemberg hatte noch am 14. Juli den Befehl gegeben, sämmtliche Schindeldächer von den Häusern zu entfernen. Dieser Befehl wurde öfter wiederholt; seine Nützlichkeit, ja Notwendigkeit war sehr bald durch verschiedene Brände, welche durch die türkischen Kugeln hervorgerufen worden, der

gesammten Bewohnerschaft klar. Der Commandant hatte selbst das Beispiel gegeben, indem er an seinem eigenen Hause in der Krugerstraße das Dach abreißen ließ. Wie sonderbar die Häuser ausgesehen, ohne Bedeckung, nur die Sparren der Dachgerüste emporragend, vielfach selbst diese beseitigt, davon gibt uns ein Bild der Brief jener Nonne M. J. aus dem Clarisserinnenkloster zu den fünf Wunden Christi, oder, wie es gewöhnlich genannt wird, dem Nicolaikloster (jetzt Singerstraße 15). Sie schreibt am 17. October 1683 an die Äbtissin des Clarisserinnenklosters zu Anger in München: Der jetzige Zustand der Stadt Wien „ist nicht viel ungleich der grausamen Zerstörung Jerusalems. Weil der mehrere Teil der ganzen Stadt mit Schindeldächern bedeckt gewesen, haben solche alle müssen in höchster Eile, ja schier auf einen Tag abgebrochen werden, wie denn auch wier auf zwei Seiten ober unseren Zellen erfahren haben. Dies war aber nötig, wegen der großen Feuergranaten und Feuerkugeln, welche der Gottesfeind hereingeschossen hat, in Willens, die Stadt zu verbrennen; wie es dann zu Anfang auch wirklich oft an zwei oder drei Orten an einem Tag gebrannt hat, bald in der oder jener Kirche oder Haus. Darum sind wir alle in großer Angst gewest, weil einer nicht gewußt hat, ob nicht die ganze Stadt in Brand steht". Und selbst die mit Ziegeln gedeckten Häuser waren nicht sicher, wie das Beispiel am Gasthofe „zum goldenen Wolfen" am 28. Juli bewies.

Späterhin mußte man auch noch aus anderem Grunde die Häuser abdecken. Man brauchte die großen Balken auf denselben zum Anfertigen von Pallisaden. Ja sogar die Vordächer — die damals beinahe keinem Hause ober der Eingangsthüre fehlten — selbst diese mußten herabgerissen werden. Das Holzwerk und die Schindeln wurden in Pech getaucht und zur nächtlichen Beleuchtung des Stadtgrabens verwendet. Viele Gebäude waren bedeutend beschädigt, die Burg ganz durchlöchert, der Thurm der Minoritenkirche seines Helmes beraubt, die Augustiner- und Capuzinerkirche sehr mitgenommen; in den Stephansthurm hatten weit über fünfzig Geschosse eingeschlagen und viele von den steinernen Verzierungen beschädigt. Selbst in das Innere der Stephanskirche waren Bomben eingefallen, am Sonnabend den 24. Juli während der Predigt, am Sonntag den 1. August während der Messe. Es war ein besonders günstiges Geschick, daß hiebei nur eine einzige schwere Verwundung vorfiel. Einer Frau wurden von der zweiten Kugel beide Füße zerschmettert.

Es wurde schon erwähnt, daß die Unsicherheit in den Gassen und auf den Plätzen der Stadt wegen der vielfach einschlagenden Bomben eine ziemlich große war. Nicht blos durch herabstürzende Mauer- und Ziegeltrümmer, auch durch das Zerspringen der Bomben wurde manches Menschenleben dahingerafft. So am 20. Juli auf dem Burgplatze, wo durch eine auffallende Bombe vier Soldaten getödtet und sechs verwundet wurden. Aus diesem Grunde hatte denn auch Starhemberg das Straßenpflaster beseitigen lassen. Die Steine wurden teilweise zu Barrikaden in den bei den angegriffenen Basteien zunächst gelegenen

Straßen verwendet, teils benutzte man dieselben auch als Geschosse, indem man sie vom Walle herunter auf die im Graben sich zeigenden Feinde fallen ließ, teils werden sie wol auch benützt worden sein bei Ausbesserung der durch die feindlichen Geschosse beschädigten Festungswerke.

Wenn wir uns in's Gedächtnis rufen, daß ein großer Teil der Gebäude — mehr als ein Drittel — von ihren Bewohnern verlassen, daß auch die geistlichen Häuser vielfach halb leer standen, indem der gesammte Adel mit seiner Dienerschaft und ein großer Teil der Geistlichen noch im letzten Momente die Flucht ergriffen hatte, so drängt sich uns ein neues Merkzeichen der veränderten Situation der Stadt auf. Die Pracht und das geräuschvolle, festliche Leben der oberen Stände war aus den weiten Räumen ihrer Paläste entwichen und hatte urplötzlich einer vollständigen Verödung Platz gemacht. Dafür waren Tausende von geflüchteten Bewohnern der Vorstädte und auch von weiterher in die Stadt gekommen. Anfänglich hauste ein großer Teil dieser Leute auf den Straßen und Plätzen. Späterhin scheinen wol die Meisten Obdach gefunden zu haben, teils in den Behausungen der Fortgezogenen, teils bei Bekannten, in den verschiedenen Gasthöfen und anderwärts. Auch die Garnison war in den ersten Tagen in den Soldatenhäuschen und im gedeckten Wege an der Contrescarpe untergebracht worden. Nur die Officiere hatte man in der Stadt einquartiert. Aber schon frühzeitig mußte auch wenigstens für einen Teil der Truppen Quartier in den Stadthäusern geschaffen werden. So war das Regiment Dupigny wol gleich von Anfang an, oder doch noch im Monate Juli, in der Stadt einquartiert worden; eine Compagnie dieses Regimentes wurde zum Beispiele im Heiligenkreuzerhofe untergebracht, wo nur drei Patres und zwei Fratres zurückgeblieben waren, und auch vom Regimente Mannsfeld wurden am 17. August 600 Mann in den Stadthäusern einquartiert, obgleich sich der Stadtrat erboten hatte, für dieselben eigene Baraken aufschlagen zu lassen.

Das Gepräge der Stadt hatte sich also gründlich verändert. Noch vor Kurzem die Residenz des Kaisers, seines Hofstaates, des gesammten hohen Adels, der obersten Centralstellen des deutschen Reiches und der kaiserlichen Erbländer, eine Stadt voll Glanz und Pracht, voll heiteren Sinnes und froher Lustbarkeit, war dieselbe nunmehr zu einer vom grausamen Erbfeinde aller europäischen Cultur hart umlagerten Festung geworden.

Gar bald zeigten sich die Folgen dieser plötzlichen Umwandlung. Durch die vollständige Abschließung, das Zusammengepferchtsein so vieler Menschen auf engem Raume, entwickelte sich sehr viel Unreinlichkeit auf den Straßen und Plätzen. Die Schlachtung der Thiere, die zur Ernährung nötig waren, mußte in den Höfen, auf den Plätzen, in den Gassen der Stadt, oder doch in ihrer unmittelbarsten Nähe, innerhalb der Befestigungswerke vorgenommen werden. Die Abfälle wurden liegen gelassen. Küchenabfälle mehrten sich natürlich in diesen zwei Monaten in erschrecklicher Weise. Bald gab es auch umgestandene Pferde,

die in den Gassen herumlagen, kurz, Stoffe in Hülle und Fülle, welche weder das Aussehen der Stadt verschönerten, noch auch zur Verbesserung der Atmosphäre beitrugen. In Folge beständigen Kampfes hatte man bald sehr viele Verwundete und Todte zu beklagen. Die Letzteren mußten sämmtlich innerhalb der Stadtmauern begraben werden. Zu den Ersteren gesellten sich sehr bald auch die Kranken. Viele von diesen Unglücklichen lagen auf den Gassen umher. Mancher von ihnen hat hier sein Leben ausgehaucht.

Es war die Bevölkerung zum Teile eine andere geworden, es hatte sich das Äußere, es hatten sich die Lebensverhältnisse, ja der ganze Charakter der Stadt Wien wie mit einem Schlage verändert. Anfänglich war die Angst, wenigstens eines nicht unbedeutenden Teiles der Bewohner, namentlich jener, die nicht selbst fähig, die Waffen zu ergreifen und dem Feinde Widerstand zu leisten, eine grenzenlose. Außerhalb Wiens gerade so, wie innerhalb der Stadt. Einen Fall für viele. Am 28. Juli entschuldigt der Stadtrat von Krems den Selbstmord seines Mitbürgers Hans Rostakh, „da derselbe sein Lebtag, so viel uns wissend, einen ehrbaren und frommen Wandel geführt und also er solche Tat bei diesen bevorstehenden schweren Kriegsläufen aus purlauterer Kleinmütigkeit und Melancholie, mit welcher er immerdar behaftet gewesen, vermutlich vorgenommen haben muß".

Noch am 26. September schreibt die Äbtissin Barbara des Clarisserinnenklosters zu St. Nicolai in der Singerstraße: „Es ist auch ein solches Schießen bei Tag und Nacht gewesen, daß wir vor Angst und Schrecken nicht gewußt haben, wo wir bleiben sollen. Wir sind Anfangs wenig ins Bett gekommen, vor lauter Furcht.... In Summa ist es halt nicht zu beschreiben, was für Elend geherrscht hat." Und die schon früher genannte Schwester M. J. meint bei Schilderung der Kanonade: „Wir sind also jeden Augenblick in den Ängsten des Todes gestanden, haben also nicht gewußt, wo wir in dem ganzen Kloster bleiben sollten ..... Ich habe mir während dieser betrübten Zeit viel tausendmal zu Ihnen hinauf (nach München) gewünscht und nur an ein solches Ort, wo die Mäus' aus- und einschlieffen."

Welches Dasein mochten wol die Schwachen und Gebrechlichen, die Frauen und Kinder während dieser beiden Monate geführt haben! Unter ihnen mag die Krankheit am entsetzlichsten gewütet haben, denn es fehlte die Widerstandskraft. Die ungewohnte Lebensweise, das Eingesperrtsein, der Mangel an frischer Luft und an gesunder Nahrung trieb sie dem Tode in die Arme. Er erschien ihnen nicht einmal als das Schrecklichste. Welches Schicksal hätte sie erst betroffen, wenn die Stadt dem Feinde erlegen wäre! Es sträubt sich die Feder diesen Gedanken weiterzuspinnen. Mit Recht sagt wol Schwester M. J., „wie der tyrannische Feind mit den Leuten ist umgangen, die er den ganzen Weg her gefangen hat, das soll keine christliche Zunge nicht aussprechen".

Wenn die Bevölkerung trotz dieser angstvollen Zeiten wacker Stand hielt in der bedrängten Stadt, wenn sich nach den ersten Tagen der Verwirrung sehr

bald feste Ordnung zeigte, so war dies in erster Linie das Verdienst der außerordentlichen Umsicht und Energie des heroischen Stadtcommandanten Starhemberg und der wackeren Verteidiger Wiens, sowol der Soldaten, wie auch der Freiwilligen, zugleich aber auch der in der Stadt mit der Aufrechthaltung des Gesetzes, mit der Vorsorge für die Bevölkerung betrauten Behörden.

Der erste Platz gebührt an dieser Stelle dem geheimen, deputierten Collegium, welches nach der Anordnung des Kaisers sowol in militärischer, wie auch in politischer Beziehung die sonst in Wien ständigen, obersten Regierungsbehörden vertrat. Dasselbe wurde, wie schon erwähnt, aus fünf Mitgliedern gebildet, zwei Officieren und drei Civilbeamten, den beiden Richtungen gemäß, nach denen sich seine Wirksamkeit erstrecken sollte. Wir haben der militärischen Tätigkeit dieser Körperschaft schon im vorhergehenden Capitel bei Besprechung der Kämpfe an den Basteien gedacht. Außer Caplirs und Starhemberg gehörten dem Collegium noch an Franz Maximilian Graf von Mollard, seit dem Jahre 1681 niederösterreichischer Landmarschall, seit 1682 aber auch General-Landobrist von Österreich unter der Enns und kaiserlicher Geheimrat; er repräsentierte die Stände des Landes, deren berufener Chef er war. Die niederösterreichische Regierung vertrat der niederösterreichische Regimentskanzler Oswald Hartmann von Hüttendorf, und von Seite der Hofkammer fungierte einer der jüngeren Kammerräte. Es war dies, wie schon erwähnt, Karl von Belchamps, den der Kaiser nachträglich zum Mitgliede des geheimen und deputierten Collegiums ernannt hatte, da der anfänglich zu diesem Amte bestimmte Hofkammerrat Gottlieb von Aichbüchel Wien verlassen hatte. Als Secretäre wurden dem Collegium beigegeben der Gerichtssecretär Johann Jacob Haekhel und der Secretär des Hofkriegsrates Sigmund Fux.

Das deputierte Collegium führte also seinen Namen mit vollem Rechte, denn es befanden sich in demselben die abgeordneten Räte aller jener Regierungsbehörden, die es während der Dauer der Belagerung zu vertreten hatte. Es war sowol oberste Kriegsbehörde, als auch oberste Verwaltungs- und Gerichtsbehörde. Es vertrat ja die Stelle der obersten Executivgewalt, bis zu einem gewissen Grade die Person des Kaisers selbst. Hier waren die Anordnungen getroffen worden, um noch bei Beginn der Belagerung die Garnison, so weit dies vom Stadtcommandanten als nötig bezeichnet wurde, mit Proviant und Munition zu versehen. Hier wurde dafür gesorgt, daß diese Vorräte gut verwahrt und richtig verwendet wurden. Von hier aus giengen die Ersuchschreiben unterm 13. Juli an den Herzog von Lothringen, daß er das Marchfeld um jeden Preis vor den Türken bewahren solle, „wozu das Bauernvolk und die Untertanen alles willigst anwenden und beitragen wollen" und an den Hofkriegsrat in Linz am 14. Juli, mit der Bitte, die Brücke zu Krems durch Schanzen zu schützen und mit Mannschaft zu versehen. Auch selbst nach der Einschließung erstattet das Collegium noch Berichte an den Herzog, so am 24. Juli, wo gemeldet wird, daß die Feinde sich durch Minen

der Contrescarpe zu bemächtigen suchen, ihm „anheimstellend, wenn in die Länge berührte Contrescarpe nicht mehr zu halten wäre, was Seine Durchlaucht etwa zu tun intentioniert sein möchten“. Ebenso berichten die Räte unter dem 4. August an denselben, „daß der Feind bereits weit gegen unsere Contrescarpe dergestalt avanciert, daß nicht wol möglich über ein oder zwei Tage selbige mehr zu halten, womit ihm die fernere Besetzung des Grabens nicht zu verwehren sein wird“. Sie ersuchen den Herzog wiederholt dringend, „nicht allein den bisher schon erfolgten Verlust der besten Artilleristen und anderer Officiere, sondern auch die merkliche Anzahl der alten gemeinen Mannschaft, die bereits gefallen, in Erwägung ziehen zu wollen und mit dem benötigten Succurs bei Zeiten hilfliche Hand zu bieten“.

Nach dem 4. August scheint das deputierte Collegium sich ausschließlich auf den Verkehr mit dem Stadtcommandanten und den verschiedenen Militär- und Civilbehörden der Stadt beschränkt zu haben, wenigstens sind in den Registern späterhin keine nach auswärts gerichteten Expeditionen mehr verzeichnet bis zum 13. September.

An das deputierte Collegium trat die Sorge heran wegen der Beschaffung der Gelder für die Garnison. Am 17. Juli wurde Starhemberg ersucht, er „solle verordnen Listen einzugeben, wie stark sich die Regimenter, so in der Belagerung sich befinden, effective erstrecken. Er solle die Officiere erinnern, daß sie ihre Leute fleißiger bei den Posten halten und (von der Mannschaft) die Sauberkeit in der Stadt beobachtet werde“. Im Auftrage des Collegiums behoben dann Kollonitz und Eineder jene Summen, welche die pünktliche Besoldung der Truppen ermöglichten. Wie ängstlich dasselbe hiebei vorgieng, wie sehr man sich scheute, besonders die Capitalien des Erzbischofs von Gran mehr als unumgänglich nötig, anzugreifen, geht wol am deutlichsten daraus hervor, daß am 31. August vom deputierten Collegium an die Stadtgemeinde das Ansinnen gestellt wurde, zu Verteidigungszwecken einen Vorschuß von 60.000 Gulden darzureichen, und nur die vom Stadtoberkämmerer Fokhy und vom Stadtschreiber Hocke im Namen des Stadtrates dargelegte Unmöglichkeit eines solchen ließ das Collegium von dieser Forderung abstehen und auch weiterhin zu den vorhandenen Mitteln greifen. Am 1. September lieferte Kollonitz 61.555 Gulden 10 Kreuzer ab, und am 3. September erhielten die Truppen zum vierten Male während der Belagerung einen halben Monatssold ausbezahlt. Derselbe Bischof Kollonitz besorgte im Auftrage des Collegiums auch den Einkauf des für die Garnison nötigen Weines. Es wurden nämlich außer den vom Fürsten Schwarzenberg herrührenden 1000 Eimern von ihm zu diesem Zwecke angekauft von den Heiligenkreuzern 500 Eimer und von den Jesuiten ebenfalls 500, insgesammt also 2000 Eimer Wein, den Eimer zu 3 Gulden, zusammen um 6000 Gulden. Dies war noch im Juli geschehen, denn unterm 18. wendet sich der hinterlassene Hofkriegsrat an den Kriegs-

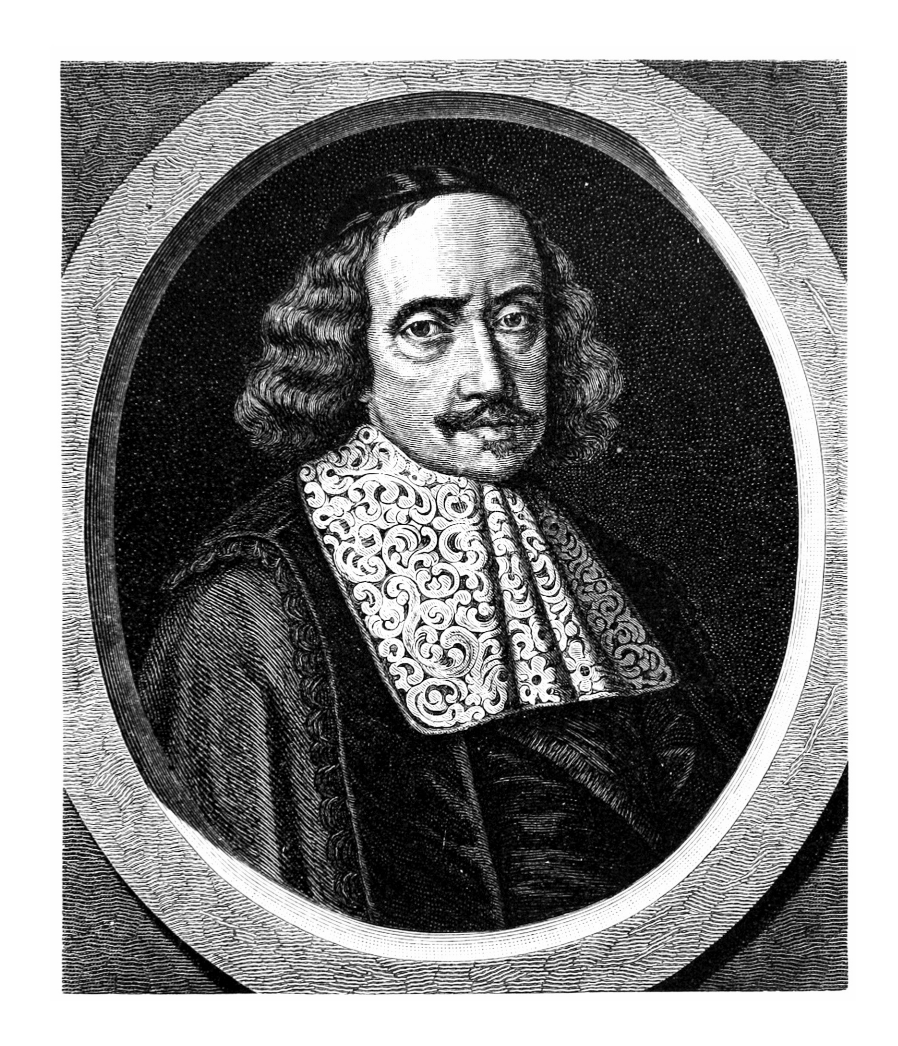
commissär Forster mit der Erinnerung, „daß Herr Bischof Kollonitz eine Quantität Wein zu Behuf der jetzo allhier sich befindenden Soldaten liefern wird, welcher (Wein) in Verwahrung genommen, jemand dazu verordnet und ohne Vorwissen des Herrn Grafen Caplirs nichts disponiert noch was davon ausgefolgt werden solle". Da trotz dieser Vorsicht, und obgleich man diesen Wein hauptsächlich für die Verwundeten und Kranken bestimmt zu haben scheint, diese Quantität nicht lange ausreichte, so wurde, um auch der gesunden Mannschaft Wein ausfolgen zu können, wie dies ja auch der Stadtrat bei seinen Freiwilligen tat, von allen Weinbesitzern der hundertste Eimer eingefordert. Diese Steuer schrieb das deputierte Collegium aus. Es sorgte auch für die Verstärkung der Garnison, sowol durch Heranziehung der freiwilligen Bürgermannschaften, wie auch durch Anwerbung der nötigen Ergänzungen für die einzelnen Regimenter seit dem 4. August. Das Collegium suchte besonders die vielen in der Stadt weilenden fremden Flüchtlinge und die unteren Volksclassen zur Verteidigung, zur Schanzarbeit heranzuziehen. Es verordnete schon am 19. Juli eine Beschreibung derselben, es befahl endlich seit dem 27. August, als die Not an Mannschaft immer größer wurde, die zwangsweise Aufgreifung derselben. Zugleich wurde für deren Bewaffnung und Verpflegung Vorsorge getroffen. Im Vereine mit dem hinterlassenen Hofkriegsrate wurde die nötige Ordnung bei den Einquartierungen der Officiere und Mannschaften aufrecht erhalten.

Die Verwundeten und Kranken standen unter besonderer Obhut des Bischofs Kollonitz und der ihm zugeteilten Commissäre, aber die verschiedenen Verordnungen, die zu diesem Zwecke erlassen werden mußten, giengen vom deputierten Collegium aus. Dasselbe war der Fall bei allen jenen Angelegenheiten, welche die Stadtbevölkerung betrafen. Selbst die Gerichtsbarkeit wurde in vielen Fällen, wenn der Stadtcommandant nicht das Urteil vollziehen ließ, von diesem ausgeübt. Das wichtigste Organ, dessen sich das Collegium bei allen jenen Anordnungen bediente, welche die bewaffnete und unbewaffnete Civilbevölkerung angiengen, war der Stadtrat. Der Stadtrat war, wie schon erwähnt, insgesammt auf seinem Posten verblieben. An der Spitze desselben stand der Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg.

Über das Vorleben des Bürgermeisters stehen uns verhältnismäßig wenig Nachrichten zu Gebote. Geboren wurde derselbe um das Jahr 1627. Mit zwanzig Jahren trat er bereits in die Dienste der Stadt Wien, und zwar soll er gewissermaßen von der Pike auf gedient haben. Durch tüchtige Arbeit gelang es ihm, allmälig emporzukommen. In den Jahren 1678 und 1679 bekleidete er das Amt eines Stadtrichters von Wien. Als im letzteren Jahre die Pest ausbrach, fand er Gelegenheit, sich große Verdienste um die Stadt zu erwerben. Obgleich es nicht seines Amtes war, wurde er doch im Vereine mit Doctor Sorbait und Anderen mit dem Directorium sanitatis betraut. Die mutvollen Männer hatten eine schwere und gefahrvolle Mission zu lösen. Für

Liebenberg war dieselbe umso unangenehmer, als ihm dadurch Verdrießlichkeiten im Stadtrichteramte erwuchsen. Die Regierung hatte nämlich verordnet, daß während seiner Verwendung im Directorium sanitatis, „in meiner Abwesenheit“, wie er selbst im Jahre 1682 sagt, „Herr Doctor Löhr als Senior bei den Amtshandlungen des Stadtgerichtes präsidieren solle, welches auch geschehen und er die eingegangenen Strafen und Gerichtsgelder ohne mein Wissen eingenommen, mir aber die wöchentlich erforderliche Besoldung der Gerichtsdiener und andere Notwendigkeiten zu bestreiten allein überlassen hat“. Als endlich die furchtbare Seuche ausgetobt hatte, wurde Liebenberg von seinen Mitbürgern auf einen anderen Posten berufen. Schon im Jahre 1680 finden wir ihn an Stelle des früheren Bürgermeisters Daniel Lazar Springer zum obersten Beamten der Stadt erwählt. Er wurde vom Kaiser bestätigt und versah nunmehr das Amt eines Bürgermeisters bis zu seinem Tode.

Wir dürfen es dem Charakter Liebenberg's nicht als Makel anrechnen, daß er für seine geleisteten Dienste auch die entsprechende Belohnung suchte. Der stark ausgeprägte Egoismus und Realismus sind ein Grundzug des ganzen 17. Jahrhunderts. Liebenberg war im Jahre 1681 bereits kaiserlicher Rat. Im selben Jahre richtete er an den Kaiser ein Gesuch, worin er bittet, „sein auf dem Hof gelegenes Haus, in Ansehung seiner treu emsigen Dienste bei der letzten leidigen Contagion, auf zwanzig Jahre von der Einquartierung allergnädigst zu befreien“. Er bat also um die Hofquartierbefreiung. Am 6. Mai 1681 wurde dieses Gesuch an den Obersthofmarschall Grafen Albrecht von Sinzendorf, um sein Gutachten darüber an den Kaiser zu erstatten, abgegeben. Am 20. November 1682 erfolgte der abschlägige Bescheid des Kaisers. Der Hofmarschall möge „den Supplicanten wegen der besorglichen Consequenz mit diesem seinem Petitum zur Ruhe verweisen. Im Übrigen erkennten Ihro Majestät gnädigst desselben Meriten und wenn er auf etwas Anderes zeigen würde, wollten Sie seiner, gestalten Dingen nach, in Gnaden gedenken“. Die von ihm erstrebte kaiserliche Belohnung wurde Liebenberg also nicht zu Teil, während viele Andere in dieser Beziehung glücklicher waren. Dagegen wurde er von der Hofkammer aufgefordert, über die Verwaltung seines Stadtrichteramtes Rechnung abzulegen. Man drohte ihm Anfangs 1682 sogar „mit schärferem Einsehen“, wenn er nicht längstens in vier Wochen seine Stadtrichter-Amtsrechnungen zur Prüfung vorlegen werde. Doctor Löhr hatte aber im Jahre 1679 die Gelder ohne sein Vorwissen eingenommen, der damalige Stadtgerichts-Gegenhändler Petschelli war gestorben, die Kinder desselben hatten sich der Erbschaft entschlagen, wahrscheinlich wegen nicht besonders glänzender Vermögensverhältnisse ihres Vaters, und in Folge dessen waren die Gegenrechnungen „derzeit ganz gesperrt“. Liebenberg bat daher am 16. Januar 1682 die Hofkammer um Abordnung einer Commission, welche diese Gegenrechnungen mit den Aufzeichnungen des Doctors Löhr vergleichen könnte. Er wurde jedoch unterm 1. März 1682



JOHANN ANDREAS v. LIEBENBERG.

NACH DEM EINZIGEN NOCH ERHALTENEN EXEMPLARE DES STICHES VON MATHIAS v. SOMMEREN (1680). BESITZER HERR A. WINTER IN WIEN.

abschlägig beschieden und ihm nochmals der gemessene Befehl erteilt, „daß er, Herr von Liebenberg, gedachte Rechnungen demnächst erstatten und hiedurch zu dem jüngst angedrohten scharfen Einsehen nicht Ursache geben solle". Ob er die Rechnung in Folge dessen wirklich zu seinem eigenen Schaden ablegte, oder auf welche Weise er sich überhaupt aus dieser höchst unangenehmen Situation gezogen, ist uns unbekannt. In gewissen Kreisen scheint er sich übrigens keiner besonderen Beliebtheit erfreut zu haben. Als Bürgermeister wußte er die Interessen des ihm anvertrauten Gemeinwesens zu wahren. Das zeigte er bei den Verhandlungen wegen Einverleibung der Weißgärber und der Jägerzeile in den Burgfrieden Wiens im Jahre 1682, wobei die Regierung und auch Andere der Gemeinde gerne verschiedene Lasten aufgebürdet hätten. Handelte es sich doch hiebei nicht blos um Ausbezahlung gewisser Summen für Überlassung der Grundherrlichkeit, man wollte auch Steuernachlässe von verschiedenen Häusern

Unterschrift des „Johann Andreas a Liebenberg", von seinem am 16. Januar 1682 der kaiserlichen Hofkammer überreichten Gesuche.

(Archiv des k. k. Reichs-Finanzministeriums in Wien.)

und Gärten zugestanden haben, und darunter befanden sich auch die Sinzendorf'schen Häuser in der Jägerzeile. Liebenberg und der Stadtrat hielten sich aber strenge an den ihnen von der hiezu eingesetzten Commission erstatteten Vorschlag und lehnten den ganzen Handel dermalen ab, weil die Stadt bei weitem mehr Lasten hätte auf sich nehmen müssen, als Vorteile daraus erwachsen wären. Auch die Ordnung der städtischen Finanzen ließ sich der Bürgermeister angelegen sein, indem er nach dem Rücktritte des bisherigen Stadtoberkämmerers Simon Stephan Schuster die seinerzeit bei Gelegenheit der entdeckten Unordnungen Neubauer's erlassene strenge Instruction revidieren ließ. Ebenso wurde während seiner Wirksamkeit auch dem Verwalter des Bürgerspitales die Instruction in's Gedächtnis gerufen und verschärft. Energisch suchte er die Eingriffe verschiedener geistlicher Orden, der Universität, selbst des Hofmarschallamtes, in die Rechte der Stadt zurückzuweisen — das konnte ihn natürlich in gewissen Kreisen nicht besonders beliebt machen.

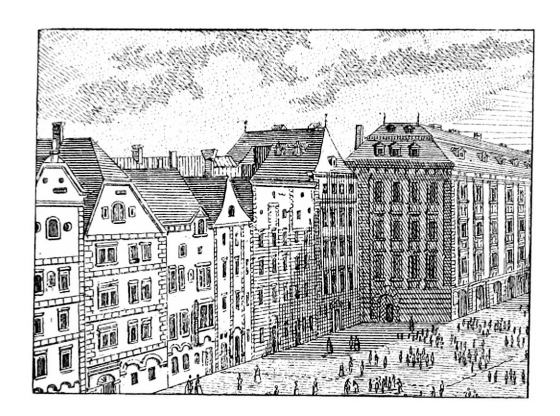
Übrigens war Liebenberg trotz dieser Opposition gegen geistliche Übergriffe ein frommer Katholik. Nicht blos, daß er sich als Oberhaupt der Stadtgemeinde an den verschiedenen, damals üblichen gottesdienstlichen Handlungen beteiligte, er ließ es seine besondere Sorge sein, bei Marienfesten zur Verzierung der am Hof seit dem Jahre 1667 neu aufgerichteten Bildsäule der heiligen Jungfrau beizutragen. Mit Glücksgütern scheint er nicht besonders gesegnet gewesen. Darauf deutet auch sein Bild auf der voranstehenden Seite. Es stammt aus dem Jahre 1680. Damals war er bereits Bürgermeister. Gewiß ist er hier in seinem Feststaate dargestellt. Er trägt das Ratskäppchen auf dem Haupte. Über den Rock schlingt sich das breite Degenband, darüber der damals übliche spanische Mantel und ein Spitzenkragen um den Hals. Die goldene Kette, die dem Bürgermeister nach der Kleiderordnung zu tragen erlaubt war, fehlt jedoch — bezeichnender Weise. Sein war das Haus „zum schwarzen Rößl" am Hof (jetzt der vom Beschauer links gelegene Teil des Hauses Nr. 7).

Hier wohnte er mit seiner Frau Rosina Judith und seinen Kindern. Wir wissen von einer Tochter Liebenberg's, Maria Regina, die im October des Jahres 1682 sich vermählte mit Johann Peter Petroni dem Jüngeren. Der Stadtrat ließ ihr durch eine Deputation in seinem Namen ein Hochzeitsgeschenk überreichen, bestehend aus einer „großgetriebenen silbernen Tasse", im Gewichte von acht Mark, die bei dem bürgerlichen Goldschmiede Hermann Dubely um 160 Gulden erkauft worden war. Söhne hinterließ Liebenberg wahrscheinlich nur einen; derselbe wendete sich dem kaiserlichen Dienste zu*). Karl von Liebenberg wurde Soldat und späterhin in den Freiherrnstand erhoben; er lebte noch im Jahre 1741. Wir haben der Stellung bereits gedacht, die Liebenberg am 7. Juli 1683 und dann am Beginne der Belagerung eingenommen. Durch sein Beispiel riß er die Bürgerschaft aus der jede Tatkraft lähmenden Furcht und eiferte sie zum Widerstande, zur Arbeit an. Seinem Eifer, seiner Fürsorge war es zu danken, daß die Stadt rechtzeitig mit Proviant- und Munitionsvorräten versehen worden. Jetzt, wo er nicht blos Bürgermeister, sondern auch militärischer Commandant der Bürgercompagnien sein mußte, wurde sein Haus gewissermaßen das Hauptquartier der militärisch organisierten Bürgerschaft. So wie im Jahre 1679, mußte er auch jetzt, diesmal „kraft seiner Obliegenheit" die „große Bürde" auf sich nehmen, „also zwar, daß unter solcher Zeit, wegen des alltäglichen Anlaufs sowol hoher als gemeiner Soldaten, dann auch der Bürger und Arbeitsleute die Küche und der Keller offen gestanden, gleichsam eine Freitafel gehalten, und für die zusammengeklaubten, in das Haus gebrachten (feindlichen) Kugeln und Bomben ein namhaft unglaubliches Geld ausgelegt, nicht weniger viel andere tägliche und

*) Ob Franz von Liebenberg, im Jahre 1686 kaiserlicher wirklicher Kammerdiener, ein Sohn des Bürgermeisters war, ist nicht sicher. Es ist eben so gut möglich, daß er in irgend einem anderen Verwandtschaftsverhältnisse zu demselben stand.

ſtündliche Ausgaben beſtritten und über dieſes Alles durch die ganze Belagerungs-zeit einen Obriſtwachtmeiſter mit Leuten und Pferden unterhalten".

So mannhaft und tatkräftig der Bürgermeiſter noch im Juli ſeines Amtes waltete, am 9. Juli bei den Schanzarbeiten, am 13. bei dem Brande der Vor-ſtädte und dann in dem Momente der außerordentlichen Gefahr für das kaiſer-liche Zeughaus und für die Stadt ſelbſt während des Brandes der Schotten-abtei, war er Anfangs Auguſt nicht mehr ſo rüſtig wie vordem. Nicht als ob ihn das Alter zu Boden gedrückt hätte, er ſtand im 56. Lebensjahre, aber er war kränklich. Wiederholt mußten wichtige Beratungen in ſeinem Hauſe abge-halten werden. Liebenberg ſcheint ſich anfänglich zu viel zugemutet zu haben.



Haus des Bürgermeiſters Liebenberg „zum ſchwarzen Rößl".

Vom Unterkammeramte an herwärts gegen den Beſchauer das dritte Haus (jetzt der links vom Thore gelegene Teil des Hauſes am Hof Nr. 7).

(Nach der im Beſitze des Herrn Emil Hütter in Wien befindlichen Tafel 59 der Vera et accurata Delineatio etc. von Johann Andrea Pfeffel.)

Um ſich in etwas die Arbeit zu erleichtern, hatte er, wie erwähnt, bereits am 19. Juli mit Zuſtimmung des Stadtrates den früheren Hauptmann Lorenz Niſchy, einen Sachſen, als Obriſtwachtmeiſter der Bürgerwehr beſtellt. Mit dieſer Ernen-nung hatte er aber kein beſonderes Glück gehabt. Wiederholt mußte Niſchy an pünktlicheren Gehorſam gegen den Stadtcommandanten erinnert werden. Die Erleichterung war alſo keine beſonders große.

Ende Juli bereits zeigte ſich die Ruhr in der Stadt. Die deputierten Räte hatten am 4. Auguſt eine Commiſſion eingeſetzt, mit der Aufgabe, die Urſachen der Krankheit zu eruiren und Mittel zur Abhilfe vorzuſchlagen. Natürlich gehörte auch Liebenberg dieſer Commiſſion an. Am 7. Auguſt trat dieſelbe zuſammen. Um der Erfahrung des Bürgermeiſters in dergleichen Angelegenheiten nicht verluſtig zu gehen, hatte man die Zuſammentretung im Hauſe desſelben anordnen müſſen. Sein

Herz und sein Kopf, seine ganze Sorge gehörten der Stadt Wien. Er war es, der die Botschaft Koltschitzky's an den Herzog von Lothringen am 13. August vermittelte. Aber seine Gesundheit war untergraben; bald nachher wurde er an der Wassersucht bettlägerig, und als auch noch die Ruhr hinzutrat, hatte sein Körper keine Widerstandskraft mehr. Sechsunddreißig Jahre hatte er Wien gedient, in den Zeiten großer Trübsal und Bekümmernis sich als mutvoller und treuer Mann erwiesen. In der Nacht vom 9. auf den 10. September starb der Wackere, ohne das tröstende Bewußtsein mit sich in's Grab nehmen zu können, daß die geliebte Stadt befreit sei aus der furchtbarsten Gefahr, in der sie jemals geschwebt!

„Anheut," erzählt Hocke in seinem Diarium der Belagerung zum 9. September, „ist Herr Bürgermeister von Liebenberg nach ausgestandener fünfwochiger Krankheit, nachdem er mit allen heiligen Sacramenten versehen worden, in Gott selig entschlafen, dessen sowol das geheime, kaiserliche Gubernium, als auch Ihro Excellenz Herr Commandant, der Stadtrat und absonderlich aber wegen seiner bekannten guten Qualitäten die ganze Bürgerschaft sehr bedauert. Weil er sich nicht allein hiebevor in seinem Stadtrichteramt Anno 1679, zur Zeit der grassierenden leidigen Contagion, sondern auch diese Belagerung hindurch in allen Vorfallenheiten getreulich und höchst rühmlich gebrauchen lassen, dem gemeinen Stadtwesen eifrig und wol vorgestanden, und in allen Stadtsachen |:weil er bei der Stadt alle Ämter bis zu dem Bürgermeisteramt bedienet:| gute Information gehabt, dessen Seele der allmächtige Gott in die ewige Freude und Seligkeit aufnehmen wolle." Auch die Diarien des Rueß, Huhn und Francisci widmen dem Verstorbenen ein ehrendes Andenken, zum Zeichen, daß die Bevölkerung den schweren Verlust wol zu würdigen wußte, der sie durch seinen Tod betroffen.

Liebenberg ließ seine Familie nicht in den besten Vermögensverhältnissen zurück. Die vielen Ausgaben der letzten Zeit scheinen dieselben zerrüttet zu haben. Obgleich daher die Stadtgemeinde der Witwe Frau Rosina Judith und ihren Kindern das Sterbequartal sowol von der Besoldung, als auch von dem Recompens, welches der Bürgermeister zu empfangen hatte, mit 325 Gulden ausbezahlen ließ und den Erben am 31. December auch noch der gebräuchliche zwölffache, goldene Ratspfennig (im Werte von 45 Gulden) überreicht wurde, sah sich die Erstere doch genötigt, an den Stadtrat ein Bittgesuch zu richten um Ausbezahlung noch eines weiteren Quartales der Bezüge ihres verstorbenen Eheherrn. In Anbetracht der außerordentlichen Verdienste Liebenberg's wurde dieser Bitte willfahrt. Frau Rosina Judith wendete sich jedoch in ihren mißlichen Verhältnissen noch im September 1683 auch an den Kaiser, mit der Bitte, er möge geruhen „ihr zur kaiserlichen Gnade ihres Ehewirts seligen hinterlassene auf dem Hof liegende und zum schwarzen Rößl genannte Behausung von den Hofquartieren allergnädigst zu befreien". Sie

wurde nicht sogleich erhört. Unterm 24. November mußte von Seite des Kaisers eine „Anmahnung“ an den Hofmarschall Franz Grafen von Waldstein gerichtet werden, um seinen Bericht und sein Gutachten, denn Rosina Judith hatte sich neuerdings mit einem Bittgesuche an den Monarchen gewendet. Am 13. April 1684 wurde dann auch wirklich dem kaiserlichen Obersthofmarschall der Befehl zugestellt, „demnach allerhöchstermelte Ihro kaiserliche Majestät weiland dero gewesten Rates und Bürgermeisters zu Wien, Johann Andreas v. Liebenberg nachgelassener Wittib auf ihr allerdemütigstes Bitten die Gnade getan und ihre eigenthümliche, zu besagtem Wien auf dem Hof gelegene,



Wappen des Bürgermeisters Johann Andreas von Liebenberg.
(Nach dem in Farben ausgeführten Originale im Wappenbuche der Stadt Wien.)

zum schwarzen Rößl genannte Behausung auf zehn Jahre allergnädigst befreiet haben, als solle er“ diese Verleihung der Hofquartierbefreiung in Vormerkung nehmen. Es trat aber in diesem Jahre im Obersthofmarschallamte wie im vorigen Jahre wieder ein Wechsel ein. Seit dem 14. August fungierte Graf Otto Ehrenreich von Abensberg und Traun als Obersthofmarschall und dieser erließ endlich unterm 25. September an den Hofquartiermeister den Bescheid, dem kaiserlichen Befehle vom 13. April nachzukommen.

So war denn der Wunsch und die Bitte Liebenberg’s erfüllt worden, allerdings erst nach seinem Tode und nicht, ohne daß manche Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten, wenn nicht Demütigungen, von seinen verlassenen Lieben überwunden werden mußten. Der Kaiser selbst nahm sich dann ihrer an,

wie das Factum beweist, daß einer der Verwandten des Bürgermeisters kaiserlicher Kammerdiener, der Sohn desselben aber kaiserlicher Soldat wurde, während die Frau des einen dieser beiden, Maria Barbara von Liebenberg, geborene Ehrmans von Schlueg, bis zum Jahre 1712 Kammerdienerin der Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia gewesen ist*).

So wie der Bürgermeister pflichttreu und mutvoll ausharrte bis zum letzten Atemzuge, so haben auch die übrigen Mitglieder des Stadtrates ihre Pflicht als Väter der Stadt ernst genommen; sie standen ihrem wackeren Bürgermeister zur Seite mit aller Aufopferung. Sein edles Beispiel wirkte in ihnen fort, auch nach seinem Tode. Unter ihnen finden sich jene Stützen des Stadtoberhauptes, die schon während seiner Krankheit vielfach ihn zu ersetzen suchen und nach seinem Tode der Bürgerschaft an seiner Stelle als mutvolle Führer dienen in diesen schweren Tagen.

Dem inneren Rate gehörten an: Daniel Lazar Springer, kaiserlicher Rat und Senior des Rates, ein alter Herr, der in den Jahren 1670 bis 1673 und dann nochmals 1678 und 1679 Bürgermeister gewesen, jetzt aber nur mehr bescheidenes Mitglied des Stadtrates war. Als man ihm am 10. September nach dem Tode Liebenberg's die Administration des Bürgermeisteramtes, als dem Senior des Rates, antrug, lehnte er diese Auszeichnung ab und „entschuldigte sich dessen auf alle Weise, seiner Unpäßlichkeit halber", wie Hocke sagt**). Zu den Senioren des Stadtrates gehörten ferner Georg Ehrenreich von Enspaum und Daniel Fokhy.

Auch Enspaum's eigentliche Wirksamkeit lag in einer früheren Zeit. Wir finden ihn im Jahre 1673 als Stadtoberkämmerer tätig. Auch späterhin, selbst noch im Jahre 1682, wurde er zu wichtigen Commissionen vom Stadtrate abgeordnet, so bei Revision der Instruction des Stadtoberkämmerers, so bei der Frage der Einverleibung der Weißgärber und Jägerzeile in den Burgfrieden Wiens. Er gehörte zu den wohlhabenden Patriciern der Stadt. Sein Haus befand sich in der Sterngasse (jetzt Sterngasse 4). Noch vor wenigen Jahren war hier ein siebzig Pfund schwerer Stein befestigt, mit einer Inschrift, die besagte, daß die Türken diesen Stein aus einem Mörser in der Leopoldstadt am 20. Juli 1683 in das Haus hereingeworfen hätten. Der Kaiser hatte Enspaum den Titel eines kaiserlichen Rates verliehen. Sein Alter konnte den ungesunden Verhältnissen, unter denen die belagerte Stadt zu leiden hatte, nicht widerstehen. Am 7. Juli befand er sich noch unter den Mitgliedern jener

*) In welchem Verwandtschaftsverhältnisse Maria Katharina von Liebenberg, die, wie aus den Kammeracten des Jahres 1706 hervorgeht, „von Jugend auf" ebenfalls Kammerdienerin derselben Kaiserin gewesen, zu unserem Bürgermeister gestanden, ist nicht sicher.

**) Springer starb im Jahre 1687. Er war der Besitzer des ehemaligen Gundelhofes am Bauernmarkte (jetzt Bauernmarkt 4) gewesen.

Deputation des Stadtrates, die vom Kaiser vor dessen plötzlicher Abreise Abschied nahm, und schon am 10. August starb er, noch nicht 64 Jahre alt, an der Ruhr.

Dagegen zählte Daniel Fokhy zu den hervorragendsten, tatkräftigsten und widerstandsfähigsten Mitgliedern des inneren Rates. Die Familie Fokhy war in der Stadt reich begütert. Das frühere Mitglied des inneren Rates, Michael Fokhy, hinterließ seinen Erben mehrere Häuser in der inneren Stadt und ein hübsches Landhaus in der Vorstadt. Auch Daniel Fokhy war Hausbesitzer. Sein Haus stand in der Judengasse (jetzt Judengasse 4). Seine öffentliche Wirksamkeit wurde für die Stadt bedeutungsvoll seit Ende Januar 1682, wo er das Amt eines Stadtoberkämmerers übernahm, also gleichsam Finanzminister der Commune wurde. Er bekleidete dieses Amt bis in den Beginn 1686 durch volle vier Jahre in überaus schwierigen Verhältnissen. Keine wichtigere Maßregel, soweit Geldangelegenheiten dabei in Betracht kamen, wurde ohne

Unterschrift des „Daniel Fokhy“,
von dem im Verein mit Georg Ehrenreich Enspaum und Nicolaus Hoche dem Stadtrate erstatteten Bericht über die Einverleibung der Jägerzeile und Weißgärber in den städtischen Burgfrieden. Mit der Datierung des darüber gefaßten Stadtratsbeschlusses vom 27. April 1682.
(Wiener Stadtarchiv.)

seine Mitwirkung getroffen. Er war es wol hauptsächlich gewesen, der im April des Jahres 1682 jenes negative Gutachten der aus ihm, Enspaum und dem Stadtschreiber Hocke bestehenden Commission herbeiführte, auf Grund dessen der Stadtrat die Übernahme der Weißgärber und Jägerzeile ablehnte und es dem Bürgermeister überließ, diesen Beschluß den kaiserlichen Behörden zur Kenntnis zu bringen.

Fokhy's Oberkammeramts-Rechnungen geben Zeugnis von seiner großen Pünktlichkeit und Ordnungsliebe. Gleich bei Beginn der Belagerung wurde er im Vereine mit dem Stadtgerichtsbeisitzer Caspar Pätzinger zur Verteilung des Brodes, besonders an die ledigen Bursche, bestimmt. Als aber der Stadtrat große Quantitäten Wein bedurfte, um sowol die angekommenen und übermüdeten Soldaten, als auch die bürgerlichen Mannschaften damit zu versehen, wurde ihm unter Assistenz des Andreas Fiechtl, Mitglied des äußeren Stadtrates, der Ankauf des Letzteren übertragen. Hatte man doch schon am 12. Juli für das Scherffenberg'sche und Starhemberg'sche Regiment sogleich dreiundvierzig Eimer Wein kaufen lassen und zur Verteilung gebracht, insgesammt

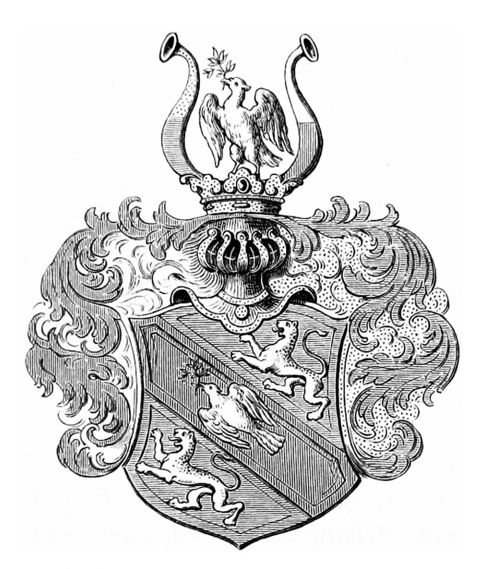
aber 1910¼ Eimer während der Belagerung für die von der Stadtgemeinde zu versorgenden Mannschaften verbraucht.

Dem Stadtoberkämmerer fiel nach der Stadtordnung im Vereine mit dem Unterkämmerer die Leitung der Löschanstalten bei Bränden zu, und wenn auch jetzt die gewöhnlichen Kräfte nicht ausreichten, wenn auch in Folge dessen noch andere Mannschaften, andere Persönlichkeiten an den Rettungsarbeiten sich beteiligen mußten; wiederholt wird auch der Tätigkeit des Stadtoberkämmerers bei dergleichen Gelegenheiten in den verschiedenen Diarien der Belagerung gedacht. Schon Anfangs August aber wurde Fokhy's Tätigkeit auch noch in anderer Weise in hervorragendstem Maße in Anspruch genommen. Bei der immer mehr zunehmenden Kränklichkeit des Bürgermeisters Liebenberg wurde er sein Stellvertreter. So wohnt er am 7. August der Sanitäts-Commission auf Wunsch Liebenberg's bei, so tritt er am 27. für die Stadtgemeinde im Vereine mit Hocke vor dem Deputierten-Collegium ein. Als aber Liebenberg gestorben war und Springer am 10. September die auf ihn gefallene Wahl ablehnte, wurde Fokhy zum Administrator des Bürgermeisteramtes erwählt. Diese Stelle bekleidete er nebstdem, daß er auch Stadtoberkämmerer verblieb, bis zum Ende des Jahres. Erst im Jahre 1684 nahm ihm dann ein neugewählter Bürgermeister die eine Hälfte dieser doppelten Last ab.

Er hat sich später, nachdem er Anfangs 1686 auch sein Amt als Stadtoberkämmerer niedergelegt, mit der Armenpflege befaßt. Als Superintendent der Armenhäuser St. Marx und zum Klagbaum wurde von ihm die Wiedererbauung, besonders des Letzteren, das durch die Türken stark ruiniert worden war, durchgeführt. Im Jahre 1688 aber wurde Fokhy zum Bürgermeister der Stadt Wien erwählt und bekleidete dieses Amt bis Ende des Jahres 1691. Er starb am 21. März 1695. Von seinen Familienverhältnissen wissen wir beinahe gar nichts. Vielleicht war der im Jahre 1686 genannte Studiosus der Philosophie an der hiesigen Universität Johann Michael Fokhy, der für eine dem Stadtrathe gewidmete Schrift „als dankbarliches Gegenerkanntnus 75 Gulden" ausbezahlt erhielt, sein Sohn. Auch ein gewisser Franz Fokhy wird während der Belagerung unter den Commissären zur Einsammlung der Krankengelder genannt. In welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse er zum Stadtoberkämmerer stand, ist uns jedoch unbekannt. Im September wurde ihm taxfrei das Bürgerrecht verliehen.

Nebst diesen Senioren des Stadtrates finden wir noch als Mitglieder desselben erwähnt: Emerich Kaßmann (oder Koßmann, wie er selbst sich schreibt); demselben war im Vereine mit dem Stadtsecretär Adam Schreyer die Verteilung von Pulver und Blei an die Bürgermannschaften übertragen worden. Ihm gehörte das Haus „zum roten Stiefel" (jetzt Salvatorgasse 7). Wir finden ihn Ende des Jahres 1683 unter den Verstorbenen. Die Anstrengungen der Belagerung hatten auch ihn hinweggerafft; Augustin von Hier-

neyß, war späterhin im Jahre 1692 Stadtoberkämmerer; Wolfgang Bernhard Puchenegger, Eigentümer des Hauses „zum steinernen Löwen" (jetzt Sonnenfelsgasse 9), der als Proviantcommissär fungierte und auch zur Beaufsichtigung der Bäcker verwendet wurde, im Vereine mit Johann Nicolaus Ruckepaum, Besitzer des Hauses „zum goldenen Ritter" (jetzt Goldschmiedgasse 7); Johann Martin Drach, Eigentümer der Häuser zum großen und zum kleinen Drachen (jetzt alter Fleischmarkt 14), ebenfalls ein Opfer seiner Pflichttreue und Johann Franz Peickhardt (mehrfacher Hausbesitzer), dienten, wie schon erwähnt, der Verteidigung als Hauptleute der Bürgercom-



Wappen des Stadtoberkämmerers und späteren Bürgermeisters Daniel Fokhy.
(Nach dem in Farben ausgeführten Originale im Wappenbuche der Stadt Wien.)

pagnien des alten Stuben- und Widmerviertels. Peickhardt besonders, der am Morgen des 8. Juli in jener Deputation sich befand, welcher der Hofkriegsrats-Präsident Mitteilung machte von den bezüglich des Stadtcommando's und der Verteidigung bisher getroffenen Maßregeln, und der also Zeuge war jenes feierlichen Versprechens, das Liebenberg im Namen der Bürgerschaft ablegte, wird wiederholt in den Diarien der Belagerung genannt. Er bekleidete späterhin das Amt eines Stadtoberkämmerers von 1686 bis 1688, wurde dann wiederholt Stadtrichter (von 1688 bis 1691 und von 1696 bis 1699) und schließlich Bürgermeister von Wien (1692 bis 1695 und 1700 bis 1703). Der Kaiser verlieh ihm wahrscheinlich während der letzten Amtsperiode wegen seiner Verdienste den Adel. Er starb am 27. Juli 1717

Auch Jacob Daniel Tepser (oder Depser) diente als Officier in der Bürgercompagnie des alten Schottenviertels, resignierte jedoch später auf diese Stelle. Ihm war das Amt eines Proviantcommissärs zugefallen, oder vielmehr die Verteilung des Brodes an die bürgerlichen Mannschaften. Er wohnte in unmittelbarer Nähe Liebenberg's. Sein Haus befand sich am Hof (jetzt am Hof 8). Tepser hat mit Peickhardt in der Verwaltung der obersten Stadtämter in späterer Zeit förmlich abgewechselt. Er wurde Stadtoberkämmerer unmittelbar nach Peickhardt's Rücktritte im Jahre 1688 und verwaltete dieses Amt bis Ende 1691; Stadtrichter war er in den Jahren 1692 bis 1695 und 1700 bis 1703, Bürgermeister aber von 1696 bis 1699 und von 1704 bis 1707.

Dem inneren Stadtrate des Jahres 1683 gehörten ferner noch an: Jacob Löhr, Doctor der Philosophie und Jurisprudenz, der bei Beaufsichtigung der Lebensmittelverkäufer Verwendung fand, und Johann Georg von Haerditsch, kaiserlicher Rat; der Letztere war jedoch schon am 11. Juli in seinem 62. Jahre am Podagra gestorben. Als Regierungscommissär, der die Beschlüsse des Stadtrates nach dem Statute zu überwachen und darauf zu sehen hatte, daß die Interessen der Regierung durch dieselben nicht verletzt wurden, fungierte 1683 gerade so wie schon im vorangehenden Jahre Johann Heinrich Sickmann, kaiserlicher Rat und Stadtanwalt. Während der Belagerung nahm er an verschiedenen Commissionen auch persönlichen Anteil, so an jener Versammlung am 7. August im Hause des Bürgermeisters. Auch Sickmann war bereits Ende des Jahres unter den Verstorbenen.

Als Beamte waren dem Stadtrate beigegeben: der Stadtsecretär Adam Schreier, Besitzer des Hauses „zum Sternhof" (jetzt Jordangasse 5), nach seinem am 20. August erfolgten Tode dessen Sohn Franz Schreier und der erste Syndicus und Stadtschreiber Nicolaus Hocke (er selbst schreibt sich Hoche), der ein schon vielfach erwähntes, ausführliches und sehr gewissenhaft geschriebenes Diarium der Belagerung verfaßte. Unter den wirklich angestellten Beamten war wol der Stadtschreiber der vornehmste, er wurde am besten besoldet, sogar besser noch als selbst der Bürgermeister, ihm waren die wichtigsten Geschäfte anvertraut, er vertrat die Gemeinde bei den Ständetagen, jetzt, wo das geheime und deputierte Collegium als oberste Regierungsbehörde functionierte, wurde er wiederholt als Vertreter der Stadt zu den Beratungen desselben gezogen. Dr. Hocke wurde Stadtschreiber am 1. Juli 1681, als der bisherige Stadtschreiber Dr. Johann Eilers zum Landschreiber avanciert war*). Seiner Geburt nach war er kein Wiener. Unter den Mitgliedern der Universität wird Nicolaus Hocke J. U. Dr. als „Sachse" angeführt, im sächsischen Nations-Protocoll der Juristen-Facultät. Schon im Jahre 1667

*) Hocke versah dieses Amt bis zum Jahre 1691.

erscheint er an dieser Facultät in der Reihe der Mitglieder des Doctoren-Collegiums als der Siebente eingezeichnet. Im Jahre 1670 aber war er nach den Acten der juridischen Facultät nicht blos Mitglied, sondern auch Beisitzer und Prüfungscommissär. Er gehörte also möglicher Weise dem geistlichen Stande an, wofür übrigens auch der Umstand sprechen könnte, daß er vom Bischof Sinelli für die Dauer der Belagerung als einer der Consistorialräte in Wien zurückgelassen wurde*). Hocke hat sich als Stadtschreiber während der Belagerung unvergängliche Verdienste erworben. Liebenberg, Fokhy und er waren die drei hervorragendsten Männer des Magistrates, deren aufopferungsvoller, umsichtiger und energischer Tätigkeit die Stadt mit ihre Rettung verdankt. Zu seinen bisherigen Amtsgeschäften hatte ihm der Stadtrat seit dem 1. Juli auch noch die Inspection über das städtische Grundbuch übertragen. Gleich am Anfange der gefahrvollen Zeit muntert er besonders die ledigen Handwerksbursche durch Wort und Tat zum Widerstande gegen den Feind auf; er war es, der mit dem Beisitzer des Stadtgerichtes, Pätzinger, im Vereine nach dem unglücklichen 14. Juli zur Sicherung der Pulvervorräte die nötigen Localitäten ausfindig machte; auf seine im Vereine mit Hierneyß am 28. Juli gemachten Vorstellungen ließ sich Starhemberg bewegen, die gar zu übermäßige Anstrengung der Bürgerschaft auf ihr richtiges Maß zu reducieren. Überhaupt wurde er zu vielfachen Commissionen vom Stadtrate zugezogen und an die Oberbehörde im Interesse der Bürgerschaft abgesendet und jedesmal hat er sich seiner Aufträge mit Erfolg entledigt; häufig wirkte er bei solchen Gelegenheiten mit Daniel Fokhy im Vereine. Am 1. September, wo er vom offenen Gange im Rathause der Bürgerschaft das wenig trostreiche Schreiben des Kaisers vorliest, sucht er sie durch energische Worte aufzurichten, am 9. September stellt er dem Stadtrate den neuen Obristwachtmeister der bürgerlichen Truppen, Roßtauscher, und dessen Adjutanten, den pensionierten Rittmeister des Regimentes Gondola, Johann Baptist Fabris vor — er entwickelte mit einem Worte eine Tätigkeit, die Zeugnis gibt von seiner außerordentlichen Treue gegen die Stadt und deren Bürgerschaft und von seinen ausgezeichneten Fähigkeiten.

Wie wacker auch immer die Mitglieder des inneren Rates und die ihnen unmittelbar zugeteilten Beamten den Gefahren, von denen die Stadt bedroht war, die Stirne boten, sie waren allein nicht im Stande, bei der außerordentlichsten Anspannung aller Kräfte, überall und Alles zu besorgen, um so weniger als ja die große Mehrzahl unter ihnen den Zenith des Lebens bereits überschritten hatte, Mancher von Kränklichkeit und körperlicher Schwäche heimgesucht war. Wenn wir beachten, daß von diesen sechzehn Männern seit dem 8. Juli 1683 bis zu Ende des Jahres nicht weniger als sieben, das heißt mehr als 43 Pro-

*) Das vom Bischof hinterlassene Consistorium bestand aus dem Generalvicar und Official Johann Bapt. Mayr, dem um die Armenpflege hochverdienten Dombechant Hermann Claudius Klöcker und Dr. Hocke.

cent, den Anstrengungen der harten Zeit erlegen sind und ihre Pflichttreue mit dem Tode bezahlten, werden wir die wolüberlegte Vorsicht preisen, die Liebenberg dahin vermochte, sogleich beim Emportauchen der Gefahr an eine Verstärkung des Stadtrates zu denken. Am 10. Juli, erzählt Hocke, „hat der Herr Bürgermeister das löbliche kaiserliche Stadtgericht dienstnachbarlich ersucht, daß die Herren Beisitzer bei diesen gefährlichen Kriegszeiten jeder seiner Möglichkeit nach ihm an die Hand gehen möchte, darüber dann der Stadtrat und das kaiserliche Stadtgericht bis zur Aufhebung der Belagerung ein Corpus verblieben und jedesmahl allen in den Rat angesagt worden".

Seit dem Jahre 1682 stand an der Spitze des kaiserlichen Stadtgerichtes Simon Stephan Schuester als Stadtrichter. Da er in den Jahren 1680 und 1681 Stadtoberkämmerer gewesen, war er mit den Verhältnissen der Stadtgemeinde sehr vertraut. Schuester hatte außerdem auch in kaiserlichen Diensten Verwendung gefunden. Anfangs des Jahres 1682 „bittet" er „Ihro kaiserliche Majestät um 15 Freijahre" (also um die Hofquartier-Befreiung) für sein „zur silbernen Kugel" genanntes Haus (jetzt Rotenthurmstraße 7) „in Ansehung seiner dreizehnjährigen geleisteten Dienste bei der angeordneten Quartiers-Commission ihm allergnädigst zu verleihen". Das Gesuch wurde am 2. April an das Obersthofmarschallamt um Bericht und Gutachten gesendet, und am 19. September desselben Jahres noch erhielt der Obersthofmarschall Graf Albrecht Sinzendorf vom Kaiser ein Decret, womit ihm zur Kenntnis gebracht ward, daß Schuester „in Ansehung seines bei der General-Quartiervisitations-Commission erzeigten treu gehorsamsten Fleißes und dabei ertragener Bemühung" auch über Bericht und Gutachten des Obersthofmarschalls auf zehn Jahre von jeder Einquartierung eximiert und befreit sein solle.

Während der Belagerung trat Schuester wiederholt für die Stadt ein. Wir finden ihn am 7. Juli in der Abschiedsdeputation beim Kaiser, er übernimmt im Vereine mit zwei Beisitzern des Stadtgerichtes die Obsorge für die Einquartierung der Officiere in den Bürgerhäusern, beteiligt sich an der Sanitäts-Commission am 7. August u. s. w. Er versah das schwierige Amt eines Quartiermeisters nicht blos für die Gesunden, auch für die immer größer werdende Zahl der Kranken hatte er die nötigen Localitäten auszuforschen und selbe unter Dach zu bringen. Das Vertrauen seiner Mitbürger berief ihn dann bei Anbruch des neuen Jahres (1684) auf den Posten eines Bürgermeisters der Stadt, in welcher Stellung er bis 1687 verblieb. (Er starb am 20. Februar 1695.)

Von den Beisitzern des Stadtgerichtes leisteten fünf der Stadt als Officiere in verschiedenen Bürgercompagnien Dienste. Es waren dies der als Hauptmann der Bäcker auf der Löbelbastei vom Feinde erschossene Johann Adam Loth, Magister der Philosophie, die Hauptleute des alten Kärntnerviertels Nicolaus Krauß, des alten Schottenviertels Loth Som und des alten Stubenviertels

Hans Georg Metzger*) und der Lieutenant des zuletzt genannten Viertels Johann Caspar von Prämbs. Drei Andere wurden am 5. September dem Stadtcommandanten und Vorsitzenden des Deputierten-Collegiums zu unmittelbarem Dienste zugeteilt. Als die am 21. Juli getroffene Einrichtung, wonach Hans Georg Wilhelm Rueß, gemeiner Stadt-Zapfenmaßbedienter**) und der Rottenmeister Michael Hirstl den Auftrag hatten, die Befehle Starhemberg's und Caplirs' dem Rate zu überbringen, sich nicht bewährte und Ratsmitglieder als Adjutanten den beiden Lenkern der Geschicke Wiens beigegeben werden sollten, da wurden die auch schon früher in Diensten der Stadt vielfach verwendeten Beisitzer des Stadtgerichtes Caspar Pätzinger (zugleich Gegenhandler des Gerichtes), Johann Albrecht Rudolph, Doctor der Philosophie und Jurisprudenz und der Magister der Philosophie Johann Weickhardt Waal mit dieser wichtigen Mission betraut.

Außerdem gehörten noch zum Stadtgerichte, die Beisitzer: Andreas Haas, Doctor der Philosophie und Jurisprudenz und Senior; der Magister der Philosophie Georg Mozzi, der mit dem Stadtrichter und mit Waal zusammen die Einquartierung der Officiere besorgte; Johann Schaeringer; Adam Schreyer; Stephan Poppowitsch und der Baccalaureus der Jurisprudenz Peter Wendler. Als Urtlschreiber war bedienstet Johann Maria Favi, U. J. Dr. Wer die Stelle eines Schrannenschreibers während der Belagerung bekleidete, ist unbekannt.

Wenn wir noch die Anteilnahme der Mitglieder des äußeren Rates an der Verteidigung der Stadt mit einigen Worten in Betracht ziehen, so müssen wir zunächst hervorheben, daß nicht weniger als achtzehn derselben in den verschiedenen Bürger- und Freicompagnien als Officiere Dienste leisteten. Elf andere bekleideten besoldete Stadtämter, so war Adam Schreyer, wie schon erwähnt, zugleich auch Stadtsecretär; Johann Lehner, Expeditor; Andreas Fiechtl, Oberkammeramts-Remanenzer; Mathias Haendler, städtischer Buchhalter; Paul Franck, Obervater bei St. Marx; Balthasar Eberhard, Wagmeister; Jacob Wohlschlager, Grundschreiber; Sigmund Gußmann, Grundbuchshandler; Mathias Rautz, städtischer Metzenleiher; Andreas Hiertz, Spitlmeister; eines der wichtigsten Ämter aber befand sich in den Händen des Stadtunterkämmerers Georg Altschaffer.

Von der Tätigkeit des Unterkämmerers gibt sein Rechnungsbuch ein umfassendes Bild. Er hat die Zimmerleute und Maurer, welche von der Stadt aufgenommen werden, zu überwachen und zu bezahlen, die Tagwerker stehen unter seiner Controle; wenn ein Ruf der Bürgerschaft publiciert werden soll, muß er dies besorgen, das Abbrechen der Dachstühle und Vordächer an den

*) Metzger wurde Hauptmann nach dem Tode des früheren Hauptmannes dieses Viertels, Johann Martin Drach.

**) Auch Rueß hat ein Diarium der Belagerung im Drucke erscheinen lassen, unter dem Titel: „Wahrhafte und gründliche Relation etc. 1683 und dann noch öfter".

45*

Häusern, die Säuberung der Straßen von Unrat, besonders von den vielen umgestandenen Pferden hat er durch den Freimann zu veranlassen*). Dem Unterkämmerer kam es zu, die Munition für die städtischen Geschütze herbeiführen zu lassen, die Stadtthore zu verbollwerken, die Ketten zur Absperrung der Straßen zu richten, die nötigen Baumaterialien zu den Basteien zu befördern, das Holz zu den Pallisaden und spanischen Reitern beizustellen. Sogar die Preßbäume von den Weinpressen mußte er aus den Privathäusern wegnehmen, um Holz zu beschaffen. Das Kohlenbrennen hatte er zu veranlassen — die specielle Überwachung dieser Arbeit war am 7. August dem Reichsherold und Hofkammerdiener Adolph Christoph Haas übertragen worden — ja selbst die Wachen an den Canalmündungen in die Donau vom 19. Juli bis zum 11. September zu stellen und dieselben zu controlieren. Er hatte für die Benützung von Begräbnisstätten für die vielen getödteten oder an Krankheiten verstorbenen Menschen zu sorgen und vieles Andere — wahrlich eine verantwortungsvolle und aufreibende Tätigkeit. Altschaffer hat sich ihr mit solcher Gewissenhaftigkeit unterzogen, daß selbst der strenge und genaue Stadtcommandant nicht ein einziges Mal Veranlassung zu ernstlicher Klage hatte. Seit dem 28. Juli wurde der Stadtunterkämmerer insoweit unterstützt, daß Doctor Rudolph und Waal die Aufsicht über die Fuhrwerke übernahmen, Pätzinger, Ruckenpaum und Loth die Herbeischaffung der statt der Schanzkörbe zu verwendenden Fässer besorgten und Doctor Haas und Schreyer im Vereine die Zimmerleute beaufsichtigten. Altschaffer blieben noch immer so viele Obliegenheiten, daß es Wunder nimmt, wie er allen Anforderungen gerecht zu werden vermochte.

Überhaupt fanden die Anordnungen der Oberbehörden sowol beim Stadtrate, wie auch bei den ihm untergebenen Beamten mit wenigen, bereits erwähnten Ausnahmen stets die bereitwilligste Folge. Außer den schon Genannten müssen wir da unter Anderen erwähnen, den städtischen Kastner Tobias Alois Wießner, der das zum Brodbacken für die städtischen Mannschaften nötige Getreide den Bäckern zu verabfolgen hatte. Vor Allem schwierig war aber das Amt des Rumormeisters Michael Moz und seiner dreizehn Knechte. Sie sollten für die Aufrechthaltung der Ordnung in der überfüllten und von den Feinden hart bedrängten Stadt sorgen. Für die aufreibende Tätigkeit dieser Leute spricht wol nichts deutlicher als der Umstand, daß Moz Ende des Jahres 1683 nur noch über vier Mann verfügte!

Da in Folge der beständigen Kanonade die Gefahr fort andauerte, daß Brände entstehen und bei nicht gehöriger Wachsamkeit großen Schaden anrichten könnten, Feuerglocken aber nicht geläutet werden durften, so sah sich der Stadtrat genötigt, die Anzahl der Feuer- oder Stundrufer am 27. Juli von vier

*) Während und unmittelbar nach der Belagerung mußte der Freimann nicht weniger als 256 „umgestanden, unbekannte Roß hinweg bringen".

auf acht zu erhöhen. Im Verlaufe der Belagerung, besonders seitdem die Ruhr immer mehr um sich griff, kam es immer häufiger vor, daß Kranke, Verwundete und Todte auf den Straßen herumlagen. Am 23. August mußte eine eigene Behörde installiert werden, um die Todten aus den Straßen in die dafür bestimmten Gruben zu schaffen. Es wurde zu diesem Zwecke ein gewisser Antoni Theodoro Paggio angeworben, der unter dem Titel eines Infections-Sollicitators mit sechs Todtenträgern dieses traurige Amt versah. Rüstig versahen die beiden städtischen Ärzte Doctor Hubert van der Hayden, Magister sanitatis im Lazaret, und Doctor Johann Gabriel Gallermayr, Magister sanitatis in der Stadt, ihr Amt. Aber was konnten ihre geringen Kräfte im Verhältnisse zu den riesigen Dimensionen, welche die Krankheit in der Stadt bald annahm, ausrichten!

Der Stadtrat, der während der Belagerung beinahe täglich zweimal zusammentrat und die ihm unterstehenden Beamten boten Alles auf, um den an sie gestellten außerordentlichen Anforderungen gerecht zu werden. Sie wurden vielfach unterstützt in ihren Anordnungen durch Solche, die sich freiwillig zur Dienstleistung erboten. So finden wir neben den schon im vorigen Capitel genannten Freiwilligen unter den Bürgern auch Solche, die sich dem Stadtrate zur Aushilfe anboten. Die vielen Armen, die krank und ohne Pflege in den Straßen der Stadt dem Tode entgegensiechten, machten es dringend nötig, für sie zu sorgen. Es wurde zu diesem Zwecke unter den Wohlhabenden gesammelt. Sieben Männer unterzogen sich im Vereine mit den städtischen Steuerdienern seit dem 16. August dieser edlen Mühe. Es waren die Mitglieder des äußeren Stadtrates Karl Krinner, Tobias Reinhold, Jacob Valentin und Johann Weiß, außerdem aber Franz Fokhy, Höld und Bruckmayr. Besondere Verdienste um die leidende Menschheit hat sich auch der Bahrausleiher Zeißlmayr erworben. Vom 16. August angefangen läßt er es sich im Auftrage des Stadtrates angelegen sein, die in den Gassen herumliegenden Kranken durch seine Dienstleute aufzulesen und in die hiezu bestimmten Spitäler in den Ballhäusern bei den Franziskanern (jetzt Weihburggasse 14) und auch seit dem 20. August in der Himmelpfortgasse (jetzt ein Teil des Hauses 8) unterzubringen. Manche dieser Unglücklichen scheinen sich geweigert zu haben, aus der den niederen Volksclassen von jeher anhaftenden Scheu, ja Furcht vor dem Spitale. Wenigstens deutet darauf hin der Auftrag des Stadtrates vom 27., in welchem angeordnet wird, daß er die Kranken „ungehindert ihrer Weigerung" in die Spitäler transferiren solle. Am 23. wird ihm die Verpflegung dieser Armen übertragen und als die Zahl der Kranken immer größer wurde, gab man ihm vom 1. September an aus dem Bürgerspitale vier Wärter zur Beihilfe, auch wurde dem Doctor Gallermayr im Partzmayer'schen Hause (jetzt Tiefer Graben 39) und einem jungen Doctor, Namens Kien, als Assistenzarzt die Behandlung derselben aufgetragen.

Wie wenig man in der Stadt auf die Gefahren einer Belagerung gerüstet war, die durch Verwundete, Kranke und Todte hervorgerufen wurden, geht am deutlichsten aus jenen Verordnungen hervor, die sowol vom Deputierten-Collegium als auch vom Stadtrate dieserwegen im Verlaufe der Begebenheiten angeordnet werden mußten. Die bestehenden Spitäler reichten nämlich für die Kranken und Verwundeten, wie es scheint, gleich im Anfange der Belagerung nicht aus. Schon am 16. Juli wurden daher im Minoritenkloster, Michaeler-Collegium, bei den Augustiner-Barfüßern, den Franziskanern und Dominikanern, wie auch bei den Jesuiten Spitäler improvisiert. Die Oberaufsicht über die Krankenpflege war dem Bischof Kollonitz zugefallen. Zwei Commissäre wurden ihm in der Person des Johann Ludwig Prenner und des Hans Christoph Hinderhofer beigegeben. Kollonitz suchte den armen, kranken Soldaten zu helfen, so gut er konnte. Aus den ihm zur Verfügung stehenden Geldern kaufte er am 25. Juli beim Leinwandhändler Mathias Heindl am Graben („zur blauen Krone", jetzt Graben 7), große Quantitäten Leinwand und Zwirn (um 1009 Gulden 54 Kreuzer) und ließ 2300 Hemden machen. (Der Macherlohn betrug 4 Kreuzer für das Stück.) Jedem der beiden Commissäre gab er die Hälfte davon zur Verteilung an die bedürftigen, kranken Soldaten, und zwar dem Prenner am 26. August, dem Hinderhofer aber am 30. August. Die Hemden waren natürlich sehr bald verteilt, denn schon am 10. September sieht sich Kollonitz genötigt, neuerdings Leinwand zu kaufen. Außerdem aber sorgte er auch für andere leibliche Bedürfnisse der Verwundeten. Am 31. Juli legt ihm Prenner Rechnung über 1500 Gulden, die er zu Spitalszwecken verwendet hat, auf „Leinwand zu Pflastern auch anderer Verbindung der blessierten Soldaten auf zwei Mal, jederzeit 10 Stücke, zusammen 20 Stücke, 95 Gulden; Um 2 Centner 64 Pfund Schmalz in das Franziskanerkloster und an andere von den Kranken belegte Orte, 72 Gulden 30 Kreuzer; Um 24 Centner 95 Pfund Reis, 352 Gulden 15 Kreuzer; Um unterschiedliches Gewürz, 22 Gulden 39 Kreuzer; Um 2½ Centner gerollte Gerste, 32 Gulden 55 Kreuzer; Für 20 Zentner Zwespen, 106 Gulden 40 Kreuzer; Für unterschiedliches Hafengeschirr, 38 Gulden 32 Kreuzer; Für 218 Paar Schuhe, jedes zu einem Reichsthaler, 327 Gulden*); Mehr um 8 Centner Reis, jeden pro 15 Gulden, 120 Gulden; Um einen kupfernen Kessel in den Passauerhof, 14 Gulden 24 Kreuzer". Dazu kommen kleinere Auslagen, der Monatssold für einen Doctor und 21 Barbiergesellen und an Hinderhofer ebenfalls zu Anschaffungen ein Betrag von 150 Gulden.

Kollonitz hatte sich also hauptsächlich die Herbeischaffung der nötigen Geldmittel vorbehalten. Die eigentliche Beaufsichtigung der Kranken fiel den

*) Es ist also richtig, daß Kollonitz für die Verwundeten auch Schuhe machen ließ, nur nicht ganz unter denselben Umständen, wie die Sage erzählt.

beiden Commissären zu. Die neuen Spitäler waren jedoch bei Weitem nicht alle gut versehen. Es scheinen sich sehr bald Übelstände bemerkbar gemacht zu haben und schon am 19. Juli sah sich das deputierte Collegium genötigt, beiden Commissären den Auftrag zu geben, die Spitäler (auch die neu in den Klöstern errichteten) „des Tages öfter zu visitieren, die Kranken zu besuchen, genaue Nachrichten darüber einzuholen, wie sie verpflegt und gehalten werden und da in einem oder anderen Ort ein Mangel oder Abgang erschiene, selbiges so viel als möglich zu remedieren, oder die Fehler gehöriger Orten zu Vorkehrung der weiteren Notdurft allsogleich anzuzeigen". Am 26. Juli richtete dann das deputierte Collegium an den Pater praepositum im Profeßhause der Jesuiten, Adam Aboët, an die Collegien der Pazmaniten und zu St. Anna, an die Dominikaner, Franziskaner, Augustiner, Dorotheer und Minoriten und an das Convict die Erinnerung, „daß vorkomme, als sollten die allda befindenden kranken und blessierten Soldaten übel akkommodiert sein, also daß sie auf der harten bloßen Erde herumliegen und kuriert werden müssen". Man ersucht daher, „indem es die christliche Liebe ohnedies erfordert, solchen sowol in der Wartung als auch an der Liegerstatt von Matratzen oder Strohsäcken nichts abgehen zu lassen".

Es befanden sich eben keine großen Vorräte an Matratzen und Strohsäcken in den Klöstern, besonders waren aber dieselben nicht ausreichend für die immer mehr anschwellende Zahl von Kranken und Verwundeten. Es mußten daher Strohsäcke und dergleichen von den Bürgern requiriert werden, und wirklich gelang es mit Aufgebot aller Kräfte, auch in dieser Richtung den Bedarf zu decken. Die Geistlichen ließen sich in der Einrichtung von Spitälern überhaupt im Allgemeinen sehr willig finden. Als das deputierte Collegium am 21. August sich gezwungen sah, wegen der beständigen Beunruhigung des Minoritenklosters durch die feindlichen Geschosse, das daselbst befindliche Spital in den Bischofhof zu transferieren, war der bischöfliche Hofmeister Johann Schnor alsogleich bereit dazu. Selbst der Notar und Kastner des Passauerhofes, Joh. Caspar Bürgler, der den Anordnungen des Stadtrates sonst ziemlich kühl und ablehnend entgegentrat, vielleicht noch aus Groll über den ärgerlichen Streit, den er im vorigen Jahre mit demselben gehabt (siehe Seite 153), hatte keine Einwendungen erhoben, als man ihm am 14. August das Decret zumittelte, daß hier ein Krankenspital errichtet werden solle. Er sorgte auch für einen Geistlichen, der den Kranken religiösen Trost zusprach, nachdem man ihm mit der Ernennung des Pfarrers von St. Marx zu diesem Dienste gedroht hatte. Von den Dominikanern sollen fünfzehn in Folge übermäßiger Anstrengung in der Krankenpflege gestorben sein. Besondere Verdienste aber erwarben sich die Barmherzigen Brüder. Sie hatten sich aus der Leopoldstadt rechtzeitig durch die Flucht in die Stadt gerettet und dienten nunmehr der Krankenpflege. Seit dem 21. Juli befanden sich in jedem der vielen Spitäler je zwei von ihnen, die mit Aufopferung ihrem Berufe oblagen.

Nur ein einziger Orden unter den vielen, die sich damals in Wien befanden, machte eine Ausnahme von dieser allgemeinen Regel. Es waren dies die Jesuiten. Hocke berichtet diesbezüglich unterm 18. Juli: „Anheut ist ein Decret von dem geheimen Collegium an Herrn Patrem Rectorem Collegii Caesarei societatis Jesu ergangen, daß selbiger die beschädigten und kranken Soldaten nicht in die leere Schule, sondern in das Collegium an bequeme Örter einlogieren solle, damit dieselben mit Betten und anderer Notwendigkeit dergestalt versehen, damit sie bald wieder genesen und zu Ihrer kaiserlichen Majestät und des gemeinen Wesens Diensten appliciert werden können; dergleichen auch an das kaiserliche Hospital ergangen." Vielleicht ist damit jene Mahnung gemeint, die das deputierte Collegium an sämmtliche Spitäler am 26. desselben Monats richtete, daß dies jedoch höchst unwahrscheinlich, bezeugt derselbe Hocke, indem er unterm 25. Juli berichtet, daß Graf Caplirs als Vorsitzender des Deputierten-Collegiums sich genötigt gesehen, dem Pater Vicerector des Jesuiten-Collegiums anzubefehlen, „sich sowol des Brunnens als der Küche und anderer Appertinentien in dem Nebenhaus zu der kranken und geschädigten Soldaten desto besserer und bequemer Cour zu bedienen". Doch nicht genug an dem; kurze Zeit darauf beschwerte sich sogar der Präpositus des Jesuiten-Profeßhauses, Pater Adam Aboëd, bei den deputierten Räten darüber, „daß sich einige Verordnungen wegen Reichung der Victualien für die geschädigten und kranken Soldaten erzeigen wollen, indem jenige und deren (dieser und jener), welche sie bedienen, mehreres prätendieren wollen. Er bittet daher um Verordnung, was und wieviel jedwedem gereicht werden solle".

Am 5. August wurde dieser eigentümlichen Beschwerdeschrift und Bitte des Pater Aboëd von Seite der geheimen und deputierten Räte folgender „Bescheid" zu Teil: „Widerum hinaus zu geben und wird er Herr Pater Praepositus, so viel die hierin angezogene Unordnung der zu viel prätendierenden Victualien und anderen Notdurften halber betrifft, damit darauf die Remedierung beschehen könne, den oder diejenigen, so dazu Anlaß geben, zu specificieren haben. Im Übrigen ist die Intention nie eine Andere gewesen, als diese Notdurften allein für die Kranken und Blessierten erfolgen zu lassen, was und wie viel aber, solches wird denen bei diesen Leuten bestellten Medicis am besten bekannt und bei diesen sich zu informieren sein."

Allein trotz dieser einzigen unrühmlichen Ausnahme, trotzdem alle Anderen sich der Pflicht, den Kranken und Verwundeten zu helfen, mit Aufopferung hingaben, genügten ihre Kräfte den an sie gestellten, immer riesiger werdenden Anforderungen nicht. Mußten doch seit dem 23. August auf Befehl des Bischofs Kollonitz Tag und Nacht blos acht Geistliche auf den Wällen und in den Gassen verbleiben, um sowol die Soldaten als andere Leute mit den Sterbesacramenten zu versehen. Was nützte es, wenn man die bürgerlichen Barbierer und Bader zur Krankenpflege heranzog, wenn man den hundertsten Eimer aus

den Klosterkellern und von der Bürgerschaft einforderte für die Schwachen und Kranken; das Eingepferchtsein so vieler Menschen auf engem Raume, unter äußerst ungesunden Verhältnissen erzeugte eine Seuche, die bald immer schreckliche Dimensionen annahm. Viele hundert Menschen wurden von der Ruhr dahingerafft, noch viel mehr aber warf diese bösartige Krankheit auf's Krankenlager. Schon am 27. Juli sah sich das deputierte Collegium genötigt, im Passauerhofe ein eigenes Ruhrspital zu errichten. Der Stadtrat trug am selben Tage dem Superintendenten des Bürgerspitales auf, einen Ort ausfindig zu machen, wo man die von der Seuche Befallenen, separiert von den Gesunden unterzubringen vermöchte. Am 5. August wurde durch Decret eine eigene Sanitäts-Commission eingesetzt, die der Krankheit entgegenarbeiten sollte. Am 7. trat sie im Hause des Bürgermeisters zusammen. Außer den Häuptern der Stadt: Liebenberg, Sikhmann, Schuester, Fokhy und Hocke beteiligten sich an derselben auch der Decan der medicinischen Facultät, Doctor Stumpf, und die Doctoren der Medicin Ganßer und Kremer. Die Commission constatierte, „daß solche Ruhr und Krankheit nachfolgende Stuck verursachen. Fürs Erste das schwarze unausgebackene Commißbrod; zum Zweiten die gesalzenen Speisen, wie das den Leuten sonst ungewöhnliche, gesalzene und geräucherte Fleisch, die zu dieser Zeit ohnedies verbotenen Häringe, so die armen Leute absonderlich genießen, darauf Wasser oder saueren Wein trinken, woraus dann Versäuerung und Verderben der Eingeweide erfolgte. Drittens werde unverarbeitetes, neu gebrautes Bier, sobald es nur ausgekühlt sei, getrunken. Viertens könne die große Unsauberkeit bei gesperrten Stadtthoren nicht so, wie sonst abgestellt werden, sondern es lägen die Kranken, sowol Soldaten wie auch arme Leute, auf den Gassen herum, von denen das Blut gienge und andere Leute darüber gehen müßten, so den Geruch an sich zieheten. Die Soldaten und die Marketender täten das Blut von dem geschlachteten Vieh auf die Gassen gießen, so bei dieser Hitze großen Gestanck und Krankheiten verursachte. Endlich helfe auch nicht wenig dazu der große Schrecken, Kümmernis und Betrübnis der Leute, so des Einsperrens nicht gewohnt.“ Die Commission machte daher den Vorschlag, es solle den Bäckern aufgetragen werden, das Brod wol auszubacken; dem Bürgerspital solle anbefohlen werden, das Bier einige Tage abliegen zu lassen, bevor man es ausschänke. Ebenso möge den Soldatenweibern der Verkauf von Häringen verboten, die auf den Gassen herumliegenden Kranken in den Passauerhof gebracht, die thierischen Abfälle auf die Gasse zu schütten untersagt und darauf gesehen werden, daß die Kranken von den Gesunden getrennt und die Ersteren der nötigen Pflege teilhaft würden.

Der Stadtrat erließ in diesem Sinne alsogleich Befehle an die Bäcker und an das Bürgerspital, das geheime, deputierte Collegium aber am 9. August einen Ruf an sämmtliche Bewohner wegen Separierung der Kranken und Durchführung größerer Reinlichkeit. Wie wenig diese Maßregeln fruchteten, geht am

deutlichsten hervor aus der rapiden Zunahme der Sterblichkeit in der nächstfolgenden Zeit. Bis zum 13. August starben täglich zwanzig bis dreißig Menschen an der Ruhr. Bis zum 21. aber täglich an vierzig. Am 23. waren schon alle Spitäler überfüllt mit Kranken. Am 24. hat man wieder nicht mehr genug Strohsäcke für dieselben, es müssen daher selbst in den Spitälern viele Kranke auf bloßer Erde untergebracht werden. Am 27. aber steigt die Zahl der Todten bereits auf sechzig per Tag. Um dem Mangel an Strohsäcken abzuhelfen, wird dem Krankencommissär Prenner am 28. August aufgetragen, Kotzen und Leinwand wenigstens für die kranken Soldaten herbeizuschaffen, denn an Stroh herrschte damals ein so empfindlicher Mangel, daß man nicht einmal für den Bedarf der Truppen, um die Kanonen nach dem Feuern abwischen zu können, genug aufzutreiben vermochte. Man hatte nicht genug Apotheker zur Anfertigung der Arzneien. Da eine Apothekertaxe nicht existierte, so mußten wiederholt Verordnungen an die Apotheker im Wege ihres Seniors Johann Melchior Zorn (zugleich Mitglied des äußeren Stadtrates) gerichtet werden, die Kranken gleichmäßig mit den Arzneien zu beteilen. Das deputierte Collegium versprach ihnen nachherige Bezahlung. Da aber die Zahl der Kranken immer größer wurde, mußte man endlich am 31. August die Apothekergehilfen vom Militärdienste befreien, um nur genugsam den steigenden Anforderungen gerecht werden zu können. Auch an ärztlichem Personale trat immer größerer Mangel ein. Am 28. August wird den Badergesellen, besonders dem im fürstlich Liechtenstein'schen Hause (in der Herrengasse) anbefohlen, sich die Behandlung der Erkrankten mehr angelegen sein zu lassen. Endlich fieng es gar auch noch an dem Nötigsten, an Lebensmitteln für die Kranken zu fehlen an. Am selben 28. August wurde vom Deputierten-Collegium dem Hofcontrolor Anton Sturm anbefohlen, „den Überrest des Schmalzes, so zu Versehung der hinterbliebenen Hofbedienten nicht nötig, gegen Bezahlung des taxierten Wertes, alsobald ausfolgen zu lassen". Die beiden Krankencommissäre Prenner und Hinderhofer sollen von den aufgestellten Roßmühlen weißes Mehl für die Kranken gegen Bezahlung beschaffen. Am 2. September sieht sich der Stadtrat genötigt, um dem Mangel, besonders an Victualien und Gemüse für die Kranken in den Ballhäusern abzuhelfen, anderthalb Centner Reis und einen Strich kleine Gerste herzugeben und den Bäckern wiederholt anzubefehlen, für die Kranken im Allgemeinen weißeres Brod zu backen. Allein es fehlte bereits an weißem Mehl und so wurde am 3. September dem städtischen Metzenleiher anbefohlen, einige Metzen Getreide zu diesem Zwecke darzuschießen.

Unter solchen Verhältnissen mehrte sich die Zahl der Todten natürlich in erschreckender Weise. Nicht blos die feindlichen Geschosse rafften Tausende hinweg, noch größer war der Verlust an Menschenleben durch die Seuche. Auch unter den hervorragenderen Persönlichkeiten forderte dieselbe eine nicht unbeträchtliche Zahl von Opfern. Starhemberg selbst, Daun und Kielmannsegg

wurden von der Ruhr befallen. Am 23. August wurde der neue Obristlieutenant des Regimentes Starhemberg, Graf Schallenberg, von dieser Krankheit hinweggerafft. Außer dem Bürgermeister befanden sich unter den an der Ruhr Verstorbenen der Schottenprälat Johann Schmitzberger (28. August), der Rector magnificus Dr. Lorenz Grüner, Peter von Bautier, Propst zu St. Stephan und Universitätskanzler, der Reichshofrat Hans Jacob von Goppolt, der kaiserliche Stückgießer Balthasar Herolt, Feldapotheker Daniel Müller, Pater Christophorus Schweitzer, apostolischer Pönitentiar des Dominikanerordens und der Subprior desselben Ordens, Pater Vincenz Baumann. Von hervorragenden Geistlichen waren außerdem gestorben Peter Christoph von Ketten, Domherr bei St. Stephan, am 18. August; der Passauische Domherr Fierpaumb am 26. Juli und der Breslauer Domherr Peter Schurff am 6. September. Dahingerafft wurden von der bösartigen Krankheit der Doctor der Medicin Schiltbacher, die Doctoren der Jurisprudenz Paul Schertza und Georg Widel und viele Andere.

Die am 16. Juli als Begräbnisplätze bestimmten Gruben im Schottenfriedhof, genannt „im Vogelsang" (jetzt Freiung 7), waren denn auch am 5. August, obgleich man seit dem 29. Juli auch eine bisher als Ablagerungsplatz benützte große Grube auf der Freiung neben dem abgebrannten Auersperg'schen Hause als Begräbnisstätte verwendete, schon so angefüllt, daß die Behörden andere Plätze zu diesem Zwecke in's Auge fassen mußten. Der Stadtrat wendete sich an den Notar im Passauerhofe, Caspar Bürgler. Derselbe weigerte sich jedoch, ohne ausdrücklichen Befehl des Deputierten-Collegiums, diesem Ansuchen Folge zu leisten. Am 9. August wußte man sich nicht anders zu helfen, als im alten Augustinerfriedhofe, trotzdem auch hier der Pater-Vicar Protest dagegen erhob, von den Todtengräbern große Gruben ausgraben zu lassen. Gegen 2000 Mann wurden hier eingescharrt. Beim Auersperg'schen Hause aber wurden in der Folge noch mehrere Gruben zur Aufnahme der Todten verwendet, und auch im Passauerhofe wurden seit dem 14. August im Garten mehrere Gruben eröffnet und als Massengräber mit den an der Seuche Verstorbenen angefüllt.

Die vielen Äser und der Straßenmist wurden anfänglich in die Donau geschüttet. Bei der andauernden Hitze und dem in Folge dessen niedrigen Wasserstande der Donau, war es jedoch schwierig, diese verpesteten Gegenstände in's fließende Wasser zu bringen. Man mußte daher auch dafür große Gruben eröffnen. So seit dem 1. August im abgebrannten Schottenmaierhofe. Vielfach aber blieb nichts Anderes übrig, als die Canäle damit anzufüllen, wenn der Mist nicht überhaupt in den Gassen, auf den Plätzen liegen blieb und mit den Miasmen, die aus diesen Haufen emporstiegen, die Atmosphäre schwängerte was besonders in der letzten Zeit der Belagerung an vielen Orten geschah.

So wie am Anfange der Belagerung die Aufregung und Besorgnis alle Kreise der Bevölkerung ergriffen hatte, so wie es damals Tausende gab, die vor Angst sich nicht getrauten, bei Nacht zu schlafen, so erfolgte allmälig eine Reaction, eine gewisse Abspannung, welche es selbst dem Furchtsamsten ermöglichte, nicht blos weiter zu leben, sondern auch der gewohnten Beschäftigung nachzugehen, so weit dies die vollständig veränderten Verhältnisse gestatteten. Wie der Mensch so Vieles gewöhnen kann, hatte man sich nach den ersten acht Tagen auch an das Bombardement gewöhnt.

Zwar die Wissenschaft und Kunst ruhten vollständig während dieser ganzen Zeit. Nur in der Münze (Wollzeile 16) waren der kaiserliche Münzmeister Mathias Mittermayr von Waffenburg und der Münzwardein Sigmund Hammerschmid an den Prägstätten tätig, die silbernen und goldenen Gegenstände aus dem Schatze des Erzbischofs von Gran in Thaler und Ducaten zu verwandeln. Die Schulen blieben seit dem 7. Juli gesperrt, höchstens daß man die Localitäten zu Spitälern verwendete. Schon am 24. Juli wurde dagegen in der Stephanskirche wieder Gottesdienst gehalten. Es war ein Sonnabend. Morgens zwischen 8 und 9 Uhr hielt der Jesuit und Domprediger Pater Jelenschiz die Predigt. Es „beschahe ein Schuß mit einer Stückkugel von dem Feind aus der Leopoldstadt hinterwärts an dem Pfeiler der Orgel, so zwar anfänglich einen Schrocken unter dem Volke gemacht, aber einigen Schaden nicht getan“. Man ließ sich dadurch nicht abhalten vom Gottesdienste. Trotzdem am Sonntag den 1. August neuerdings eine Bombe in die Stephanskirche während des Gottesdienstes fiel und eine alte Frau schwer beschädigte, wurde am nächstfolgenden Tage doch das Portiuncula-Fest in der Capuzinerkirche gefeiert, und ob auch gleich das Dach, von Kugeln durchlöchert, unter die Andächtigen herunterprasselte und sich dieselben flüchten mußten, „so kehrten sie doch bald wieder um und ließen sich an ihrer Andacht nichts irren“. Überhaupt waren die Kirchen die Zufluchtsstätten der Einwohner in der Zeit der Not. Unerachtet keine Glocken zum Gottesdienste riefen, fanden sich doch die Leute, besonders Frauen und Kinder, stets haufenweise in den Kirchen ein, warfen sich vor das daselbst ausgestellte Venerabile, flehten mit ausgestreckten Armen Gott um Verzeihung ihrer Sünden an und baten ihn inbrünstig, daß er sie vor diesem grausamen Feinde des christlichen Namens gnädigst erretten und befreien möge. Wie oft werden damals jene Gebete den angsterfüllten Herzen Trost gespendet haben, die noch vor der Belagerung im Jahre 1683 unter dem Titel: „Türkenglocken, das ist andächtige Gebete wider den Türken, welche bei jetzig gefährlichen Zeiten dem Volk in der Kirche vorgelesen, wie auch bei dem Ave Maria und andern absonderlichen Läuten wider den Türken gebraucht werden“, bei Johann Christoph Cosmerov im Druck erschienen waren. Das Läuten hatte zwar eingestellt werden müssen, dafür war aber die Gefahr vor den Türken um so größer geworden. Das kleine Büchelchen enthält ein

allgemeines Gebet, ein Bekenntnis der Schuld und ein Schlußgebet. Ein warmer Hauch innigster Verehrung Gottes weht uns aus Allem entgegen. „Ach Gott!" heißt es zum Schlusse kurz und bündig, „gib Fried der Christenheit, Und steh uns bei zu dieser Zeit: Dann doch kein stärkrer Helfer ist, Als wann Du selbst der Feldherr bist".

Auch Gewerbe, Handel und Verkehr fiengen wieder an sich geltend zu machen und die Sorge der Behörden in Anspruch zu nehmen. Wer aller von Gewerbsleuten in der Stadt zurückgeblieben war, ist uns im Allgemeinen unbekannt. Nur von den Hofbefreiten hat sich die Liste der in der Stadt während der Belagerung Anwesenden erhalten. Es sind im Ganzen 110 Firmen der verschiedensten Gewerbe*). Daß von den bürgerlichen Gewerbsleuten wol die Meisten während dieser angstvollen Zeit in Wien verblieben, ist mehr als wahrscheinlich.

---

*) „Lista der anwesenden kays. hoffbefreiten Handlsleuth, Künstlern und Handtwerckhern." (In t.: „NB. Dise Lista ist in wehrender Türckhenbelegerung denen hinterl. gehaimb. vnd deputirten H. Räthen ubersendt worden ao. 1683.")

Jubilier: Die Montensische Wittib, Der erb. kays. Uhrmacher, Forgont, Vallentin Vallot; — Handlsleuth: Johann Paul Bertholotj vnd Bellinj, Abraham Schlüßlberger, Antonius Caccia, Friderich vnd Ferdinand Sautermaister, Dominicus Eder als Reiserischer Erb, Johann Maräffi, Bernhardt Hesstel; — Auf Specereyen: Georgius Marcolinj, Elisei Gebrüeder, Panzoldo Gebrüeder, Joseph Baccinellj, Johann Baptista Aquilinj, N. Lezenj; — Auf weiße Wahren: Jacob Scarsj seel. Erben, Antoni de Vader, Lorenz Antoniolettj, Johann Baptista Vitalj, Johann Scherzer; — Naderin: Christian Trumbl; — Auf kurze Wahren: Augustin Lecleer, Johann Rauscher, Johann Courir, Jacob Heindl, Leinwather; — Baruckhen-Macher: Peter Legrand, Augustin Menu, Franz Rigler, Carl Lactun, Thomas Granschier; — Chyrurgi: Daniel Schrader, Antoni Martino, Oliuer Decore, Aegidius Marchan, Nicolaus Pinon, Wolff Mänhardt, Franz Feürabendt; — Oehler: Die Carrozische Wittib, Jacob Isola, Nicola Menis; — Goldt-Arbeither: Mathias Prängl, Geörg Dill, Johann Georg Jonas, Peter Feill, Heinrich Fürst, Paul Spiegel, Aegidi Pöschl, Daniel Kostler, Wilhelmb Heinrich Schmidt, Hieronymus Herling, Mathies; — Silber-Arbeither: Christoph Haaßfeldt; — Huet-Steper: Jacob Gleich, Carl Jani; — Huetmacher: Stephan Musca; — Klein-Uhrmacher: Johann Georg Mösch; — Lederhandler: Lorenz Stockher vnd Andre Hueber; — Sadtler: Hannß Heinrich Caspar, Michael Kränzel, Johann primus Kräen; — Waxkerzler: Johann Jacob Mager, Nicola Bonfigliol, Christoph Leweiß, Gollerwascher; — Wasser-Brenner und Tabäckh-Kramer: Ludovico Bellarotj. Michael Räbentisch, Julius Caesar Quatanj, Domenico Brentano, Johann Baptista Duracin, Johann Ciocka; — Vngarische Schnüer- und Zischmä-Macher: Andre Fabiänitsch, Johann Penderitsch, Johann Maurovitsch, Nicola Buzgi, Schnüermacher; — Räz: Constantin Cyriaco, Johann Diodato; — Schuester: Georg Schaffer, kays. Leibschuester, Martin Hensichen, Mathias Poplinger, Ferdinand Dreyer, Lorenz Hirsch, Hanß Georg Arnoldt, Mathias Fraiß, Wolff Stumbler, Marx Hirsch; — Schneider: Johann Beyr, Caspar Veith, Sebastian Kirchmayr, Johann Schneider, Bartholome Rauch, Michael Rogger, Hubert Papler, Johann Böhmb, Alexander Collet, Georg Säbin, Caspar Pumerich, Sebastian Feger, Sebastian Robelt, Johann Cassanell, Phillipp Pußmayr, Michael Georg, Lerin Poderin, Andree Geiger, Johann Martinj, Paul Fest. — Hungarische Schneider: Blasi Satravitsch, Johann Bläschiz, Johann Thurschiz." — (Wiener Stadtarchiv, Fasc. 1683.)

Bereits am 17. Juli wurde den Schustern befohlen, nebstdem, daß sie an der Schanzarbeit Teil nähmen, auch eine Quantität Schuhe für die Soldaten zu machen. Am selben Tage aber werden die Zechmeister der meisten Innungen und Zechen aufgefordert, vor dem Stadtrate zu erscheinen und die bei ihnen arbeitenden Leute anzugeben. Es waren dies die „Mahler, Taschner, Riemer, Sattler, Kässtecher, Steinmetze, Maurer, Goldschmiede, Hafner, Baader, Kotzenmacher, Gärtner, Wagner, Kürschner, Nestler, Schmiede, Binder, Greißler, Lederer, Lebzelter, Bäcker, Glaser, Zimmerleute, Spängler, Köche, Pfaidler, Weber, Faßzieher, Gollerstepper, Schlosser, Schuster, Gürtler, Huterer, Brandweiner, Visierer, Schneider, Öbstler und Fleischhacker". Am nächstfolgenden Tage wurden die Arbeitsleute bei diesen Zünften von den dazu Verordneten Doctor Haaß und dem Stadtsecretär Schreyer aufgezeichnet. Gewerbe und Handel feierten also nicht, wie man nach der Verwirrung der ersten Tage, nach dem entsetzlichen Waffenlärm der nächstfolgenden Zeit mutmaßen könnte, wenn auch in beschränkterem Maße, waren selbst jetzt noch Hilfskräfte im Bürgertume allerorten notwendig.

Am 26. Juli wird den Lederern aufgetragen, daß sie die bei den verschiedenen Röhrbrunnen, welche seit dem Vortage wieder Wasser zu geben angefangen, und auf den Plätzen herumliegenden Ochsenhäute fleißig mit Wasser begießen sollten, damit sich der Gestank verliere, mit dem sie die Luft verpesteten, und wenige Tage darauf (am 31. Juli) wird denselben Lederern vom Stadtrate aufgetragen, die rohen Häute auf den Plätzen, die wahrscheinlich trotz alles Begießens auch jetzt noch genug Gestank verbreiteten, zu untersuchen, die schlechten zu vertilgen, die guten aber in ihren Schoppen zum Trocknen aufzuhängen.

Von großer Wichtigkeit für die Verteidigungsarbeiten in der Stadt waren die verschiedenen Baugewerbe, als Maurer, Zimmerleute, Schlosser. In den Rechnungen des städtischen Unterkammeramtes werden ebenso wie in den Rechnungen des kaiserlichen Fortificationsbau-Zahlamtes stattliche Summen ihres Verdienens ausgewiesen, und noch am 5. September wird dem städtischen Unterkämmerer aufgetragen, ein genaues Verzeichnis sämmtlicher Maurer und Zimmerleute aufzunehmen. Auch bei dem Abdecken der Hausdächer werden sie ebenso, wie die Taglöhner wol vielfach verwendet worden sein. Aber selbst von den Korbmachern und anderen Handwerksleuten, die bei den Fortificationsarbeiten gute Dienste zu leisten vermochten, verlangte Starhemberg gleich im Anfange der Belagerung eine Liste, um selbe verwenden zu können. Ein großer Teil der bürgerlichen Büchsenmacher war mit dem Lohne von wöchentlich sechs Gulden als Constabler*) im Dienste der Verteidigung ihrem eigentlichen Berufe ent-

*) Wie es den Anschein hat, genügte ihnen dieser Lohn nicht. Am 2. August wenigstens wird den 36 Büchsenmeistern, die als Constabler dienten, vom Stadtcommandanten vorgehalten, daß sie mit sechs Gulden wöchentlich wol zufrieden sein könnten, da auch die kaiserlichen Constabler nicht mehr erhielten.

zogen; trotzdem wurden bei ihnen auch Bestellungen an Waffen gemacht. Am 2. August bestellt der Stadtcommandant bei ihnen 2000 Morgensterne zu dem Preise von 40 Kreuzern für das Stück. Fütterer und Greißler werden noch am 2. September aufgefordert, „was sie von Decken und Seilen (Stricken) haben, anzuzeigen", damit der Stadtunterkämmerer die nötigen Vorräte davon zur Verteidigung anzuschaffen in der Lage sei. Auch die Leinwandhändler fanden Absatz für ihre Waaren. Wie wir bereits erwähnten, hat Bischof Kollonitz nicht unbedeutende Einkäufe an Leinwand gemacht. Am 5. September werden von Starhemberg 150 Stück grobe Leinwand, das Stück zu 18 Schilling von ihnen zu Sandsäcken gefordert. Selbst Wolle wird zur Verteidigung gebraucht. Es ist nicht anzunehmen, daß die Stadt jene 12 Centner, die sie am 7. September auf Befehl des Deputierten-Collegiums dem Marchese Obizzi zu Wollsäcken übergibt, im Vorrat gehabt haben sollte, sie mußten wahrscheinlich gekauft werden.

So weit wir die Tätigkeit dieser verschiedenen Gewerbe verfolgen können, hängt sie durchwegs von der militärischen Situation der Stadt ab. So weit es die Verteidigung der Stadt nötig machte, wurden Handel und Gewerbe herangezogen, erlitten sie keinen vollständigen Stillstand*). Die weitaus wichtigste Rolle unter Allen aber fiel wol Denjenigen zu, welche sich mit der Herbeischaffung der zur täglichen Erhaltung der Besatzung sowol wie der Bewohner notwendigen Lebensmittel beschäftigten. Es sind dies die Bäcker, Fleischhauer, Victualienhändler, als: Niederläger, Materialisten, Gewürzkrämer, Greißler, Häringer, Kässtecher, Gemüsehändler, Öbstler 2c.

Handel und Gewerbe sind mit ihren Producten wesentlich abhängig von Angebot und Nachfrage. Auf diesen zwei Grundpfeilern wird die ganze Entwicklung des bürgerlichen Verkehres immer und überall aufgebaut erscheinen, denn sie sind die Wertmesser der verschiedenen zum Verkaufe bestimmten Gegenstände. Wir haben in einem der voranstehenden Capitel die Verhältnisse des

*) Selbst neue Bürger wurden während der Belagerung aufgenommen, und zwar im Monate Juli zweiundzwanzig Gewerbsleute: 1 Kupferschmied, Georg Franz Schindler; 1 Mahler, Reichardt Wegankh; 1 Greißler, Andree Paur; 1 Sporer, Thomas Schoy; 3 Schlosser, Franz Frisch, Sigmund Gapp, Hans Caspar Stainer; 1 Uhrmacher, Joseph Scheffler; 1 Bestandwirt, Johann Götz; und 13 Schneider, Martin Reinhardt, Thomas Schrotter, Sigmund Ritter, Hans Melchior Lauter, Johann Valentin Freywillig, Johann Fauster, Adam Weinberger, Hans Michael Paur, Johann Patotschy, Lorenz Rinder, Carl Neüner, Andree Zwickhl und Johann Oberkircher. Im Monat August sank die Zahl der neu aufgenommenen Bürger auf zwei herab. Der Eine davon ist ein Kässtecher, Namens Hans Denßer, der Andere ein gewisser Jacob Fendl, „Ober-Vatter zu St. Marx". Dieser Letztere zahlte keine Aufnahmstaxe. Im September aber, wahrscheinlich erst nach erfolgter Befreiung der Stadt, wurden unter die Zahl der Bürger aufgenommen, und zwar ohne Taxe „Herr Franz Fokhy, J. V. St. Raitthandler"; gegen Erlegung derselben aber: Johann Andree Söllner, „Restanten-Commissarj, Johann Georg Wilhelm Rueß, Ungeldsdiener, Urban Pinder, Fleischbschauer, Jacob Hierz, Holzsezer". Gewerbsleute wurden also im September in die Zahl der Bürger keine aufgenommen.

Wiener Marktes vor der Belagerung und die Grundsätze, von denen sich die Behörden bei Beaufsichtigung und Regulierung derselben leiten ließen, kennen gelernt. Das System der Bevormundung, welches man in friedlichen Zeiten zur Anwendung brachte, hatte Zustände herbeigeführt, die nicht blos für die Kurzsichtigkeit der damaligen Behörden Zeugnis ablegen, sondern auch von traurigen Verhältnissen für den Markt selbst begleitet waren. Die zahlreichen, strengen Verordnungen, um die verschiedenen Satzungen aufrecht zu halten, den Vorkauf und die Übervorteilung des Publicums hintanzuhalten, wurden so ungeschickt abgefaßt, dabei aber auch im Allgemeinen so lax gehandhabt, daß sie nur vorhanden zu sein schienen, um übertreten zu werden.

In Zeiten der Gefahr werden bei sonst gut gearteten Menschen die edelsten Triebe wach. Die Gemeinsamkeit der Not läßt den Egoismus zurücktreten, auch selbstsüchtige Naturen erfaßt ein idealer Schwung, sie treten für die Allgemeinheit in die Schranken und opfern sich für ihre bedrängten Genossen. Die Menschen des 17. Jahrhunderts haben einen ausgesprochen gewalttätigen, egoistischen Charakter. In Wien trat dazu noch eine in sehr vielen Fällen Hab und Gut des Einzelnen verschlingende Genußsucht. Trotzdem hatte sich die Garnison wie die Bürgerschaft im neun Wochen andauernden Kampfe gegen Barbarei und Uncultur bisher wacker bewährt. Wo die eigene Begeisterung, das Bewußtsein der zu erfüllenden Pflicht nicht wirkte, dort wirkte das Beispiel edler Männer, und wo auch dieses nicht genugsame Wirkung hervorbrachte, dort war energische Strenge anzuwenden. Mit ihrer ganzen Persönlichkeit waren Männer, wie Starhemberg und Liebenberg, mit Aufopferung von Gesundheit und Leben in die Schranken getreten. Besonders Starhemberg war als Commandant die Leuchte, an der sich der sinkende Mut aufzurichten vermochte, er war der Thurm, der dem heftigsten Sturme mutvoll trotzte. Die außerordentliche Zeit hatte außerordentliche Mittel erfordert, vor Allem peinliche Genauigkeit im Dienste und eiserne Strenge in Aufrechthaltung der militärischen Zucht. Sowie Starhemberg selbst ein Beispiel gab der Aufopferung im Dienste, so verlangte er dies auch von seinen Untergebenen. Darum hatte er gleich bei Beginn der Belagerung zum abschreckenden Zeichen für Solche, die der Mahnung bedurften, drei Schnellgalgen aufrichten lassen. Insubordination oder feige Flucht, Verrat und dergleichen wurden mehr als einmal von ihm exemplarisch bestraft. Jenem Lieutenant, der am 2. September auf der Löbelbastei die Wache hatte und trotzdem nichts tat, um die Feinde zu hindern, in seiner Nähe eine Flanke zu erbauen, stellte er die Wahl frei, entweder am Galgen dafür zu büßen oder mit gewaffneter Faust die Türken wieder aus ihrem Werke zu verjagen und seine Ehre dadurch zu reinigen. Der Unglückliche wählte das Letztere und starb den Heldentod von Feindeshand. Es ist gewiß im höchsten Grade ruhmvoll für die Officiere, daß sich der Commandant nur ein einziges Mal genötigt sah, zu diesem Mittel zu greifen.

Doch, es ist leichter, selbst eine gemeine Natur zu mutvollem Ausharren zu bewegen, als den Egoismus des Handels und Gewerbes auszurotten, denn mit der Unmöglichkeit des Gewinnstes entfällt auch die eigentliche Triebfeder des geschäftlichen Verkehres. Nirgends aber trat während der ganzen Zeit der Belagerung dieser in der menschlichen Natur an und für sich tief begründete Egoismus unangenehmer für die Gesammtheit und mehr hervor, als in der Herstellung, beim Verkaufe der Lebensmittel. Der Lebensmittelmarkt mußte Alle interessieren, an diesem waren als Käufer oder Verkäufer Alle, und zwar täglich beteiligt, wenn irgend wo das Beispiel, und wo dies nichts nützte, die Strenge am Platze war, die auch ein Exempel zu statuieren sich nicht scheute, so war dies hier der Fall. Nirgends finden sich denn auch zahlreichere Verordnungen von Seite des Deputierten-Collegiums und seines Präsidenten, des Grafen Caplirs, als Oberbehörde an den Stadtrat und von diesem an die Marktorgane und die betreffenden Gewerbsleute und Händler, als auf diesem Gebiete. Aber trotz aller Verordnungen wurden die Verhältnisse auf dem Markte von Tag zu Tag schlechter. Daß aber die Oberbehörde wirklich einmal Ernst gezeigt und auch nur ein einziges Exempel statuiert hätte zum abschreckenden Beispiele für die gar zu Gewinnsüchtigen, davon ist uns nichts bekannt geworden. Es wird damit kein Vorwurf ausgesprochen gegen die Behörde oder deren obersten Chef, sie bewegten sich eben in dem alten Geleise der früheren Zeiten. Für außerordentliche Verhältnisse außerordentliche Mittel, abschreckende Strenge wirklich zur Anwendung zu bringen, das hat sie nicht versucht. Es ist darum wirklich ein Wunder zu nennen, daß der Eigennutz und die Habsucht Einzelner keine größeren Dimensionen annahmen, als dies wirklich geschah.

Einzelne Lebensmittel, wie Grünzeug, waren natürlich in der Stadt nur in ungenügender Menge vorhanden. Die Gewinnsucht war anfänglich auf eigentümliche Mittel verfallen, um solche in die Stadt zu schaffen. Am 23. Juli erinnert Starhemberg den Stadtrat, daß besonders Weiber vielfach beim Schotten- und Stubenthor über die Pallisaden steigen, Brod in's türkische Lager tragen und dafür Grünzeug eintauschen und in die Stadt bringen. Der Stadtrat sah sich genötigt, deswegen einen Ruf an die Bevölkerung ergehen zu lassen, worin er auf die vom Commandanten aufgerichteten drei Galgen hinweist — die Mahnung genügte, um diesen ohnedies gefahrvollen Handel zu unterdrücken. Trotzdem fehlte es an Gemüse und Obst nicht gänzlich. Wenigstens scheint darauf jener Erlaß des Magistrates vom 25. August hinzuweisen, durch welchen „denen Fratschler-Weibern die unzulässige Steigerung der verkauften Victualien verhebt und den Marktrichtern gute Obsicht darauf zu halten anbefohlen" wird.

Auch von den Wirten erfahren wir, daß sie während der Belagerung einmal (am selben 25. August) von der Behörde ermahnt werden müssen, um das teuere Geld keinen so schlechten Wein auszuschänken. Wein wurde übrigens kaum besonders viel beim Wirte gekauft, denn daran besaßen die Bürger selbst

Überfluß. Von ihnen kaufte die Stadtgemeinde ihren Bedarf. Die Geistlichkeit aber entrichtete den hundertsten Eimer aus ihren großen Kellereien für den Bedarf der Verwundeten und Kranken. Späterhin (am 5. September) hat man auch von der Bürgerschaft durch den Proviant-Obercommissär Forster und zwei Beamte des städtischen Taxamtes eine ähnliche Steuer einheben lassen.

Schwieriger war die Beschaffung des frischen Fleisches. „Es ist zu wundern," sagt Vaelkeren, „daß es in aller Zeit dieser Belagerung unter so viel tausend Menschen niemals an Rindfleisch, ja schier auch an anderen Fleischsorten gemangelt habe, obschon es nicht immer in gleichem Preise verkauft worden ist. Denn im Anfange der Belagerung, da unsere aus Ungarn kommenden Soldaten die Menge von allerhand Vieh vor sich trieben, kaufte das Fleischhackergesinde einen Ochsen etwa um drei auch wol weniger Gulden, daher sie das Pfund gar gern um 3 Kreuzer wieder weggaben. Nachgehends aber ist dieser Wert gewachsen und von Zeit zu Zeit höher gestiegen, dergestalt, daß man nach und nach das Pfund zu 7, 8 und 9 Groschen habe zahlen müssen. Dahero kein Wunder ist, wann man nachgehends die Leute hat lamentieren hören, sie könnten nicht ein Pfund Fleisch bekommen; dann der Abgang war nicht am Fleische, sondern am Geld, weil es nicht Jedermanns Thun war, so viel Geld um ein Pfund Fleisch auszugeben." Die bei Beginn der Belagerung in die Stadt gebrachten Ochsen waren natürlich bald aufgezehrt und von da an mußte man zu den Türken hinaus, wenn man Schlachtvieh haben wollte. Ein nicht unbedeutender Teil der Ausfälle wurde zu diesem Zwecke unternommen. Mehrere hundert Rinder sind auf diese Weise im Verlaufe der Belagerung in die Stadt gebracht worden. Starhemberg sah sich aus militärischen Gründen gezwungen, diese Beutezüge unter seine Controle zu stellen und Ausfälle, die ohne sein Vorwissen unternommen werden wollten, gänzlich abzustellen. Die Beutemacher waren natürlich nunmehr die Besitzer des Viehes, soweit dasselbe nicht für die kranken Soldaten mit Beschlag belegt werden mußte. Der den glücklichen Gewinnern gebliebene Teil wurde mit möglichstem Vorteil verkauft. Huhn erzählt ausdrücklich zum 3. August, daß die Beutemacher mit dem Vieh „hernach ihren Wucher trieben". Schon am 1. August hatte der Stadtrat beim Deputierten-Collegium deshalb die gehorsamste Vorstellung eingegeben, „daß die Soldatesca die durch Beuth von dem Feinde eroberten Ochsen den bürgerlichen Fleischhackern um einen billigen Preis zukommen lassen möchte". Auch bemühte sich der Stadtrat, wie der Stadtschreiber Hocke bezeugt, um „die Abstellung des von den Soldatenweibern betriebenen Vorkaufs und Steigerung" der Fleisch- und Brodpreise. Der Magistrat ersucht daher das Deputierten-Collegium, eine den geänderten Verhältnissen entsprechende Satzung einzuführen.

Das deputierte Collegium gieng auf das letzterwähnte Ersuchen um so lieber ein, als man wegen der vielen kranken und verwundeten Soldaten auch ein Verzeichnis der vorhandenen Quantitäten an „Reis und anderen Zugemüs-

Speisen", als Erbsen, Linsen, Gerste, Brei &c. benötigte. Es wurde daher noch am selben Tage an die Niederlagsverwandten ein Decret erlassen, „daß selbe den Vorrat an Reis alsobald beschreiben und einen billigmäßigen Preis desselben" bestimmen sollten, den sie dem deputierten Collegium bekannt zu geben hätten. Am 2. August wurde durch die hiezu verordneten Commissäre des Stadtrates die Beschreibung sämmtlicher „Victualien und Zugemüse" vorgenommen, „anbei" aber „die bürgerlichen Handelsleute, Materialisten, Gewürzkrämer, Greißler, Häringer und Käßstecher vor einen Stadtmagistrat erfordert, denselben vorgehalten und anbefohlen, daß sie solche Victualien in einem billigen Preis verkaufen und zu einem schärferen Einsehen keine Ursache geben sollen".

Am 5. August schritt dann der Stadtrat zur Bestimmung der neuen Satzung für den Verkauf der Victualien. Es wurden zu diesem Zwecke „die bürgerlichen Handelsleute, Fleischhacker, Häringer und Käßstecher" vor den Rat gefordert und ihnen der eventualiter ausgeworfene Preis für die wichtigsten Lebensmittel vorgehalten, „die endlich damit zufrieden gewesen". Hierauf wurde diese Satzung den deputierten Räten zur Bestätigung übergeben. Am nächsten Tage erfolgte diese und nunmehr wurde die neue Satzung sogleich publiciert, mit der Androhung, daß Jedem, der es wagen wollte von nun an die Lebensmittel zu einem anderen als dem bestimmten Preise zu verkaufen, diese confisciert würden, er selbst aber überdies noch „unausbleiblicher Strafe" verfallen sei.

Die Einkäufe an Lebensmitteln, die der Krankencommissär Prenner laut seiner am 31. Juli dem Bischof Kollonitz übergebenen Rechnung bis dahin gemacht hatte, entsprechen im Allgemeinen den in der neuen Satzung festgesetzten Preisen. So hat Prenner das Pfund Reis anfänglich mit 8, später aber mit 9 Kreuzern bezahlt; das Pfund Schmalz mit 16 bis 17 Kreuzern; das Pfund Zwetschken mit 6 bis 7 Kreuzern; das Pfund gerollte Gerste aber mit 7 bis 8 Kreuzern. Wir können also annehmen, daß die Satzung den im Anfange der Belagerung wirklich geforderten Preisen so ziemlich entsprach und einige Zeit wenigstens Geltung behielt. Wir führen daher die wichtigsten Lebensmittel sowol mit den vor der Belagerung geltenden, wie auch nunmehr in Kraft getretenen Preisen an: Das Pfund Rindfleisch, welches früher 3½ Kreuzer gekostet hatte, durfte nunmehr verkauft werden um 6 Kreuzer; das Pfund Kalbfleisch (früher 4) jetzt um 9 Kreuzer; das Pfund Schweinefleisch (5) um 8 Kreuzer; das Pfund Schöpsenfleisch (3½) um 6 Kreuzer; das Pfund Speck (8) um 12 und 14 Kreuzer. Vom Weine sollte kosten der schlechtere die Maß 3 Kreuzer, der mittlere 6 Kreuzer und der beste 8 bis 10 Kreuzer; ein Paar „Hiendl" (früher 8) jetzt 24 Kreuzer; eine alte Henne (15) 24 Kreuzer; ein Kapaun (45 Kreuzer) 1 Gulden; eine Gans „sambt dem Bachen" 54 Kreuzer; eine Ente 30 Kreuzer. Der Leib Brod im Gewichte von 3 Pfund kostete (früher 2) jetzt 4 und 6 Kreuzer; ein Achtl Mundmehl (12) 24 Kreuzer; ein Achtl Semmelmehl (10) 18 Kreuzer; ein Achtl Pohlmehl 14 Kreuzer; ein Achtl

Gries (10) 24 Kreuzer; ein Achtl Gerste (10) 20 Kreuzer; ein Achtl Erbsen (8) 16 Kreuzer; ein Achtl Linsen (9) 15 Kreuzer. Das Pfund Schmalz sollte kosten (früher 11) jetzt 16 Kreuzer; das Pfund frische Butter (10) 15 Kreuzer. Salz verblieb im gleichen Preise wie vor der Belagerung, daß „Maßl" zu 6 Kreuzer, ebenso das Pfund gemeinen Käses (früher 6) zu 4 bis 8 Kreuzer. „Zwespen" sollten nach der Satzung (statt 3) um 4 Kreuzer per Pfund verkauft werden dürfen, kosteten aber schon am 31. Juli bis 7 Kreuzer. An Reis scheinen große Vorräte vorhanden gewesen, derselbe kostete während der Belagerung nicht mehr wie vordem, nämlich das Pfund 9 Kreuzer. Wichtig waren als Nahrungsmittel in jener Zeit auch die Fische. Die Fastenzeiten wurden strenge eingehalten und so wurden an solchen Tagen große Quantitäten verbraucht. „Frische Fische" wurden während der Belagerung wol kaum auf den Markt gebracht. Nur „für die Generalität" wurde, wie die Stadtrechnungen des Jahres 1684 ausweisen, jeden Freitag und Samstag im Stadtgraben gefischt. Die übrigen Bewohner mußten sich mit eingesalzenen oder geräucherten Fischen begnügen. Die Satzung enthält auch für die wichtigsten Sorten derselben die Preise. Das Pfund dürrer Stockfisch durfte vom Kaufmanne verkauft werden um 11 Kreuzer; „das Stükhl aber vom Häringer gewasserter" um 5 Kreuzer; ein Schock „Plateysen" sollte beim Kaufmanne kosten dürfen 1 Gulden 30 Kreuzer; beim Häringer aber gewässert das Stück 2 Kreuzer, 10 Denare bis 3 Kreuzer.

Die Satzung erwies sich jedoch als ein ziemlich gebrechlicher Damm der Sturmflut den Verhältnissen gegenüber. Am 23. August zeigte es sich bereits, daß viele Nahrungsmittel in verdorbenem Zustande in den Handel gebracht werden mußten. Das Brod war schlecht und fast ungenießbar, das Fleisch faul und stinkend. Statt des Rindfleisches mußte Pferde- und Eselfleisch ausgeschrotet werden. Selbst Katzen wurden als Leckerbissen auf den Markt gebracht. Katzenbraten waren anfänglich gewissermaßen aus Curiosität gekauft worden. Sie galten als „Leckerei". Huhn wenigstens erzählt schon am 3. August: „Wer auch Lust an Wälschen Delicatessen hatte, konnte auf dem hohen Markte und dem Petersfreithofe (Petersplatz) bei den daselbst sitzenden Weibern mit geräuchertem Specke gespickte und gebratene Dachhasen, das Stück pro 1 Gulden, zu kaufen bekommen und sich darauf einen Muscatenwein beim Wälschen wohl schmecken lassen; gestalten dann diese Art von Wildpret zu dieser Zeit weder in den Häusern noch auf den Dächern vor Jagten und Nachstellungen nicht allzu sicher war; weil in Wahrheit zu sagen das Fleisch der gebratenen Katzen, wann dessen Süßigkeit mit gesalzenem Specke temperiret wird, obwohl ein ungewöhnliches, doch nicht eben ungeschmacktes Essen ist." Bald wurden die Katzen ein gesuchter Braten. Sie wurden ungebraten und ungespickt mit 24 bis 30 Kreuzer verkauft. Eselfleisch wurde seit dem 26. August in den Bänken ausgehackt und das Pfund mit 6 Kreuzern ausgeboten, ein Preis, den die Satzung

für das Rindfleisch vorschrieb. Von diesem war aber nur sehr wenig zu bekommen und das Pfund mußte mit 12, bis selbst 24 Kreuzern bezahlt werden. Die große Mehrzahl der Bewohner, soweit sie überhaupt Fleisch essen wollte, mußte sich statt des frischen mit eingesalzenem, also gepöckeltem Rind- und Büffelfleisch begnügen. Der Genuß dieses Nahrungsmittels wirkte auf den Gesundheitszustand der Bevölkerung nicht besonders günstig ein. „Die delicaten Wiener Mägen" waren, wie Huhn erzählt, „dessen nicht gewohnt und in Ermanglung der niedlichen Speisen, guten Zugemüses und schönen weißen Mehles und Brodes" erkrankten viele Leute an Durchbruch und roter Ruhr. Es wird daher begreiflich, wenn Starhemberg, in der Freude darüber, wenigstens für die Kranken wieder etwas von frischem Fleische erlangt zu haben, den Studenten und Reitern, die ihm am 3. September, vom Beutezuge heimkehrend, 22 Ochsen einliefern, dafür den unglaublich hohen Preis von 900 Gulden als Belohnung ausbezahlen läßt. Hatten doch damals die Lebensmittelpreise überhaupt schon eine enorme Höhe erreicht, das Pfund Rindfleisch 24 bis 27 Kreuzer, eine Gans oder ein Spanferkel 4 Gulden, ein Wälschhahn 8 bis 10 Gulden, ein in Kalk eingelegtes Ei 7 bis 10 Kreuzer, während frische Eier bis zu einem halben Thaler das Stück verkauft wurden.

Die größten Schwierigkeiten bereitete jedoch den Behörden das Gebahren der Bäcker und Müller. Für die Garnison war wol genügend Mehl vorhanden, auch genugsam Getreide zum Verkaufe an die Bevölkerung. Es fehlte jedoch an feinen Mehlgattungen und zur Beschaffung des gewöhnlichen Mehles für das große Publicum und für das Bäckerbrod an den notwendigen Mühlen. Am 23. Juli war man bereits nahe daran gewesen, daß Mangel an Brod eingetreten wäre. Da die Bäcker in ihren Backöfen nicht im Stande zu sein erklärten, für die gesammte Militär- und Civilbevölkerung das nötige Brod zu backen, sah man sich genötigt, im Gebäude des neuen Hofmarstalles, in den sogenannten Klepperställen (jetzt Teinfaltstraße 6) Backöfen zu bauen. Am 27. Juli wird den Bäckern verboten, an waffenfähige Bursche, die sich noch nirgends einreihen ließen, selbst gegen Geld Brod zu verabreichen. Da die städtischen und privaten Vorräte an Mehl bald zur Neige giengen, so wurden am 31. Juli im bürgerlichen Zeughause zwanzig Handmühlen und sechs Roßmühlen, im Rathause aber eine Pferdemühle von zwei Gängen in Betrieb gesetzt, so daß die Bäcker genug Mehl zum Backen von Semmeln und Brod erhielten und überdies gröberes Mehl und Gries im Rathause sowol, wie auch am Neuen Markte verkauft werden konnte. Am 10. August überließ der Stadtrat die sechs Roßmühlen im bürgerlichen Zeughause den Bäckern vollständig. Die Handmühlen blieben den übrigen Leuten vorbehalten und die Roßmühlen im Rathause wurden den fremden Müllern gegen die gewöhnliche Gebühr eingeräumt.

Trotz dieser Maßregeln war aber das Brod schlecht und ungenießbar. Der Stadtrat sah sich genötigt, am 13. August „den bürgerlichen Bäckern wegen

ihres so übel gebackenen Brodes den Vorhalt zu thun, denselben aufzutragen, daß sie das Brod künftighin besser backen und jeder sein Zeichen darauf machen solle. Anbei wurde dem Jacob Zietrich, Brodbeschauern, die gewöhnliche Obsicht zu haben und die Prob zu beobachten bei Strafe anbefohlen".

Unterm 18. berichtet Hocke: „Es haben die Herrn geheimen und deputierten Räte den Stadtrat durch Decret erinnert, es komme vor und zeige es das tägliche Lamentieren des in der eilfertigen Flucht sich in die Stadt salvierten gemeinen Volkes, daß ein Mangel und Abgang am Brod erscheinen wolle. Und weil gemeine Stadt einen großen Vorrat an Mehl hätte, welches der Zeit dem Nothleidenden zu Hilf kommen und dadurch verhindern könnte, daß die ansteckenden und weiters besorgenden Krankheiten verhütet blieben, als sollte der Stadtmagistrat von dem vorräthigen Mehl durch die bürgerlichen Bäcker so viel backen lassen, als der gemeine Mann in einem billigen Werth die Nothdurft überkommen möge. Darüber die Bäcker erfordert, ihnen der Inhalt des Decrets vorgehalten und anbefohlen worden, daß sie auch eine Specification ihres vorräthigen Mehls herein geben und die Stadt mit nothwendigem Brod versehen sollen." Am 21. sah sich der Stadtrat gezwungen, da die Bäcker das weiße Brod und die Semmeln „ungleich" austeilten, zu dieser Verteilung die beiden Mitglieder des inneren Rates, Puchenegger und Ruckepaum als Commissäre zu verordnen. Der städtische Metzenleiher Mathias Nauz aber wurde veranlaßt die Probe zu machen, „damit man wissen könne, wie viel ein Strich Mehl Gebäck gebe". Die Bäcker hatten nämlich erklärt, daß sie mit dem ihnen von der Stadt für die armen Leute zugewiesenen Mehle das Auslangen nicht fänden. Am nächstfolgenden Tage wurde dann den Bäckern nach erfolgter Probe anbefohlen, „von dem weißen Mehl die Semmel per einen Kreuzer mit 8 Loth 1 Quintl zu backen und das weiße Mehl mit dem schwarzen nicht zu mischen".

Übrigens stiegen die Lebensmittelpreise continuierlich. Hie und da scheinen solche gänzlich ausgegangen zu sein, wenigstens sah sich der Stadtrat am 24. bereits veranlaßt, den bürgerlichen Greißlern und Kässtechern einen „Vorhalt" zu tun, daß sie von ihren Victualien nichts verheimlichen, sondern dem gemeinen Volke und den Soldaten davon um billigen Preis das Benötigte abgeben sollten.

Da man die Bäcker im Gewichte und Preise des Gebäckes scharf beaufsichtigte, so suchten sie sich auf andere Weise zu helfen, indem sie viel schwarzes Mehl unter das weiße mischten und Mehl und Gries heimlich zu höheren Preisen verkauften. Um diesem Gebahren ein Ende zu machen, ließ der Stadtrat dem Metzenleiher am 25. August vorhalten, „daß man von den bürgerlichen Bäckern über alle Ermahnung dennoch kein weißes Gebäck haben könne, daß sie das Mehl und Gries heimlich verkauften, weswegen er Metzenleiher Obacht geben solle, damit die Übertreter der Gebühr nach bestraft würden".

Zugleich wurden „zu ordentlicher Austeilung“ von Mehl und Gries auf dem Neuen Markt statt Puchenegger und Ruckepaum Doctor Löhr und der Metzenleiher selbst als Commissäre verordnet.

Für die Kranken wurden auf Erinnerung des Deputierten-Collegiums einige Gänge der städtischen und Spitals-Roßmühlen ausschließlich verwendet. Aber selbst für diese Ärmsten konnte man kein weißes Brod erlangen. Da der Bäcker angeblich zu Wenige waren, um den täglichen Bedarf an Brod schaffen zu können, sah sich Graf Caplirs am 2. September genötigt, die Verfügung zu treffen, „daß diejenigen Bäckerjungen, so vormals zu dem Proviantamt aufgenommen, jetzt aber eine Zeit lang bei der Bäcker-Freicompagnie in Diensten gewesen, auf des Proviantamtes Begehren ausgefolgt und bei der Bäckerei wieder verwendet werden sollten“. Wiederholt wurden an die Bäcker Ermahnungen erlassen, den Kranken doch nur weißes Brod zu liefern, allein vergeblich. Endlich, am 3. September, befahl der Stadtrat dem Metzenleiher, da sich die Bäcker wahrscheinlich mit dem ungenügenden Getreide entschuldigten, einige Metzen Getreide „zum Vorschuß herzugeben, so auch probiert und das Brod schön und weiß worden“. Wie aber das in den letzten Tagen der Belagerung von den Bäckern gelieferte Brod auf dieses hin beschaffen war, darüber fehlen uns weitere Nachrichten.

Solchen Verhältnissen gegenüber fruchteten bloße Ermahnungen und Strafandrohungen natürlich wenig. Der Versuch, eine exemplarische Bestrafung, etwa an Leib und Leben, wirken zu lassen, wurde nicht gemacht. Das Äußerste, zu dem sich das deputierte Collegium aufraffte, bestand darin, daß es sich an den mittlerweile, nach dem am 13. August erfolgten Tode Grüner's, auch zum Rector magnificus erwählten bischöflichen Generalvicar und Official, Johann Baptist Mayr, mit der Erinnerung wendete, „wie daß der Succurs von allerhand Auxiliarvölkern sich allgemach der Stadt nähern wolle und an dem sei, daß nächster Tagen es zu einer Hauptaction mit dem Erbfeinde kommen werde. Man habe sich bei solcher Action mit Nichten auf den Succurs und auf unsere christlichen Waffen, sondern vielmehr und zuförderst auf den göttlichen Beistand zu verlassen. Dieser werde nur durch ein bußfertiges Leben, Abstehung von den Sünden und durch andere Tugenden und Bußwerke erlangt. Es wird daher er, Herr Official, seinem bekannten Eifer nach an die Prediger die weitere Verordnung ergehen lassen, daß sie am nächsten Sonntage (das Decret ist vom Donnerstag den 25. August) von den Kanzeln aus ihre Zuhörer nicht nur zu weiterer Continuation ihres eifrigen und inbrünstigen Gebetes und anderer christlichen Bußwerke anfrischen, sondern auch die Gemeinde ganz beweglich und ernstlich dahin anmahnen sollen, damit sie doch bei gegenwärtigen, gefährlichen und betrüblichen Kriegszeiten von Sünden und Laster abstehen, die Unzucht meiden und sonderlich den verdammten Wucher, den sie gegen den armen Soldaten ganz unbarmherzig verüben, vergessen und die Lebens-

mittel nicht also hoch schätzen sollen. Wann solches geschehe, werde Gott die kaiserlichen Waffen segnen, der Christenheit wider den Erbfeind Sieg erteilen und die kaiserliche Residenzstadt Wien bald in Freiheit setzen".

Generalvicar Mayr kam dem ihm gewordenen Auftrage auf das Pünktlichste nach. Consistorialrat Hocke berichtet zum Sonntag den 29. August — es war der gefürchtete Tag der Enthauptung Johannis des Täufers — es hätten „die Prediger auch in denen Kirchen auf denen Cantzlen das Volk ermahnet, daß es fleißig beten solle, damit der täglich erwartete Succurs sich glücklich durchschlagen und die Stadt erledigen möge".

Je länger die Belagerung dauerte, desto drückender wurden natürlich die Lebensverhältnisse überhaupt. Gerade so wie die Officiere anfiengen besorgt zu werden über die erschreckende Abnahme der diensttauglichen Streiter, gerade so wie man in den letzten Tagen auf das Schlimmste gefaßt sein mußte, wenn es den Türken gelang, eine genügend breite Bresche in die Courtine zwischen der Löbel- und der Burgbastei zu legen und einen Generalsturm mit ganzer Heeresmacht darauf zu unternehmen, gerade so trat mit jedem Tage die furchtbare Gefahr eines plötzlich eintretenden Mangels an Lebensmitteln näher. Dazu die fortwährende Zunahme der Erkrankungen und Todesfälle, der immer ekelhafter werdende Gestank vor den Basteien, in den Straßen, vielfach selbst schon in den Zimmern — mit einem Worte, die Situation wurde eine auf die Dauer geradezu unerträgliche. Sie ist gekennzeichnet in den ebenso naiven als zutreffenden Versen des Bäcker-Innungsbuches, die dem Bilde Michael Wagenlehner's beigegeben sind:

„Diese Belagerung dauerte neun Wochen lang,
Da wurd' uns auch schon ziemlich bang.
Bis uns endlich auch der liebste Gott
Hat erlöst von dieser grossen Noth."

Trotzdem walteten nicht blos die Militärbehörden, sondern auch die Civilbehörden selbst in diesen letzten Tagen noch ihres Amtes mit derselben Unerschrockenheit, wie zuvor. Am 11. September war der Stadtmagistrat zusammengetreten, wie dies während der ganzen Belagerung beinahe täglich geschehen war. Er faßte die für den Tag nötigen Beschlüsse. Es wurde dem „Stadtunterkämmerer anbefohlen, daß er die abgedeckten Ballhäuser, worinnen die Kranken gelegen, zudecken lassen solle. Nicht weniger ist an die zu Einbringung der für die auf der Gasse gelegene und in die Ballhäuser transferierte Kranke eingangnen Sammelgelter verordnete Commissarien, als Herrn Karl Krinner, Herrn Jacob Valentin, Herrn Tobia Reinhold, Herrn Frantzen Fokhy, Höld, Bruckmayr und Weiß die Verordnung ergangen, daß sie das gesammelte Geld dem Herrn Spittlmeister des Burgerspittals zur Verpflegung der Kranken einhändigen sollen".

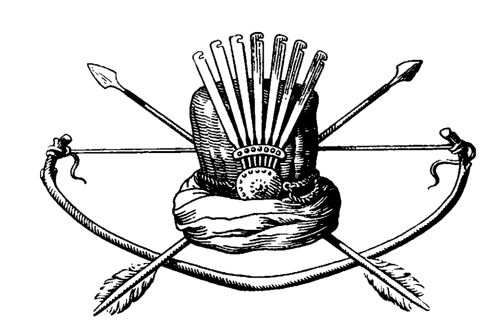
Wiederholt hatte der Glaube des Volkes angebliche Zeichen der baldigen Befreiung zu beobachten vermeint. Gott selbst sollte dieselben den bedrängten Streitern geschickt haben. Bald war es ein dunkler Wolken- oder Nebelstreifen, der unheildrohend über dem türkischen Lager sich ausbreitete, bald eine weiße Taube, die, Frieden verkündend, in die Stadt geflogen kam. Jedesmal noch hatten sich diese Zeichen als trügerische Ausgeburten einer von der Sehnsucht nach baldiger Befreiung erregten Phantasie erwiesen. In dieser ganzen Zeit war es vornehmlich die Person jenes unerschütterlichen Helden, der als leuchtendes Beispiel des Mutes die Bevölkerung aufrichtete. Selbst in die Zellen der Klosterfrauen war der Glaube an seinen Heldenmut gedrungen; seine markige Haltung gab Allen Trost. Noch am 15. October weiß jene anfangs dieses Capitels erwähnte Nonne M. J. nur von seinem Heldenmute zu erzählen. „Der türkische Großvezier," schreibt sie an die Äbtissin Maria Eleonora von Frauenberg im Kloster Sancta Clara zum Anger in München, „hat dem Herrn von Starhemberg, der das Commando über die Stadt geführt, durch Briefe sagen lassen, wenn er die Stadt mit Accord aufgeben wollte, so sei es gut und wolle er keinem Menschen nichts tun, wenn aber nicht, so möge er für den nächsten Sonntag das Kraut kochen, er wolle dann das Fleisch darein hacken. Darauf hat dieser wackere Kriegsheld aber zur Antwort gegeben: er möge nur kommen, es sei ihm der letzte Blutstropfen gerade so als wie der erste." Er wußte die Widerstandskraft immer wieder von Neuem anzuregen bis zum Äußersten. Von ihm hat der Dichter wohl mit Recht gesungen:

„Schaut unsern Starhemberg, den tapfern Helden an,
Der seines Kaisers Sitz, so wol beschirmen kan!
Ihm ist und bleibt die Ehr, daß diese Räuber-Gäst
Nicht haben umgekehrt das Römisch Adler-Nest!"

Und dieser starke Held war weich geworden am letzten Tage der Belagerung, er hatte die wackeren Streiter seine Kinder und Brüder genannt, das glänzendste Zeugnis ihrer Tapferkeit aus diesem Munde! Nur noch diese Nacht, hatte er gesagt, haltet aus, dann hat alle Not ein Ende. „Auf eine so gute Zeitung," berichtet der Augen- und Ohrenzeuge dieser Scene, Huhn, der selbst in einer Compagnie der Hofbefreiten an der Verteidigung teilgenommen hatte, „ohnerachtet es schon spät in der Nacht, ließ der Herr von Raitz, königlich Bömischer Hofagent, ein Paar Bouteillen von gutem St. Georger Ausbruch aus seinem Keller kommen, da wir uns dann als gute Cameraden und Rottgesellen, selbdritt in dem Zimmer (der Hofburg), nachdem ich eben von der Schildwacht abgelöset worden, über einem kleinen Oval-Tischchen zusammen setzten und zum Valete dieser namhaften Belagerung der kaiserlichen Residenzstadt Wien auf einen glücklichen Entsatz der alliierten Armee und dero commandierenden hohen Generalität Gesundheit trinken wollten. Als ich aber das

mir zugebrachte Glas Wein über dem Tisch zu mir nehmen wollte, schoß ein Janitschar aus seinem Rohr in eben dem Tempo die Zusammenfügung zwischen dem Kelch und Fuße dergestalt entzwei, daß mir und meiner Gesellschaft der Wein in die Augen spritzte; die Kugel aber prallte von der gegenüberstehenden Mauer bis an die Hälfte des großen Zimmers zurück. Wir urteilten daraus, des Feindes Batterien müßten von außen den Burgfenstern, wo wir Hofbefreite logieret waren, gleich hoch aufgeführt worden sein, daß sie alle unsere Actionen so genau beobachten und so schnurgerade das abgezweckte Ziel erreichen und, so zu sagen auf einen Nagel treffen könnten. Wurffen dannenhero unsern Tisch Augenblicks übern Haufen und setzten uns nach Türkischer Mode auf die Erde, den Rücken an die zu unserer Defension und Schutz aufgerichteten Sandsäcke lehnend. Da wir unsern Wein mit mehr Sicherheit und weniger Gefahr austrunken, denen in den Approchen und auf den Batterien im Türkischen Lager sich noch aufhaltenden Janitscharen und Seimenen aber zum Abschiede das Plaisier ließen, daß sie über unsere Köpfe wegschießen konnten. Im Übrigen aber den anbrechenden 12. September mit unbeschreiblichem Verlangen, zwischen Furcht und Hoffnung erwarteten."

Zwischen Furcht und Hoffnung, das war die Losung für all' die Tausende, welche eingeschlossen in der bis auf's Äußerste geängstigten Stadt den anbrechenden Morgen des 12. September erwarteten.





Fünftes Capitel.



Als der Kaiser am 7. Juli aus seiner bedrängten Residenzstadt flüchtete, geschah dies in der richtigen Erwägung, daß es ihm nur außerhalb der Stadt, von einem nicht unmittelbar gefährdeten Orte aus möglich sein werde, die zur Vertreibung der türkischen Übermacht notwendigen Hilfstruppen herbeizuziehen. Seine Entfernung aus Wien war eine im Staatsinteresse notwendige Handlung gewesen. Nur die Hast und Übereilung, mit der die ganze Abreise im allerletzten Moment beinahe, könnte man sagen, in's Werk gesetzt wurde, hatte die aufgeregten Gemüter der zurückbleibenden Bevölkerung in jene namenlose Angst versetzt, von der uns die Zeugen derselben berichten. Da man sich aber einmal von den Ereignissen hatte überraschen lassen, so war nichts Anderes übrig geblieben, als eiligste Flucht. Beim Abschiede hatte der Kaiser der Deputation des Stadtrates die schleunigste Hilfe versprochen, und es war auch nur ganz natürlich, daß Leopold I. Alles daran setzte, um Wien und damit zugleich ganz Süddeutschland so rasch als möglich aus der gefährlichen Situation, in der es sich befand, zu erlösen, damit es nicht in die Hände der Ungläubigen falle, „denn wenn dies geschähe", hatte Leopold am 18. Juli von Passau aus an seinen Vertrauten, den Capuzinerpater Marco d'Aviano geschrieben, „so bangt mir, daß alles verloren gehe". Wie oft während der nächsten zwei Monate haben sich die Herzen der in der Festung eingeschlossenen Bewohner gesehnt nach dem endlichen Entsatze! Wie heiß war derselbe erfleht worden von den Gläubigen im inbrünstigen Gebete, wie oft gewünscht von der immer kleiner werdenden Schaar von Streitern im Kampfe um das höchste menschliche Gut, um die Freiheit! Und immer vergeblich. — Zwei volle

Monate waren nötig, um bei heißester Anstrengung, mit dem Aufgebote aller Energie, endlich eine Armee herbeizuschaffen, stark genug, daß der Versuch gewagt werden konnte, mit Aussicht auf Erfolg den Türken die Entscheidungsschlacht anzubieten.

Noch am 7. Juli waren die Boten ausgesendet worden nach allen Richtungen der Windrose mit der Nachricht von dem entsetzlichen Unheile, das Wien bedrohte, mit dem dringenden Ersuchen des Kaisers, den versprochenen Succurs baldigst mobil zu machen, der Stadt und dem Reiche zu Hilfe zu eilen. Obgleich Leopold I. durch die Wucht der Tatsachen auf's Tiefste erschüttert und gebeugt war, obgleich die Reise unter Gefahr und Aufregung mancherlei Art vor sich gieng, hat ihn der Gedanke, seiner „getreuen Stadt, diesem hochwichtigen Bollwerke" des Reiches, möglichst rasch Hilfe zu senden, selbst in diesen Tagen der Not nicht verlassen. Von Melk aus, wo der Kaiser am 11. Juli weilte, richtet er an den Erzbischof von Salzburg, Max Gandolf, ein Schreiben, wo er das unterm 3. Juli erfolgte Erbieten des Salzburgers, 1200 Stück 23pfündige gegossene und 1000 Stück 25pfündige geschmiedete Karthaunenkugeln in's Wiener Zeughaus einzuliefern, acceptiert. Er ersucht aber um die schleunige Verordnung, damit diese Kugeln „mit ehistem zu Wasser nach Wien geliefert werden mögen". In erster Linie handelte es sich ja darum, Wien für so lange verteidigungsfähig zu erhalten, bis der Succurs heranrücken konnte. Am 12. Juli erreichte der Kaiser mit seinem Gefolge die Stadt Enns, am 13. gieng es weiter nach Linz. Da sich Leopold I., wie wir wissen, auch hier nicht sicher fühlte, setzte er am nächstfolgenden Tage die Reise fort nach Passau. Am 15. Juli berichtet der Landschaftsbereiter Ferdinand Mölzer an den Landschaftssecretär Franz Scharzer in Linz aus Aschau (jetzt Aschach) an der Donau: „ . . . erinnere zur schuldigen Nachricht, daß Ihro Majestät das Mittagmahl zu Aschau um 3 Uhr eingenommen und werden Ihro Majestät diese Nacht allhier verbleiben müssen, weil die Schiffe deren nicht eines allhier sondern erst spät ankommen werden. Ihro Majestät werden auch diese Nacht hindurch, wie auch alle Minister auf den Schiffen schlafen."

Seit dem 16. Juli befand sich der Kaiser mit seinem Hofstaate in Passau als Gast des Bischofs Sebastian Grafen von Pötting. Auch die wichtigsten Centralstellen des Reiches schlugen hier ihren Sitz auf, die verschiedenen Hofkanzleien, seit dem 17. Juli die österreichische Hofkammer, am 18. der Hofkriegsrat, ebenso die verschiedenen fremden Gesandten. Die Stadt war so überfüllt, daß ein Teil der Beamten und Dienerschaft in den nächstgelegenen Ortschaften Quartier nehmen mußte. Bittgebete wurden in den verschiedenen Kirchen angeordnet, Processionen wurden veranstaltet, aber ebenso wurden von hier aus so rasch als möglich aufgetriebene Munitionsvorräte gegen Wien entsendet, die verschiedenen Verhandlungen gepflogen, um sowol die auswärtigen Mächte zu rascher Hilfe anzueifern, wie auch die eigenen Rüstungen zu vervollständigen,

die nötigen Proviant- und Munitionsvorräte für die Feldarmee anzuschaffen, Truppennachschübe dem Herzog von Lothringen zuzusenden ꝛc.

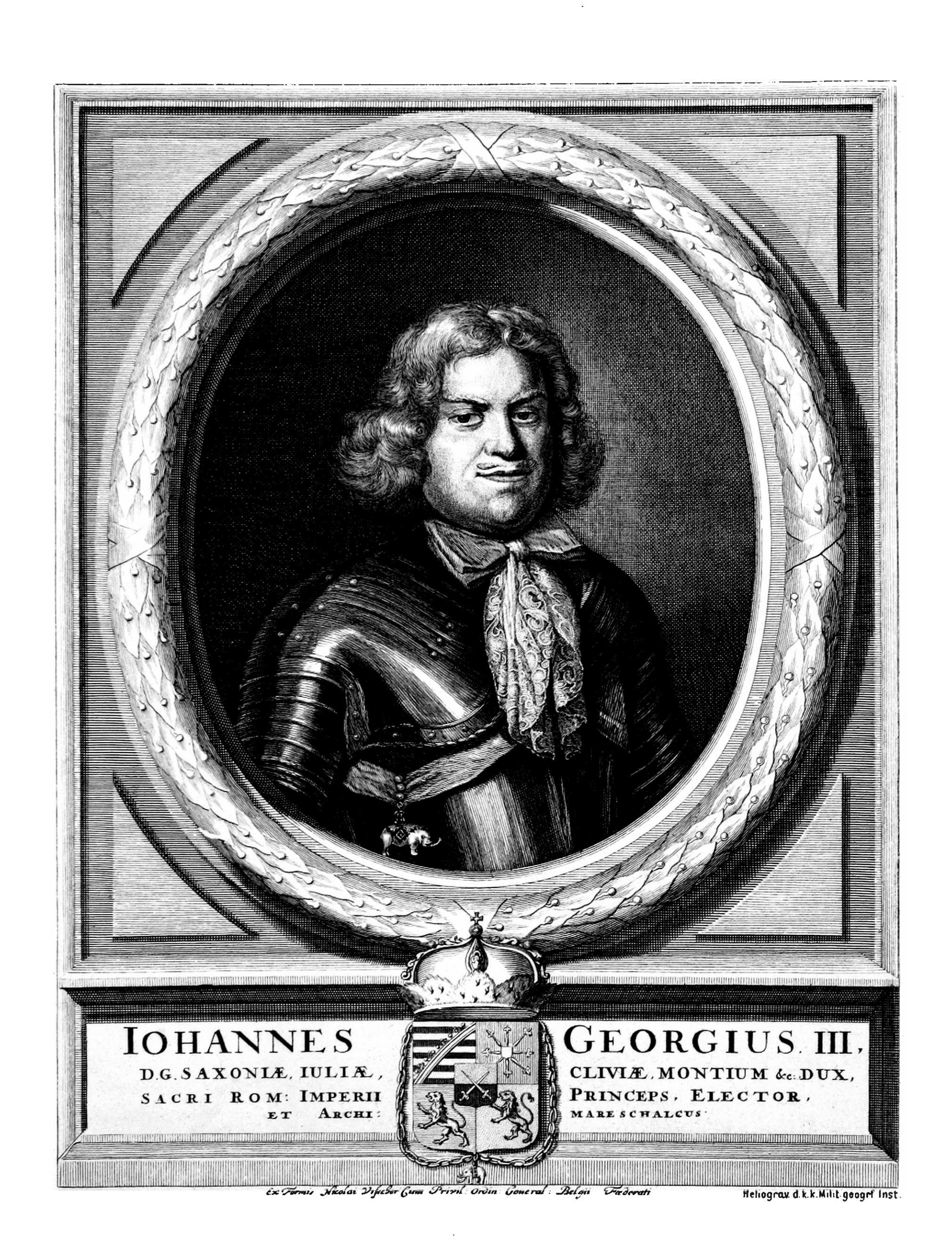
Für all' diese Actionen wurden große Geldsummen benötigt, und wieder sah sich die kaiserliche Regierung in Folge der äußersten Erschöpfung der Hofkammermittel in Allem und Jedem gehemmt. Dazu war auch in Folge der furchtbaren Kriegsereignisse der Credit der Regierung auf's Tiefste gesunken. Aus Prag sendete zwar der Freiherr Anton von Janninal unterm 17. Juli so viel von vorrätigen Gefällsgeldern, als er überhaupt in der kaiserlichen Casse vorfand, nämlich 70.000 Gulden, zugleich aber auch die Nachricht, daß er nicht im Stande sei, ein Darlehen aufzubringen, dagegen von allen Seiten mit Kündigung der kaiserlichen Schuldverschreibungen bedroht würde. Es war so weit gekommen, daß man der Gemahlin des Herzogs von Lothringen, der Erzherzogin Eleonore, nicht einmal ihr fälliges Deputat auszuzahlen vermochte. Sie mußte sich mit einer Anweisung auf die Bewilligung des tirolischen Landtages begnügen. Dem am 14. August nach Braunschweig-Lüneburg vom Kaiser abgesendeten Reichshofrat Freiherrn Werner von Plittersdorf aber mußte für die Reiseunkosten der Jude Oppenheimer gegen Versicherung 500 Gulden „reichen". Das freiwillige Angebot des Erzbischofs Széchényi konnte aus naheliegenden Gründen nicht nutzbringend verwertet werden. Nur der Fürst Ferdinand zu Schwarzenberg hatte außer den am 11. Juli dem Kaiser in Wien dargeliehenen 50.000 Gulden späterhin noch weitere 100.000 Gulden vorgeschossen, wofür ihm im September dann ein Schuldschein ausgestellt wurde, wonach sich der Kaiser verpflichtete, innerhalb der nächsten drei Jahre jährlich 50.000 Gulden zurückzuzahlen und die ganze Summe auf das Weinaufschlagamt zu versichern.

Unter solchen Umständen war die päpstliche Hilfe von außerordentlicher Wichtigkeit. Durch Vermittlung des päpstlichen Legaten am kaiserlichen Hofe, des Cardinals Buonvisi, wurden nicht blos durch Wechsel mehrere hunderttausend Gulden päpstlicher Hilfsgelder an die Hofkammer zu Handen des Hofkammer-Präsidenten Grafen Rosenberg eingeliefert *), sondern auch die Geistlichkeit der Erbländer sowol, wie auch Deutschlands, zu ausgiebiger Geldhilfe unter dem Titel der Türkensteuer veranlaßt. So mußte der Bischof von Olmütz 20.000 Thaler, das Domcapitel zu Breslau aber 30.000 Thaler an den General-Feldkriegscommissär Graf Breinner sofort abliefern. Dieser klagte nämlich in immer dringender werdendem Tone, daß ihm zur Bezahlung der Feldarmee, besonders aber der von Lubomirski geworbenen Polen die nötigen Geldmittel mangelten. Vom Erzbischof von Salzburg wurden 100.000 Gulden

*) Am 27. August giengen 50.000 Gulden ein, wovon die Hälfte sogleich dem Juden Oppenheimer, der in diesen Tagen ungemein tätig war in Herbeischaffung von Proviant und Munition, ausbezahlt, die andere Hälfte aber in das Hofkriegszahlamt eingeliefert wurde. Am 8. September folgten weitere 100.000 Gulden ꝛc.

verlangt. Derselbe weigerte sich zwar, eine solche Summe beizusteuern, am 10. September drückte jedoch der Kaiser in einem Befehlschreiben an den Hofkammerrat Aichbüchel in Linz die Hoffnung aus, daß von der verlangten Summe bereits 50.000 Gulden im Hofkriegszahlamt eingeflossen sein werden. Die von den Ständen Tirols bewilligten 150.000 Gulden werden am 28. August in einem Schreiben der Hofkammer an die österreichische Hofkanzlei ehestens eingefordert, da man selbe sehr nötig habe; an die Republik Genua wendet sich der Kaiser am 14. August mit dem Ersuchen um Bezahlung der zum Türkenkriege versprochenen Hilfe von 30.000 Thalern, damit dem Juden Samuel Oppenheimer von Heidelberg das Geld als eine Abschlagszahlung für die von ihm übernommene Lieferung von 30.000 Centnern „gerechten Proviantmehls", nach dem mit ihm geschlossenen Contracte sogleich übergeben werden könne — kurz, man suchte sich zu helfen so gut dies möglich war. Die Anforderungen an die kaiserlichen Cassen waren aber auch geradezu außerordentliche. In erster Linie mußte gesorgt werden für die Bezahlung der kaiserlichen Truppen. Für die Polen Lubomirski's benötigte Breinner allein monatlich 30.000 Gulden. Dazu kamen dann die übrigen Truppen im Lager des Herzogs, in Steiermark, Croatien ꝛc., die notwendigen Lieferungen an Munition und Lebensmitteln für Mannschaften und Pferde sowol der eigenen Armee, wie auch derjenigen der Bundesgenossen, die Herbeischaffung neuer Schiffe zum Transporte auf der Donau zu den nötigen Brücken, da die früher benützten teilweise in Raab, Komorn und Wien eingeschlossen, teilweise vom Feinde vernichtet waren. Der Stück- und Brücken-Oberhauptmann Peter Rubland (oder Ruland) stellte die Brücken und Transportschiffe zusammen. Unterm 22. Juli wird aus Mauthausen berichtet, daß daselbst noch 140 Traunflöße von dem nach Wien bestimmten Pallisadenholz stünden. Diese wurden zum Baue der Schiffe ebenfalls verwendet. Anfangs August scheint man soweit damit fertig gewesen zu sein, daß etwa 5000 Mann transportiert werden konnten, wenigstens befanden sich am 12. August nach dem Berichte des Schlüsselamtes zu Krems an Schiffen bereits 111 Sechserinnen und Siebnerinnen, 26 „Plötten" und 2 „Muzen" daselbst. Nach den Vorschlägen Breinner's mußte man für 80.000 Mann Lebensmittel herbeischaffen, denn um Wien herum hatten ja die Türken Alles vernichtet. Dazu kam dann noch, daß dem größeren Teile der Bundesgenossen auch Geldmittel zur Bezahlung der Hilfstruppen flüssig gemacht werden mußten.

Zwar der Kurfürst von Brandenburg konnte nicht gewonnen werden, trotz aller Bemühungen des kaiserlichen Gesandten in Berlin, Grafen von Lamberg, des Herzogs von Sachsen-Lauenburg, der im Auftrage des Herzogs von Lothringen eine Schilderung der Bedrängnis von Wien am 23. Juli nach Potsdam überbrachte, noch des Fürsten Johann Georg von Anhalt sowol in Wien, wie später als Bevollmächtigter Friedrich Wilhelm's in Passau.



ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK

Die Forderungen des Kurfürsten, die der Fürst von Anhalt Anfangs August überbracht hatte, waren so exorbitante: Anerkennung der brandenburgischen Ansprüche auf Jägerndorf, 500.000 Thaler vom Kaiser, ebensoviel vom Könige von Spanien und 300.000 Thaler von den Niederlanden, und dieses Alles, ohne daß ersichtlich war, ob der Kurfürst, außer in der Abwehr der Türkengefahr, den Verbündeten des Kaisers sonst — das heißt in der Abwehr der von Ludwig XIV. drohenden Gefahren — näher treten wolle, daß man in Passau nicht unbedingt darauf eingehen mochte. Der Kaiser verlangte in dem Vertragsentwurfe, der endlich mit dem Fürsten von Anhalt vereinbart worden war, auch über diesen letzten Punkt eine bündige Zusicherung des Kurfürsten, und daran scheiterten die Verhandlungen. Friedrich Wilhelm verweigerte seine Zustimmung zu dem Vertrage. Die kaiserlichen Räte sehen sich am 30. August durch die Not der Verhältnisse zwar genötigt, Leopold I. die Fortsetzung der Verhandlungen anzuempfehlen, aber mittlerweile war die Zeit so sehr vorgerückt, daß man selbst in Passau nicht mehr an die Möglichkeit einer rechtzeitigen Hilfe von Berlin aus glaubte. Durch diesen Mißerfolg in den Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Brandenburg wurde auch die Hilfeleistung anderer Fürsten Norddeutschlands unmöglich gemacht oder wenigstens erschwert. Herzog Ernst August von Hannover, sowie das gesammte Braunschweig-Lüneburgische Haus sah sich in Folge dessen zur Untätigkeit verurteilt. Der ersterwähnte Herzog mußte sich damit begnügen, zur Betätigung seines guten Willens seine zwei ältesten Söhne als Freiwillige zum Entsatzheere zu senden.

Auch die Beteiligung des Kurfürsten von Sachsen war trotz des frühzeitig betätigten persönlichen Eifers Johann Georg's III. lange Zeit zweifelhaft. In erster Linie war es auch hier die Sorge vor einem eventuell drohenden Kriege mit Frankreich und dessen Bundesgenossen Dänemark und Brandenburg, welche den Kurfürsten zaudern machte. Bevor sich derselbe zu einer bindenden Zusage an den kaiserlichen Unterhändler, den schon erwähnten Grafen von Lamberg herbeiließ, suchte er vor Allem über die Absichten Friedrich Wilhelm's von Brandenburg Klarheit zu erlangen. Am 21. Juli wendete er sich zu diesem Zwecke in einem Schreiben an den Letzteren, worin er ihm mitteilt, daß er entschlossen sei, „weil gleichwol die Türkengefahr am größten und nächsten und da auch Euer Liebden zu ansehnlicher wirklicher Volkhülfe und zu solchem Ende auf Abschickung des Fürsten zu Anhalt Liebden nach dem kaiserlichen Hofe sich resolviert", in eigener Person mit seiner gesammten Armee dem Kaiser zu Hilfe zu eilen. Er ersucht den Brandenburger um Mitteilung, ob er seine Truppen nicht gleichzeitig und vereint mit den sächsischen abmarschieren lassen wollte. Am 25. Juli erfolgte hierauf eine ausweichende Antwort des Kurfürsten von Brandenburg. Schon vorher jedoch hatte Johann Georg III. den Beschluß gefaßt, sich am Kriegszuge gegen die Türken zu beteiligen. Am 22. Juli bedankt sich bereits der Kaiser bei ihm

für diesen Entschluß. Derselbe fügt dem Dankschreiben ein eigenhändiges Postscriptum bei, worin er den Kurfürsten um „eilfertige und schleunige Hülfe“ ersucht. Trotzdem dauerte es ziemlich lange, bis die sächsische Hilfsarmee in Böhmen einrückte (am 14. August) und beinahe ein Monat vergieng, bis sich dieselbe wirklich mit dem kaiserlichen Heere zum Kampfe gegen die Türken vereinigte. Die Ursache dieser Verzögerung des Anmarsches lag in den Forderungen des Kurfürsten. Er verlangte nämlich das Commando zum Mindesten über die gesammten Reichstruppen, unentgeltliche Herbeischaffung der Lebensmittel für die sächsische Armee während des ganzen Feldzuges, Winterquartiere in den kaiserlichen Erbländern nach Beendigung der diesjährigen Campagne, Ersatz der im Felde verbrauchten Munition, irgend eine Erkenntlichkeit für eine so ansehnliche Hilfeleistung — es war an eine Landabtretung an Sachsen hiebei gedacht — und Sicherheit wegen Bedeckung von Mähren und Schlesien, da ein unvermuteter Anfall durch die in Oberungarn stehenden türkischen Streitkräfte auch das Kurfürstentum Sachsen in Gefahr bringen könnte.

Die kaiserlichen Minister in Passau berechneten die Geldunkosten dieser Forderungen des Kurfürsten von Sachsen mit 500.000 Gulden. Man sah sich genötigt darauf insofern einzugehen, als der Kaiser erklärte: „Die Frage des Obercommandos werde sich leicht lösen lassen, da er selbst in Person sich zur Armee begeben und also weder mit Polen noch mit den übrigen Reichsfürsten deswegen Schwierigkeiten entstehen würden. Die Verproviantierung der sächsischen Truppen während des Marsches werde der Kaiser übernehmen, gegen seinerzeitigen Vergleich mit dem Kurfürsten. So lange die Vereinigung der Armeen andauere, solle Proviant und Fourage, aber gegen Wiedererstattung der Kosten durch den Kurfürsten, von den Kaiserlichen beigestellt werden. Die verbrauchte Munition werde man unentgeltlich ersetzen. Wegen der Winterquartiere könne man sich nur für den Fall in etwas Gewisses einlassen, als es die Notwendigkeit erheischen sollte, die Truppen während des Winters in den Erblanden zu behalten. Die Hilfeleistung des Kurfürsten erkenne der Kaiser mit gnädigstem Danke an. Auf Bedeckung Mährens und Schlesiens habe der kaiserliche Hofkriegsrat bereits sein Augenmerk gerichtet.“

Diese Erklärung von Seite der kaiserlichen Regierung war von Johann Georg III. gewissermaßen erzwungen worden, denn er hatte nicht blos fortwährend mit dem Vormarsche gezögert, sondern endlich selbst mit der Umkehr nach Hause gedroht. Vom 19. bis zum 23. August hatte er vollständig untätig in Prag verweilt, am 27. befand sich das sächsische Hauptquartier erst in Tabor. Erst nachdem Graf Lamberg die günstige Resolution des Kaisers überbracht hatte und ein neuerliches Ersuchschreiben Leopold's I. unterm Datum, Linz den 26. August, in Tabor eingetroffen war, gab der Kurfürst den mittlerweile immer dringender werdenden, verschiedenen Mahnschreiben des Herzogs von Lothringen Folge und beschleunigte seinen Marsch, so daß er über Neuhaus,

Bisteritz, Weidhofen an der Thaya endlich am 2. September in Horn anlangte. Noch in Neuhaus hatte der Kurfürst die Nachricht erhalten, daß der Kaiser nicht blos die Erklärung seiner Regierung bestätigt, sondern sich auch entschlossen habe, nach dem Wunsche des gesammten deutschen Reiches mit Frankreich in definitive Verhandlungen auf Abschluß eines Waffenstillstandes sich einzulassen und zu diesem Zwecke den geheimen Rat und Kämmerer, Grafen Gottlieb



Fürst Georg Friedrich von Waldeck.
(Nach einem in der k. k. Fideicommiß-Bibliothek befindlichen Stiche.)

von Windischgrätz, unterm 28. August nach Regensburg zum Reichstage abgesendet habe. In dem betreffenden Befehlschreiben an Windischgrätz heißt es, daß er gesendet werde, „um die in Regensburg anwesende kaiserliche Commission durch ein in Unseren und des Reiches Diensten und Geschäften wol erfahrenes Subject zu verstärken". Wegen der vom Kurfürsten von Sachsen begehrten Abtretung einiger Grenzwaldungen wollte sich der Kaiser unterrichten lassen, um zu sehen, inwieweit auch hierin dem Kurfürsten zu willfahren sei. Am 3. September stand die sächsische Hilfsarmee in der Stärke von ungefähr

11.400 Mann zu Meißau. Hier mußte dieselbe zunächst Halt machen, denn die Umgebung von Krems war bereits von den Baiern, Salzburgern, Franken und den kaiserlichen Truppen unter Dünewald gänzlich überfüllt.

In Franken und Schwaben wurden die Hilfsvölker für den Entsatz von Wien verhältnismäßig ohne große Schwierigkeiten auf die Beine gebracht. Baron Görtz, der nach Franken gesendet worden, fand in dem kaiserlichen Feldmarschall Georg Friedrich von Waldeck, den der Kaiser erst im vorigen Jahre gelegentlich des Abschlusses des Laxenburger Bündnisses in den Reichsfürstenstand erhoben hatte, einen Helfer, und so wurden die Truppen des fränkischen Kreises von den einzelnen Ständen eingebracht. Achttausend Mann stark, unter dem Commando des Fürsten von Waldeck, marschierten sie Mitte August gegen Passau. Am 22. dieses Monats benachrichtigte der Hofkriegsrat den Herzog von Lothringen, daß dieselben von Passau abmarschiert seien. Man habe ihnen bis zur Conjunction mit den kaiserlichen Truppen die Gegend zwischen Mölk, Mautern und St. Pölten angewiesen. Auch die schwäbischen Kreisvölker waren dem Commando des Fürsten von Waldeck untergeben. Der Anmarsch dieser Contingente verzögerte sich jedoch so lange, daß nur ein verhältnismäßig geringer Teil derselben noch in dem Kampfe vor Wien Verwendung fand. So war erst am 5. September das württembergische Regiment in Linz eingetroffen, die anderen Truppen aber noch später. Ein Teil derselben, etwa 5000 Mann stark, stieß zur kaiserlichen Armee erst am 27. October, an dem Tage, an dem Gran capitulierte.

Nach Salzburg hatte Kaiser Leopold den Grafen Berka gesendet. Der Erzbischof stellte auch wirklich tausend Mann. Sie wurden, obgleich anfangs die Absicht bestand, selbe in Innerösterreich zur Verstärkung der dortigen Garnisonen zu verwenden, mit den Truppen des Kurfürsten von Baiern vereinigt und vor Wien geführt. Überhaupt waren die Salzburger und die Baiern die Ersten unter den Bundesgenossen, welche auf dem Kriegsschauplatze erschienen.

In Folge des mit dem Kaiser im Januar 1683 abgeschlossenen Bündnisses hatte der Kurfürst Max Emanuel von Baiern schon im März dieses Jahres die nötigen Vorbereitungen getroffen, um nicht blos mit seinen eigenen Truppen, sondern auch mit dem Contingente des baierischen Kreises rechtzeitig in Action treten zu können. Am 23. März wendet er sich im Vereine mit dem Erzbischof von Salzburg, Maximilian Gandolph, an den kurfürstlichen Kämmerer Hans Veith Grafen zu Hohenwaldegg mit der Nachricht, „maßen dann den letzteingelaufenen zuverläßigen Berichten nach, der türkische Sultan selbst in Person mit einem überaus großen Schwarm der barbarischen Völker im Anzug und das Königreich Ungarn, welches bisher noch mit seinen Grenzen und Festungen vom Aufgang her die Vormauer des römischen Reiches gewesen, mit aller Macht anzugreifen Vorhabens, mehr anderer Gefahren und weitaussehenden Dissegni in und gegen dem Reich zu geschweigen“, so wurde das Reichs-



Lichtograv. d. k. k. Milit. geogrf. Inst.

MAX EMANUEL CHURFÜRST von BAYERN.

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK

contingent auf 60.000 Mann und 130 Römermonate an Geldbeitrag erhöht. Danach wird also der baierische Kreis das Seinige zu leisten und das Hilfs-contingent noch um die Hälfte zu vermehren haben. — Und am 23. Juni teilt der Kurfürst von Schleißheim aus seinem Kämmerer mit, daß er die nötigen Anordnungen treffen möge wegen des erhöhten Kreiscontingentes zur Türkenhilfe und Einzahlung des auf Baiern entfallenden Betrages der 130 Römermonate nach Ingolstadt, auch Alles bereit halte wegen des Eintreffens der Contingente auf den Musterplätzen und wegen Erhaltung und Verpflegung derselben, „da Zeit über Zeit sei" zur Rettung des lieben Vaterlandes Alles vorzukehren. Als daher Graf Dominik von Kaunitz am 11. Juli im Auftrage Leopold's I. nach Schleißheim zum Kurfürsten kam und denselben an die versprochene Hilfe mahnte, beschloß Max Emanuel sogleich den Aufbruch. Am 12. schon ergieng der Befehl an Johann Veit Grafen der Herrschaft Hohenwaldegg, ungesäumt mit dem Kreiscontingent aufzubrechen. Wer am 30. Juli nicht in Braunau, dem als Sammel- und Musterplatz bestimmten Orte, erscheint, dem wird militärische Execution angedroht.

Da der Kurfürst wegen seiner Jugend nicht selbst den Oberbefehl über sein Heer führen mochte, so betraute er seinen General-Feldmarschall-Lieutenant Hannibal Freiherrn von Degenfeld mit demselben. Am 21. Juli erhielt derselbe zu München folgende Instruction: Er ist selbständiger Commandant, und zwar so, daß er an die Beschlüsse des Kriegsrates seiner Oberofficiere sich nicht zu binden braucht. Regiments-Commandanten zu ernennen, bleibt dem Kurfürsten vorbehalten, dem Armee-Commandanten steht es jedoch zu, seine diesbezüglichen Vorschläge zu erstatten. Alle anderen Stellen im Heere hat Degenfeld selbst zu besetzen. Über den Gang der Kriegsereignisse wird er unmittelbar an den Kurfürsten Berichte gelangen lassen. Die Ausübung der Justiz ist ihm vollständig übergeben. Er soll die Truppen nicht ohne besondere Ermächtigung des Kurfürsten trennen. Die baierischen Truppen haben nur ihm und seinen Befehlen zu gehorchen. Schon am 20. Juli war ein großer Teil der kurfürstlich baierischen Infanterie bei Straubing an der Donau concentriert. Die Cavallerie und Artillerie stand zu Schärding am Inn. Zu diesen Truppen sollte von Braunau her das baierische Kreiscontingent stoßen. Am 23. Juli erwartete man bereits den Einmarsch der Baiern in Oberösterreich. Dieser Einmarsch wurde jedoch durch die Verhandlungen in Passau etwas verzögert. Auch hier handelte es sich wieder hauptsächlich um Geldfragen.

Der Kurfürst hatte sich persönlich zum Kaiser nach Passau begeben und sich demselben zur Verfügung gestellt. Hier fand nun eine Conferenz zwischen dem Hofkriegsrats-Präsidenten Hermann von Baden, dem kaiserlichen Oberst-hofmeister Franz Grafen von Waldstein und dem Hofkammer-Präsidenten Grafen Rosenberg einerseits und drei Bevollmächtigten des Kurfürsten statt, um über die näheren Modalitäten des Succurses zu beraten. Die Commission schlug

dem Kaiser folgenden Receß zur Annahme vor: Der Kurfürst von Baiern wird von seinen eigenen Völkern dem Kaiser 8300 Mann zu Hilfe führen, und zwar 4800 Mann zu Fuß und 3500 Reiter, unter folgenden Bedingungen: 1. Der Kurfürst oder in seiner Abwesenheit Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Degenfeld führt das Commando über dieselben, und zwar so, „daß er von keinem Andern als dem kaiserlichen Feldmarschall oder dessen Substituten, oder da sie in eine Festung gelegt würden, von selbigem Commandanten dependieren" solle. 2. Würden die Kurfürstlichen und die Kreisvölker von der kaiserlichen Armee detachiert, so habe Degenfeld allein das Commando über dieselben zu führen. 3. Die kurbaierischen Truppen verbleiben während des ganzen Feldzuges unter Eid, Pflicht, Commando und Direction des Kurfürsten von Baiern. 4. Proviant, 5. Glattes Futter und Servis sind von Ihrer kaiserlichen Majestät Seiner kurfürstlichen Durchlaucht für deren Völker ohne Entgelt zu verschaffen. 6. Die zu diesen Truppen gehörige Artillerie rüstet entweder der Kaiser selbst aus, oder er bezahlt dafür, wenn der Kurfürst die Ausrüstung derselben übernimmt, 100.000 Gulden. Diesen Receß hatte Leopold I. nur bezüglich der Punkte 1, 2 und 3 ratificiert. Bezüglich der Beistellung von Brod, Mehl, Korn und glattem Futter, erklärte der Kaiser, wolle er Verordnung treffen, daß solche gegen billigen, landläufigen Preis von den baierischen Truppen an gewissen Orten erkauft werden könnten. Was aber die Artillerie betreffe, so könne der Kaiser nur das grobe Geschütz, die Feldartillerie beistellen, dafür aber solle der Kurfürst Sorge tragen, daß jedes Regiment mit zwei Regimentsstückeln versehen sei, „welche ohnedas denen zu Hülf gehenden Völckern ordinarie pflegen mitgegeben zu werden".

Die kaiserliche Regierung scheute sich hauptsächlich, auf die Verpflegung der baierischen Truppen einzugehen, und so zogen sich die Verhandlungen hin bis zum 6. August. An diesem Tage wurde dann der endgiltige Vergleich zwischen Leopold I. und Max Emanuel „wegen der Succursvölker" zu Passau abgeschlossen. Dieser Vertrag lautet: „Demnach Ihro kais. Majt. durch Dero bei Sr. Churfürstlichen Durchlaucht anwesenden Abgesandten Herrn Grafen von Kaunitz Deroselben vorstellen lassen, daß der Erbfeind mit aller Macht seiner Monarchie die Stadt Wien wirklich belagert und wann dieselbe, da Gott vor behüte, in des Tyrannen Hand fallen sollte, nicht allein Ihro kays. Majt. übrige Erbkönigreiche und Länder, sondern auch das Römische Reich und die ganze Christenheit, bevorab Ihro Churfürstliche Durchlaucht gegen diesen grausamen Feind exponiert stehen würden, zumahl nach Eroberung der Stadt Wien denselben außer wenig Päß und Flüß mit Bestand aufzuhalten kein haltbarer Ort vorhanden, so haben höchstgedacht J. Churf. Durchlaucht, obzwar annoch auf dem Reichstag von Churfürsten, Fürsten und Ständen die vermög Reichssatzungen sonsten gebührende Hilfe gegen die Türken nicht allerdings determiniert, aus Treue und Devotion gegen Ihro kays. Majt., sodann aus Lieb gegen dero Vaterland

und die werthe Christenheit weil höchste Gefahr im Verzug in Erkennung anfangs gedachter Motiven sich erboten und Kraft dieses zugesagt, Ihro kays. Majt. gegen den Erbfeind 8200 Mann, nämlich 4800 zu Fuß und 3400 zu Pferd, sammt Dragonern aus ihren eigenen geworbenen Völkern zuzuschicken, allermaßen dieselben auch bereits wirklich in die österreichischen Lande zu solchem Ende abmarschiert sind. Derentwegen von Ihro kaiserlichen Majestät und Churfürstlichen Durchlaucht wegen folgende Capitulation abgeredet auch allergnädigst approbiert und gutgeheißen worden:

Erstens: Behalten sich J. Churf. Dhlt. bevor, wann Sie selbst in Person ins Feld gehen würden, daß Sie ihre eigenen und die baierischen Kreisvölker oder andere die zu ihnen stoßen würden, selbst zu commandieren haben sollen. Indessen und für das Zweite: haben Sie erstbesagtes Commando Dero General-Feldmarschall-Lieutenant Freiherrn von Degenfeld dergestalt überlassen, daß er weder im Feld noch in Besatzungen von niemand Anderen als dem kaiserlichen General-Feldmarschall oder demjenigen, der in Abgang dessen en Chef commandiert, Ordre zu empfangen und zu dependieren habe. Nicht weniger sollen Drittens: die churbaierischen Generales, Officier, eigene und Kreisvölker unter Ihro Churf. Dhlt. respective Eid, Pflichten, Commando und Direction verbleiben und sonsten Niemand untergeben werden.

Viertens: ist an Seiten J. kays. Majt. versprochen worden, die churbaierische und selbige Kreisarmee mit 10 Feld- und groben Stücken sammt den dazu gehörigen Leuten, Pferden, Munition und andern Requisiten beständig und ohne allen Abgang zu versehen und dem churbairischen General-Feldmarschall-Lieutenant behändigen zu lassen. Worauf sich dann J. Churf. Dhlt. gänzlich verlassen und derentwegen anbefohlen, daß die bisher mitgeführten 10 Stücke zurück verbleiben. Zum Fall aber J. kays. Majt. mit besagten 10 Feld- und groben Stücken und denen darzu gehörigen Requisiten nicht zuhalten könnten oder wollten, und daher J. Churf. Dhlt. necessitiert wären, Dero jetzt zurückbleibendes Geschütz nachzuschicken, versprechen J. kays. Majt. wegen der bereits ausgelegten und dieses Jahr weiters auszulegenden Artilleriekosten 100.000 Gulden für die Campagnia, künftig aber die erlaufenden Unkosten nach aufrichtiger Specification zu bezahlen.

Wegen des Proviants hat man sich Fünftens: dahin verglichen, daß J. Churf. Dhlt. Dero Contingent, welches Sie in dergleichen Türkenkriegen zu schicken haben, ohne J. kays. Majt. Entgelt unterhalten, auch in dieser Campagnia für die über das Contingent abschickende Auxiliarvölker das Proviant dergestalt über sich nehmen, daß Sie entwebers das Proviant selbst hinnachschicken oder um ganz billichen Preis bezahlen lassen wollen. Verhoffen doch, daß es J. kays. Majt. in anderweg erkennen und ersetzen werden. Und damit Sechstens: J. kays. Majt. noch mehr im Werk sehen, wie eifrig und geflissen J. Churf. Dhlt. seien das äußerste zu dero Diensten zu thun, so wollen Sie

noch mit einem Regiment gratificieren und dasselbe sobald möglich abschicken. In gleichmäßiger Hoffnung, daß es J. kays. Majt. in allen Begebenheiten wirklich erkennen werden. Ist auch wegen dieses Regiments des Proviants halber dasjenige zu beobachten, was in negstvorgehenden Punkten bei den Truppen, so J. Churf. Dhlt. über das Contingent abschicken, gemeldet worden.

Sollte nun die Not oder Kriegsraison erfordern, diese Auxiliarvölker zu Defension der eigenen Lande völlig oder zum Teil zu avocieren, thun J. Churf. Dhlt. sich diese Avocation ausdrücklich vorbehalten." In allen übrigen Punkten verbleiben die „im Februar dieses Jahres zu Wien geschlossenen Tractaten" aufrecht.

Die kaiserliche Regierung war ziemlich glimpflich bei diesen Verhandlungen weggekommen. Am selben 6. August hatte der Kurfürst sich sogar bereit erklärt, um „bei jezigem der kaiserl. Erblanden laider bekanten Zuestandt Ihro kays. Majt. auf alle Weiß under die Armb zu greiffen", 30.000 bis 40.000 Centner Mehl der kaiserlichen Regierung gegen Bezahlung zu überlassen. Noch vor dem Abschlusse der Passauer Capitulation rückten die baierischen Truppen in Oberösterreich ein. Freiherr von Degenfeld stand bereits am 2. August mit der Infanterie bei Linz. Hier erwartete er die übrigen Contingente. Auch sendete er den Obersten Freiherrn von Mercy zum Herzog von Lothringen, „um alles recht zu erkundigen". Schon am 4. August erfolgte dann der Befehl des Herzogs, mit der Infanterie zu Schiffe nach Krems vorzurücken, die Cavallerie aber auf dem rechten Donauufer nachrücken zu lassen. Degenfeld wollte jedoch den Weg am linken Donauufer wählen; „unerachtet wir ihnen (den Baiern nämlich) die Unmöglichkeit vorstellen, will es doch nit helfen, werden es aber ersehen, wann sie selben machen", schreibt Graf Christoph Leopold von Thürheim aus Linz an Gundaker Starhemberg in Riedegg am 5. dieses Monats. Degenfeld, der nach Diani zwar „ein militär-wissenschaftlich gebildeter Mann, aber ein unsteter Glücksjäger" war, wollte sich auch noch in anderer Richtung dem Befehle des Herzogs nicht fügen. Karl von Lothringen hatte nämlich angeordnet, daß die baierische Infanterie in Krems unmittelbar dem Befehle des General-Feldzeugmeisters Leslie unterstellt werden sollte. Leslie hatte aber angeblich im letzten Kriege mit Degenfeld in gleicher Charge gedient, und so suchte dieser Ausflüchte, um dem Befehle des Herzogs nicht nachkommen zu müssen. Allein der Kurfürst Max Emanuel, an den er sich mit Beziehung auf die abgeschlossene Capitulation gewendet hatte, befahl ihm am 7. August, sich bei Krems mit Leslie zu vereinigen.

So waren die Baiern, bei dem regen Eifer des Kurfürsten, auch wirklich die Ersten unter allen Bundesgenossen, die sich mit dem kaiserlichen Heere vereinigten. Am 16. August berichtet Degenfeld aus Krems an Max Emanuel, „daß des Herzogs zu Lothringen hochfürstliche Durchlaucht durch den an dieselben abgeschickten Officier gnädigste Intention mir eröffnet worden, daß Sie

gern sehen, mich jenseits der Donau zu begeben, indem dieselben mit ihrem führenden Corpo auch bald dieser Orten sein werden . . . . . . habe anheute die Ordre gegeben, daß die Infanterie hinüber marschiert. Die Cavallerie auch auf Deroselben Ankunft dorthin folgen wird". Degenfeld kann jedoch nicht umhin, sich über die Kaiserlichen zu beklagen, sie hätten zwar die ausbedungenen zehn Geschütze gestellt, aber weder Bedienungsmannschaft noch Bespannung dazu gegeben. Ebenso wollten sie nirgends weder glattes Futter, noch Proviant ohne baare Bezahlung reichen. Er bittet daher den Kurfürsten, Vorkehrungen deswegen zu treffen, da er sonst die Truppen nicht conservieren könne. Am 1. September befand sich die baierische Hilfsarmee zu Köttwein (Göttweih?). Der eigenmächtige Charakter Degenfeld's zwang den Kurfürsten, demselben schon Anfangs October den Abschied zu geben. Vorderhand war selbst die bloße Anwesenheit einer so ansehnlichen Truppe am rechten Donauufer eine Erleichterung für die Gebiete ober dem Wienerwalde, da die Tataren dadurch gezwungen wurden, sich in respectvolle Ferne zurückzuziehen. Die baierische Hilfsarmee zählte nämlich fünf Regimenter Infanterie, vier Cürassier-Regimenter und zwei halbe Regimenter Dragoner an kurfürstlichen Truppen in der Stärke von 8200 Mann, und außerdem noch an Infanterie ein Regiment sammt einem Bataillon an baierischen Kreisvölkern und das salzburgische Regiment Steinsdorf mit zusammen 3100 Mann.

Der wichtigste, weil mächtigste Bundesgenosse des Kaisers Leopold war wol die Republik Polen. Nach dem Allianzvertrage vom 31. März war zunächst an eine der kaiserlichen, in Ungarn eröffneten, parallel laufende Action des Königs von Polen in Podolien und der Ukraine gedacht. Der polnische Reichstag hatte auch wirklich 36.000 Mann zur Ergänzung des Heeres bewilligt, denn in Friedenszeiten bestand Letzteres nur aus 12.000 Mann polnischen und 6000 Mann lithauischen Truppen. Johann III. Sobieski hatte noch im Mai der kaiserlichen Regierung das Angebot gemacht, von seinen eigenen Truppen zu den für den Kaiser geworbenen Lubomirski'schen Reitern 4000 Mann stoßen zu lassen. Zugleich mit der Nachricht von diesem Angebote des Königs an den Herzog von Lothringen am 9. Mai, teilte der Hofkriegsrat diesem mit, daß man in Ausführung des Allianzvertrages den Grafen Philipp von Thurn nach Warschau senden werde.

Mittlerweile hatten jedoch die Verhältnisse eine drohende Wendung in Ungarn genommen. Am 5. Juli war Thurn, wie schon (Seite 216) erwähnt, um „eilenden Succurs" nach Polen gesendet worden. Um sein Ansehen zu erhöhen, hatte man ihn zum General-Feldwachtmeister ernannt. Am 17. Juli bereits hatte der König von Polen in einem eigenen Schreiben an den Kaiser erklärt, daß er mit Hintansetzung aller anderen Pläne so rasch als möglich sich aufraffen wolle, um der bedrängten Stadt Wien zu Hilfe zu eilen, und tatsächlich zog er schon am nächstfolgenden Tage (dem 18. Juli) mit einer Heeres-

abteilung von Warschau gegen Krakau, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein und auch die Rüstungen eifriger betreiben zu können. Bei Krakau wurde das polnische Hilfsheer gesammelt. Man hatte das Gerücht verbreitet, daß die ganze Truppenzusammenziehung nur zum Schutze der polnischen Grenzen gegen Schlesien und Ungarn stattfinde. Erst am 29. Juli erschien der König selbst mit seiner Begleitung in Krakau. Am 10. August erteilte der päpstliche Nuntius dem Könige den Segen und am 14. August trat der Wojwode von Wolhynien, Sieniawski, mit der Avantgarde des Heeres den Marsch von Krakau nach Wien an. Johann III. Sobieski und das Hauptheer unter dem polnischen Groß-Kronfeldherrn Fürsten Jablonowski brach am folgenden Tage (den 15.) von hier aus in der nämlichen Richtung auf. Am 23. Juli hatte der König in einem aus Volboria an den Herzog von Lothringen gerichteten Schreiben erklärt: „Wien ist meiner Ansicht nach von solcher Wichtigkeit und Bedeutung, daß ich es über Krakau, Lemberg und Warschau stelle. Ich werde daher jeden Augenblick bei Tag und Nacht darauf wenden, um mit Gottes Hilfe die Sache der Christenheit zu unterstützen, welche durch die Bedrohung der Stadt in Gefahr schwebt.“ Trotzdem befand sich Johann III. Sobieski mit dem polnischen Hauptheere noch am 21. August auf den Tarnowitzer Höhen. Lange Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung in Passau, mit dem Herzog von Lothringen und mit den eigenen Ständen, welche nur allmälig ihre Heeres-contingente aufbrachten, verzögerten den Abmarsch des polnischen Heeres. Die Intriguen der französisch gesinnten Partei, sowie die Schwerfälligkeit der polnischen Administration mußten überwunden werden. Der Wojwode von Lithauen, Sapieha, wollte nach einem Berichte an Sobieski erst am 15. August die Weichsel bei Praga überschreiten. Das Heer aus Lithauen verspätete sich in Folge dessen so sehr, daß der König endlich verzichten mußte, auf dasselbe zu warten. Ebenso berichtet Sobieski an den Herzog von Lothringen, von Tarnowitz aus, daß es ihm unmöglich sein werde, die polnischen Kosaken mitzubringen. Immer dringender waren die Mahnschreiben Karl's V. geworden. Er klärte den König am 5. August darüber auf, daß sich nicht 16.000 Mann regulärer Truppen in der belagerten Stadt befänden, sondern nur höchstens 10.500 bis 11.000 Mann. Er sendete den General-Feldwachtmeister Grafen Caraffa an den König, der denselben am 19. August in Beuthen erreichte und ihm die dringende Gefahr, die durch jede weitere Verzögerung herbeigeführt werden könne, darstellte. Er selbst richtete am 15. August ein Schreiben an den König, in dem es heißt: „Euere Majestät werden die Lage, in der sich die Stadt Wien befindet, aus den mitfolgenden aus Wien geschriebenen Briefen vom 8. und 12. laufenden Monats ersehen und wie sehr es notwendig ist, möglichst rasch mit Hilfe herbeizueilen. Es sind bereits viele der hervorragendsten Obersten bei der Verteidigung gefallen; es fiel der oberste Kriegsingenieur, es fiel der Commandant der Artillerie und es muß überdies befürchtet werden,



Cum Gratia et Privilegio Ordinum Hollandiæ et West-Frisiæ

Heliograv. d. k. k. Milit. geogr. Inst.

ORIGINAL IN DER K. K. FIDEICOMMISSBIBLIOTHEK.

daß die Gefahr näher sei, als man bis nun wähnte, was Euere Majestät sowol vom Herrn General-Feldwachtmeister Grafen Caraffa zu erfahren und aus dem Bericht des Fürsten Lubomirski zu entnehmen geruhen werden. Aus dieser Ursache bitte ich Euere Majestät inständig, den Marsch zu beschleunigen und mit den vordersten Abteilungen persönlich erscheinen zu wollen, um unter Euerer Majestät Heeresführung dem gefährdeten Wien zu Hilfe zu kommen und die christliche Welt gegen das Joch der Heiden zu schirmen."

Mittlerweile waren zwar die Verhandlungen mit Passau noch nicht zu einem für Sobieski vollkommen erwünschten Resultate gelangt. Am 11. August richtete nämlich der kaiserliche Hofkriegsrat an den beim Könige von Polen verweilenden kaiserlichen Gesandten Zierowsky ein Schreiben, worin diesem mitgeteilt wird: „Wegen des Obercommando, das die Königin in Polen (Marie Casimire) schreibet, dem Könige solchen zu lassen, habe es bei dem aufgerichten Bündnis und Vergleich, wie er (Zierowsky) geantwortet, sein Verbleiben. Dem Herzoge zu Lothringen sei anbefohlen mit dem König in Polen und mit ihm gute Correspondenz zu pflegen." Sobieski (oder eigentlich dessen Gemahlin) verlangte also das Obercommando über die gesammte Entsatzarmee auch für den möglicher Weise eintretenden Fall, wo der Kaiser sich bei dieser einfinden sollte. In Passau mochte man jedoch in diesem Punkte auf eine bindende Zusage nicht eingehen. Wenn Leopold I. zur Entsatzarmee sich begab, so konnte er ja auf das Commando über die eigenen und deutschen Reichstruppen nicht verzichten. Die kaiserliche Regierung hielt also zunächst an dem Standpunkte des Allianzvertrages vom 31. März fest, worin es heißt, daß derjenige von beiden Fürsten, der persönlich beim Heere anwesend ist, zugleich auch das Commando über dasselbe zu führen habe. Obgleich Sobieski's Ehrgeiz entschieden darnach Verlangen trug, daß diese Angelegenheit in einer für ihn erwünschten Weise entschieden werde, begnügte er sich endlich doch mit der vorläufigen Unterordnung des kaiserlichen General-Lieutenants. Nachdem er die Regentschaft während seiner Abwesenheit an Marie Casimire und einen ihr beigegebenen Rat von Senatoren, die Landesverteidigung aber dem Castellan von Krakau, Andreas Potocki, übertragen hatte, hielt er am 22. August im Beisein der Königin über das polnische Heer Revue, verabschiedete sich von ihr und zog noch am selben Tage von Tarnowitz bis Gleiwitz. In seinem Gefolge befand sich nebst Zierowsky und dem vom Herzog von Lothringen gesendeten Caraffa auch noch Graf Schaffgotsch, den Kaiser Leopold „wegen Urgierung des Marsches" an den König geschickt hatte. Aber trotz aller Mahnungen und Bitten gieng auch jetzt noch der Vormarsch nur äußerst langsam von Statten. Am 24. berichtet der König an Lothringen aus Rauden, daß er am vorigen Tage in Ratibor übernachtet habe und Hoffnung hege, mit dem Hauptheere am 27. bis Olmütz zu kommen; dort erwarte er weitere Nachrichten vom Herzoge über den von da aus einzuschlagenden Weg, ob gegen

Krems oder Tuln. Mittlerweile jedoch erhielt er durch den in kaiserlichen Diensten stehenden Lubomirski Mitteilung von den Anstrengungen des Lothringers, wenn schon nicht das Hauptheer, doch wenigstens den gegen Nikolsburg mit dem Vortrabe im Anmarsch befindlichen Sieniawski so rasch als möglich heranzuziehen, um im schlimmsten Falle mit diesem Teile des polnischen Heeres mit den bereits angelangten deutschen Reichstruppen und dem kaiserlichen Heere den Versuch eines alsogleichen Entsatzes der Stadt Wien zu wagen. Schon am 16. August sollte Sieniawski vom Herzog zum schnellen Vormarsch und baldigster Vereinigung zu diesem Zwecke aufgefordert worden sein. Diese Nachricht hatte endlich die gewünschte Wirkung. Wien befreit zu sehen ohne seine Mitwirkung, dies konnte die Eitelkeit des Königs nicht ertragen. Er ließ den Kronfeldherrn Jablonowski beim Hauptheere zurück und eilte mit einigen hundert Dragonern und einer nicht unbedeutenden Zahl Freiwilliger nach der Grenze von Mähren. Am 25. noch in Troppau, hat er bereits am nächstfolgenden Tage Olmütz erreicht, am 27. übernachtet er bei Wischau, am 28. in Kowalowitz, am 29. in Mödritz südlich von Brünn und am 30. in Dürnholtz, von wo aus er an den bei Nikolsburg stehenden Sieniawski neuerlich den Befehl erläßt, ihn „absolument dort zu erwarten". Am nächstfolgenden Morgen fand die Vereinigung des Königs mit der polnischen Avantgarde unter Sieniawski statt. Kurze Zeit darauf erschien der Herzog von Lothringen mit seinem Vertrauten, dem Grafen Taaffe und einem kleinen Gefolge beim Könige. Sie zogen mitsammen bis Ober-Hollabrunn. Hier fand sich auch der Fürst von Waldeck bei ihnen ein, entfernte sich jedoch bald wieder, um den Anmarsch der fränkischen und schwäbischen Kreistruppen, die damals bei Linz standen, zu beschleunigen. „Herr von Waldeck speiste bei mir nicht," schreibt Sobieski an seine Gemahlin nach Krakau am 31. August, „es war ihm wichtiger, schleunig an seine Leute zu schreiben, daß sie sich Tag und Nacht mit dem Marsche beeilen mögen."

Anders der Herzog. Noch von Mödritz (Meidritz) aus hatte der König an ihn unterm 29. August geschrieben und ihm angedeutet, daß er über Dürnholtz und Statz seinen Marsch fortzusetzen gedenke, nachdem er sich mit Sieniawski am erstgenannten Orte hoffentlich vereinigt haben werde. Zugleich hatte Sobieski jedoch den Wunsch ausgedrückt, da ihm noch immer nicht bekannt sei, wo sich eigentlich die Brücke zum Übergange über die Donau befinde, der Herzog möge sich ehebaldigst an irgend einem ihm passend scheinenden Orte zu einer mündlichen Besprechung einfinden. Diesem Wunsche des polnischen Königs hatte Karl von Lothringen Folge geleistet. Die beiden Heerführer hatten Vieles zu besprechen und so blieb der Herzog als Gast des Königs bis zum Abende des 31. August im polnischen Lager zu Hollabrunn. In der eigentümlichen Weise, in welcher Sobieski vom Feldlager aus der „einzigen Freude seiner Seele und seines Herzens, seinem allerschönsten, über alles

geliebten Mariechen" in seinen Briefen nach Krakau Bericht erstattet über Erlebnisse und Persönlichkeiten, wobei er seine Superiorität über alle Anderen in das hellste Licht zu stellen weiß, hat er auch über die Zusammenkunft mit dem Herzoge an die Königin geschrieben. Trotzdem kann er nicht umhin, anzuerkennen, daß Karl V. von Lothringen ein nicht blos durch seine Stellung, sondern noch vielmehr durch seinen Geist hervorragender Mann sei. Wenn der König erzählt: „ich lud ihn (den Herzog nämlich) zum Mahl, was er nicht erwartete, weil die Wagen erst herankamen und weil wir im Feldlager kein Wasser, kein Holz, kein Feuer hatten", so gibt er nur Zeugnis dafür, daß Karl V. von Lothringen selbst im Kriege sich jene höfliche Bescheidenheit bewahrt hatte, die von jeher eine Zierde des tüchtigen Mannes. Wie mäßig der Herzog für gewöhnlich war, geht aus dem weiteren Berichte Sobieski's zur Genüge hervor: „Anfangs mochte der Herzog nur Mosler Wein mit sehr viel Wasser gemengt trinken, da er überhaupt gar nicht zu trinken pflegt. Nachdem er sich aber aufgeheitert hatte, trank er auch Ungarischen. Jener Taaffe, der als Lothringens Abgesandter bei meiner Königswahl zugegen gewesen, befand sich in seiner Begleitung. Er flüsterte ihm häufig in die Ohren und mahnte ihn vom Trinken ab, allein der Mahner betrank sich selber und eiferte dann selbst zum Trinken an."

Noch immer betrachtete der König den Herzog als seinen ehemaligen Rivalen um den polnischen Thron und trotzdem kann er ihn nur folgendermaßen beschreiben: „Er hat den Wuchs des Fürsten Radzivill, Marschalls von Litthauen, die Gesichtszüge des Chetmaki und ungefähr dasselbe Alter; die Nase aquilain, gleichsam en peroquet; die Blatternarben im Gesicht sattsam erkennbar und noch mehr gebückt als l'Epine. Das Oberkleid grau, schlicht, nur die goldenen Knöpfe ziemlich neu; der Hut ohne Federnschmuck; die Stiefeln mögen vor zwei oder drei Monaten gelb gewesen sein, die Absätze von Korkholz. Sein Roß ist nicht übel, der Sattel alt, die Zäumung gewöhnlich, das Riemzeug abgenützt und sehr alt. Bei all diesem hat er nicht das Aussehen eines Handelsmannes, sondern dasjenige eines Mannes von Bildung, eines Mannes von Stand. Was er spricht, ist gut und maßvoll; er ist aber nicht redselig und scheint mir dieserhalb ein rechtschaffener Mann zu sein; er versteht das Kriegshandwerk sehr gut und widmet sich ganz demselben. Die blonde Perrücke ist wenig gepflegt; man sieht, daß er auf Äußerlichkeit nichts hält. Er ist überhaupt ein Mann, mit dem mein Wesen sehr leicht übereinstimmt und den ich eines höheren Loses würdig halte."

Einem solchen Manne gegenüber, der so wenig auf äußere Erscheinung hielt, so ganz hingegeben lebte den schweren Pflichten, der großen Aufgabe, die ihm geworden — einem solchen Manne gegenüber mußte sich Sobieski allerdings wie ein Krösus vorkommen. Übrigens war prunkhaftes Erscheinen auch bei den anderen kaiserlichen und deutschen Heerführern und Officieren nicht an

der Tagesordnung. Sie concentrierten ihre Aufmerksamkeit auf andere Dinge. Auch dafür ist uns der König ein wahrhaft classischer Zeuge, schreibt er doch am 4. September diesbezüglich von Stetteldorf aus, wo er im Schlosse des alten Grafen Hardegg Quartier genommen hatte, an seine Gemahlin: „Was aber das betrifft, was Sie von meinem guten Aussehen sagen, so kann ich Sie versichern, daß man, wenn man mich nach dem Äußern beurteilen wollte, glauben könnte, ich sei so reich wie Krösus. Die Livreen meiner Pagen, meiner Junker, meiner Bedienten sind sehr schön, die Pferde haben reiche Decken; die Zimmer, die ich bewohne, so wie die Fanfans *), sind immer mit Goldstoff tapeziert und das Vorzimmer mit Seidenzeug. Die Hiesigen hingegen (also die Kaiserlichen) haben nicht den geringsten Schmuck von Silber weder an ihren Kleidern, noch an ihren Pferden. Sie sind größtenteils deutsch oder ungarisch gekleidet. Wir haben bis jetzt weder Pagen noch Bediente bei ihnen gesehen. Der Kurfürst von Sachsen hatte gestern ein einfaches rotes Kleid an, mit einer carmoisinroten Schärpe und mit Fransen."

In der äußeren Erscheinung also waren die polnischen und deutschen Heerführer einander nicht gleich. Dagegen beseelte sie ein Gedanke, hatten sie sich zu einem Zwecke vereinigt, zur möglichst raschen Befreiung der Stadt Wien aus der Umarmung des türkischen Heeres. Während der König zu Hollabrunn und seit dem 3. September zu Stetteldorf sein Hauptquartier aufgeschlagen und mit den verschiedenen Heerführern, besonders mit Karl von Lothringen die weiteren Operationen beriet, näherte sich auch das Gros des polnischen Entsatzheeres der Donau. Ein Zeitgenosse, der die Polen marschieren gesehen, entwirft uns folgendes Bild von denselben auf ihrem Zuge durch Mähren: Die Officiere hielten ziemliche Ordnung und gute Obsicht, „schienen auch sammt dem Adel ein sehr höfliches Volk zu sein und waren sowol in der Kleidung als in den Waffen und Pferden prächtig mundieret". Einen besonders glänzenden Anblick aber gewährten die polnischen Husaren (schwer bewaffnete, am Rückenstücke des Cürasses mit Flügeln versehene Lanzenreiter). Von ihnen erzählt jener Augenzeuge, Pater Bernard Brulig aus dem Kloster Raigern, „vornehmlich aber waren diejenigen von Adel würdig zu sehen, deren jeder mit zweien Adlerflügeln beflügelt, von dem Helm des Hauptes bis auf die Knie in schönem Harnisch, mit zwei Paar Pistolen, einer Muskete oder gezogenem kurzen Stutzen, Säbel und Copie bewaffnet, auf extra ordinari starken, großen und schönen Pferden, eben mit glänzenden Panzern gezieret, in guter Ordnung mit Heerpauken und Trompeten mehr prangeten als marschierten."

Die übrigen Truppen aber schildert Pater Brulig folgendermaßen: „Die königliche Leibgarde war gleicherweis ein höfliches, auserlesenes, wol mun=

---

*) So nannte der König seinen ältesten Sohn, den Prinzen Jacob, der ihn auf dem Feldzuge begleitete.

diertes Volk und bestunde in Pollacken, Russen, Pomerincken und Brandeburgern, stark über 1000 Mann, so mit Heerpauken und Trompeten, wie auch theils mit Drumel und Schallemey daher ritten und gute Ordnung hielten. Die übrige Reiterei sowol in der Policey als Mannschaft und Mundierung etwas ungleich, dann viel Fahnen derjenigen waren wohl und zwar deren von Adel in Waffen und Panzer nicht ungleich, wie auch annoch darüber mit Pfitzepfeilen und schönen Heütten mundieret und hielten theils mit Heerpauken und Trompeten, theils aber mit Drumeln und Schallemeyen gute Ordnung. Mehr waren viel Fahnen mit Gewehr und schönen langen Colleten auf deutsche Manier mundieret, hielten auch deroselben gute Ordnung und marschierten allein mit Heerpauken und Trompeten. Wiederum marschierten theils Fahnen mit unterschiedlich vermischten Gewehr, nämlich Pfitschpfeil, Carabinern, Säbeln und Copien bewaffnet, in guter Ordnung mit Heerpauken und Trompeten daher. Andere aber sahe man hergegen ohne Copien und Carabiner, allein mit Drumel und Schallemeyen, Pistolen und Pfitschepfeilen oder aber mit Copien und einer einzigen Pistole, so sie anstatt eines Carabiners an der Seiten führten, ja viel allein mit dem Säbel oder Pfitschepfeil, oder einem Handschar (Hanzari) ohne alle Ordnung, Drumel und Schallemeyenschall daher marschieren: und war gewißlich, wie vorher gemeldet, unter ernenter Reiterei nicht ein schlechter Unterschied.

Die Dragoner waren meistentheils sowohl mit Gewehr, nemlich Pistolen, Musketen und Flinten, wie auch Kleidung auf deutsch mundieret, theils aber führten neben dem Säbel allein Musketen oder aber anstatt deren lange Flintenröhr und hatten vor ihnen auf der Seiten entweder einen Handschar oder große Holzärte stecken, hielten aber gute Ordnung und marschierten theils mit Drummeln und Schallemeyen, theils aber allein mit Drummel oder Schallemeyen daher. Die Fußvölcker, sintemahlen viel derselbigen wegen großer Hitze mehr des Nachts als des Tages ihren Marsch fortgesetzet, hat man solche nicht so genau können observieren; doch so viel man beobachten mögen, seindt die meisten ein frisches |:mit Säbeln, Musketen oder langen Flintenröhr und Picken:| wohl mundiertes Volck gewesen. Deren Spielinstrumenta waren Drummel mit Schallemey und hielte gute Ordnnng.

Viel aber hergegen schienen auch ein unversuchtes, zerlumbtes, abgemattes und schlecht mundiertes Volck zu sein. Hatten neben dem Säbel entweder Musketen, Röhr oder halbe Picken, wie auch nicht weniger Morgenstern, Handschare oder große honnakische Priegel; marschierten allein mit Drummel oder Schallemey oder aber gar still. Hielten auch schlechte oder ja gar keine Ordnung und sahen viel derjenigen mehr denen Zigeynern als Soldaten gleich. Die mühseligsten Creaturen aber unter ernennten Fußvölckern waren anzusehen die Tartaren, so der polnischen Krone unterworfen und von denen Pollacken in harter Sclavität gehalten werden. Welches zwar ein wildes, sauersichtiges und

barbarisches Volck ist, doch schlechte Soldaten zu sein scheinet. Führten anstatt des Fahnes auf einer langen Stangen Roßschweife und hatten anders kein Gewehr, weder Drummel noch Schallemey, als bloß allein Handschare oder große Priegel. Deren Officierer aber vornembstes Gewehr und Zeichen war ein Spieß, auf die Manier, wie bei uns die Schweinschneider zu tragen pflegen. Sonsten seindt ernennte Tartaren zwar Christen und meistentheils Katholisch, aber sehr abscheüliche Fresser und war dero bestes Leckerpissel Roß- oder Füllen-Fleisch, welches sie auf das Feuer warfen und nicht halb gebraten mit großer Begierde, daß ihnen das Blut über das Maul herabranne, ungesalzen hineinfraßen.

Anbelangend aber der Pollacken, wie auch Kosaken Speis, waren ebenermaßen viel derselbigen im Essen nicht gar zu delicat und erzeigten sich mit einem Wort sehr gefressig, nahmen aber mit schlechter (Speise) und zwar mit einem Stück Brodt, es ware weiß oder schwarz, verlieb und wie ich zum öftern mit meinen Augen gesehen, aßen sie nicht allein gesalzenen Speck und feistes Schweinenfleisch also roher, sondern steckten auch alles, was sie nur ansahen und ergriffen, wie die kleinen Kinder, in den Mund und versuchten, ob es sich essen ließe. Dahero dann auch weder Kraut noch Kohl, weder Rüben noch Möhren von ihnen sicher verblieben und verzehrten solches alles ohne Feuer und ungekochter. Die großen Schweinplutzer, so kaum halb zeitig und erwachsen, aßen sie also roher; wurden sie ihnen aber gar zu spehr, so schnitten sie dieselbige ungeschälter stückweis in einen Topf oder Kessel, gossen Milch oder Molcken darauf, kochten sie ein wenig und genossens mit großem Appetit. Die Obstgärten und Weingärten |:obgleich damals, als im Juli und August fast nichts oder aber gar wenig zeitig:| fielen sie wie die Bienen an und blieben weder Bäume noch Weinreben unberührter, viel weniger unbeschädigter, dann sie waren nicht allein mit den unzeitigen und harten Weintrauben nicht begnüget, sondern schnitten auch mit denselben die Reben ab, wurffen sie auf die Wägen, sonderten alsdann die schwarzen, die sich gleich anfiengen zu färben, von den weißen, sagend die schwarzen wären schon zeitig und aßen selbige. Die weißen aber steckten sie wie die Erbsen übereinander in die Säcke, sagend sie wären noch hart und gut zu behalten, bis sie weich würden und sich eher essen ließen. Ja, was noch mehr ist, von denen Hollerstauden und Attichen sambleten sie gleicherweiß die Beer, die damals gleich begienten schwarz zu werden und sagten, es wären gute Weinberl, so ihnen in dem Felde gedörrter wohl dienen würden. Die grünen Unmurken aßen sie ungeschälter, ohne Salz und Essig: den Salat aber wurffen sie mit allem Unflath in ein Schaff, gossen Milch oder Molcken darauf und war ihnen eine angenehme Speis. Sahen sie etwan auf einem mittelmäßigen Baum zwei oder drei Zweschpen oder Karlatken, die sie nicht erreichen kundten, so hauten sie denselben mit dem Säbel um; und eben dieses theten sie wegen einen unzeitigen Apffl, Pyrn oder Pfersig. Von denen großen Bäumen aber schlugen sie alles und jedes Pladt herab, steckten Pyrn, Öpffl,

Marillen, Zweschpen, Quitten, welsche Nüsse und alles was sie antrafen durcheinander in die Säcke und theten, wie vorhero gemeldet, nicht allein in denen Getraidt und Feldern, sondern auch in Gärten und Weingärten einen unersetzlichen Schaden. Erschiene auch klärlich, daß viel derjenigen in ihrem Landt wenig Obst und Früchte gesehen, sintemahlen sie die halbgewachsenen, grünen welschen Nüsse, deren es damals eine große Menge gab, vor Öpffl anbissen und ihnen darmit das Maul und Angesicht abscheülich bemahleten; welche, wann sie ihnen endlich gar zu spehr wurden, wurffen sie dieselben mit finsterm Gesicht und gekrümbten Maul von sich und sagten: gorzky iablko — dies seindt bittere Öpffel, soll man doch fast lieber ein gebenedeites, liebes, trockenes Brodt als dergleichen harte und widerwertige Öpffel essen."

Unser Gewährsmann fügt übrigens hinzu, daß gerade so wie „unter denen Polacken und Kosaken sowol in der Mannschaft als Polizei und Kriegsdisciplin ein großer Unterschied zu finden, also auch mit nichten wegen bishero ernennten Fläterei alle und jede beschuldiget werden können und seindt dergleichen Exceß nicht von denen herzhaften Soldaten und tugendhaften Männern, sondern Gesindl und gemeinem Pöffl geübet worden."

In verhältnismäßig kleinen Tagmärschen näherten sich diese polnischen Truppen, deren Stärke insgesammt auf etwa 20.000 bis 25.000 Mann geschätzt wurde, der Donau bei Stetteldorf, gegenüber von Tuln, um an den gemeinsamen Kriegsactionen der verbündeten Armeen Teil zu nehmen. Daß aber dieser Anmarsch der Verbündeten so ungehindert vom Feinde möglich war, daß die Vereinigung derselben bei Tuln überhaupt bewerkstelligt werden konnte — es war dies das ausschließliche Verdienst des heldenmütigen Herzogs von Lothringen und jener zwar verhältnismäßig kleinen, aber ausnehmend tüchtigen kaiserlichen Truppen, welche nach der völligen Einschließung Wiens durch die Türken am 16. Juli durch beinahe zwei Monate hindurch nicht blos das gesammte linke Donauufer von Krems angefangen über Wien hinaus bis nach Preßburg hin vor allen feindlichen Angriffen deckten, sondern ebensowol am rechten Ufer dieses Stromes allmälig die Räuberschaaren der Türken und Tataren bis in den Wienerwald hinein zurückdrängten und gleichzeitig das rechte Marchufer vor dem Ansturme Thököly's mit Kühnheit und Ausdauer unter der genialen Führung jenes Helden schützten.

Harte Kämpfe, bange Wochen waren vorübergegangen, bis die Befreiung der bedrängten Stadt Wien endlich möglich wurde. Sowie das Verdienst der Verteidigung Wiens während dieser Zeit hauptsächlich auf Starhemberg fällt, so fällt der Ruhm, den Entsatz der Stadt ermöglicht zu haben, auf Karl V. von Lothringen.

Am 15. Juli hatte der Herzog, wie wir schon (Seite 286) erwähnten, sein Hauptquartier in Jedlersee aufgeschlagen. Am darauffolgenden Tage hatte sich auch General Schulz mit dem Reste der Cavallerie auf's linke Donauufer

zurückgezogen, die Brücken abgeworfen und seine Vereinigung mit dem Herzog bewerkstelligt.

Karl von Lothringen sah es als seine Hauptaufgabe an, die Donau- und Marchlinie gegen die Übergriffe der Feinde zu halten, während die Generale Trautmannsdorf, Herberstein und der Banus von Croatien, Graf Nicolaus Erdödy, im Vereine mit dem am 23. Juli zum Commandanten von Graz ernannten Feldmarschall-Lieutenant Graf Strasoldo die Grenzen Innerösterreichs vom Semmering angefangen bis nach Croatien hin vor den Einfällen türkischer und magyarischer Raubschaaren bewahrten. Die innerösterreichischen Stände hatten ein Aufgebot auf den Höhen des Semmering postiert, um den Einbruch der Tataren von den Grenzen Niederösterreichs her zu hindern. Auf Befehl der kaiserlichen Regierung animierte Graf Trautmannsdorf den Banus sowol, wie den Bischof von Agram „zu beständiger Treue gegen Seine Majestät", und da die Türken in diesen Gegenden mit bedeutenden Streitkräften nicht auftraten, so gelang es wirklich, Innerösterreich vor ernstlicher Gefahr zu bewahren. An regulären Truppen standen hier nur anderthalb Regimenter Infanterie, das halbe Cürassier-Regiment Metternich und das Dragoner-Regiment Saurau, dazu die Croaten des Banus und das Aufgebot der innerösterreichischen Stände. Wahrlich eine geringfügige Macht. Und doch mußte man froh sein, hier wenigstens eine genügende Defensive aufrecht halten zu können. In warmen Worten hatte Kaiser Leopold I. am 26. Juli den Banus und die croatischen Stände ermahnt, ihrem Kaiser treu zu bleiben und, trotz der Aufforderungsschreiben Thököly's und der Türken, hielten dieselben wacker auf ihrem Posten aus.

Der Herzog von Lothringen, der in seiner Stellung am linken Donauufer sich möglichst zu verstärken suchte, hatte später den Befehl erlassen, daß die zwei Cavallerie-Regimenter Metternich und Saurau sich mit seiner Armee zum Entsatze von Wien vereinigen sollten. Die innerösterreichischen Stände wußten es jedoch durchzusetzen, daß dieser Befehl widerrufen wurde. Dagegen wurde das Heer des Herzogs durch die Regimenter aus dem Norden und Westen, die in Eilmärschen herbeikamen, verstärkt. Unterm 17. Juli hatte Karl V. von Lothringen an den Commandanten von Raab, den Herzog von Croy, den Befehl gegeben, die Infanterie-Regimenter Grana und Baden zur Armee zu führen. Der Herzog von Croy überließ das Commando der Festung dem Vicegeneral Grafen Johann Eszterházy und dem Obersten Wallis und eilte mit den beiden Regimentern zur Hauptarmee. Schon am 23. Juli befand er sich im Lager bei Jedlersee. Den Feldmarschall-Lieutenant Dünewald hatte Karl von Lothringen noch am 15. Juli mit einigen Cavallerie-Regimentern zum Schutze der Kremser Brücke abgesendet. Wenige Tage später wurde auch der Feldzeugmeister Leslie mit der Feldartillerie dahin beordert, einesteils um den Anmarsch der Bundesgenossen zu erwarten, anderseits aber

um von hier aus die Streifereien der Tataren allmälig einzudämmen. Ebenso wurden die Städtchen Tuln und Klosterneuburg in ihrem Widerstande durch kleinere detachierte Corps unterstützt. Am 22. Juli berichtete Dünewald bereits über ein den Tataren glücklich geliefertes Treffen bei Sitzenberg, in welchem 400 Feinde niedergehauen und 1000 gefangene Christen befreit worden. Am 20. Juli aber schrieb der Herzog an den Hofkriegsrat in Passau, „daß er mit der Generalität consultiert, und für gut befunden, den Succurs über den Wienerwald gehen zu lassen". Im Lager an den Wiener Brücken war man also schon damals entschlossen, den Ansturm gegen die Türken vom Westen aus einzuleiten. Aus diesem Grunde waren die Detachierungen nach Krems 2c. nötig und dem Herzog stand nach dem Berichte des Grafen Taaffe, trotzdem auch das Lubomirski'sche Corps bereits seine Vereinigung mit der Hauptarmee vollzogen hatte, am 24. Juli nur ein „Truppenkörper von höchstens 10.000 Reitern" und die zwei von Raab herbeigeführten Infanterie-Regimenter zur Verfügung.

Der im Hauptquartiere anwesende General-Kriegscommissär, Seifried Christoph Graf Breinner, gab sich alle Mühe für die kaiserliche Armee sowol, wie für die zu erwartenden Bundesgenossen Lebensmittelvorräte zu beschaffen; er drang auf Anlegung großer Magazine in Passau, Linz und Krems, selbst die Garnison von Raab versah er noch am 20. Juli von Preßburg aus mit Proviant. Am 12. August wendete er sich wiederholt mit einem sehr dringenden Schreiben an den Hofkriegsrat in Passau, mit dem Ersuchen, nicht viel Worte zu machen, sondern zu Taten zu schreiten und die benötigten Magazine aufzurichten! Der Herzog aber suchte mit seinen Reitern sowol das linke Donauufer bei Wien, wie auch das rechte Marchufer zu beschützen. Kam es ihm doch darauf an, den sehnlichst herbeigewünschten Marsch der Polen gegen Türken und Rebellen zu decken und die Vereinigung Thököly's mit Kara Mustafa zu vereiteln.

Thököly war mit seinen Schaaren und mit den ihm beigegebenen türkischen Kriegscontingenten am 11. Juli aus seinem Lager bei Szikszó gegen Westen aufgebrochen. Am 12. hielt er bei Jánossi, am 16. bei Gács. Am 20 befindet sich sein Hauptquartier in der Burg Bozok, am 21. hat er das von den Kaiserlichen verlassene Léva besetzt. Er überschritt, ohne irgendwo Widerstand zu finden, das Flüßchen Gran und stand am 23. bei Verebély. Geradezu panischer Schrecken breitete sich vor ihm aus, Alles beeilte sich, ihm als dem neuen Landesfürsten zu huldigen und bald standen seine Schaaren in der Nähe von Preßburg. Der Besitz dieser Stadt war für ihn, aber auch für den Herzog von Lothringen von der höchsten Wichtigkeit. Mit dem Besitze derselben war ja der Übergang über die Donau und die Vereinigung Thököly's mit dem Großvezier gesichert. Am 24. Juli bereits erhielt Karl von Lothringen im Lager vor Wien die Nachricht, daß Thököly die Stadt Preßburg aufgefordert habe ihm die Thore zu öffnen. Hatten doch, wie in einem Schreiben aus Preßburg vom 24. Juli an den Bürgermeister von Bruck berichtet wird, am 23. die

meisten Städte des Preßburger Comitates, aufgefordert von dem Sendboten Thököly's, Sigmund Ghéczy, sich dem Kuruzzenfürsten unterworfen und Schutzmannschaften in ihre Mauern aufgenommen. Einzelne derselben beeilten sich besonders, der Gnade des Fürsten würdig zu werden. So Tyrnau, das schon am 17. den Thököly'schen Commissär Caspar Holgyi aufnahm, die weiße Fahne aussteckte und am 19. Juli dem Fürsten den Eid der Treue gelobte. Die Bürgerschaft Preßburgs unter ihrem Bürgermeister Pongrácz jedoch weigerte sich, Thököly'sche Garnison anzunehmen. Am 25. drang Ghéczy mit Gewalt in die Stadt und zwang dieselbe zur Unterwerfung. Am 26. befand sich bereits der Vortrab des Rebellenheeres zwischen Lanschütz und Preßburg. Obristwachtmeister Carlowiz, der kaiserliche Commandant des Preßburger Schlosses, mußte sich darauf beschränken, wenigstens dieses vor einem eventuellen Ansturme der Feinde so gut als möglich zu schützen. Im Übrigen konnte er nicht blos die Occupation der Stadt durch die Thököly'schen Schaaren nicht hindern, er mußte ohnmächtig zusehen, wie sich die Feinde anschickten, die bei Preßburg stehende kaiserliche Schiffbrücke zusammenzustellen, um dadurch die Verbindung mit dem rechtsseitigen Donauufer zu gewinnen.

Mittlerweile wurde die Stadt der Schauplatz turbulenter Scenen. Die Kuruzzen und Türken fiengen an zu rauben und zu plündern. Mehrere Gassen in der Vorstadt giengen in Flammen auf. Thököly selbst soll am 27. aus seinem Lager in die Stadt geeilt sein, um der Unordnung Einhalt zu tun, denn die Bürger fiengen bereits an, sich den Räubern zu widersetzen, und eine vollständige Verwüstung der Stadt lag ja nicht in der Absicht des Rebellenfürsten. Er ließ seine eigene Leibgarde zum Schutze einrücken und wendete so wenigstens das Ärgste von den bedrängten Einwohnern Preßburgs ab. Am nächstfolgenden Tage verbreitete sich die Nachricht, das gesammte kaiserliche Heer sei im Anmarsche gegen Preßburg.

Auf die erste Nachricht von den Absichten Thököly's hatte Karl von Lothringen sogleich den Obristwachtmeister Ogilvy mit 200 Mann vom Infanterie-Regimente Baden und 300 Veterani-Cürassieren unter dem Obristwachtmeister Horn nach Preßburg gesendet, um Carlowiz' Stellung zu verstärken. Er selbst brach am 25. Juli aus seinem Lager gegen Preßburg auf. An den Wiener Brücken ließ er nur die Cavallerie-Regimenter Savoyen und Styrum unter Commando des Feldmarschall-Lieutenants Schulz zurück. An der March angelangt, erhielt man die Nachricht, daß die beiden Obristwachtmeister ihre Aufgabe nicht hatten durchführen können, sondern mit dem Verluste von 300 Mann von den Rebellen verjagt worden seien. Der Herzog ließ deshalb die Infanterie und Bagage an der March stehen und eilte so rasch als möglich vorwärts. Markgraf Ludwig von Baden wurde mit einigen Regimentern vorausgesendet, um sich alsogleich der Stadt zu bemächtigen und die Schiffbrücke bei Preßburg zu verbrennen. Beim Morgengrauen des 29. Juli rückte

der Feldmarschall-Lieutenant aus den letzten Defiléen vor die Stadt heraus, besetzte sogleich alle Zugänge zu derselben und ließ den Preßburgern, wie er selbst unterm 2. August an den Markgrafen Hermann von Baden berichtet, „so die Thor nit öffnen wollen", sagen, „daß wann sie es länger waigeren wolten, ich alsobald des Schulzen seine hochlöblichen vier Veldtstückhe, so ich bei mir gehabt, auf einen Schritt vor ihr Thor zu setzen resolviert sei und kein Kind darinn verschonen würde, wenn ich mit Gewalt hinein kommen solte: worauf sich dann die wohlwaise Herrn des Magistrats resolviert die Thor aufzumachen".

Es fanden sich nur mehr wenige Thököly'sche Soldaten in der Stadt; diese wurden gefangen genommen, die kaiserliche Besatzung des Schlosses durch die mitgebrachte Mannschaft Ogilvy's verstärkt, die Brücke verbrannt. Da die Kaiserlichen noch im Morgengrauen von der Höhe des Gebirges aus bemerkt hatten, daß der Feind in der Nähe der Stadt mit seiner Hauptmacht in zwei

Unterschrift des Herzogs „Carolus von Lothringen",
von dem unterm Datum Feldlager bei Theben an der March, 1. August 1683 an den Obristwachtmeister Carlowiz in Preßburg gerichteten Schreiben.
(Preßburger Stadtarchiv.)

getrennten Lagern stehe, so wurde beschlossen, auch diesen anzugreifen. Der Herzog von Lothringen war seinem Feldmarschall-Lieutenant mit der kaiserlichen und Lubomirski'schen Reiterei rasch gefolgt und rückte mit dem ungefähr 10.000 Reiter zählenden, in zwei Treffen geordneten Heere gegen die beinahe doppelt so starken Truppen Thököly's und der mit ihm vereinigten Türken. Die Energie, mit welcher der Anmarsch der Kaiserlichen erfolgte, imponierte den Feinden derartig, daß sie sich noch vor einem eigentlichen Angriffe zurückzogen. Nunmehr ließ Karl von Lothringen die polnischen Reiter Lubomirski's und einige leichte Dragoner-Regimenter auf den beiden Flügeln den Feind attaquieren, „welche ihn dergestalten verfolget und in Unordnung gebracht haben, daß derselbe theils gegen die Donau, theils gegen das Gebirge geflüchtet, der größere Theil der Armee aber" gegen Schintau an der Waag sich zurückzog. Drei Stunden lang verfolgten die Polen die in Unordnung gebrachten Schaaren. Sechshundert Feinde wurden niedergehauen, 1000 Bagagewagen und einige Gefangene erbeutet.

Stadt und Schloß Preßburg waren durch diesen kühnen Zug des Herzogs der kaiserlichen Sache gewonnen. Sie blieben ein wichtiger Stützpunkt für die

weiteren Actionen der kaiserlichen Armee. Von hier aus bezog das Heer des Lothringers von nun an einen großen Teil des Proviants. Noch am 1. August hatte Karl von Lothringen von Theben aus, wo er sich diesen und den folgenden Tag aufhielt, an den Obristwachtmeister von Carlowiz ein Befehlschreiben gerichtet, womit ihm aufgetragen wird, den Bürgermeister und Magistrat zu Preßburg nötigenfalls „mit aller Schärfe zu ermahnen, daß man widrigen Falls bei fernerer Verspürung einiger Saumseligkeit in Verschaffung des auferlegten Proviants auf andere Weise verfahren und ihnen weisen werde, wie sie gegen Ihro kaiserliche Majestät als dero natürlichen König und Herrn ihre schuldige und treu gehorsamste Devotion observieren sollen". Dies genügte. Die Stadt widerstand von nun an allen Verlockungen, zu Thököly überzugehen. Als sich dieser am 30. August mit einem Schreiben an die Bürgerschaft wendete, und sie aufforderte, mit ihm gemeinsame Sache zu machen, erklärte ihm der Stadtrat im Namen der ganzen Gemeinde: „Wir sind hier und jetzt der Macht des königlichen Schloßcommandanten unterworfen, jedweder Autorität zu unterhandeln vollständig baar und können daher in diesem Punkte den Intentionen Euerer gnädigsten Durchlaucht nicht gerecht werden. Denn es ist bekannt, in welch' großer Gefahr diese elendeste Stadt vor noch nicht gar langer Zeit steckte, nachdem die Armee Sr. geheiligtesten kaiserlichen Majestät wieder zu uns gekommen war und zwar so sehr, daß wenig gefehlt hätte, so wäre sie damals dem Boden gleichgemacht worden. Außerdem wurden wir in jenem Momente von besagtem Herrn Commandanten im Auftrage des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen ermahnt, weder uns zu unterstehen in irgend welche Verhandlung einzugehen, noch etwa zu diesem Zwecke einige aus unserer Mitte zu entsenden, weil er sonst diese und uns für Rebellen ansehen und darnach behandeln, die Abgesandten ins Gefängnis werfen und die Stadt in Asche verwandeln müßte." Die Stadt war gewitzigt. Es hatte sich gezeigt, wie wenig Verlaß auf die Kriegstüchtigkeit der Thököly'schen Schaaren sei, die vor dem ersten Ansturme gut geführter Truppen auseinanderstoben. Ein entsetzliches Warnungszeichen vor den Schutzmannschaften des Kuruzzenführers war auch die Stadt Tyrnau geworden. Diese unglückliche Stadt hatte sich jedem Befehle gefügt. Sie beherbergte den „Fürsten" selbst in ihren Mauern. Am selben 8. August aber war von den Räuberbanden ein Brand in sie hineingelegt worden, der nicht blos den größten Teil der Stadt einäscherte, sondern auch 4000 Menschen das Leben kostete. Die Schilderungen dieses Brandes sind geradezu entsetzliche. Während Tausende von Menschen unter Jammer- und Wehrufen in den Flammen ihren Tod fanden, wetteiferten Türken und Kuruzzen in Beutegier miteinander. Hätte sich der Rest der Bevölkerung nicht endlich unter der Führung der Grafen Georg Erdödy, Adam Czobor und eines Kollonitz in den lutherischen Friedhof, der mit Mauern umgeben war, gerettet — es wäre Niemand dem furchtbaren Unheile entgangen.

Solche Ereignisse mußten nur beitragen, die Stadt Preßburg in ihrer Treue für die Sache des Kaisers zu befestigen. Sie unterstützte den Stadtcommandanten in der Abwehr der Thököly'schen Raubschaaren, indem sie selbst am 19. August 100 Soldknechte warb und diese neben der Bürgerschaft zur Verteidigung der Stadt verwendete. Von hier aus erhielt der Herzog andauernd Berichte über die Intentionen Thököly's. Als der Kuruzzenführer am 20. August sich Preßburg wieder näherte, am nächstfolgenden Tage bis Lanschütz vorrückte, hier Lager schlug und die Stadt beunruhigte, machte die städtische Miliz am 23. sogar einen Ausfall. Derselbe hatte zwar nicht den gewünschten Erfolg, indem 60 Mann, darunter auch der Domherr Petrus Parady, von den in Übermacht erscheinenden Rebellen getödtet wurden; trotzdem blieb die Stadt standhaft. Sie wurde eine Zufluchtsstätte vieler aus der Umgegend vor den Barbaren Geflüchteter.

Von dieser Seite her war Herzog Karl von Lothringen für die Zukunft gesichert. Als er sich am 16. August an die Comitate Sáros, Zemplin, Zips, Unghvár, Borsod und Ugocsa mit einem Manifeste wendete, worin er dieselben aufforderte, den trügerischen Vorspiegelungen Thököly's doch nicht zu vertrauen, sondern sich ihrem rechtmäßigen Herrn, ihrem Kaiser und König zuzuwenden, da verspricht er ihnen die Gnade desselben, wenn sie Thököly verlassen werden. „Wir ermahnen euch hiemit," heißt es in diesem Schriftstücke, „daß ihr euch ein Beispiel nehmt an der Stadt und den Einwohnern Preßburgs |: denen wir gleichsam unverdientermaßen sogleich Gnade spendeten :|, Gott und dem Könige Treue gelobet und willkommen geheißen werdet, damit ihr nicht die angedrohte Strafe von Feuer und Schwert, wegen der bewerkstelligten, abscheulichen und verwünschenswerten Treulosigkeit gegen Gott, eueren rechtmäßigen König und in Folge dessen gegen die ganze Christenheit in Erfahrung zu bringen gezwungen werdet."

Die Stände von Schlesien hatten ein Aufgebot von 5000 Mann zusammengebracht, mit welchem sie, unterstützt durch einige kaiserliche Truppen und geleitet von dem kaiserlichen Obersten Thim, die Grenze gegen Ungarn wol zu bewachen im Stande waren. Weniger gesichert konnten die Grenzen Mährens werden. Der südöstliche Teil dieses Landes war wiederholt den Raubzügen Thököly'scher Schaaren ausgesetzt. Karl von Lothringen hatte genug zu tun, um mit seinen Truppen das linke Donauufer zu decken und den Feind auf dem rechtsseitigen Ufer allmälig gegen Wien zurückzudrängen.

Die niederösterreichischen Stände scheinen sich auch nach und nach von dem ersten Schrecken erholt zu haben. Ende Juli wurde von ihnen „zur Besetzung der Pässe und Abwendung des Feindes, der in den Vierteln unterm und oberm Wienerwald alles ruiniert", das Landesaufgebot aufgerufen und in den Vierteln unter und ober dem Mannhartsberge unter dem 28. Juli durch die Verordneten der Stände der zehnte Mann zur Landesdefension auf-

geboten. Die Leute haben sich so viel als möglich mit Gewehren zu versehen und innerhalb acht Tagen einzurücken. Als Sammelplätze bestimmte man im Viertel ober dem Mannhartsberge Horn und Zwettl, im Viertel unter dem Mannhartsberge aber Meißau und Korneuburg. Da der General-Landobrist Graf Mollard in Wien eingeschlossen war, fiel es dem Landes-Obristlieutenant Joseph Heinrich Scheller von Ungershausen zu, die Organisierung des Landesaufgebotes vorzunehmen. Am 19. August befahl der Hofkriegsrat von Passau aus dem Herzog von Lothringen, er solle „den niederösterr. Landständen unter das Landvolk und Aufgebot 1000 Mann zu Fuß und 500 Dragoner mit einem Obristwachtmeister unter Commando ihres Land-Obristlieutenants Scheller überlassen“. Kräftige Unterstützung scheint jedoch der regulären Armee durch das Landesaufgebot nicht zu Teil geworden zu sein. Erst in Tuln, als bereits die Vereinigung der alliierten Armeen stattgefunden, fand sich Scheller beim Herzog von Lothringen ein, um sich ihm zu Diensten zu stellen. Ob er allein gekommen oder Mannschaft mitgebracht, ist uns unbekannt geblieben, jedenfalls war die Letztere nicht sehr bedeutend, denn die uns zugänglichen zeitgenössischen Berichte erwähnen überhaupt nichts von einer solchen.

Der Herzog hatte sich mit seinen Reiterschaaren von Theben die March aufwärts in die Gegend zwischen Stillfried und Angern begeben und hier Lager geschlagen. Thököly aber schickte Botschaft an Kara Mustafa, worin er sich wegen der bei Preßburg erlittenen Niederlage entschuldigte, die Schuld daran auf die ihm zugeteilten Paschas schob und den Großvezier zu einer Diversion auf's linke Donauufer animierte. Wirklich versuchten die Türken am 6. August zu diesem Zwecke die abgebrannte Brücke über den Strom herzustellen, allein Feldmarschall-Lieutenant Schulz vereitelte durch heftiges Geschützfeuer dieses Unternehmen. Ja, die Oberste Heißler, Richiardi und der Obristlieutenant Archinto versuchten sogar die Stellung der Türken auf dem rechten Donauufer zu recognoscieren. Nur mit genauer Not kamen die Kühnen wieder zu den Ihrigen zurück. Mittlerweile hatte auch der Herzog von Lothringen Nachrichten erhalten, welche ihm die Versuche der Türken, auf's linke Donauufer überzugehen, signalisierten. Er eilte mit vier Regimentern an die Donau bei Enzersdorf und da er hier keinen Feind vorfand, wol aber bemerkte, daß sich der Letztere einer der Donauinseln bemächtigt hatte und die dahin geflüchteten Leute ihrer Schiffe beraubte, so beorderte er den General Freiherrn von Mercy, den Feind aus dieser Stellung zu vertreiben. Wirklich gelang es dem Letzteren, durch Kanonenschüsse den Türken einige Schiffe zu vernichten und sie zu verhindern, weitere Truppen auf die Insel zu bringen.

Auf die Nachricht vom Rückzuge der Kaiserlichen hatten sich auch die Schaaren Thököly's wieder der Marchlinie genähert. Der Rebellenfürst selbst zog am 6. August von Schintau gegen Farkashida, am 7. nach Tyrnau, wo dann am nächstfolgenden Tage jenes schon erwähnte, entsetzliche Unglück die

Stadt traf. Am 11. befand sich sein Lager bei Súr, am 15. bei Királyfalva, am 20. bei Dioszeg und am 21. schon wieder bei Lanschütz in der Nähe Preßburgs, wo er bis zum 24. verblieb. Seine Streifcommandos aber zogen sengend und brennend über die March weit umher bis nach Mähren hinein. Schon am 7. gelang es 500 kaiserlichen „Polaken", eine solche Brennerbande einige Meilen nördlich von Angern zu vertreiben, an 300 Mann niederzuhauen, zehn Standarten, viele Gefangene, Pferde und andere Beute ihnen abzunehmen. Allein trotzdem hatte Mähren von den Thököly'schen Schaaren viel zu leiden. Der Anmarsch des polnischen Hilfsheeres konnte jedoch durch solche Räuberbanden nicht ernstlich bedroht werden. Thököly selbst wagte sich mit seiner Armee aus der schützenden Umwallung der kleinen Karpathen nicht heraus. Am 26. befand er sich mit seinem Hauptquartiere in Smolenitz, aber schon am folgenden Tage beginnt er wieder eine Rückzugsbewegung gegen Bibersburg. Selbst als ihm der Großvezier am 27. den stricten Befehl übersendete, unverweilt mit seinem Heere vor Wien zu erscheinen und sich mit ihm zu vereinigen, zog er nicht weiter als bis Lanschütz. Die Preßburger wiesen ihn, wie schon erwähnt, mit seinem neuerlichen Versuche, sie für sich zu gewinnen, ab, und so wendete er sich am 2. September von Lanschütz aus wieder gegen die Waag, wo er am 3. neuerdings bei Schintau das Lager aufschlug. Hier befand er sich noch am 11. September, ohne eine ernstliche Action zu unternehmen. Bestand sein Heer wirklich nur aus Gesindel, mit dem er es nicht wagen durfte, sich regulären Truppen gegenüberzustellen, oder waren es politische Gründe, die ihn nicht zu einer entschiedenen Tat kommen ließen? Apaffy, der Fürst von Siebenbürgen, hatte, wie es scheint, von seinem Lager an der Raab aus, wo er die Brücken zu bewachen hatte, einen gewissen Ladislaus Vajda an die kaiserliche Regierung nach Passau entsendet, um in Verhandlungen mit derselben einzutreten. Der Hofkriegsrat ließ dem Fürsten am 23. im Namen des Kaisers mitteilen, daß er „der Christenheit einen großen Dienst thuen werde, wann er seine Waffen mit den Ungläubigen nit conjungieren, sondern zurukhalten, oder aber da es doch beschehen müßte wenigstens nicht wider die kaiserlichen Waffen agiren thete". Am selben Tage aber wurde der beim polnischen Könige weilende Zierowsky von diesen Transactionen in Kenntnis gesetzt. „Und," heißt es zum Schlusse, „wäre die Mediation zwischen dem Apaffy und Thököly nit anzunehmen, sondern dies Werk mit dem König in Polen zu tractieren." Auch die Fürsten der Walachei und Moldau standen durch Kuniz in Verhandlung mit dem kaiserlichen Hofe.

Es wäre also der Combination Raum genug geboten, um für das sonst unbegreifliche Hin- und Herlavieren Thököly's Gründe anzugeben. Es fehlen uns jedoch nähere Anhaltspunkte, um auf dieses Gebiet weiter eingehen zu können. So viel steht übrigens wol fest, daß der Kuruzzenfürst weder durch die unter dem 29. Juli von Passau aus im Wege Saponara's an ihn

gerichteten Drohungen des Hofkriegsrates, noch durch die verschiedenen Schreiben des Herzogs von Lothringen an die oben (Seite 405) erwähnten Comitate allein von weiteren ernstlichen Unternehmungen gegen Westen abgehalten wurde. Ebenso ist die Tatsache bekannt, daß Thököly mit Johann III. Sobieski in Verhandlungen stand schon vor der Entsatzschlacht. Der Inhalt dieser Verhandlungen jedoch ist uns nicht bekannt.

Viel gefährlicher für die Situation des Herzogs von Lothringen waren jene Versuche, welche die Türken vor Wien machten, um das linke Donauufer und den Paß bei Klosterneuburg zu gewinnen. Zum Glücke für ihn und die Sache, welcher er diente, geschahen solche zu einer Zeit, wo der Herzog und seine Truppen in der Lage waren, selbe zurückzuweisen. Zum Glücke für die Christenheit wurden sie nicht mit dem gehörigen Nachdrucke, mit dem nötigen Verständnisse, wenn man so sagen darf, unternommen. So gelang es, wie erwähnt, am 23. und 24. August den Kaiserlichen, die Türken von Klosterneuburg abzutreiben und diesen wichtigen Punkt für die Operationen des Entsatzheeres zu behaupten. So war es Karl von Lothringen Anfangs August gelungen, die Versuche der Türken, über die Donau zu gehen, zu verhindern.

Mittlerweile waren jedoch auch die Beratungen wegen des Operationsplanes, den man bei Anstellung des Succurses einhalten wollte, zu einem gewissen Abschlusse gediehen. Karl von Lothringen war, wie wir wissen, schon am 20. Juli entschlossen, den Succurs über den Wienerwald her anzustellen. Er hatte, um seine Pläne dem Kaiser und dem Hofkriegsrate in Passau vorzulegen, seinen Vertrauten, den Grafen Taaffe, dahin gesendet. Am 24. Juli erhielt dieser in Passau ein Instructionsschreiben an den Herzog mit, worin dem Letzteren mitgeteilt wurde, daß man auf den Entsatz noch einige Zeit werde warten müssen, daß vorderhand nur auf die baierischen Truppen früher zu rechnen sein dürfte. Auf keinen Fall solle der Herzog den Succurs wagen, bevor die gesammten Bundesgenossen sich vereinigt hätten, „denn fiele der Entsatz, mit ungenügenden Kräften versucht, unglücklich aus, so würde dies nicht allein der Statt, sondern auch des gantzen Landts Ruin und Verlust nach sich ziehen, ja dem Feind Thür und Thor zu allen Unseren Erbländern, auch das Reich selbst völlig eröffnen". Als Weg für die Entsatzarmee wurde in diesem Schriftstücke die Linie Krems—Wien bezeichnet. Diese Linie, sowie die Brücke zu Krems solle um jeden Preis vor dem Ansturme des Feindes gehalten werden. Als über diese Anschauungen der Kriegsrat der Generäle im Lager zu Angern in Beratung trat, machten sich hier Stimmen geltend, welche auf Grund der aus Wien erhaltenen Nachrichten dahin giengen, daß man nicht so lange mit dem Entsatze warten könnte, wie der Hofkriegsrat in Passau meine, denn in Wien könnten unvorhergesehene Ereignisse eintreten, welche dann einen Succurs überhaupt unmöglich machten. Am 6. August sandte der Herzog den General Grafen Pálffy mit neuerlichen Schreiben an den kaiserlichen Hof nach Passau.

Er bittet den Kaiser, durch allzulanges Zuwarten Wien nicht auf's Äußerste zu bringen, sondern den Succurs so viel nur immer möglich zu beschleunigen. Schlimmsten Falles meint er, müßte man, wenn nur etwa 25.000 Mann beisammen wären, den Entsatz selbst allein versuchen. Graf Pálffy wurde beauftragt, dahin zu wirken, daß der Kaiser wenigstens den Kurfürsten von Baiern für diese Anschauung gewinne. Was die verschiedenen Wege betreffe, auf denen der Succurs angestellt werden könnte, ob über Preßburg oder Neustadt oder aber von Westen her, so halte der Herzog denjenigen von Krems über den Wienerwald für den vorteilhaftesten.

Am 19. August wurde in Passau im geheimen Rate über diese Punkte beratschlagt. In Folge dieser Beratung erklärte dann der Kaiser dem Herzog, daß zwar definitive Beschlüsse über die Durchführung des Entsatzes bis zum Eintreffen sämmtlicher Verbündeten aufgeschoben werden müßten, daß man aber im Allgemeinen mit der von Karl von Lothringen gewählten Operationslinie einverstanden sei. Dagegen erklärte sich der Kaiser auf das Bestimmteste gegen das Wagnis, den Entsatz zu versuchen, bevor sämmtliche Bundesgenossen und vor Allem der König von Polen eingetroffen seien.

Bevor noch diese Resolution in das Lager der kaiserlichen Armee bei Angern gelangte, hatte der Herzog bereits, und zwar am 19. August den Aufbruch von hier beschlossen. Die Nachrichten aus Wien wurden immer drohender. Koltschitzky war am 15. erschienen und hatte Briefe und Nachrichten gebracht, welche den Herzog in die äußerste Unruhe versetzten. General Taaffe gibt dieser Stimmung Ausdruck, wenn er am 17. August an seinen Bruder Lord Carlingford schreibt: „Wir haben gegenwärtig 23.000 Mann kaiserlicher Truppen, mit denen wir beschlossen, Wien entweder gegen Ende dieses Monats zu befreien, oder zu Grunde zu gehen. Wenn der König von Polen mit seinem Anlangen zögern wird und wenn die Stadt über die Maßen bedrängt werden sollte, werden wir ihre Befreiung allein unternehmen." Der Herzog aber schrieb noch am 15. August an Johann III. Sobieski: „Darum bitte ich Euer Majestät inständig, den Marsch zu beschleunigen und mit den vordersten Abteilungen persönlich bei uns zu erscheinen, damit dem in Gefahr schwebenden Wien unter Euer Majestät Führung Hilfe gebracht werden möge." General Caraffa war, wie schon früher erwähnt, mit diesem Schreiben, das die Gefahr nach dem Berichte Koltschitzky's sehr groß schildert, an den König gesendet worden. Am 19. August schreibt der Herzog neuerdings an Sobieski in dieser Angelegenheit. Er beruft sich diesmal auf den Grafen Caprara, welcher „in meinem Namen Alles ausführlich erklären wird und vor Allem Euere königliche Majestät inständigst zu bitten hat, daß Höchstdieselben in Ihrer eigenen königlichen Person |:deren Anwesenheit allein ich für gewichtiger halte, als ein zahlreiches Heer:| sich schleunigst zu beeilen geruhen mögen". Und schon am 21. August folgt diesem Schreiben eine neue, höchst dringende Mahnung. Karl von Lothrin-

gen hatte mittlerweile die Schreiben Starhemberg's und Caplirs vom 18. durch Michalowitz zugestellt erhalten. Er sendet eine Abschrift derselben an Sobieski. Er selbst aber fügt hinzu: „Ich flehe aber Euere Hoheit an, die Hilfe soviel nur immer möglich zu beschleunigen, denn eine so kräftige Abwehr (wie sie die Besatzung Wiens bisher ausgeführt hat) geschieht nur auf Kosten bedeutenden Verlustes an Menschen; es gebricht übrigens bereits an Führern und Officieren, auch beginnt es an Kriegsmunition zu mangeln."

Nach den ihm gewordenen Nachrichten, sah es der Herzog als die höchste Zeit an, nunmehr der bedrängten Stadt um jeden Preis rasch zu Hilfe zu kommen. Mit seinen 23.000 Mann, verstärkt durch die bereits bei Krems stehenden Baiern, scheint der Lothringer die Absicht gehabt zu haben, zur Action zu schreiten. Am 20. August befand sich sein Hauptquartier bereits zu Wolkersdorf. Wir wissen, daß er den gegen Nikolsburg mit der polnischen Avantgarde von Olmütz her im Anmarsche befindlichen Sieniawski an sich zu ziehen suchte. Daß in Folge dessen Sobieski sich endlich wirklich beeilte, herbeizukommen, haben wir ebenfalls schon erwähnt. Das kaiserliche Heer bewegte sich langsam Donau-aufwärts gegen Tuln. Um die gesammte Kraft für die entscheidende Action bereit zu haben, wurde auch General Schulz aus seinem Lager bei Jedlersee gegen Tuln beordert. Als die Türken vor Wien den Abmarsch der kaiserlichen Truppen am jenseitigen Ufer bemerkten, erneuerten sie jedoch den Versuch, auf's linke Donauufer überzugehen. Es geschah dieser Vorstoß beinahe gleichzeitig mit demjenigen gegen Klosterneuburg. Unter dem Commando des Paschas von Warasdin setzten am 24. August, 5 Uhr Morgens, etwa 4000 Türken „bei der Fahnstange" über die Donau und kurze Zeit darauf brannten die Ortschaften Stammersdorf, Jedlersee, Wagram und Langenzersdorf lichterloh.

Der Herzog von Lothringen, dessen Avantgarde schon am 22. Tuln erreicht hatte, befand sich damals mit der Hauptmasse seiner Reiterei in der Gegend von Stockerau. „Als ich aber gerade am 24. dieses Monats das Lager bei Stockerau zu verlassen beabsichtigte," berichtete derselbe zwei Tage später an den bereits in raschem Anmarsche befindlichen Sobieski, „kam mir die Nachricht zu, daß die Aufständischen an die March gerückt und ansehnliche Tatarenhaufen über jene hinaus bis zu den Wiener Brücken vorgedrungen seien. Dies bewog mich, meine Absichten und die Richtung des Marsches zu ändern. Nachdem ich dem Artillerie-General Leslie den Brückenschlag bei Tuln übertragen, beschloß ich, an demselben Tage gegen die Wiener Brücken zu ziehen, um den Marsch des unter dem Herrn Wojewoden von Wolhynien (Sieniawski) heranziehenden polnischen Heeres zu sichern. Während des Marsches erhielt ich einen Bericht, daß der Feind in der den Wiener Brücken anliegenden Ebene stehe; ich erkannte daher die Notwendigkeit, ihn dort anzugreifen." Der Herzog kehrte also von Stockerau mit seinen Reitern wieder um und suchte den Feind

auf. Als man in dem Dorfe Bisamberg angekommen, wurde General Mercy in der Richtung gegen Langenzersdorf zur Recognoscierung vorausgesendet.

Auf die Nachricht vom Anmarsche einer bedeutenden Türkenmacht stellte der Herzog seine Cavallerie in Schlachtordnung. Den rechten Flügel commandierte Markgraf Ludwig von Baden, hier befanden sich vier kaiserliche Dragoner-Regimenter und die Reiter Lubomirski's. Das Centrum befehligten die Generale Caprara und Rabatta, den linken Flügel aber General Taaffe. Es bestand diese Flanke des Heeres aus vierzehn Cürassier-Regimentern. Zehntausend Reiter stark, rückte das kaiserliche Heer, in zwei Treffen geordnet, nunmehr über Langenzersdorf hinaus gegen die Wiener Brücken vor. Hier traf man den Feind in der Stärke von etwa 12.000 bis 14.000 Mann. Über das Gefecht bei Langenzersdorf besitzen wir einen ausführlichen Bericht des Herzogs an den König von Polen. Derselbe ist mit Vorsicht aufzunehmen. Es ist begreiflich, daß sich Karl V. bemühte, vor allen anderen Truppen die Tapferkeit der Polen ihrem Könige gegenüber hervorzuheben. „Ich habe," schreibt er am 26. an Sobieski, „am polnischen Soldaten eine solche Mannhaftigkeit kennen gelernt, was auch bei dem gestrigen Treffen glänzende Bestätigung gefunden, daß, wenn es zum Schlagen, selbst mit einem überlegenen Feinde kommen sollte, ich nach Vereinigung der Kräfte, sobald sich Gelegenheit bietet, nicht zagen würde, anzugreifen."

Den ausführlichsten Bericht über das Treffen hat wol General Taaffe am 25. August an seinen Bruder geschickt. In diesem Berichte heißt es: „Der Herzog griff mit dem rechten Flügel persönlich an, wo die Türken durch einen wütenden Anfall die polnischen Truppen in Unordnung gebracht hatten; sie wurden aber bald in Folge Unterstützung unserer deutschen Reiterei nach Hinterlassung von 300 Gefallenen geworfen. Andere 500 dagegen, welche aus dem Lager des Großveziers mittelst Fahrzeugen über die Donau gekommen waren und sich auf demselben Wege zu retten gedachten, wurden so heftig verfolgt, daß davon der größere Teil nach Hinterlassung der Pferde im Strom ertrank. Unser rechter Flügel lehnte sich an ein Wäldchen (wol die Auen an der Donau bei Langenzersdorf); der linke, den ich befehligte, dehnte sich nach der Ebene aus. Als dies der Feind bemerkte, erkühnte er sich, seine Hauptmacht gegen uns zu wenden und uns von der Seite und im Rücken zu fassen. Allein der Markgraf Ludwig von Baden schickte uns vom rechten Flügel eine Reiterabtheilung zu Hilfe und als sich diese mit uns vereinigte, sah der Feind nach mehreren Angriffen, daß er immer mit Verlust zurückgewiesen werde und stellte, an dem Erfolge verzweifelnd, seine Schwadronen auf Musketenschußweite derart auf einen Hügel auf, als verhüllte er damit eine Reserve, die er hinter sich haben könnte. Zu jener Zeit, während sie dergleichen taten, als bereiteten sie sich zu einem Angriff, ersahen 150 verzweifelte Türken und Tataren eine Lücke zwischen unseren Schwadronen und dem rechten Flügel, stahlen sich hinter das Wäldchen

und fielen uns im Rücken an. Ich beorderte aber zwei Schwadronen aus unserem zweiten Treffen und diese sprengten auf sie los, zerstreuten sie und nur wenige kamen mit dem Leben davon. Es schien uns, als wollte der Feind diese Verwirrung benützen und uns mit seiner gesammten Macht angreifen; es war aber anders gekommen, denn sie benützten nur die Gelegenheit, um sich durch eine rasche Flucht zu retten. Damals erfuhren wir, daß jene auf dem Hügel aufgestellten Schwadronen nur Schein und Verhüllung des Rückzuges für den Rest gewesen waren. Es wäre nutzlos gewesen, ihnen mit unseren Cürassieren zu folgen, da man sie im offenen Felde nicht zu erreichen vermag, weil sie niemals beisammen bleiben, sehr flink sind und mit großer Schnelligkeit fliehen. Es ist unmöglich, sie in Masse zum Widerstande zu bringen, außer sie sammeln sich, wo es ihnen selber behagt. Unsere Polen hätten ihnen zwar nachjagen können, aber sie scheinen keine Lust hiezu gehabt zu haben und der Herzog, welcher in Erwägung zog, daß die Türken wahrscheinlich durch Thököly unterstützt werden könnten, der vor einigen Tagen an der March gelagert hatte, fand es nicht geraten, sie zu verfolgen, sondern wendete im Gegenteile seine Aufmerksamkeit der großen, eben jetzt sich vorbereitenden Sache zu. Der Feind ließ außer den Gefallenen viele Pauken und zwanzig Fahnen zurück. Der gnädigste Herzog befehligte in diesem Treffen mit ausgezeichnetster Entschlossenheit und Kühnheit, nur setzte er seine Person allzusehr der Gefahr aus, wie er dies übrigens bei jeder Gelegenheit zu tun pflegt."

Die große, sich eben jetzt vorbereitende Sache war es, die den Herzog nach diesem glücklichen Treffen bewog, sich zunächst am 25. nach Wolkersdorf zu ziehen, um Sieniawski die Hand zu reichen. Als er erfuhr, daß dieser nicht vor dem Könige von Polen erscheinen dürfe, zog er seine Truppen in die Nähe Tulns, während er selbst, wie wir wissen, Sobieski über Hollabrunn hinaus entgegeneilte.

Der Hofkriegsrat, sowie der Kaiser selbst waren mittlerweile von Passau ebenfalls aufgebrochen und hatten ihren Sitz nach Linz verlegt, um dem Kriegsschauplatze näher zu sein. An demselben Tage, an welchem der Herzog die dringenden Schreiben der Grafen Caplirs und Starhemberg vom 27. August aus Wien empfieng, mit fieberhafter Ungeduld den Anmarsch der Bundesgenossen erwartete und alle verfügbaren Streitkräfte bei Tuln concentrirte, um „die große Aufgabe, die Befreiung Wiens" durchzuführen, wurde vom Kaiser ein Schreiben an ihn ausgefertigt, welches ihm auftrug, besondere Sorge für die Sicherheit der durch die Mordbrennerbanden der Türken und Rebellen bedrohten Provinzen zu entwickeln. Er solle Detachierungen vornehmen gegen Innerösterreich, Mähren und Schlesien, die Waaglinie wo möglich zu decken suchen und das linke Donauufer von Wien abwärts besetzt halten.

Die Erfahrungen der letzten Tage hatten zwar den Herzog bewogen, den General Schulz mit den Regimentern Halleweil und Heißler in der Gegend

von Langenzersdorf zurückzulassen, um den Türken einen etwaigen neuerlichen Versuch zu verwehren, an den Hofkriegsrats-Präsidenten Hermann von Baden jedoch sendete er den Feldmarschall-Lieutenant Rabatta und ließ Vorstellungen gegen noch weitergehende, unnütze, ja die Actionsfähigkeit der Armee gefährdende Detachierungen erheben. Der Hofkriegsrats-Präsident bestand trotzdem auf seiner Meinung. Noch am 29. August erstattete er dem Kaiser zu Linz ein Gutachten, worin er auf die Notwendigkeit solcher Detachierungen hinwies. Der Herzog von Lothringen aber wendete nunmehr alle Aufmerksamkeit und alle Kräfte dem Entsatze der Stadt Wien selbst zu. Die Truppen des Generals Schulz genügten vollständig, um am 30. und 31. August die Türken neuerdings zurückzuweisen. Es war der letzte Versuch gewesen, den diese machten, um auf's linke Donauufer zu gelangen. Die von ihnen wieder hergestellte Brücke wurde jedoch, nachdem man sie selbst durch heftiges Kanonenfeuer verjagt hatte, verbrannt.

„Bald wird die große Aufgabe, die Befreiung Wiens an uns herantreten," hatte Graf Taaffe in dem schon erwähnten Briefe vom 25. August an seinen Bruder geschrieben. „Der König von Polen wird binnen sieben Tagen mit 20.000 Mann bei uns sein, Baiern, Sachsen und Franken kommen 27.000 Mann stark und unser sind über 20.000. Wenn Gott nicht gegen uns ist, so hoffe ich, daß ich Dir in einigen Tagen von einem großen Siege Nachricht geben werde." Man wußte an diesem Tage im kaiserlichen Feldlager schon von dem Herannahen der Entsatzarmeen. Der ausdrückliche Befehl des Kaisers hielt den Herzog von jeder ernsten Unternehmung gegen Kara Mustafa zurück und so vergieng der Monat, ohne daß Wien entsetzt worden wäre.

Am 31. August fand jene schon erwähnte Zusammenkunft des Herzogs von Lothringen mit Sobieski zu Hollabrunn statt. Hier soll von ihm die Frage des Oberbefehles neuerdings zur Sprache gebracht worden sein. Vorderhand galt der König von Polen als Oberbefehlshaber. Man hatte ihm den Plan des Succurses vorgelegt. Am 29. August berichtete der kaiserliche Militärbevollmächtigte im polnischen Heere, Graf Schaffgotsch, aus Konawicz bei Wischau: „Der König habe den Succurs über den Wienerwald zu führen approbiert." Kaiser Leopold hatte jedoch ebenfalls die Absicht, sich zum Heere zu begeben. Er wurde dazu veranlaßt, abgesehen von allen anderen Gründen, schon wegen der Schwierigkeiten, die sich durch die Anwesenheit der Kurfürsten von Sachsen und Baiern beim Heere wegen der Frage des Obercommandos zu ergeben drohten. Allein für einen solchen Fall enthielt der Allianzvertrag vom 31. März keine Bestimmung. Der Kaiser als der Höherstehende konnte nicht unter dem — wenn auch nur nominellen — Commando des Königs von Polen den Feldzug gegen Wien mitmachen. Noch am 29. August hatte der Kaiser, der sich bereits in Linz befand, den Hofkriegsrats-Präsidenten, Markgrafen Hermann von Baden und den Feldmarschall-Lieutenant Grafen Rabatta an

den König von Polen zur Begrüßung desselben gesendet. Nicht blos beim Entsatzheere wußte man von seiner Absicht. Wie aus dem Schreiben Starhemberg's vom 1. September deutlich genug hervorgeht, war die Ankunft des Succurses unter der persönlichen Anführung des Kaisers auch den bedrängten Wienern mitgeteilt worden. Leopold I. hielt in Linz zunächst nur die Sorge um seine Familie zurück. Als aber die Kaiserin einer Prinzessin genesen und das Kind getauft worden, eilte er zu Schiffe Donau-abwärts nach Krems, um sich an die Spitze des Heeres zu stellen. Er hatte seine Ankunft dem Könige von Polen mitgeteilt, nicht zu besonderer Freude desselben. Am 9. September schreibt Sobieski diesbezüglich an seine Gemahlin: „Mein Wunsch gieng aber dahin, daß er (der Kaiser nämlich) sich uns über Krems hinaus nicht nähere.“

Noch am 8. September hatte sich Leopold I. auch an seinen Vertrauten, den Capuzinerpater Marco d'Aviano, gewendet, mit der Frage, ob nicht auch er seine Anwesenheit bei der Armee für nützlich, ja notwendig halte. Marco d'Aviano befand sich seit dem 7. September beim Heere. Erst am 11. September beantwortete er das kaiserliche Schreiben. Wir teilen weiter unten den Inhalt seiner Antwort mit. Er munterte den Kaiser nicht auf, zu kommen. Der Wunsch Sobieski's und das Schweigen d'Aviano's bewogen Leopold I., von Krems oder eigentlich von Dürenstein aus seine Reise zur Armee zunächst nicht weiter fortzusetzen. Johann III. Sobieski blieb also Commandant der verbündeten Armeen.

Nachdem Karl von Lothringen zu Hollabrunn mit dem Könige die nötigen Verabredungen getroffen und die Übereinstimmung beider Heerführer hergestellt war, begab er sich wieder in sein Lager bei Stockerau zurück. Hier hatte er mit dem Fürsten von Waldeck eine Beratung wegen des Marsches der fränkischen Völker. Am 3. September aber fand zu Stetteldorf, wo Sobieski mittlerweile sein Hauptquartier im Schlosse des Grafen Hardegg aufgeschlagen, großer Kriegsrat statt. An diesem Kriegsrate nahmen Teil außer dem Könige von Polen und dem Herzog von Lothringen, der mittlerweile ebenfalls herangekommene Kurfürst von Sachsen, Fürst Waldeck, Freiherr von Degenfeld, Markgraf Hermann von Baden und eine große Anzahl kaiserlicher, polnischer und deutscher Generale und Fürsten. Auch hier soll neuerdings die Frage des Oberbefehles über die gesammten Armeen aufgeworfen worden sein. Wie der ruhmredige Kammerdiener Sobieski's, Nicolaus Diakowski, erzählt, habe sich besonders der Kurfürst gesträubt, das Obercommando des Königs anzuerkennen. Sobieski soll sogar bei dieser Gelegenheit gedroht haben, „er werde den deutschen Herren ein ander Lied singen“, nötigenfalls sei er entschlossen, mit seinen Truppen lieber umzukehren. Er ließ durchleuchten, daß die Polen auch feindselig gegen des Kaisers Länder auftreten könnten — mit einem Worte die Eitelkeit soll auch im Kriegsrate zu Stetteldorf eine nicht unwichtige Rolle gespielt haben.

Es scheint überhaupt in dieser Versammlung viel geredet worden zu sein. Ein Glück war es zu nennen, daß der Herzog von Lothringen die wichtigsten Fragen bereits vorher in's Auge gefaßt und einen Operationsplan nicht blos vorzulegen im Stande war, sondern auch die Zustimmung des Hofkriegsrates und der verschiedenen Heerführer zu demselben sich noch vor dem 3. September verschafft hatte. Es wurde also beschlossen, den Succurs über das Kahlengebirge hin zu versuchen. Da Gefahr in jedem Verzuge liege, sollte der kürzeste Weg angetreten werden, um dem hartbedrängten Wien so rasch als möglich die ersehnte Hilfe zu bringen. Zu diesem Zwecke wollte man die gesammten Heeresmassen bei Tuln am rechten Donauufer concentrieren. Die Sachsen sollten bei Krems die Donau überschreiten, sich mit den Baiern, Franken und den unter Leslie daselbst stehenden kaiserlichen Truppen vereinen und Donau-abwärts am rechten Ufer gegen Tuln ziehen, während Sobieski und der Herzog mit ihren Truppen unmittelbar bei Tuln auf das rechte Donauufer marschieren wollten.

Am 5. September sollte die ganze Entsatzarmee bei Tuln ihre Concentration vollzogen haben. Starke Regengüsse verhinderten jedoch das Einhalten dieses Termines. Erst am 6. September begann die polnische Armee, deren Ankunft sich bis zum 5. verzögert hatte, den Übergang über die Donau. Die Brücken über die Donau waren fertig und so fand denn endlich am 7. September die Vereinigung sämmtlicher Truppen und Heerführer in der Ebene bei Tuln statt. Auch der Kurfürst von Baiern hatte sich an diesem Tage beim Heere eingefunden. Es wurde Lager geschlagen. Am rechten Ufer des Tulner Baches, gewissermaßen an der Spitze der ganzen Truppenmasse, befanden sich die Baiern. An sie schloß sich das Lager der Franken und Sachsen. Am rechten Ufer des Baches aber hatten die Kaiserlichen Lager bezogen und oberhalb des Städtchens Tuln die Polen. Noch bevor dies geschehen war, sendete der Herzog von Lothringen den General Lodron mit einigen Regimentern Cavallerie und einem Teile des Infanterie-Regimentes Lothringen am linken Donauufer gegen die Marchlinie, um dem General Schulz gewissermaßen als Vorhut zu dienen gegen etwaige Versuche der ungarischen Rebellen, den Türken auf diesem Ufer zu Hilfe zu eilen. Oberst Heißler aber wurde mit mehreren hundert Dragonern nach Klosterneuburg vorausgesendet, um die Positionen der Türken auszukundschaften. Auf dem Marsche traf der Letztere eine türkische Colonne. Sie wurde nach heftigem Kampfe verjagt. Mittlerweile hatten die Wiener schon in der Nacht des 6. September das erste Signal des herannahenden Entsatzes in Gestalt einiger Feuerzeichen von der Höhe des Kahlenberges leuchten gesehen. Wahrscheinlich hatte Conte Vechy von Klosterneuburg aus die geängstigte Stadt dadurch in ihrem Widerstande ermutigen wollen.

Die Entsatzarmee jedoch lagerte auch noch am 8. September bei Tuln. Es fand neuerdings großer Kriegsrat statt. Wieder brachen Rangstreitigkeiten

unter den zahlreichen fürstlichen Persönlichkeiten aus. Auch diesmal gelang es dem Herzog von Lothringen, den Vermittler zu machen. Auch die Frage des Oberbefehles über die gesammte Armee scheint nochmals emporgetaucht zu sein. Sie wurde zu Gunsten des Königs von Polen entschieden. Daß es sich hiebei mehr um eine leere Förmlichkeit handelte, denn um eine Frage von großer Bedeutung, geht wol aus dem Beschlusse hervor, daß, wie der baierische Geschichtsschreiber Diani sagt, „jedem Fürsten der Oberbefehl über sein Heerescontingent verbleiben sollte" und „dem Könige von Polen nur die Leitung zustehe". Aber selbst mit dieser Leitung hatte es seine eigene Bewandtnis. Johann III. Sobieski erließ als Obercommandant folgende Ordre de bataille: „Das Corps de bataille wird aus den kaiserlichen Truppen bestehen, denen wir das Reiterregiment des Herrn Hofmarschalls Lubomirski und vier oder fünf Husarenfähnlein zuteilen, wofür sie uns Dragoner oder vielmehr Schützen geben. Dieses Corps wird vom Herrn Herzog von Lothringen befehligt werden. Den rechten Flügel hat das polnische Heer zu bilden. Auf dem linken Flügel werden die Herren Kurfürsten von Sachsen und Baiern Stellung nehmen und diesen Flügel commandieren, welchem Wir einige Fähnlein Husaren und polnische Reiter beigeben werden, während sie Uns dafür Schützen oder einige Regimenter Fußvolk abtreten. Was die Geschütze betrifft, wird eine Verteilung nachfolgen. Im Falle die Kurfürsten deren nicht genug haben sollten, so wird ihnen der Herzog von Lothringen einige zuteilen. Herr von Waldeck hat sich mit den Kreistruppen entweder zwischen dem Herzog von Lothringen und den Kurfürsten oder am äußersten linken Flügel dergestalt aufzustellen, daß er sich mittelst einer halben Wendung links ausdehne und mit dem Rücken gegen die Donau die Verbindung mit der Stadt suche.

Das erste Treffen der Schlachtordnung wird blos aus Fußvolk mit Geschütz bestehen, und zwar ohne Reiterei; diese hat sich nahe hinter jenem zu halten. Dies geschieht nur wegen des Marsches durch Defiléen, durch Waldesdickicht und über Berge, da während desselben dem Fußvolk Schwierigkeiten bereitet würden, wenn sich beide Waffengattungen vermengten. Sobald aber die Ebene erreicht ist, haben die Reiter, und vor Allem die Husaren, die Zwischenräume benützend, vorzubrechen und in erster Linie anzugreifen.

Wenn wir unsere Truppen in drei Treffen aufstellen wollten, so würde unsere Front einen Raum von mehr als anderthalb Meilen einnehmen, was für uns von keinem Vorteil wäre, da wir das kleine Flüßchen Wien überschreiten müßten, das aber zur Deckung der rechten Flanke dienen soll. Man wird also vier oder fünf Treffen bilden und überdies sehr starke Reserveabteilungen hinter jedem Flügel und hinter dem Corps aufstellen müssen.

Zur besseren Deckung des Fußvolkes gegen die ersten Anfälle der türkischen Reiterei sollten sogenannte spanische Reiter in Verwendung kommen; sie müßten aber sehr leicht sein, damit man sie ohne übermäßige Mühe fort-

tragen und bei jedem Halten vor die Bataillone aufstellen könne. Die Dragoner hingegen könnten mit sehr gutem Erfolg eiserne Fußangeln, sogenannte Schweinsfedern, zur Sicherung gegen die Angriffe der türkischen Reiter anwenden. Ich ersuche alle Herren Generale, sowie die Truppen von den Höhen herabgestiegen und in der Ebene angelangt sind, allerseits jenen Platz einzunehmen, der ihnen durch diesen Befehl vorgezeichnet ist."

Dieser Befehl ist ziemlich bestimmt formuliert. Der König von Polen fühlte sich als Oberbefehlshaber. Trotzdem wurde seine Anordnung nicht vollständig eingehalten. Wol ein sicherer Beweis dafür, daß der Oberbefehl nur ein nomineller war. Die Kaiserlichen wurden nicht im Centrum, sondern am linken Flügel postiert, die Kurfürsten blieben nicht beisammen. Die Sachsen schlossen sich den Kaiserlichen an. Fürst Waldeck stand mit den fränkischen Truppen zwischen dem sächsischen und baierischen Heere. Franken und Baiern bildeten das Centrum, das Corps de bataille. Die Polen blieben auf dem rechten Flügel. Es wurden nicht vier oder gar fünf Treffen mit einer starken Reserve formiert, sondern nur drei Treffen. Von polnischen Husaren im Centrum und auf dem linken Flügel wird uns nichts weiter berichtet. Dagegen hat die kaiserliche Armee wol einige Truppen an die Polen zur Unterstützung derselben abgegeben. Wahrscheinlich ist diese Abänderung der Ordre de bataille in dem Kriegsrate am 8. September im Lager vor Tuln vorgenommen worden. Natürlich im Einverständnisse und unter Zustimmung des Oberbefehlshabers. Noch am selben Abend wurde General-Wachtmeister Baron Mercy mit 2000 Reitern vom Herzog von Lothringen gegen Mauerbach vorausgesendet, um besonders am rechten Flügel die Beschaffenheit der Wege gegen Wien auszukundschaften.

Am 9. setzte sich das ganze Heer von Tuln aus in Bewegung und marschierte durch die Ebene bis an den Fuß des Gebirges anderthalb Meilen weit. Hier wurde übernachtet. Die Lagerlinie dehnte sich aus von Altenberg, wo der linke Flügel stand, bis nach Königstetten. Hier bivouakierten die Polen. Bei der Unbekanntschaft mit den nunmehr zu überwindenden Terrainschwierigkeiten war es besonders für die Letzteren wichtig, ortskundige Führer zu erlangen. Die Dörfer wurden jedoch leer und ausgebrannt angetroffen. Gegen das Versprechen einer guten Belohnung wurde daher als Führer aufgenommen der uns bereits bekannte kaiserliche Förster im Ansbacher Amte, Christian Pötzlberger. (Siehe Seite 273 ff.) Er hat „Ihro königliche Majestät aus Polen und dero ganzen Armee mit gnädigsten Dero Contento den rechten Weg durch den Wienerwaldt mühesamb gewißen". Als Belohnung dafür erhielt der wackere Mann späterhin von der kaiserlichen Hofkammer ein Recompens von 18 Gulden*).

---

*) Auch dem an der Erhaltung des Schlosses Greifenstein beteiligt gewesenen Leonhard Suttner soll vom Herzog von Lothringen die Führung des polnischen Heeres anvertraut worden sein.

Die christliche Entsatzarmee hatte bisher Erfolge errungen beinahe ohne Blutvergießen. Es war der Anmarsch der Hilfscontingente gelungen, man hatte den Übergang über die Donau bewerkstelligt, bei Tuln die Concentration vollzogen und den Fuß des Gebirges erreicht. Vorteile, die größtenteils dem umsichtigen Walten des Herzogs von Lothringen zu danken waren. Am 10. September begann der mühselige Marsch über das Gebirge. Die Stärke und Zusammensetzung der einzelnen Truppenkörper war etwa folgende:

Die Polen: Armee-Commandant und Kron-Großfeldherr Stanislaus Jablonowski, Wojwode von Klein-Rußland; Commandant des Vortrabes und Kron-Unterfeldherr Hieronymus Sieniawski zu Granowa, Wojwode von Wolhynien; Groß-Lagermeister Martin Chelmski und Charczewski; Generalstabs-Chef Zbrožek.

Truppen: Königliche Garde 1000 Reiter (darunter 200 Kosaken), 200 Mann Infanterie unter dem Commando des Starosten von Harodla, Prusinowski.

Cavallerie: 7000 geflügelte Husaren und Panzerreiter, 4000 Mann leichtbewaffnete Walachen und Kosaken, 6000 Dragoner. Zusammen ungefähr 17.000, nach anderen 14.000 Reiter unter verschiedenen Führern.

Die Infanterie stand unter dem Commando des Feldzeugmeisters und Artillerie-Generals Martin Koncki. Sie soll 10.000 Mann stark gewesen sein und war in 20 Regimenter geteilt. Koncki war auch Obercommandant der Artillerie. Es wurden 28 Geschütze mitgeführt unter dem Obersten Fink.

Die Baiern: Kurfürst Max Emanuel; Obercommandant Feldmarschall-Lieutenant Freiherr von Degenfeld.

Infanterie-Regimenter: Degenfeld, Steiner, Perouse, Mercy, Preysing. Das salzburgische Infanterie-Regiment Steinsdorf, das baierische Kreisregiment, Oberst Baron Rummel; ein pfalz-neuburgisches Bataillon, Obristlieutenant Baron Rödern.

Cavallerie: Die Cürassier-Regimenter Bartels, Beauvau, Schütz, Harcourt, Arco; das Dragoner-Regiment Degenfeld.

Insgesammt etwa 11.000 Mann und 26 Regimentsgeschütze.

Fränkische und schwäbische Kreistruppen: Reichsfeldmarschall Fürst Georg Friedrich von Waldeck. Etwa 8000 Mann Fußvolk und Reiter zusammen genommen.

Sachsen: Kurfürst Johann Georg III.

Infanterie: Die Regimenter Goltz, Flemming, Löben, Kuffer, Herzog Christian, das kurfürstliche Leibregiment und eine Grenadier-Compagnie. Zusammen etwa 7000 Mann.

Cavallerie: Die kurfürstlichen Leibgarde-Trabanten, 4 Cürassier- und 1 Dragoner-Regiment, insgesammt beiläufig 2000 Reiter.

Artillerie 231 Mann, 16 Geschütze, 2 Petarden.

Gesammtstärke etwa 10.000 Mann.

Kaiserliche Armee: General-Lieutenant Herzog Karl V. von Lothringen.

Ganze und halbe Infanterie-Regimenter: Grana, Baden (jetzt Nr. 23), Leslie (jetzt Nr. 36), Croy, Thim, Württemberg (Nr. 35), Pfalz-Neuburg, Beck. Zusammen etwa 8000 Mann.

Cavallerie: Die Cürassier-Regimenter Sachsen-Lauenburg (jetzt Dragoner-Regiment Nr. 9), Caprara, Rabatta, Dünewald (Dragoner Nr. 7), Caraffa (Dragoner Nr. 2), Pálffy, Gondola, Taaffe, Mercy, Halleweil, Montecuculi, Veterani, Piccolomini (Dragoner Nr. 4), Götz.

Die Dragoner-Regimenter Styrum, Kuefstein, Heißler und Schulz; das Croaten-Regiment Kéry.

Dazu die in kaiserlichen Diensten stehenden Lubomirski'schen 3 Cavallerie-Regimenter und 400 Panzerreiter.

Gesammtstärke der Cavallerie ungefähr 13.000 Mann.

Die Entsatzarmee zählte also ungefähr 70.000 Mann. Von Artillerie sollen wegen des beschwerlichen Transportes nur die polnischen Geschütze mitgenommen worden sein. Die Bagage ließ man aus demselben Grunde im Lager von Tuln zurück.

Zahlreiche Freiwillige, besonders eine große Menge deutscher Prinzen, hatten sich dem Heere angeschlossen. Unter ihnen der Fürst von Anhalt mit zwei Prinzen seines Hauses, zwei Prinzen von Hannover, zwei von Pfalz-Neuburg, zwei von Sachsen-Altenburg, zwei von Württemberg, zwei von Holstein, ein Prinz von Eisenach, einer von Hohenzollern, einer von Hessen. Auch Prinz Eugen von Savoyen befand sich als Freiwilliger im Heere.

Die Vorrückung am 10. September erstreckte sich am linken Flügel über Höflein und Kritzendorf bis Klosterneuburg, im Centrum über Gugging nach Kirling, und am rechten Flügel mit den Truppen des Königs von Polen durch das Hagenthal bis über Kirchbach und Hintersdorf hinaus, und von Königstetten wahrscheinlich über den Tulbinger Steig gegen die Sophienalpe. General Mercy dagegen bewegte sich mit seinen Reitern in der Vorhut, Tatarenschwärme vor sich hertreibend, über Mauerbach bis gegen Weidlingbach hin, während Oberst Heißler von Weidling aus die Höhen des Kahlenberges erstieg. Der König von Polen hatte sich mit einem kleinen Gefolge auf den linken Flügel des Heeres bei Klosterneuburg begeben, von wo aus ihm der Herzog die Höhen des Kahlengebirges zeigte. Als Sobieski wieder zum rechten Flügel zurückgekehrt war, ließ Karl von Lothringen, nachdem er das Weidlingthal recognosciert hatte, nach der Anordnung des Königs, eine kleine Truppe königlich polnischer Leibgarden, aber auch einige sächsische Bataillone gegen die Höhen des Kahlenberges vorrücken. Oberst Heißler gelangte noch in der Nacht vom 10. zum 11., durch 300 Mann verstärkt, bis zur Höhe des Berges beim abgebrannten Camaldulenserkloster (Josefsdörfel). Sie waren gerade noch rechtzeitig gekommen, denn schon befand sich von der anderen Seite her eine Abteilung

Türken im Anmarsche, um diesen wichtigen Posten zu besetzen. Das Erscheinen der Kaiserlichen bewog dieselben, wieder umzukehren. Zum Zeichen für die Wiener, daß der Entsatz gekommen sei, ließ Oberst Heißler eine riesige Blutfahne mit einem weißen Kreuze in der Mitte aufpflanzen.

Schon am frühesten Morgen des 11. September begann der weitere Vormarsch der Armeen. Es wurden die Soldaten angewiesen, sich nicht zu zerstreuen und vorsichtig, eng geschlossen über Berge und durch die Wälder zu marschieren, da ihnen nicht nur der Feind, sondern auch die Unkenntnis der Gegend gefährlich werden konnte. Der Marsch war ein überaus beschwerlicher. Die Wege vollkommen verdorben und unpracticabel. Die Soldaten mußten sich daher vielfach ihren Weg durch das Dickicht erst bahnen, sie mußten, wie ein Zeitgenosse erzählt, Abgründe und Engpässe überwinden. Mutig drangen sie vor. Hätte der Feind diese gefährlichen Stellen auch nur mit einiger regulärer Mannschaft besetzt und verteidigt, so hätte er den Marsch der Entsatzarmee nicht blos aufhalten, er hätte ihn wol ganz unmöglich machen können. Allein dies geschah nicht und so kamen die Christen vorwärts. Besonders große Schwierigkeiten bereitete der Transport der Geschütze. Aus diesem Grunde sah man sich genötigt einen großen Teil derselben gänzlich zurückzulassen. Nur kleine Regimentsstücklein konnten mitgeschleppt werden. Auf dem rechten Flügel soll es Kontski gelungen sein, eine größere Zahl derselben auf die Berge hinaufzubringen. In fünf Colonnen bewegte sich die Entsatzarmee vorwärts. Auf dem rechten Flügel die Polen in der Richtung gegen die Sophienalpe und den Dreimarkstein zu; im Centrum die baierischen, fränkischen und schwäbischen Contingente den Hermannskogel und Vogelgesangsberg hinan; am linken Flügel aber die Sachsen und Kaiserlichen auf die Höhen des Kahlengebirges, zum Teile die Straße längs der Donau benützend.

Der linke Flügel erreichte zuerst die Höhen. Gegen 11 Uhr Vormittags war man auf der Höhe des Kahlenberges angelangt. Das Hauptquartier schlugen der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen im abgebrannten Camaldulenserkloster auf. Aber es dauerte lange, bis das Heer insgesammt die Höhen erreicht hatte. Erst gegen Abend war die große Masse angelangt. Einzelne Abteilungen marschierten aber selbst noch in der Nacht, um zu ihren Posten zu gelangen. Heftiger Regen und Sturm hatten den Zug wesentlich erschwert.

Hier von der Höhe des Berges, im Angesichte Wiens, beantwortete Pater Marco d'Aviano, der wacker mit dem Heere die Beschwerden des Tages geteilt hatte, den Brief Kaiser Leopold's wie folgt*):

„Gelobt sei Gott und Maria! Ich habe bis jetzt bei Euerer kaiserlichen Majestät nichts wegen Sr. Majestät des Königs von Polen, was das Ceremoniell

*) In der Beilage geben wir ein Facsimile dieses Briefes sammt genauer Transscription.

Transscription

des nebenstehenden eigenhändigen Schreibens, welches Pater Marco d'Aviano von der Höhe des Kahlenberges am 11. September 1683 an Kaiser Leopold I. richtete:

„Laus Deo Mariae.

Non motiuai à V. M. C. cosa alcuna cir(c)a della M. del Re di Polonia secondo il cerimoniale mentre, non essendo cio stato motiuato dalli Ambasciatori di V. M. C., temeuo che parlandone di cio potessi causare qualche scontio contro quello, che staua bene ordinato, e gia ui era la concordia e buona corispondenza in tutti li cappi. Quando V. M. fosse uenuta all'Armata senza che il cerimoniale non fosse stato agiustato, et in farlo sarebbe scorso pericolo di qualche disordine. Hora lodato Iddio V. M. C. si consoli, che passa buonissima corispondenza fra Prencipi e Capi. Tutti stano uniti, e si camina con buonissimo ordine. Il serenissimo Signore Ducha di Lorena non mangia, non dorme, et sempre applica con estrema solicitudine, ua in Persona à uedere li posti, e fa le funtione ottime d'un buon Gienerale. Lodato Nostro Signore è marchiata l'Armata per 3 giorni con belissimo ordine senza alcun incontro, et in cio puo dirsi una disposittione di Dio, che con tali buoni principij ci presagisce ottimo euento. Hora non siamo che un hora da Vienna. Gia la Citta con il sbarro del Canone nostro ha hauuto l'auiso della nostra uenuta, e si defende brauamente, e gia ha corisposto con il signio di saper la uenuta nostra. La lettera di V. M. C. solo hoggi mi uiene reccata, onde rispondo subito, trouandomi nella sumita di un monte doue passa l'Armata, e li do la beneditione. Nostro Signore Iddio dispone tutto sempre per il meglio onde anco questa uolta. Se li ha conceduta un bambina, ci resta anco la speranza che si concederà un Principino del tutto ne sij ringraciato. L'Armata e belissima tanta nell'infanteria e Caualaria, e stimo saranno 70.000 huomini che manegirrano l'Armi. V. M. C. ueda doue uaglio e posso, e mi comandi e stij con la solita confidenza in Dio che anco ne prouerà per l'effetti della diuina bontà. Dimani a Dio piacendo spero sarà l'attaco, e sarebbe hoggi, ma per l'altiglieria bisogna tardare, douendosi passare monti che non si puo fare che con grandissima dificulta. Riuerisco V. M. C. Con la M. dell'Imperatrice e li prego ogni uero bene. Resto.

Di V. M. C.

Dal monte alla ueduta di Vienna
li 11. Settembre 1683.

Seruo humilissimo, deuotissimo, obbedientissimo e uero
Fra Marco d'Auiano P. C. e pouero peccatore."

(Original im k. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv.)

betrifft, in Anregung gebracht, denn ich fürchtete, da die Sache nicht durch die Gesandten Euerer kaiserlichen Majestät angeregt wurde, daß ich durch das Reden darüber irgend welche Mißstimmung gegen ihn hervorrufen könnte, während jetzt Alles gut geordnet ist und durchwegs bei allen Heerführern Eintracht und gute Beziehungen herrschen. Wenn Euer Majestät zur Armee gekommen wären, ohne daß das Ceremoniell vorher geregelt worden, hätte sich daraus leicht die Gefahr irgend einer Verwirrung entwickelt. Jetzt können sich Euer kaiserliche Majestät damit trösten, daß, Gott sei Dank, zwischen den Fürsten und Heerführern das beste Einvernehmen besteht. Alle stehen vereinigt da und so geht Alles in bester Ordnung. Der durchlauchtigste Herr Herzog von Lothringen ißt nicht, schläft nicht und arbeitet immer mit der größten Sorgfalt, inspiciert in Person die Posten und vollzieht in bester Weise die Functionen eines guten Generals. Die Armee ist — gelobt sei unser Herr dafür — durch drei Tage in der schönsten Ordnung marschiert ohne irgend welchen Zwischenfall, und man kann darin eine Fügung Gottes erblicken, welcher durch so guten Anfang uns den besten Ausgang weissagt. Jetzt sind wir nur mehr eine Stunde von Wien entfernt. Schon hat die Stadt durch das Abfeuern unserer Kanonen die Nachricht unserer Ankunft erhalten und sie verteidigt sich tapfer und hat bereits durch Zeichen geantwortet, daß sie um unsere Ankunft weiß.

Das Schreiben Euerer kaiserlichen Majestät ist mir erst heute überbracht worden und ich antworte sofort, mich auf dem Gipfel eines Berges befindend, an dem die Armee vorbeipassiert und ich gebe ihr den Segen. Unser Herrgott fügt immer alles zum Besten also auch diesmal. Wenn er ein Mädchen geschenkt hat, so bleibt die Hoffnung, daß er auch ein Prinzlein gewähren wird; für alles sei ihm Dank gesagt.

Die Armee ist sehr schön, sowol an Infanterie, wie an Cavallerie und ich schätze, es dürften 70.000 Mann sein, welche Waffen tragen. Mögen Euere kaiserliche Majestät entscheiden, wo ich etwas tauge und vermag und mir befehlen und beharren in dem gewohnten Gottvertrauen, welches sich bewähren wird durch die Wirkungen der göttlichen Güte. Morgen wird, wie ich hoffe, wenn es Gott gefällt, der Angriff stattfinden und er wäre schon heute erfolgt, aber wegen der Artillerie müssen wir warten, weil sie Berge passieren muß, was nicht ohne die größte Schwierigkeit geschehen kann.

Euer kaiserlichen Majestät und der Majestät der Kaiserin spreche ich meine Verehrung aus und wünsche alles wahrhaft Gute. Ich verbleibe

Euer kaiserlichen Majestät

Auf dem Berge, im Angesichte von Wien den 11. September 1683.

demütigster, untertänigster, gehorsamster und wahrer Knecht,

Bruder Marco d'Aviano, Capuziner-Pater und armer Sünder."

Die Wiener hatten also endlich die Entsatzarmee zu Gesichte bekommen. Man hatte Freudengrüße getauscht und geradeso, wie im Lager auf dem

Kahlenberge die Entscheidung für den nächsten Tag erwartet wurde, geradeso erwartete man dies auch in der bedrängten Stadt.

Der französische Ingenieur Dupont, der in Diensten des Königs Sobieski stand, beschreibt in seinen Memoiren den Anblick von der Höhe des Kahlenberges über die Stadt und Ebene folgendermaßen: „Großer Gott! Welch' ein Schauspiel bot sich unseren Augen vom Scheitel dieses Berges dar! — Der ungeheure Raum von prächtigsten Zelten übersäet, denn auch die Insel Leopoldstadt ist damit bedeckt. Das furchtbare Gedonner aus den Feuerschlünden der feindlichen Batterien und die erwidernden Schüsse von den Stadtmauern erfüllten die Lüfte. Rauch und Flammen verhüllten die Stadt dergestalt, daß nur die Spitzen der Thürme dazwischen sichtbar waren. Überdies aber noch breiteten sich 200.000 Ottomanen in Schlachtordnung vor ihrem Lager in der Strecke von der Donau bis an die Gebirge aus und weiter links von den Türken zogen ungezählte Tatarenhorden gegen die Höhen und Waldungen ihrer Sitte gemäß in Haufen und Unordnung heran. All' dies war in voller Bewegung und rückte gegen das christliche Heer vor."

Nachdem der größere Teil des Heeres herangezogen war, sorgte Karl von Lothringen für die Placierung der Geschütze, besonders vor dem Camaldulenserkloster und vor der Leopoldscapelle. Als man aus diesen kleinen Geschützen die heranstürmenden feindlichen Abteilungen beschoß, zogen sich dieselben in respectvolle Ferne zurück. Abends recognoscierte der Herzog die Abhänge und befahl dem Grafen Leslie, Truppen an den Waldesrand vorzuschieben und, um das Vorrücken der Truppen am nächsten Morgen zu erleichtern, auch hier eine Batterie aufführen zu lassen.

König Sobieski jedoch schrieb von der Höhe des Kahlenberges, nachdem er die ganze Situation, in der sich Freund und Feind befand, übersehen hatte, am 12. September, 3 Uhr Morgens, an seine Frau: „Gestern Mittags .... traf ich wieder bei meinen Truppen ein (Sobieski befand sich einige Zeit am linken Flügel beim Herzog von Lothringen) und wir überwanden diese mit umfangreichen und dichten Waldungen bedeckten, steilen und unzugänglichen Höhen; man muß daher erwägen, welch' große Gnade Gottes es gewesen, daß wir solche Örtlichkeiten ohne Schaden und ohne Störung passierten. Unsere Wägen ließen wir drei Meilen hinter uns auf gutem und zur Verteidigung geeigneten Platze zurück und nur zwei leichte Fuhrwerke und mit dem Unentbehrlichsten bepackte Maulthiere nahmen wir mit; aber auch diese bekamen wir in den letzten Tagen nicht zu Gesicht, doch all' das thut nichts.

Empfindlicher ist die Täuschung, daß uns Alle, ja selbst die Generale versicherten, es werde dann nach Ersteigung der Höhe, Kahlenberg genannt, Alles gut sein. Der Weg führe dann nur entlang der mit Weinreben bepflanzten Abhänge gegen Wien. Indeß gewahren wir, oben angelangt, zuerst das große Türkenlager wie auf flacher Hand vor uns liegen, dann die Stadt Wien, dann

Erklärung der Ziffern und Buchstaben

auf dem

Bilde der Belagerung Wiens und der Entsatzschlacht am 12. September 1683.

Innere Stadt und ihre Vorwerke:

1. Roter Thurm.
2. Das davor liegende Gonzagische Werk.
3. Judenschänzel.
4. Das Wasser-Ravelin.
5. Neu-Thorbastei.
6. Kaiserliches Arsenal. (Das diesem vorliegende Neu-Thorravelin ist mit 22 bezeichnet.)
7. Elendbastei.
8. Mölkerbastei.
9. Löbelbastei.
10. Burgthor. (Das davor gelegene Burgravelin ist durch die Zahl 21 bezeichnet.)
11. Burgbastei mit Cavalier.
12. Kaiserliche Burg.
13. Neu angelegte Abschnitte.
14. Kärntnerthorbastei mit Cavalier.
15. Kärntnerthor.
16. Wasserkunstbastei.
17. Braunbastei. (Das zwischen dieser und der Burgbastei gelegene Stubenschänzel mit dem Stubenthor ist durch die Zahl 21 bezeichnet.)
18. Ausgefüllte Festungsgräben
19. Hollerstauden- oder Bürgerbastei mit dem Dominikaner-Cavalier.
20. Biberbastei.
21. Ravelins und andere in die Luft gesprengte Vertheidigungswerke.
22. Die Contrescarpe.
23. Ausfälle der Belagerten und Zerstören der feindlichen Minen und Batterien.
24. St. Stephanskirche.
25. Se. Excellenz Graf Starhemberg auf dem Hohen Markt vor der Bürgerschranne.
26. Graf Kielmannsegg.
27. Paläste und Kirchen, auf denen Batterien errichtet wurden.
28. Abgebrannte Schlagbrücke.
29. Ruinen der Leopoldstadt.
30. Brigittenau.
31. Am Tabor.

Die Umgebung Wiens während der Belagerung:

A Graf Taaffe mit seinen Dragonern.
B Brandschiffe.
C Donau-Brückenkopf.
D Angriff der Türken am Tabor.
E, F } Unterstützung dieses Angriffes durch 15.000 Mann.
G Genommene Kanonen, Kameele, Standarten 2c.
H Der Pascha von Waradin.
I Begüks und Murssus der Tataren.
K Verbrannte und verwüstete Dörfer und Schlösser.
L Fürst Lubomirski verfolgt die fliehenden Türken.
M Deutsche Dragoner und Cürassiere.
N Thököly mit den fliehenden Rebellen.
O Die Donau.
P Der Wienfluß.
Q Lager der Türken auf der Landstraße.
R Türkisches Lager auf der Wieden und vor derselben.
S Verbrannte und zerstörte türkische Galerien, Batterien 2c.
T Laufgräben, Minen, Stürme der Türken.
V Lager des Großveziers.
W Große türkische Batterie.
X Mortiers und Bombenkessel.
Y Öfen zum Glühendmachen der Bombenkessel.
Z Türkisches Lager in der Roßau.

Der Entsatz:

a Der König von Polen durchbricht mit seinen Husaren die feindlichen Schlachthaufen.
b Die geschlagenen Türken fliehen bis an die Schwechat und Fischa.
c Der Prinz von Polen, Potocki und Opacki mit 2000 Kosaken.
d Sapieha, Menzinski und Stohlnikwicki mit den Lithauern.
e Herzog von Lothringen.
f Prinz Ludwig von Baden, Montecuculi, Dünewald, Waldeck 2c.
g Herzog von Baireuth, Styrum, Caprara 2c.
h Geschütze der Verbündeten.
i Kurfürst von Sachsen, Herzog von Gotha, Prinz Croy, Trautmannsdorf, Mannsfeld, Souches 2c.
k Kurfürst von Baiern, Graf Castel, Degenfeld 2c.
l Kreisvölker.
m Nußdorf.
n Klosterneuburg.
o Kahlenberg.
p Wienerwald.
q Mauerbach.
r Kaiserliche Geschütze.
s Schneeberg.
t Purkersdorf.
v Laxenburg.

in Meilenbreite kein Feld, dafür aber wieder Waldungen, Abgründe und einen großen Berg uns zur Rechten und, wovon man mir gar keine Erwähnung getan, fünf oder sechs Hohlwege. Dieserhalb wird es kaum binnen zwei Tagen zum Angriff kommen können, da wir jetzt genötigt sind, die ganze Schlachtordnung und Angriffsart zu ändern und uns nach Manier der großen Moritze, Spinola's und Anderer zu benehmen, welche mit Vorsicht, Schritt für Schritt Boden gewinnend, vorgiengen. Menschlich gesprochen und die ganze Zuversicht auf unsern Gott legend, müßte dieser Feind eine große Niederlage davontragen, da er sich nicht verschanzt, weil ihm dies unmöglich und weil er sich nicht concentriert hat und sich in einer Verfassung befindet, als wären wir noch hundert Meilen entfernt.

Der Commandant von Wien sieht uns, läßt Raketen steigen und kanoniert beständig. Die Türken hingegen tun nichts, mit Ausnahme, daß sie gegen den linken Flügel, wo der Herzog von Lothringen mit dem Sachsenfürsten unter den von den Unsrigen besetzten Mauern des Camaldulenserklosters steht, etliche Fähnlein mit einigen tausend Janitscharen zur Verteidigung des dortigen gefährlichen Zuganges an der Donau entsandten. Ich will soeben hinreiten und muß daher mein Schreiben abbrechen. Es wäre für uns nicht gut, wenn sich die Türken heute Nacht dort verschanzten, denn ich gedenke sie von dort aus anzugreifen. . . . . . .

Ich habe auf dem rechten Flügel beim Fußvolke übernachtet. Man übersieht von da aus das ganze Türkenlager. Der Geschützdonner ließ mich kein Auge schließen. Wir sind während des Freitags und Samstags dergestalt ausgehungert, daß man mit uns Hirsche hetzen könnte. Mit den Pferden steht es am schlimmsten, die nur Blätter von den Bäumen zu fressen bekommen. Von dem verheißenen Proviant für Mensch und Pferd ist nichts zu sehen. Deßungeachtet sind unsere Leute besten Mutes.

Das unseren Truppen (auf den Wunsch des Königs vom Herzog von Lothringen) zugeteilte |: deutsche :| Fußvolk zeichnet sich durch eine Unterordnung aus, wie sie bei uns kaum vorkommt. Die Unsrigen blicken mit Sehnsucht nach dem Türkenlager und können es kaum erwarten, dahin zu gelangen; aber dazu vermag nur Gottes mächtiger Arm zu verhelfen."

Die Entsatzarmee hatte am Abend des 11. September neuerdings einen großen Erfolg — wieder beinahe ohne Blutvergießen errungen. Sie hatte die Höhen des Wien dominierenden Gebirges erreicht und stand, man könnte sagen in Schlachtordnung einem Feinde gegenüber, der in beinahe unbegreiflicher Verblendung nichts getan hatte, um seine Stellung zu sichern. Sobieski hatte Recht, dieser Feind war prädestiniert, geschlagen zu werden. Der König hätte seinem Siegesbewußtsein wol viel bestimmteren Ausdruck gegeben, wenn er die Verhältnisse im türkischen Lager genauer gekannt.

Karà Mustafa war in dem Momente verloren, wo eine ansehnliche Entsatzarmee auf den Höhen erschien und ihn zur Schlacht zwang. Daß er

sein Lager nach Außen hin nicht verschanzte, wird man ihm kaum zum Vorwurfe machen können. Die Türken waren überhaupt nicht gewohnt, dies zu tun. Dagegen mußte es unbegreiflich erscheinen, wie er, im Lager vor Wien stehend, ruhig zusehen konnte, bei der Annäherung einer großen feindlichen Armee. Bei den Christen mußte dies umsomehr Erstaunen erregen, als man ja fortwährend von den riesigen Truppenmassen erzählte und schrieb, die vor Wien vereinigt sein sollten. Die Türken selbst sprachen natürlich in ihren verschiedenen Drohbriefen an christliche Ortschaften von dem ungeheueren Heere, mit dem sie gekommen und das die Erde kaum zu tragen im Stande sei. Wir haben schon wiederholt hervorgehoben, daß es mit diesem unzählbaren Heere seine eigene Bewandtnis hatte. Allerdings war die vor den Mauern Wiens befindliche Menschenmasse eine sehr große. Die Zahl der eigentlichen Streiter war jedoch keineswegs gar so bedeutend. Wir haben erwähnt, daß der im Lager befindliche Kuniz am 25. Juli die türkische Streitmacht vor Wien auf 90.000 Combattanten schätzte. Von diesen sollen bis Ende August 30.000 Mann kampfunfähig geworden sein. Der erfahrene Starhemberg schätzt in seinem Schreiben an den Herzog von Lothringen vom 27. August die türkischen Streitkräfte auf ungefähr 60.000 Mann. Eine Macht, groß genug, um Wien zu erobern, aber nicht im Stande, auch noch einer halbwegs bedeutenden Entsatzarmee die Stirne zu bieten. Allerdings überliefern uns die Zeitgenossen eine angeblich authentische „Lista derjenigen Vassen und Völcker, welche in der Musterung, so vor den Augen des ehrwürdigen Großveziers in der Belagerung vor Wien gehalten worden den 18. Tag des edlen Monats Ramesan |: dies ist der siebente Tag Septembris auf unsere Christen Weise zu rechnen :| im Jahr 1683 sich auf dem Fuß gefunden haben". Nach dieser Liste zählte das türkische Heer am 7. September bei der Musterung, die Kara Mustafa an diesem Tage abhielt, 168.000 Mann. Das Auffallende an dieser Liste besteht aber darin, daß hier Befehlshaber angeführt werden, welche am 7. September bereits zu den Todten zählten, daß bedeutende Truppenkörper als vor Wien stehend bezeichnet werden, die sich gar niemals hier befanden, daß Abteilungen unter die Streiter gezählt werden — wie unter Anderem der Troß von 20.000 Freiwilligen — die doch im Kampfe selbst kaum in Betracht kamen. Dieses Verzeichnis kann also auf Glaubwürdigkeit keinen Anspruch erheben, ob es nun wirklich im Zelte des Reis Efendi gefunden wurde oder nicht.

Doch nehmen wir an, es wären in dieser angeblichen Musterrolle sämmtliche Truppen gezählt, welche überhaupt in Ungarn und vor Wien nach dem Glauben des Großveziers diesem am 7. September noch zur Verfügung standen, nehmen wir an, daß alle angeführten Zahlen für die Stärke der einzelnen Truppenkörper an diesem Tage auf wirkliche Authenticität Anspruch erheben können, so müssen wir doch folgende Mannschaften von der Zahl der 168.000 türkischen Streiter vor Wien abziehen:

1. Die Ungarn des Thököly, 15.000 Mann; 2. Apaffy mit den Siebenbürgern, 6000 Mann; 3. das Kriegsvolk von Kairo, 3500 Mann, dieses soll ja am 31. August in die Heimat abgezogen sein; 4. Servan Kantakuzenos, Fürst der Walachei, mit 4000 Mann; 5. Duka, Fürst der Moldau, 2000 Mann, die Contingente beider Fürsten waren unbewaffnet; 6. Selim Ghirai, Chan der Tataren, mit 20.000 Mann; 7. der Troß an unbesoldeten Freiwilligen, ein Gesindel der ärgsten Art, 20.000 Mann; auch diese beiden Truppengattungen kamen gegen einen mit Feuergewehren und Kanonen ausgerüsteten Gegner nicht in Betracht. Zusammengenommen sind daher von dieser Musterrolle in Abzug zu bringen mehr als 68.000 Mann. Es standen somit an kampffähigen Truppen, an wirklichen Streitern, selbst nach dieser Musterrolle dem Großvezier nicht ganz 100.000 Mann zur Verfügung.

Kara Mustafa war, wie wir wissen, mit hochfliegenden Plänen vor Wien erschienen. Die geringen Streitkräfte, welche ihm der Kaiser entgegensetzen konnte, hatten ihn eine rasche Bezwingung der Hauptstadt als sicher erwarten lassen. Er sah sich in dieser Erwartung bitter enttäuscht. Die Stadt war noch immer nicht bezwungen. Dagegen wurde er Ende August von dem Anzuge eines großen Entsatzheeres benachrichtigt. Wir wissen, daß er in Folge dessen alle Anstrengungen machte, um sich so viel als möglich vor Wien zu verstärken. Er hatte an Thököly wiederholt Befehle geschickt, sich mit ihm zu vereinigen, er hat auch andere Truppen von der Etapenstraße nach Ofen her, überhaupt aus Ungarn an sich gezogen. Der Vezier von Ofen, Ibrahim Pascha, war aus diesem Grunde, trotz aller persönlichen Abneigung Kara Mustafa's gegen ihn, vor Wien commandiert worden. Zugleich waren auch Versuche gemacht worden, das linke Donauufer zu gewinnen. Sie waren jedoch, weil mit ungenügenden Streitkräften unternommen, mißglückt. Die Tataren unter Ghirai Chan befanden sich im Wienerwalde oberhalb der Stadt. Sie sollten den Anmarsch der Entsatzarmee aufhalten. Dieses „Gesindel" zählte zwar noch an 20.000 Mann; als aber die Kaiserlichen in größeren Trupps über die Donau giengen und die Gegend von der Enns bis an den Wienerwald hin durchstreiften, da war es mit ihrer Herrlichkeit zu Ende. Dünewald's, Lubomirski's und Heißler's Reiter jagten dem Feinde nach einigen Zusammenstößen solchen Respect ein, daß er es nicht mehr wagte, im offenen Felde zu erscheinen. Noch am 28. August machten die Türken einen Versuch, sich Klosterneuburgs zu bemächtigen. Sie wurden jedoch abgetrieben.

Die hochfliegenden Erwartungen Kara Mustafa's — soll er doch sogar von der Eroberung Roms geträumt haben — wurden also ziemlich herabgestimmt. Mit echt türkischem Fatalismus hat er sein Schicksal erwartet. Verbissen in den Gedanken, daß es ihm gelingen müßte, Wien zu erobern, hat er alle Kraft daran gewendet, um sich dieses Platzes noch vor dem Erscheinen des Entsatzheeres zu bemächtigen. Über die Stärke der heranrückenden Heeresmassen

befand er sich vollständig im Unklaren. Aus diesen Gründen läßt sich seine verhältnismäßige Untätigkeit dem Entsatzheere gegenüber, sein zähes Festhalten an der Belagerung selbst noch im letzten Augenblicke begreifen. Anfangs September soll der Großvezier ein Schreiben des Sultans erhalten haben, worin ihm sein Ungehorsam verwiesen wurde, daß er vor Wien gezogen und nicht zuvor Raab und Komorn erobert. Nur um so zäher hielt er an der Unternehmung gegen Wien fest. Als ihm die Nachricht gebracht wurde, der König von Polen sei persönlich mit einem großen Heere zum Entsatze der Stadt herangezogen, glaubte er nicht daran.

Allein das christliche Heer rückte immer näher. Die Gefahr wurde für die Türken immer drohender. Eine allgemeine Unruhe bemächtigte sich derselben. Ein Teil der Truppen verließ das Lager und zog nach Hause. Die Andern murrten laut. Nur die Predigten des großen Scheich Wani hielten sie noch zurück. Kara Mustafa verdoppelte die Anstrengungen zur Eroberung der Stadt. An demselben Tage, an welchem die Christen ihre Concentration bei Tuln vollzogen, hielt auch der Großvezier eine Heerschau über seine Truppen. Wenige Tage später, als endlich gar kein Zweifel mehr möglich war an dem Heranrücken eines Entsatzheeres, berief er den Kriegsrat seiner Officiere. Es geschah dies am 10. September. In dieser Versammlung soll sich der Antagonismus zwischen dem Seraskier und dem greisen Ibrahim Pascha neuerdings geltend gemacht haben, zum Unheile für Kara Mustafa. Ibrahim Pascha hatte nämlich den Rat gegeben, die Belagerung vorderhand lieber aufzuheben, das Lager abzubrechen, die Gebirgspässe durch Verhaue zu schützen, Batterien hinter denselben zu errichten und mit der gesammten Armee das Entsatzheer während des Anmarsches anzugreifen*). Die zahlreiche türkische Reiterei solle benützt werden, um dem Feinde in die rechte Flanke zu fallen und ihn in Verwirrung zu bringen. Die türkischen Truppen seien durch die lange Belagerung allzusehr ermüdet, um mit Aussicht auf Erfolg zwei Unternehmungen auf einmal durchzuführen. Man solle also lieber zuerst den anrückenden Feind schlagen. Sei dies geschehen, so müßte sich die Stadt dann ohnedies auf Gnade und Ungnade ergeben. Die übrigen Paschas sollen diesem Rate beigepflichtet haben, nicht so jedoch der Großvezier. Der wahrhaft großartige Widerstand, den ihm die Wiener Besatzung bisher geleistet, ließ ihn befürchten, der Commandant der Festung würde in demselben Augenblicke, wo er die Belagerung aufhebe, mit seinen tapferen Schaaren aus der Stadt hervorbrechen, die mühselige Arbeit zweier Monate zerstören, die Befestigungswerke wieder in Stand setzen, den Türken in den Rücken fallen und ihre Niederlage herbeiführen helfen. Aber selbst wenn die überlegene Kriegskunst der Moslims die militärisch unbe-

*) Der Historiograph des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern, Diani, dagegen erzählt, daß der Tataren-Chan diesen Rat gegeben habe.

deutenden Schwärme der herbeigekommenen Entsatzarmee besiegen und diese verjagen sollte, so wären bei vorhergegangener Aufhebung der Belagerung die mittlerweile von den Belagerten zerstörten türkischen Werke nicht mehr herzustellen, denn die Truppen waren schon jetzt über die großen Arbeiten der so lange Zeit vergeblich geführten Belagerung unwillig und nur mit Mühe beisammenzuhalten. Zugleich mochte Kara Mustafa auch erwägen, daß im Gebirgslande seine zahlreiche Reiterei, die Hauptstärke der türkischen Armee, kaum gut gegen den Feind zu gebrauchen sein würde. Wenn er denselben dagegen am Fuße der Berge erwartete, dann war er mit seinen zahlreichen Reiterschaaren den Christen überlegen. Er entschied daher als Seraskier: die Belagerung wird fortgeführt. Wenn der Feind von den Bergen herabsteigt, greift ihn die türkische Armee an und schlägt ihn zurück. Die Stadt muß dann naturgemäß dem siegreichen Heere ihre Thore öffnen.

In Folge dieser Bestimmungen des Seraskiers wurde beschlossen, die besten Truppen, den größten Teil der Janitscharen, sämmtliche Minirer und Schanzgräber, im Ganzen an 30.000 Mann unter dem Commando des Hussein Pascha von Damascus vor Wien zu belassen und mit dem übrigen Heere dem Feinde bis an den Fuß der Gebirge entgegenzuziehen. Der Großvezier rechnete darauf, daß ihm in dem Kampfe gegen das Entsatzheer 100.000 Mann, größtenteils Reiter, zur Verfügung stünden. Unter diese 100.000 Mann aber waren auch die Tataren und der Troß von Freiwilligen mitgerechnet. Durch diesen Beschluß, mit nur 60.000 Mann wirklich kriegstüchtiger Truppen den vom Gebirge herabsteigenden Feind zu erwarten, hatte Kara Mustafa am 10. September seine Niederlage am 12. September selbst entschieden. Schon am 8. hatte die Besatzung Wiens die große Unruhe im Türkenlager bemerkt. Wir kannten damals die Ursache derselben nicht, erzählt Obristlieutenant Gschwind, und so machten wir uns auf das Äußerste gefaßt, indem wir hinter den beiden angegriffenen Basteien die Häuser in Verteidigungszustand versetzten, die Gassen verschanzten, die Ketten vorzogen. Den 9. bemerkten wir, daß der Feind einen Teil seiner Zelte abbreche und das Lager mehr gegen den Kahlenberg zu vorschiebe. Den 11. Nachmittags aber zogen die Türken zum größeren Teile gänzlich aus dem Lager gegen das Gebirge. Die Truppen in der Leopoldstadt brachen ihre Zelte ab und marschierten gegen den Kahlenberg. Kara Mustafa schritt also an die Durchführung seiner Entschlüsse.

Zu spät hatte er am Morgen des 11. etwa 10.000 Mann auf die Höhe beordert, um diese wichtigen Positionen zu besetzen. Die Vorhut des Entsatzheeres bemächtigte sich, wie schon erwähnt, noch vor ihnen des Camaldulenserklosters. Sie zogen sich unverrichteter Dinge wieder zurück. Am Fuße des Kahlenberges nahmen sie Stellung bis gegen die Donau hin und besetzten dieses Gebiet, um die kaiserlichen und sächsischen Truppen, die auf diesem Flügel vorgerückt waren, zu erwarten. Zwischen den Feinden kam es hier schon an

diesem Tage zu zahlreichen kleinen Gefechten. Nach und nach rückten auch im Verlaufe des Nachmittags immer stärkere Massen türkischer Cavallerie und Infanterie auf die Höhen bei Nußdorf vor. Auf dem Nußberge und von da aus über Sievering und Pötzleinsdorf bis Dornbach hin erstreckten sich ihre Positionen. Noch in der Nacht ließ Kara Mustafa gewissermaßen als Reduit zwischen Döbling und Weinhaus auf der diese Orte beherrschenden Anhöhe, so ziemlich im Centrum der ganzen türkischen Aufstellung, Schanzen anlegen und selbe mit Kanonen armieren. Auch er hatte den folgenden Tag zur Schlacht bestimmt. König Sobieski hatte Recht, „dieser Feind mußte eine große Niederlage erleiden". Hätte der König die Verhältnisse im türkischen Lager und die Absichten Kara Mustafa's gekannt, er würde in seinem Briefe am Morgen des 12. September kaum von mehreren Tagen gesprochen haben, binnen welchen er hoffe, den Feind zu schlagen.

Am frühesten Morgen war Sobieski bereits aus seinem Zelte. Der Kanonendonner vom linken Flügel der Entsatzarmee her ließ ihn nicht länger an seine Gemahlin schreiben. Er eilte mit seinem Sohne Jacob in das Hauptquartier des Herzogs von Lothringen und des Kurfürsten von Sachsen, in das abgebrannte Camaldulenserkloster auf dem Kahlenberge. Der 12. September des Jahres 1683 war der vierzehnte Sonntag nach Pfingsten. Die katholische Kirche bezeichnet ihn als Dominica Protector noster (Sonntag der göttlichen Vorsehung). Die im Camaldulenserkloster versammelten Fürsten und Führer des Heeres wohnten zunächst einer Messe an. Pater Marco d'Aviano celebrierte dieselbe auf einem rasch improvisierten Altare. Er segnete die Waffen der christlichen Streiter zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Hier wurden dann die letzten Verabredungen getroffen. Es war gewissermaßen der letzte Kriegsrat vor dem Beginne der eigentlichen Schlacht*). Das Geplänkel zwischen den feind-

---

*) Sowol die Messe, als auch der Kriegsrat haben im Camaldulenserkloster und nicht in der Leopoldscapelle auf dem Leopoldsberge stattgefunden. Allerdings sprechen einzelne Berichte davon, daß die Messe in der Leopoldscapelle gelesen worden sei, so die „Relation oder eigentliche Beschreibung der Entsatzung" aus dem Jahre 1683. Aber dieses Schriftchen ist anonym erschienen. Zwei Teilnehmer an dem Gottesdienste dagegen behaupten ausdrücklich, daß die Messe und der Kriegsrat im Camaldulenserkloster stattgefunden. Prinz Jacob, der Sohn Sobieski's erzählt: „Sonntag den 12. Morgens giengen wir in's Camaldulenserkloster auf dem Kahlenberge, wo alle Fürsten zusammentrafen. Als wir endlich auf Umwegen geführt dort ankamen, wo der Kriegsrat stattfinden sollte, hatten einige der Unsrigen den Kampf mit den Türken bereits begonnen . . . ." (Tagebuch des Prinzen Jacob über die Belagerung Wiens im Jahre 1683.) Dupont aber, jener französische Ingenieur im Dienste Sobieski's, berichtet in seinen Memoiren: „Der König ließ um 4 Uhr Morgens in der abgebrannten Camaldulenserkirche einen Altar errichten, woselbst der wegen seiner besonderen Frömmigkeit dazumal in Italien und Deutschland berühmte Capuzinerpater Marco d'Aviano, welcher als Abgesandter des Kaisers beim Herzog von Lothringen weilte, die Messe las. Der König ministrierte selbst zu dieser Messe . . . . Er, sowie der Herzog von Lothringen nahmen die Communion. Während die Messe zu Ende gieng, noch bevor es Tag geworden, ward auf dem

lichen Vorposten hatte aber schon im Morgengrauen am linken Flügel des Entsatzheeres begonnen, in dem Momente, wo die auf der Höhe des Nußberges postierten türkischen Abteilungen den Batterienbau der Kaiserlichen am Rande des Waldes vor dem Camaldulenserkloster bemerkten.

Der Herzog von Lothringen hatte die Absicht, entsprechend der ganzen Aufstellung des Entsatzheeres — vom Leopoldsberge über den Kahlenberg und Hermannskogel bis zur Sophienalpe — mit seinem Flügel, als dem der bedrängten Stadt nächstpostierten, die Türken von der Donau abzudrängen und auf diese Weise die Verbindung mit Wien zu gewinnen.

Das Terrain auf dieser ungefähr zwei Stunden langen Linie ist von den Bergen her ein wellenförmig absteigendes, von verschiedenen Gießbächen durchschnittenes. Diese Bäche, der Scheiblerbach, Erbsenbach, Schreiber- und Grinzingerbach, Krotenbach, endlich der Alser- und Währingerbach haben teilweise ein sehr tief eingesunkenes Bett, durchziehen enge, tiefe Thäler, die an einzelnen Stellen sogar wahre Schluchten bilden. Die Berge selbst sind steil, in jener Zeit erstreckte sich der Wald ziemlich weit herab. Erst an den unteren Hügeln näher der Stadt zu befanden sich Weingärten. Der Abstieg auf diesem Terrain war für die Entsatzarmee keineswegs leicht zu bewerkstelligen. Die Besorgnisse des Königs Sobieski über die Schwierigkeiten, die sich hier ergeben mußten, sind bereits erwähnt worden. Der baierische Geschichtsschreiber Diani beschreibt den Gebirgsabhang in ähnlicher Weise: „derselbe war bedeckt mit hohen und dichten Hecken und Gehölzen, mit Weingärten, die von hohen Mauern geschützt wurden, mit Hohlwegen und darüber emporragenden Höhen, mit steinigen, tiefen Flußbetten, in denen sich die von der Höhe und den Abhängen herabstürzenden Regenbäche vereinigten, ferner an vielen Stellen mit Felsen, Steinen und Geröll, endlich mit Abschnitten und absichtlich ausgehobenen, von Truppen besetzten Laufgräben".

Noch waren die Kaiserlichen mit dem Batterienbau beschäftigt, als die Türken bereits gegen sie vorrückten. Graf Fontaine, der hier commandierte, ließ sogleich den Angriff erwidern. Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Croy führte ihm Verstärkungen zu und es gelang, den Feind bis hinter die Anhöhe des Nußberges zurückzujagen. Herzog von Croy selbst wurde bei diesem ersten Rencontre verwundet.

Als Herzog Karl von Lothringen die Situation bemerkte, ließ er das verabredete Zeichen zum allgemeinen Vorrücken, zur Eröffnung der Schlacht geben. Fünf weithin vernehmbare Kanonenschüsse erdröhnten und „die erste

Rücken des Gebirges bereits tüchtig geschossen." Auch die natürliche Lage des Ortes spricht übrigens dafür, daß man im Camaldulenserkloster zusammengetroffen, gewissermaßen im Centrum der ganzen Aufstellung, im Hauptquartiere des geistigen Führers der ganzen Expedition und des anspruchsvollen und auf seine Rechte als Commandant seiner eigenen Truppen besonders eifersüchtigen Kurfürsten, als etwa am äußersten linken Flügel, dort, wo Niemand von den hervorragenderen Persönlichkeiten der Armee Quartier genommen hatte.

Linie unserer Armee debouchierte von dem hohen Joche, auf welchem die Capelle des heiligen Leopold liegt, sowie um das oberwähnte Kloster und aus den Gehölzen. Die Bataillone nahmen während des Herabsteigens und gleichzeitigen Ralliierens die Positionen ein und ließen den Nachfolgenden ihre Plätze und Intervalle, da sie sehr geschlossen und nahe aneinander marschieren mußten, wie alle Heere, welche sich gegen die Türken bewegen, deren erster Anprall rasch und ungestüm ist. Man darf ihnen keinen Platz lassen, den sie zu einem Flankenstoß benützen könnten; dagegen muß man sie mit einem wolgezielten, unaufhörlichen Feuer überschütten. Das Herabsteigen war viel schwieriger als das Hinaufsteigen, denn erstens verwehrten die Feinde dasselbe, sodann ist der Abstieg, ebenso wie der Aufstieg bei Bergen von geringer Ausdehnung sehr steil und deshalb schwierig auszuführen. Die Soldaten waren zuweilen gezwungen, von abschüssigen Stellen sich herabzulassen, weil sie weder festen Fuß fassen, noch Wege herstellen konnten, ... die Cürassiere mußten ihre Pferde führen, wodurch der Abstieg für sie selber um so schwieriger wurde. Von den Soldaten wurden zwischen den Bataillonen die leichten Geschütze fortgeschoben, geladen und mit Erfolg gegen die Feinde abgefeuert. Hiedurch wurden die Letzteren in bedächtiger Ferne gehalten, unsere Bewegungen dagegen beschleunigt. Nichtsdestoweniger mehrten sich mit dem Vorrücken des Heeres die Hindernisse, teils durch die Hinterhalte der Türken, teils durch die fortdauernde Ungunst des Terrains. Die Ordnung“ aber wurde strenge aufrecht erhalten.

Viele Stunden dauerte der Vormarsch, wobei man den Soldaten Ruhepausen gönnen mußte, damit sie Kraft zum Entscheidungskampfe behielten. „Als die Belagerten das Anrücken der verbündeten Armee wahrnahmen, feuerten sie dreimal alle Gewehre und Geschütze gegen die Belagerer ab; diese aber waren gleichfalls nicht träge mit der Antwort, indem sie Salven aus den Laufgräben abgaben, die an diesem Tage doppelt stark besetzt waren. Auch gaben sie sich den Anschein, die letzten Verschanzungen der Verteidiger wegnehmen zu wollen.“

Seit dem frühesten Morgen befand sich die Bevölkerung Wiens in der höchsten Aufregung. Man erwartete ja heute die Entscheidung. Wol noch niemals haben sich die Augen der Wiener mit solcher Spannung dem die Stadt im Halbkreise begränzenden Gebirgsgürtel zugewendet, wie an diesem Tage. Auf den Basteien, von anderen erhöhten Plätzen aus sah man den nunmehr kommenden Dingen entgegen. „Kaum hatte die Morgenröte hervorgeblickt,“ erzählt Baelkeren, „da sahen wir das Gebirge überall voller Volcks, welches sich von beiden beschriebenen Gebäuden (der Leopoldscapelle und dem Camaldulenserkloster) in einer langen und breiten Linie mit beständig geschlossenen Gliedern langsam und allgemach herunterließe und überall einige Stücke vor sich herführete, auch immerzu auf die unten an dem Berg stehende Türken loßbrennete, und unterdessen, daß solche wieder geladen wurden, denen Nachkommenden Zeit und Weil gegeben ward, sich an die Vorhergehende enger und enger anzuschließen. Als-

dann ruckten sie wieder durch Büsch und Stauden, durch Hecken und Sträuche die Weingärten herab gegen die Türken auf 40 bis 50 Schritt mit denen Stücken vor sich her. Dort brenneten sie abermahl das Geschütz los, hielten so lang still, bis die Nachfolgende sich wieder an sie angeschlossen hatten. Und auf diese Weise kamen sie allgemach Fuß für Fuß mit continuierlich geschlossenen Flügeln herunter bis an den Fuß des Gebirges, wo die Türken stunden. Da gieng es allgemach an ein Scharmutzieren, und wie sie die große Menge des christlichen Volcks mit Panzer, Harnisch, Casquetten, Säbeln, Degen, Röhren, Pistolen und allem andern erdencklichen Gewöhr wol versehen und ausgerüstet herzurucken sahen und, daß dessen kein Ende wurde, wahrnahmen (dann es trangen noch immerfort neue und neue Leute auf der Höhe aus dem Gehölz und Gestreuß herfür), da sie dies unendliche Anmarschieren vor sich sahen und hinter sich vermerckten, daß Jhro Excellenz der Herr Commendant (Starhemberg) von denen Stadtbasteien herab mit denen längisten und schweristen Stücken, so weit solche immer reichen thäten, ihnen grausamlich und ohne Aufhören in den Rücken spielen ließen, so resolvierten sie sich, mehr aus Verzweiflung als aus Tapferkeit die Christen anzugreifen und sich mit ihnen in ein Gefecht einzuflechten."

Die Türken nahmen den Kampf sowol gegen die Stadt, wie gegen das Entsatzheer auf. Aber nicht die gesammte Armee Kara Mustafa's beteiligte sich an demselben. Obristlieutenant Gschwind berichtet in seinem Diarium zum 12. September: Die von den Türken auf die Basteien an diesem Tage gerichtete heftige Kanonade ließ uns das Äußerste befürchten. Wir erwarteten jeden Moment das Springen der Minen und den Ansturm des Feindes. Zugleich aber bemerkten wir, wie von Früh Morgens angefangen viel hundert Wägen und Menschen vom feindlichen Lager in der Richtung „gegen Schwechat geruckt". Die Flucht, oder wenn man will, der Rückzug wenigstens gewisser Teile des türkischen Heeres begann also schon am frühen Morgen des 12. September, bevor noch die Schlacht in Gang gekommen. Ghirai Chan's Tataren waren von Kara Mustafa auf den äußersten linken Flügel des türkischen Heeres gegen die rechte Flanke der Polen postiert worden. Wie der Kammerdiener des Königs von Polen, Diakowski, berichtet, sind selbe, „ohne einen einzigen Pfeil abzuschnellen", zurückgewichen. Der König von Polen hatte, nach derselben Quelle, gefürchtet, es könnten bei der Ähnlichkeit der Bekleidung und des Aussehens von den kaiserlichen Truppen die polnischen Krieger mit den Tataren verwechselt werden. Er hatte deswegen befohlen, daß jeder von seinen Soldaten, und zwar „vom Höchsten zum Niedersten, der an dem Kampfe teilnehme, eine aus Stroh geflochtene Binde um die Hüfte nehme". Allein Ghirai Chan ließ die Türken im Stiche. Er war in Folge dessen späterhin auch der Erste, den die Strafe des Sultans traf, er wurde abgesetzt. In dem Installationsbriefe für den neuen Chan der Tataren heißt es ausdrücklich, daß sein

Vorgänger seiner Würde entsetzt worden, „weil er nicht bei der Schlacht bei Wien eingetroffen, von Allen der Letzte gewesen sei und sich nachlässig benommen habe". Und auch der im türkischen Lager anwesende Conte Marsigly berichtet, daß „der Schrecken, die Consternation, welche der bloße Anblick der Standarten des Entsatzheeres bei den Türken hervorgerufen, ein außerordentlicher gewesen. Nur das Entrollen der Fahne des Propheten schon am Morgen" des Schlachttages „habe eine große Menge" Volkes, hauptsächlich aus dem Corps der Seimeni, bewogen, gegen den Feind zu ziehen.

Die Janitscharen hatte der Großvezier im Lager vor Wien zurückgelassen, mit den schon vor der Schlacht entmutigten Seimenen und den Spahis allein mußte er nunmehr den Kampf aufnehmen gegen das Entsatzheer. Er war prädestiniert, geschlagen zu werden. Seine mit grenzenlosem Hochmut wetteifernde Unkenntnis der Verhältnisse stürzte ihn endlich in die Grube, welche er sich selbst gegraben.

Kämpfe von größerer Bedeutung entwickelten sich nur auf beiden Flügeln der Heere. Die Aufstellung der Türken war zwar im Centrum durch Schanzen gedeckt. Hier wurde aber nur ein kaum nennenswerter Versuch gemacht, Widerstand zu leisten. Die Streitkräfte Kara Mustafa's reichten eben schon von Anfang nicht aus, den ernstlichen Kampf auf der ganzen Front anzunehmen. So rückten denn die Baiern unter Commando ihres Kurfürsten und des Freiherrn von Degenfeld, sowie die Franken und Schwaben unter Führung des Fürsten von Waldeck langsam aus ihren Stellungen am Morgen vor, ohne bis Mittag einem bedeutenderen Kampfe ausgesetzt zu sein.

Nicht so die den linken Flügel des Entsatzheeres bildenden kaiserlichen Völker unter dem Herzog von Lothringen und die sich ihnen unmittelbar anschließenden, zwischen sie und die Truppen Waldeck's eingeschobenen Sachsen unter Commando des Kurfürsten Johann Georg III.

Hier begann General Graf Caprara am äußersten linken Flügel mit zwei Dragoner-Regimentern (dem sächsischen und dem kaiserlichen Regimente Heißler) gegen das Kahlenbergerdörfel zu die Vorrückung. Man hatte mit mancherlei Schwierigkeiten zu kämpfen, denn der Feind, ziemlich stark an Mannschaft, in mehrere Corps formiert, benützte die Unebenheiten des Terrains mit außerordentlicher Geschicklichkeit. Er behinderte nicht blos die Dragoner in ihrem Vorrücken und verwickelte die von General Fontaine geführte Infanterie in ein nachteiliges Gefecht, sondern warf auch das bereits bis Nußdorf vorgedrungene Regiment Grana wieder zurück. Die rechts von den Kaiserlichen unter dem Befehle des Generals Grafen Reuß marschierende sächsische Infanterie stellte jedoch das Gleichgewicht wieder her. „Worauf dann die sächsische Infanterie erster Linie sich links schwenkte gegen den Feind, welcher die Grenadiers und kaiserliche Infanterie stark attaquierte, Fronte zu machen. Der Feind stunde nun allda im hohlen Wege ziemlich verdeckt, hatte vor sich Sträucher und Steine

zu seinem Schutze und feuerte heftig auf die Sächsischen, welche ganz unverdeckt stunden und vom Fuß bis auf den Kopf kunten gesehen werden. Indem dieses nun dergestalt vorlief, sahe man oben am Berge die Fränckische Infanterie ganz stille stehen, wohin der Generalmajor Reuß geschickt, den da commandirenden Generalmajor zu ersuchen mit seinen Bataillons zu avancieren, weil der Feind denen Sächsischen leichtlich hätte können in Rücken gehen. Dieser erzeigte sich auch willig darzu, stellete aber darbey vor, daß der Fürst von Waldeck, welcher bei den Fränckischen das Obercommando hätte, ihm auf das allerschärffste verboten mit den Bataillons nicht von der Stelle zu weichen, bis er selbst ihm solches andeuten würde."

In Folge dessen sah man sich gezwungen, das zweite und dritte Treffen der sächsischen Infanterie in die erste Linie zu ziehen, um auf diese Weise nicht blos die rechte Flanke des linken Flügels zu decken, sondern auch dem Feinde die Möglichkeit zu benehmen, sich etwa zwischen dem Centrum und dem linken Flügel der Entsatzarmee einzukeilen. Einige Zeit kam das Gefecht überhaupt zum Stillstand. Da die Türken aus ihrer gedeckten Stellung die ungedeckt anrückenden Truppen zum Zielobjecte ihrer Schüsse machten, so erlitten die Sachsen und Österreicher hiebei nicht unbedeutende Verluste. Mittlerweile hatte sich der wieder in der Front trotz seiner Verwundung erschienene Feldmarschall-Lieutenant Herzog von Croy an die Spitze einer Abteilung kaiserlicher Infanterie gestellt, gieng zum Angriffe vor und warf die Türken über den Schreiberbach gegen Grinzing hin zurück. Zugleich ließ Feldzeugmeister Leslie, der einige Geschütze auf dem Nußberge hatte aufführen lassen, das Geschützfeuer gegen Nußdorf richten.

Die Türken waren also von der Donau abgedrängt. Während sich hier die Dragoner unter Caprara ausbreiteten, erfolgte der Angriff gegen das von den Türken besetzt gehaltene und verteidigte Nußdorf. Feldzeugmeister Leslie, Prinz Ludwig von Baden und Oberst Heißler rückten mit der Artillerie, mit sächsischen und kaiserlichen Dragonern nicht ohne Schwierigkeiten gegen dasselbe vor. Als Feldmarschall Hermann von Baden die Bedrängnis seines Neffen bemerkte, eilte er mit der kaiserlichen Infanterie zur Hilfe herbei und mit vereinten Kräften gelang es, den Feind aus Nußdorf hinauszuwerfen.

Während dies auf dem äußersten linken Flügel sich zutrug, war auch Feldmarschall Goltz mit der sächsischen Infanterie gegen den Grinzingerbach und das von den Türken mit Hartnäckigkeit verteidigte Heiligenstadt vorgerückt. Auch hier gelang es bis gegen Mittag den Feind zurückzudrängen. Die Sachsen hatten sich so wacker gehalten, daß der mittlerweile herangekommene Kurfürst ihnen seine besondere Anerkennung aussprach. Es war bereits Mittag geworden und noch immer sah man vom linken Flügel des Entsatzheeres aus weder das Centrum noch den rechten Flügel in die Schlachtlinie einrücken. Zugleich bemerkte man aber, daß ein großer Teil der Feinde von ihrem rechten, vor den Austro-

Sachsen zurückweichenden Flügel, hinüberzog zum linken türkischen Flügel. Man mußte also befürchten, daß der fehlende Zusammenhang in den Operationen der einzelnen Teile des christlichen Heeres bemerkt und ausgenützt werden könnte. Besonders fürchtete man für die Polen, die noch am weitesten zurück waren. „Weswegen denn der Sächsische Feldmarschall an die Bayerische und Fränkische Infanterie, welche dem rechten Flügel am nächsten stunde, unterschiedliche Officiers schickte und sie ersuchen liesse, dem rechten Flügel zu Hilfe zu kommen. Wozu denn der Fränckische Generalmajor sich abermahl ganz willig bewiese, aber vom Prinzen von Waldeck contramandiert worden, mit dem Fürwenden, daß alda Niemand als er zu commandieren hätte."

Auch die Franken und Baiern rückten endlich mit den Sachsen und Kaiserlichen in eine Linie. Aber noch immer ließen sich die Polen nicht blicken. Endlich, gegen 2 Uhr Nachmittags, Aller Augen waren in die Richtung gebannt, wo die Polen aus dem Walde hervorbrechen sollten, erschienen die geflügelten Panzerreiter in ihren glänzenden Rüstungen mit den langen Lanzen und wehenden Fähnlein. Ein allgemeines Hurrahgeschrei erhob sich im Centrum und am linken Flügel der Kaiserlichen. Die Truppen waren trotz Hitze und Durst, trotz aller bisherigen Anstrengungen so kampfesmutig, daß sie sich ohne Commando den Feinden neuerdings entgegenstürzen wollten. Mit flacher Klinge mußten sie an einigen Orten von den Officieren zurückgehalten werden.

Die Polen hatten zum Anmarsche von den Höhen herunter den längsten Weg. Ihre zahlreiche Cavallerie hatte hiebei große Schwierigkeiten zu überwinden und so kamen sie erst gegen 1 Uhr Nachmittags in die Gegend von Dornbach. Sobieski ließ, um die Masse der Reiterei vor dem Defilé entwickeln zu können, die vier Regimenter Infanterie, welche ihm der Herzog von Lothringen abgetreten hatte, am rechten Ufer des Alsbaches nächst Dornbach, einen Teil der polnischen Infanterie aber links gegen Weinhaus zu aufmarschieren. Hierauf wurden mehrere Fähnlein (Abteilungen von je 200 Mann) Husaren und Gepanzerter unter dem Lieutenant Zwierchowski, unter Felix und Stanislaus Potocki gegen den Feind commandiert. Mit eingelegter Lanze stürmten sie darauf los. Natürlich wurden sie von den Türken zurückgeworfen. Nunmehr stellte sich der Kronstallmeister Miaczynski an die Spitze von 2000 Reitern und griff den Feind an. Auch sie wurden mit großen Verlusten zurückgetrieben. Nur der heldenmütigen Ausdauer der vier kaiserlichen und deutschen Regimenter auf den unteren Abhängen des Galizinberges verdankten sie es, daß die Türken ihre weitere Verfolgung einstellen mußten. Unter dem Schutze dieser vier Regimenter hatte der König endlich die Hauptmasse der Cavallerie in die Schlachtordnung gebracht. Johann III. Sobieski selbst stellte sich mit seinem Sohne Jacob an die Spitze des Centrums dieser Reiterschaaren; 7000 Mann Husaren und Gepanzerte folgten ihm. Links davon führte Feldmarschall-Lieutenant Rabatta und der Markgraf von Bayreuth die kaiserliche

und baierische Cavallerie, während der Schwager Sobieski's, Graf Maligny, rechts vom Centrum mit ungefähr 6000 polnischen Dragonern die Flanke deckte. So kam der König mit seinen Reiterschaaren in das offene Terrain heraus und stürmte der türkischen Cavallerie, die auf beiden Ufern des Alsbaches von Hernals aus vorrückte, entgegen. Das war der Moment, in welchem die gesammte Entsatzarmee in einer von Dornbach über Gersthof, Unter-Sievering bis Heiligenstadt reichenden Linie dem Feinde gegenüber sich entwickelte. Es war der Moment, wo die Truppen des linken Flügels unter Hurrahgeschrei den Vormarsch verlangten.

Herzog Karl von Lothringen, der in der Nähe des Kurfürsten von Sachsen und der Generale des linken Flügels mit dem Fernrohre von einem erhöhten Punkte aus die Situation übersah, legte nunmehr den versammelten Officieren die Frage vor, ob man sich mit dem bisherigen Erfolge nach der mit Sobieski getroffenen Verabredung zufrieden geben oder wenigstens einen Kriegsrat halten solle? Allein der sächsische General-Feldmarschall Goltz soll geantwortet haben: „Es wäre anjetzo nicht Zeit dergleichen vorzunehmen, sondern vielmehr zu fechten. Gott wiese ja den Sieg schon und müsse man das Eisen schmieden, so lange es warm wäre. Er hoffe als ein contracter Mann, diesen Abend noch mit Gott ein gut Quartier in Wien zu haben." Jubelnd wurden diese Worte begrüßt. „Marschieren wir denn!" rief Karl von Lothringen und auch der linke Flügel des Entsatzheeres setzte sich wieder in Bewegung. Die Türken machten Miene, die Linie des Krotenbaches verteidigen zu wollen. Als jedoch die Christen heranrückten, verließen sie ihre Positionen. Die Kaiserlichen nahmen Döbling, die Sachsen beinahe gleichzeitig die Türkenschanze. Auch hier kaum mehr ein Versuch, sich zu widersetzen. Die sechs Geschütze, mit denen die Schanze armiert, waren zu hoch gerichtet. Sie taten keinen Schaden, sondern fielen den Sachsen als Beute zu. Jetzt gab Karl V. von Lothringen den Befehl zum Rechtsschwenken. Der ganze linke Flügel marschierte gegen das türkische Lager bei Währing. Der türkische rechte Flügel rollte sich auf. In diesem Momente soll das gesammte türkische Heer in's Weichen gekommen sein.

Die polnischen Reiter hatten bei ihrem Vorrücken auch noch in den Weingärten gegen Hernals zu manche Schwierigkeiten zu überwinden gehabt. Die Türken hatten daher hier etwas länger Stand gehalten wie auf ihrem rechten Flügel. Als aber der rechte Flügel zurückwich, „gegen 4 Uhr, zog sich der Feind (auch auf dem linken Flügel) sehr eilig auf sein Lager zurück. Dort machte er Halt und ordnete von Neuem seine Reihen". Auch der König von Polen benützte diesen Moment. Er sowol, wie die Baiern und Waldecker, deren Truppen beim Vorrücken etwas in Unordnung geraten waren, ordneten ihr Heer. Hierauf drang der König in der Gegend zwischen Breitensee und Hernals mit seinen 20.000 Reitern gegen den Feind vor, wurde aber von fürchterlichem Geschützfeuer empfangen. „Während nun beide Heere," erzählt der Ingenieur Dupont, „eine nicht

lange Weile unbeweglich in ihren Stellungen verblieben, kam ein kleines, rotes Zelt zum Vorschein, welches hinter der Mitte der türkischen Schlachtordnung aufgeschlagen worden, und neben diesem konnte man die ottomanische Fahne gewahren, wie man solche aus Mekka jährlich zu bringen pflegt. Die Türken beobachten diesen Brauch in ähnlichen Lagen stets. Mit diesem Zeichen verkündet nämlich der Feldherr seinen Truppen, daß man unter dieser Fahne siegen oder sterben müsse." Doch dieses letzte Aufraffen dauerte nur einen Moment. Während die kaiserlichen und deutschen Truppen bereits in's türkische Lager in festgeschlossenen Colonnen eindrangen, stürzten sich die Polen auf den furchtbaren Knäuel um die angebliche Fahne des Propheten. Der Ansturm der polnischen Husaren namentlich war ein so furchtbarer, daß die Türken auch hier über den Haufen geworfen wurden. Zelt und Fahne lagen dem Könige von Polen zu Füßen.

Es war in der Zeit zwischen Tag und Nacht — also etwa zwischen 6 und 7 Uhr Abends — da gab der Herzog von Lothringen dem Feldmarschall-Lieutenant Wilhelm von Baden den Befehl, an die Contrescarpe von Wien heranzudringen und mit Starhemberg vereint, die Türken, die noch immer aus ihren Batterien die Stadt wütend beschossen, zu verjagen. Der jugendliche Held, der künftige Türkenbesieger, raffte schnell die unter Commando des Generals Mercy heranziehenden beiden Dragoner-Regimenter, das Heißler'sche und Reuß'sche (Sachsen) zusammen, zog „unter fröhlichem Paucken- und Trompetenschall" mit diesen, „dem Halleweilischen, wie auch einem Theil des Württembergischen Regiments und noch einigen andern Truppen zu Fuß an die Stadt, faßte daselbst Posto und ließ dem Herrn Commandanten wissen, er sei dort ankommen um mit seinen bei sich habenden und andern, so man etwa noch aus der Stadt entrathen könnte, einen Aus- und Anfall auf den Feind zu thun und alles was noch von Türken in den Laufgräben vorhanden niederzuhauen. Indem aber Ihre Excellenz (Graf Starhemberg) hierzu die Anstalt machten und des Abends mit dem Markgrafen auf die Laufgräben losgiengen, hatten sich die Türken schon völlig daraus salviert, dergestalt, daß man niemanden mehr drinnen fande".

Als Kara Mustafa, der mit zäher Ausdauer seine wankenden Truppen in den Kampf geführt hatte, Alles verloren sah, wendete er sich zur Flucht. Nur mit genauer Not soll er entkommen sein. Barhaupt und beschmutzt wollte man ihn am nächsten Tage auf einem elenden Klepper, umgeben von seinen Getreuen, in der Nähe von Raab gesehen haben. Die Flucht war eine so eilige, daß, wie der Commandant von Raab, Graf Eszterházy, berichtet, schon am nächsten Morgen von den Wällen dieser Festung aus die fliehenden Türken, in rasender Eile daherjagend, bemerkt werden konnten. Die Flucht war aber auch eine so allgemeine und plötzliche, daß König Sobieski befürchtete, es könnte sich eine Kriegslist dahinter verbergen. Der König hatte daher den Befehl erlassen, daß die Truppen es bei Todesstrafe nicht wagen sollten, aus Reih und



LUD. WILH. M. BADEN. & HOCHB. EX CÆS. GEN. LOCUMTEN.
Huic ego non Decios pulcros, fortesque Metellos Prætulerim. Claudian. Olybr.
J. Closterman pinx. P. Schenk fecit Amsteled. cum Privil.
Heliograv d. k. k. Milit. geogrf. Inst.

Glied zu treten und sich etwa dem Plündern hinzugeben. Die anderen Heerführer hatten diesen Befehl ihren Truppen ebenfalls eingeschärft. Mit einer gewissen Wehmut erzählt diesbezüglich der baierische Geschichtschreiber Diani: „Das baierische Cürassier-Regiment Graf Arco war das Erste, welches in das Lager (der Türken) eindrang, wo die Zelte und Pavillons des Großveziers aufgeschlagen waren. Allein der Kurfürst befahl, es solle hier nur eine Wache bleiben und Niemand sich von seiner Schwadron entfernen." Bewundernswert war die Tapferkeit der Unsrigen, ebenso aber auch deren Enthaltsamkeit. „Sie marschierten durch das ungeheure Lager der Türken, das bedeckt war mit unzähligen mit unermeßlichen Reichtümern ausgestatteten Pavillons. Auf jedem Schritt sahen sie die verschiedensten Lebensmittelsorten, Schläuche und offene Säcke voll Wein und Brod aufgetischt." Die Flucht des Feindes war eine so wilde, daß es ungewiß ist, ob mehr Türken im Kampfe oder auf der Flucht umkamen. „Unsere Cavallerie war zu schwer, um ihnen auf den Fersen zu bleiben: jene des Königs war zwar leichter, unterließ es jedoch aus anderen Motiven, eilig zu folgen. Die Unsrigen marschieren bis zu dem großen ungefähr zwei Meilen von Wien entfernten Wald: hier bleiben sie, von der Nacht überrascht, hungrig und durstig stehen. Der König übernachtete im Pavillon des Veziers, in welchem sich Reichtümer im Werte von einigen Millionen vorfanden. Sein Heer und die Menge erhielt die Erlaubnis zu plündern*)."

Der Sieg war ein so unerwarteter, daß General Graf Taaffe in dem um Mitternacht aus dem türkischen Lager an seinen Bruder gerichteten Schreiben in die Worte ausbricht: „Wir haben Wien befreit! Wenn der Sieg, den wir errangen, nicht so vollständig ist, als wir uns vorgenommen, so muß die Schuld daran der Feigheit unserer Feinde zugeschrieben werden, welche wir vom Morgen bis in die Nacht hinein vor uns her trieben von Posten zu Posten, wie eine Heerde ...!" Der Sieg war trotzdem ein vollständiger und dabei verhältnismäßig leicht erkaufter. Während von den Türken in der Schlacht und auf der Flucht etwa 10.000 Mann umkamen, wurden die Verluste des Entsatzheeres auf 600 Mann Polen und etwa 1500 kaiserliche und deutsche Soldaten geschätzt. Von höheren Officieren wurden getödtet: der Oberst Moriz Prinz Croy, der gleich bei Beginn der Schlacht erschossen wurde, der braunschweig-lüneburg'sche Oberst der Leibgarde Pohland, der Starost von Halicz Stanislaus Potocki, der Castellan Urbanski und der Kronschatzmeister Medrzewski.

Wien war befreit! Welcher Jubel hat wol am 12. September Abends Tausende und aber Tausende von Herzen durchbebt! Welch' heißer Dank mag sich

*) Wir geben diese Worte Diani's möglichst vollständig. Oberst Diani war, wie bereits erwähnt, der Leibhistoriograph des Kurfürsten von Baiern und ein Hofmann. Max Emanuel stand unter allen deutschen Fürsten dem Könige von Polen in freundschaftlicher Ergebenheit am nächsten. Sobieski selbst hebt dies wiederholt in seinen Briefen an seine Frau rühmend hervor.

damals emporgerungen haben zum Schöpfer aller Dinge in der Stadt sowol, wie auch im Lager des Feindes, das nunmehr die Christen besetzt hielten! In Erwägung dieser Freude verschwinden alle Reflexionen über die Schattenseiten menschlichen Charakters, die man etwa anstellen könnte bei Betrachtung der plündernden Schaaren. Noch am Abend fertigte der Herzog von Lothringen den General-Adjutanten Grafen Auersperg nach Dürenstein ab, mit dem Auftrage, dem Kaiser die Nachricht von dem erfochtenen Siege zu überbringen.

Sobieski hatte sich in den Besitz der Schätze des Großveziers gesetzt. Er selbst erzählt seiner Frau, wie dies geschehen: „Der Großvezier war so eilig, daß er nur mit einem Pferde und in einem einzigen Kleide das Weite suchte. Ich ward sein Erbe, denn ein großer Teil seiner Habseligkeiten gelangte in meine Hände und zwar durch den Zufall, daß ich an der Spitze gewesen. Während ich dem Großvezier auf der Ferse war, zeigte mir einer seiner Kämmerlinge die Gezelte, deren Umfang etwa so groß ist, wie Warschau oder Lemberg innerhalb der Mauerumfassung. Ich besitze alle Abzeichen des Großveziers."

Die Kanonen verstummten, die Nacht senkte sich über die befreite Stadt. Nach zwei bangen Monaten die erste Nacht, wo die Bevölkerung einem ruhigen Schlafe sich hingeben konnte. Nur die polnischen Truppen plünderten das türkische Lager.

Ungeheuer war die Beute, welche den Siegern in die Hände fiel. An 25.000 Zelte, eine Unmasse von Waffen, Munition und Proviant aller Art wurden erbeutet. Als am nächsten Morgen „das Brückel" beim Neuthor und das Stubenthor dem Verkehre übergeben wurden, strömten Tausende von Menschen aus der belagerten Stadt hinaus in's Lager, um an der Beute teilzunehmen. Die Soldaten begnügten sich mit Geld und Kostbarkeiten. Der Übermut gieng so weit, daß große Pulvervorräte der Feinde von den Mutwilligen angezündet wurden. Als die Bevölkerung in's Lager kam, bot sich ihr ein grauenhafter Anblick. Blut, Leichen, Hunderte von Cadavern des umgestandenen Viehes, ekelhafter Schmutz und Unflat, Verwirrung überall. Dazu ein Gestank, der weithin die Luft verpestete. Nichtsdestoweniger ließ sich die Menge, die ja an dergleichen durch die lang andauernde Belagerung bereits gewöhnt war, vom Beutemachen nicht abhalten.

20.000 Büffel, Ochsen, Kameele und Maulthiere, 10.000 Schafe, 100.000 Malter Korn, dazu eine große Menge von Kaffee, Zucker, Honig, Reis und Schmalz soll vorgefunden worden sein. Die Not hatte ein Ende. Rasch sanken die Lebensmittelpreise, die in den letzten Tagen eine enorme Höhe erreicht hatten, weit unter die normale Höhe. Das Pfund Rindfleisch soll um sechs Denare verkauft worden sein. Die Beutelust der Bevölkerung soll so groß gewesen sein, daß man sogar einer polnischen Reiterschaar die Pferde nahm. Übrigens war die Stimmung gegen die Polen selbst bei den kaiserlichen und deutschen Truppen wegen der bekannten Gründe eine ziemlich gereizte. Der

König von Polen beschwerte sich wegen der Ausschreitungen der Kaiserlichen gegen seine Leute beim Herzoge von Lothringen. „Er gab keine Genugtuung", setzt er in dem diese Nachricht enthaltenden Briefe an seine Gemahlin hinzu.

Da Jeder nahm, was ihm in die Hände fiel, so wurde sehr Vieles verschleppt. Am 15. September wurde dann endlich Starhemberg vom Hofkriegsrate befohlen, 1000 Mann zu commandieren und von diesen die noch vorhandenen Munitionsvorräte aus den Approchen in das kaiserliche Zeughaus expedieren zu lassen. 117 Geschütze, 983 Centner Pulver, 1500 Centner Blei, 20.000 metallene Handgranaten, 2000 Brandkugeln, 18.000 andere Kugeln, 1000 große Bomben, 8000 leere Munitionswagen, 10.000 Krampen und Schaufeln, 50 Centner Pech und Harz, 400 Sensen, 2000 Hellebarden, 500 Janitscharenröhren, 2000 eiserne Schilde und vieles Andere wurde dahin expediert. Auch das 2½ Meter hohe Kreuz aus Eichenholz, vor welchem der walachische Fürst Kantakuzenos beim „Gatterhölzl" während der Belagerung Messe lesen ließ, wurde als Andenken an die Not der Türkenzeit aufbewahrt. Man stellte es in eine Capelle in der Nähe des Fundortes. Im Jahre 1785 kam es hier abhanden. Das türkische Kriegsarchiv soll ebenfalls erbeutet worden sein. Was mit diesem geschehen, ist unbekannt geblieben. Kollonitz, in dessen Besitz es gekommen sein soll, hat es, obgleich er vieles auf die Belagerung Bezügliche sorgfältig aufhob, nicht hinterlassen. Unter den Beutemachern nimmt wol Bischof Kollonitz den hervorragendsten Platz ein. Sein war die beste Beute. Er gieng hinaus in's türkische Lager und sammelte die unglücklichen, verwundeten, von den Türken zurückgelassenen Christensclaven. Weiber und Kinder in großer Zahl hat er vor dem gänzlichen Untergange gerettet. Von Letzteren allein fielen ihm 500 als Beute zu. Die Stadtgemeinde räumte ihm das ehemalige Zuchthaus in der Leopoldstadt ein. Hier ließ er sie auf eigene Kosten unterbringen und erziehen.

Groß waren aber auch die Verluste der Verteidiger. Von der heldenmütigen Besatzung sollen bei 5000 Mann teils den Waffen der Feinde, teils den in der Stadt grassierenden Krankheiten zum Opfer gefallen sein*). 3500 Mann aber befanden sich verwundet oder krank in den verschiedenen Spitälern. Von einzelnen Regimentern ist uns die Zahl dieser Armen überliefert. So zählte das Regiment Starhemberg 349 Kranke, 374 Verwundete; das Regiment Scherffenberg 229 Kranke, 337 Verwundete; das Regiment Beck 218 Kranke, 148 Verwundete; das Regiment Thim 218 Kranke, 47 Verwundete und das Regiment Kaiserstein 113 Kranke, 89 Verwundete. An Officieren allein

*) Nur vom Stadtguardia-Regimente liegt eine genaue Verlustliste vor. Darnach hat das Regiment an Todten verloren, und zwar die Compagnie des Obristen 155 Mann, die Compagnie des Obristlieutenants 167 Mann und diejenige des Obristwachtmeisters 179 Mann. Insgesammt also 501 Mann, und zwar (wie wir Seite 250 gesehen haben) bei einem Gesammtstande von höchstens 933 Mann!

waren im Verlaufe der Belagerung getödtet worden 53, verwundet aber außerdem mehr als 30, darunter manche, wie Starhemberg selbst, mehrere Male. Von der bewaffneten Bürgerschaft und Bevölkerung aber waren 1648 Mann teils getödtet worden, teils an Krankheiten verstorben, darunter ungefähr 166 eigentliche Bürger. Von den 100 bürgerlichen Constablern waren 16 getödtet worden.

Groß war auch der Verbrauch an Kriegsmateriale und Munition gewesen. Aus den kaiserlichen Zeughäusern wurden während der Belagerung entnommen: 7183 Centner Pulver, 35.383 Stückkugeln, 48.421 Doppelhaken und Drahtkugeln, 1106 Centner Musketenkugeln, 155 steinerne Kugeln, 6657 Granaten für Mörser und Haubitzen, 1998 Kartätschen, 8052 eiserne und gläserne Handgranaten, 8442 Pechkränze, 200 Mordschläge 2c. Baron Kielmannsegg hatte um 2121 Gulden 37 Kreuzer Feuerwerkssachen durch den Oberfeuerwerkmeister Franz Köchly verfertigen lassen, darunter 600 Stück dreipfündige Raketen „vor die kaiserliche Loßung auf den Stephansthurn“. Außerdem hatte das bürgerliche Zeughaus 6375 Stückkugeln, 4903 Handgranaten, 1597 Kartätschen und 25.511 Mordschläge, 63.000 Pechkränze, 146 Wagen voll in Pech getauchter Schindel zur Beleuchtung der Gräben, über 700 Centner Pulver 2c. der Verteidigung zur Verfügung gestellt. Von den Geschützen waren 78 Stück unbrauchbar geworden.

Die Stadt selbst bot einen nichts weniger als freundlichen Anblick dar. Es gab beinahe kein Haus, das nicht durch die Belagerung gelitten hätte. Mindestens war die Bedachung abgetragen worden. In den Gassen und auf den Plätzen befand sich so viel Mist und Unrat, daß die Regierung noch am 16. November 1683 an die Stadtgemeinde ein Patent zu erlassen sich gezwungen sah, „daß die Plätz und Gassen der Stadt Wien wegen daraus besorgenden Unheils gesäubert und hernach sauber gehalten werden sollen“. Am 26. November aber wurde dem Landmarschall Grafen Mollard mitgeteilt, er möge die Stände dahin disponieren, daß sie zur Ausführung des während der Belagerung angesammelten Unrates entweder selbst mit Roß und Wagen concurrieren oder aber zur Bestellung solcher Fuhren die auf sie entfallende Quote alsogleich bezahlen möchten. Unterm 7. December wurde von den Ständen für diesmal und ohne Präjudiz für die Zukunft in das Begehren der Regierung gewilligt. Ein Zeichen, wie groß damals der Unrat in den Straßen der Stadt noch gewesen sein muß.

Nichtsdestoweniger war die Freude in der nunmehr befreiten Stadt sehr groß. Noch am 13. September wendeten sich die „hinterlassenen geheimen und deputierten Räte“ an Kaiser Leopold mit folgendem Schreiben: „Allerdurchlauchtigster 2c. Allergnädigster Kaiser, König und Herr, Herr! Ew. kaiserl. Majestät werden sonder Zweifel von Dero Generalität allergnädigst vernomben haben, was gestalten der von Ew. kais. Majest. uns vertröste Succurs allhier angelangt und mit dem Feind angestern so glücklich getroffen, daß derselbe mit Hinter-

lassung seiner Artigleria und des völligen Lagers das Feld geraumbt und also die langwürige Belägerung durch die Gnade Gottes aufgehoben worden. Ob nun zwar Ew. kais. Majest. wie gemelt von Dero Generalität hievon allbereits werden allergnädigste Wissenschaft überkomben haben, nichts destoweniger haben wir unsere alleruntertkänigste Schuldigkeit zu sein erachtet ein solches auch allergehorsambist zu hinterbringen und Ew. kais. Majest. weitern allergnädigsten Befelch zu erwarten, ob wir nemblich mit Haltung des Te Deum Laudamus bis zu Ew. kais. Majest. Ankunft zuruckhalten oder ob wir darmit gleichwohlen fortfahren sollen. Wie wir nun zu dieser allgemeinen Freude Ew. kais. Majest. in aller Unterthenigkeit gratulieren thuen, also versichern Ew. kais. Majest. wir auch, daß wir an unsern Orth noch ferners nichts ermanglen lassen werden, was zu Ew. kais. Majest. Diensten und des gemeinen Wesens Nutzen und Wolfarth gereichen möge, wormit zu beharrlichen kaiserlichen Gnaden wir uns allerunterthenigst befelchen."

An demselben Tage — dem 13. September — betrat König Sobieski die Stadt Wien. „Heute besuchte ich," schreibt er an seine Gemahlin, „die Stadt, die sich länger als fünf Tage nicht mehr hätte halten können. Des Menschen Auge hat noch nie solche Verwüstungen geschaut, welche die Minen angerichtet. Die gemauerten Bastionen hatte man in furchtbare Felsen umgewandelt und dennoch wurden diese dergestalt zertrümmert, daß sie unhaltbar geworden sind. Die kaiserliche Burg ist von Kugeln zerstört .... Heute Morgens waren der Herzog von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen bei mir, denn gestern vermochten wir uns nicht mehr zu sehen, weil sie sich am äußersten linken Flügel befanden .... Dann kam Starhemberg, der hiesige Stadtcommandant. Alle küßten, umarmten mich, nannten mich ihren Retter.

Ich besuchte auch zwei Kirchen. Dort küßte mir das gemeine Volk Hände, Füße, die Kleider. Andere berührten sie nur, indem sie riefen: Laßt uns diese tapferen Hände küssen. Es wollten auch alle Vivat rufen, aber man sah es ihnen an, daß sie sich vor den Officieren und ihren Vorgesetzten fürchteten. Ein Haufe ließ sich dennoch nicht abhalten, in ein Vivat auszubrechen, aber ich bemerkte gar wol, daß sie selber darüber erschraken, weil man darüber schiefe Gesichter machte und dieserhalb bin ich auch nach dem Gastmahl beim Commandanten (Starhemberg) sofort aus der Stadt nach dem Lager heimgekehrt, während mir die Bevölkerung mit erhobenen Armen das Geleite bis zum Thore gab. Es schien mir, als ob auch der Commandant ein schiefes Gesicht auf den städtischen Magistrat machte, denn bei der Begrüßung stellte er ihn mir gar nicht vor.

Die Fürsten sind zusammengekommen und der Kaiser läßt zu wissen tun, daß er sich eine Meile weit von hier befinde .... Wir müssen uns eiligst auf zwei Meilen von hier entfernen, wegen des argen Geruches der Leichen, der gefallenen Pferde, des Viehes und der Kameele." Es ist eigentümlich, als der Herzog von Lothringen vor dem Einzuge des Königs in Wien diesen bat, wegen

56

unverweilter Verfolgung des Feindes die nötigen Anordnungen zu treffen, da mochte er nichts davon wissen. Der Einzug war schon vorbereitet, Prinz Jacob hatte wahrscheinlich schon die „deutschen Kleider" angezogen, in welchen er sich den Wienern zeigen wollte — kurz der König beließ seine Polen noch im Lager vor Wien. Als sich jedoch weder der Herzog noch der Kurfürst von Sachsen dem Triumphzuge des Königs anschlossen, als Graf Starhemberg nur widerwillig die ihm aufgenötigten Honneurs als Gastwirt machte*), als endlich gar der Kaiser selbst seine baldige Ankunft in Wien notificierte, da auf einmal wurde dem Könige von Polen bang wegen der Verfolgung des Feindes. Auch die Sorge um die Gesundheit der Seinigen ließ ihn nach Schwechat abziehen und hier Lager schlagen. Der Gestank der todten Kameele vor Wien war wirklich zu groß!

Kaiser Leopold erreichte noch am Abend des 13. September Klosterneuburg. Er hatte gleich nach Empfang der Freudenbotschaft vom Entsatze Wiens an Marco d'Aviano geschrieben, daß er der Erste sein wolle, der die befreite Stadt betrete. Starhemberg, der seinem Kaiser entgegengeeilt war, fiel die Mission zu, ihm das mittlerweile Geschehene zu berichten.

Am 14. September hielt der Kaiser seinen Einzug in die Stadt. Er wurde von den enthusiastischen Zurufen der Menge, unter dem Donner der Geschütze von den beiden Kurfürsten, dem Herzoge von Lothringen, den Grafen Caplirs und Starhemberg und einem zahlreichen Gefolge nach Besichtigung des feindlichen Lagers, der zerstörten Festungswerke, der kaiserlichen Burg in die Stephanskirche geleitet. „Unter dem Stubenthor stunde der Magistrat und kaiserliche Stattgericht, welche Ihro kaiserl. Majestät durch Herrn Daniel Fokhy, gewesten Burgermeister-Amtsverwaltern, Seniorn und Stadt-Obercammerern nach einer gehaltenen kurtzen Oration unterthänigst empfangen ließen. Worauf Ihro kaiserl. Majestät mit wenigen geantwortet und den fernern Landsfürstlichen Schutz der Stadt allergnädigst versprochen, den Stadtrath und kaiserliche Stadtgericht zum Handkuß gelassen und nacher St. Stephans Thumkirchen geritten. Beeder Seiten der Gässen stunde die gesambte Burgerschaft bis zu St. Stephan in zierlichster Ordnung in Gewöhr." Bischof Kollonitz celebrierte die Dankmesse. Als das Tedeum angestimmt wurde, ertönten sämmtliche Glocken und eine dreifache Salve verkündete weithinaus in die Umgebung das freudige Ereignis, die Befreiung der Stadt Wien!

Weithin hatte man große Beängstigung über das Schicksal der Stadt empfunden. Als man den fernen Donner der türkischen Geschütze nicht mehr vernommen, hatte sich die Meinung verbreitet, Wien sei gefallen. Besonders in Wiener-Neustadt soll man an dergleichen geglaubt haben. Jetzt hatte alle Besorgnis ein Ende. Noch am 13. hatte die Nachricht von der Befreiung Wiens Linz

*) Graf Caplirs hatte sich krank melden lassen. Nichtsdestoweniger entgieng er dem Besuche Johann III. Sobieski nicht.

erreicht. Am 15. wußte man davon bereits in Regensburg*). Am 17. gratulierten die in München hinterlassenen Räte in einem Schreiben dem Kurfürsten wegen des erfochtenen Sieges. Überall wurde das Ereignis mit außerordentlicher Freude begrüßt. Besonders in Italien und vor Allem in Rom. Weniger aufrichtig in Versailles am Hofe Ludwig's XIV. Der König von Frankreich machte übrigens ebenfalls, so weit ihm dies möglich war, gute Miene zum bösen Spiel. Seine Pläne auf die römische Kaiserkrone waren zu Nichte geworden.

Nach Vollendung des Dankamtes in der Stephanskirche begab sich der Kaiser, weil die Burg selbst nicht bewohnbar war, „in die alte also genandte Stallburg und stunde mehrmalen die Bürgerschafft beeder Seiten der Gässen biß dorthin im Gewöhr, die kaiserliche Niederläger mit ihrer Compagnia und Fändl neben einer wenigen Reutterei beim Stock am Eisen, die Hofbediente und Hofbefreite mit 2 Fähndlein auf dem Graben, die Studenten mit dero Fähndlen bei St. Michaeli".

Groß war die Freude in der geretteten Stadt. Groß war auch das Gefühl der Dankbarkeit, welches Kaiser Leopold erfüllte. In erster Linie wendete sich dieselbe jenen Persönlichkeiten zu, denen die Erhaltung der Stadt zu danken war, der tapferen Garnison und ihrem Commandanten, der ausdauernden Feldarmee. Die kaiserlichen Feldtruppen erhielten einen ganzen Monatssold ausbezahlt als Anerkennung ihrer besonderen Bravour bei Befreiung der Stadt. Da die Garnison während der Belagerung ohnedies zwei volle Monatssolde erhalten hatte, wurde beschlossen, ihr noch einen halben Monatssold als Gratification zu reichen. Starhemberg hatte zwar gemeint, die in Wien gestandenen Soldaten hätten „nicht allein so viel, sondern noch ein Mehrers verdient", als die Feldtruppen, er wurde jedoch im deputierten Collegium, wo dieser Gegenstand zur Beratung gelangte, überzeugt, daß die kaiserliche Resolution „nicht mehr zu ändern wäre". Es wurden daher an die tapferen Regimenter 27.133 Gulden, 45 Kreuzer ausbezahlt**).

*) Noch am 8. September hatte Gräfin Esther Starhemberg ihrem Sohne Gundaker von Regensburg aus geschrieben: „Daß der Gwitus (Guidobald Starhemberg in Wien) Obristlieutenant worden, freidt mich kein Presl, denn es ist hiertz so ein gefehrliche Zeit, daß einer mit Zitern und Zagen alle Posten erwart .... Ich schwör, daß ich nicht mehr halb in der Welt bin vor lauter Khomer. Ach, der liebe Gott behüet allein den armen Gwites, daß er den Christenmörtern nicht in die Hendt khom und hilf ihm streidten mein lieber Herr Jesu mit dein starkhen Arm! Der General (Starhemberg) verliert seine Leit zimblichermaßen. Mit was Beengstigung er eines den Entsatz erwarten wird. Es ist wohl ein schrökhlicher Feindt der Türkh. Ach Gott, rött deines Namens Ehr!" Am 15. September aber schreibt sie: „Heindt sein zwei Curier khomen, die bringen, daß nicht allein Wien erledigt, sonder der Feindt bis aufs Haubt geschlagen sei."

**) Am 21. September wurde den in Wien gestandenen Feldregimentern diese Gratification flüssig gemacht. Im Archive des k. k. Reichs-Finanzministeriums findet sich darüber folgende Note: „Waß denen hier in der Belägerung gestandtenen kaiserlichen Regimentern zu Fueß und Pferdt widerumben den 21. September 1683 auf Befelch Ihro kais. Majest. aller-

Ein ganzes Füllhorn von Anerkennung ergoß sich über den Grafen Starhemberg, den Erhalter Wiens. Durch die über alles Lob erhabene Verteidigung der Stadt hatte er, „der ganzen Christenheit zum Besten, ewig ruhmwürdigst mit Darsetzung seines Lebens und oftmaliger Vergießung seines Blutes in Untertänigkeit“ seinem Kaiser einen außerordentlichen Dienst geleistet, „und hiermit das Fundament zu allen nachgehends .... wider den Erbfeind erhaltenen Feldschlachten und eroberten Festungen, dem Erzhaus Österreich zugewachsenem Glücke, Sieg und Vorteil vornehmlich legen helfen“. Spontan dankte ihm Kaiser Leopold I. dafür, indem er Starhemberg noch am 15. September zum Feldmarschall erhob, ihn mit 100.000 Reichsthalern und einem kostbaren Ringe beschenkte. Später wurde Starhemberg eine Bereicherung seines Wappens zugestanden, der Stephansthurm über der Grafenkrone und ein gekröntes L in dem Herzschilde, der Panther im Wappen aber erhielt einen Türkenkopf in die rechte Pranke — zum ewigen Gedächtnisse an die ruhmreiche Verteidigung Wiens unter der Regierung Leopold's I. gegen den Ansturm der Feinde des christlichen Namens, der barbarischen Türken *). Die Kaiserin schenkte Starhem-

---

gnedigist gewilligt und angeschafft worden, wie folgt: Kaiserstain 1900 Gulden, 30 Kreuzer; Starhemberg 3521 Gulden, 15 Kreuzer; Mansfeldt 3290 Gulden, 15 Kreuzer; Souches 3459 Gulden, 45 Kreuzer; Scherffenberg 3354 Gulden, 45 Kreuzer; Neuburg 1612 Gulden, 45 Kreuzer; Beeckh 2316 Gulden, 45 Kreuzer; Heyster 1796 Gulden, 15 Kreuzer; Thim 1073 Gulden, 15 Kreuzer; Württenberg 1658 Gulden, 15 Kreuzer; Chouviray (früher Dupigny) 3150 Gulden. Id est in Summa 27.133 Gulden, 45 Kreuzer.“

*) Am 28. November 1686 wurde Starhemberg dieserwegen ein eigener Wappenbrief ausgestellt. In einem eigenhändigen Schreiben, das Ernst Rüdiger unterm Datum Wien, den 19. December 1686 an seinen Vetter Gundaker richtete, gibt er demselben Nachricht von dieser neuen Auszeichnung. Das nebenstehende Facsimile dieses Briefes ist dem Originale im fürstlich Starhemberg'schen Archive zu Eferding nachgebildet. Leider war es nicht möglich, den Unterschied zwischen der Schrift Starhemberg's und der Jahreszahl „1683“, welche auf dem Originale als eine Bleistiftbemerkung irgend eines Unberufenen erscheint, zu markieren. Der Brief ist nämlich gewiß erst aus dem Jahre 1686. Wir fügen zum leichteren Verständnisse eine genaue Transscription desselben hier bei: „Wien, den 19. December (1686). Hochgeborner Herr Graf! Hochgeerder, gebiedenter, liebste Herr Vetter. Bitte mihr zu vergewen, das ich vergangene Post Dero Angenemmes nicht beantwortet; die Ursache ist, das ich bei dem Herrn Präsidenten, so imm Podagra ligt, geschbillet und erst umm 11 Uhr binn nach Haus kommen, also die Post versaummet habe.

Anlangent nun die Verenderung des Wappens, ist nichts anderes, als das Ihro Meistet zur Gedechtnuß der Conseruation der Stad Wien zu unserem alten Wapen erlaubet, den Steffansdurn von obtrer der Kron zu fiern und das das Vanterdier in einer Brazen einen Dierkenkopf, in der andern ein bloßes Schwerd mid einen Lorwerzweig fieret und in dem halven Schild unter“

(Andere Hand:) „Graf Gundaker“ |

„dem Vanterdier ein L mid der keiserlichen Kron zumm Zeichen, daß es unter der Regierung dises Keisers geschehen. Sobald es wierd gemollen sein, werde ich es Euer Liebden gemolder schiken. Neies passiret nichts Sonderliches, als das der Visier nacher Constantinopel gangen, dem Grosherrn Friedenspuncta zu proponiren, so |: wie spargieret wird :| zimmlich avantagios

Chur den 19 Xembr
1683

Hochgeborner H. Graf

Hochgeehrt Verbindender Liebster H. Vetter
bitte mich zu verzeihen daß ich vergange-
4 ur post dero angenehmes nicht beant-
wortet die ursach ist daß ich bei dem
H. praesidenten so im podagra ligt ge-
schribet und noch im [illegible] bin [illegible]
kommen also die post versaumet habe
anbelangend nun die verwunderung
[illegible] ist nichts anders als daß [illegible]
[illegible] zur [illegible] der Conservation
der [illegible] zu [illegible] [illegible]
[illegible] den [illegible] [illegible] oder der
[illegible] zu [illegible] und daß daß [illegible]
in [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] in der [illegible]
[illegible] [illegible] [illegible] und [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] und in dem [illegible] [illegible] [illegible]
G. [illegible]

berg einen mit Gold und Edelsteinen besetzten Doppeladler, zwischen dessen Köpfen der Stephansthurm hervortrat. Der König von Spanien zeichnete ihn durch Übersendung des goldenen Vließes aus und Papst Innocenz XI. richtete ein Breve an ihn, worin er ihm den Dank der ganzen Christenheit aussprach. Die Stadt Wien verehrte ihrem heldenmütigen Verteidiger 1000 Ducaten (3000 Gulden in Gold) und befreite sein Haus (jetzt Krugerstraße 10) von allen Abgaben. Die Stände des Landes unter der Enns gaben ihm einen goldenen mit Diamanten verzierten Degen, jene von ob der Enns aber einen mit kostbarer Arbeit verzierten Stab.

Auch dem Vorsitzenden des geheimen und deputierten Collegiums dankte der Kaiser. Im December des Jahres 1683 wurde Graf Caplirs zum Feldmarschall erhoben. Der Stadrat von Wien aber ließ ihm ein Ehrengeschenk von 1500 Gulden in Gold reichen.

Landmarschall Franz Maximilian Graf von Mollard wurde von Leopold I. mit einer Gnadengabe von 12.000 Gulden geehrt, während ihm die Stände von Österreich unter der Enns ein Geldgeschenk in derselben Höhe darreichten. Den Hofkammerrat Karl von Belchamps erhob der Kaiser noch im Jahre 1683 in den Freiherrnstand*).

Auszeichnungen wurden den meisten Oberofficieren der Besatzung zu Teil. Meistenteils war es die Verleihung eines höheren Ranges, wodurch der Kaiser ihnen seine Anerkennung aussprach. Die Stadtgemeinde jedoch ehrte ihre Verteidiger durch Ehrengeschenke. Außer den beiden Grafen Starhemberg und Caplirs erhielten der Obristlieutenant des Stadtguardia-Regimentes, Graf Daun, 400 Reichsthaler in Specie, der Obristwachtmeister desselben Regimentes, Marchese degli Obizzi, 300 Reichsthaler, General Graf Sereni ein Silbergeschirr im Werte von 300 Gulden, Obristwachtmeister Roßtauscher 100 Gulden, sein Adjutant Rittmeister Fabris 50 Gulden, selbst dem früheren Obristwachtmeister Rischy wurde noch ein Geschenk von 75 Gulden übergeben.

---

for uns sein sollen. Allein ist es bei uns die Gewonheid, das wann wier ein wenig ein Gelik haben, uns mid nichts vergniegen lassen. Jedoch glaube ich, wann sie uns werden geschikt werden, mann werde dariwer deliberiren. |

Unser Graf von Dierheim ist schon besser gewesen, heind aber haben Sie mihr sagen lassen, es seie wider schlimmer. Sorge also woll, er werde schwerlich davon kommen. Unser Frau Jescherl ist ser bedriebt und ich habe mid ihr herzliches Midleiden. Schliesse mit Winschung glikseliger Feirdege und des darauf folgenden Neien Jars, wie auch das Gott der Allmechtige Euer Liebden und Ihro Gnaden die Frau Gemahlin |: der wier uns beide underdenig befelhen,:| derselben noch unzellbare mid allem Contento und Vergniegung wolle erlewen lassen, beide aber uns in dero bestendigen Genad erholden, als der ich unverendert verbleibe

Euer Liebden ganz ergebener, gedrei gehorsammer Vetter und Knecht
Ernst Rüdiger Graf und Herr von Starchemberg."

*) Unterm 20. November 1683 erfolgte die Anzeige dieser Standeserhöhung an den Hofkriegsrat.

Endlich sei noch der Auszeichnungen Erwähnung getan, die der Kaiser den Mitgliedern des Stadtrates zu Teil werden ließ. Die Angelegenheit zog sich bis in's Jahr 1687 hin. Mit kaiserlichem Erlasse vom 1. März 1687 wurde dem Juwelier Lüttich anbefohlen, sechzehn goldene Gnadenketten anzufertigen. Diese wurden den verdientesten Mitgliedern des Stadtrates und Stadtgerichtes verliehen, dem Simon Schuester, Daniel Fokhy, Johann Peickhardt, Jacob Tepser &c. Ebenso wurde einer größeren Anzahl von Mitgliedern beider Körperschaften der kaiserliche Ratstitel verliehen. Nur der Stadtgerichtsbeisitzer und Gegenhandler Caspar Pätzinger und das Mitglied des inneren Stadtrates, Augustin von Hierneiß, erhielten diesen Titel schon im Jahre 1684, in welchem Jahre der Erstere Stadtrichter geworden. Im Jahre 1687 aber wurde der kaiserliche Ratstitel verliehen an Daniel Fokhy, Wolfgang Bernhard Puchenegger, Johann Franz Peickhardt, Johann Nicolaus Ruckenpaum, Daniel Tepser, Stephan von Poppowitsch, Johann Georg Metzger und Dr. Nicolaus Hocke*). Einigen seiner Mitglieder hatte der Stadtrat noch unterm 20. November 1683 Geldgaben verliehen, so dem Simon Stephan Schuester, Augustin von Hierneiß, Wolf Bernhard Puchenegger, Johann Nicolaus Ruckenpaum, Johann Franz Peickhardt und Daniel Tepser je 150 Gulden, dem Jacob Löhr 75 Gulden und dem Stadtoberkämmerer Daniel Fokhy 300 Gulden. Auch Stadtschreiber Nicolaus Hocke erhielt für seine während der Belagerung und im unmittelbaren Anschlusse daran geleisteten außerordentlichen Bemühungen, namentlich auch für die Führung einer Deputation des Stadtrates an das kaiserliche Hoflager nach Linz, Verfassung und Überreichung einer Klageschrift der Gemeinde wegen des üblen Zustandes der Stadt, eine Verehrung von 300 Gulden. Noch in den ersten Tagen unmittelbar unter dem Eindrucke der Verjagung der Türken von den Mauern Wiens soll Kaiser Leopold auf Anregung des Bischofs von Wien, Emerich Sinelli, die Erlaubnis gegeben haben, daß die Spitze des Stephansthurmes, die bis dahin mit Stern und Halbmond geziert war, einen Doppeladler mit Doppelkreuz erhalte. Im Jahre 1686 wurde dieses Werk ausgeführt.

Schwieriger als die eigenen Untertanen waren jedoch die verschiedenen Bundesgenossen in ihren mitunter recht eigentümlichen Erwartungen und Anforderungen zu befriedigen. Der Herzog von Lothringen, der die Wichtigkeit unverweilter Ausnützung des errungenen Vorteiles über die Türken einsah, drang auf möglichst rasche Fortsetzung des Krieges. Der Fürst von Waldeck jedoch erklärte, daß er mit den schwäbischen und fränkischen Völkern an einer solchen nur dann teilzunehmen vermöge, wenn die verschiedenen Stände der

*) Simon Stephan Schuester war mit dem kaiserlichen Ratstitel bereits im Jahre 1682 begnadet worden.

beiden Kreise ihre ausdrückliche Zustimmung dazu gegeben. An eine solche war vorderhand nicht zu denken und so mußte auf die weitere Mithilfe dieser Mannschaften verzichtet werden. Sie kehrten größtenteils sogleich in ihre Heimat zurück. Noch weniger war der Kurfürst von Sachsen zur weiteren Fortsetzung des gemeinschaftlichen Kriegszuges zu bewegen. Schon aus der Langsamkeit des Anmarsches dieser Völker (sowol der Franken wie auch der Sachsen) schloß man, wie Diani erzählt, „daß sie nach fast allgemeiner Sitte der Hilfstruppen nur zu einer einzigen Action nach Österreich kamen". Beim Kurfürsten Johann Georg III. waren aber noch andere Gründe maßgebend gewesen für seinen bedächtigen Anmarsch durch Böhmen. Am 15. September Morgens verließ er mit seinen 11.000 Mann plötzlich die Umgebung Wiens und zog, ohne sich von irgend Jemand zu empfehlen, in die Heimat ab. Von Klosterneuburg aus richtete er an den Kaiser, an Sobieski und an den Kurfürsten von Baiern Abschiedsschreiben, worin er Unpäßlichkeit als Grund seiner Abreise vorschützte. Er war verstimmt. Wodurch, ist bis auf den heutigen Tag nicht vollständig klar geworden.

An demselben Tage, an welchem die Truppen des Kurfürsten von Sachsen ihre Heimreise antraten, fand die so vielfach besprochene und commentierte Begegnung Leopold's I. mit Johann III. Sobieski bei Schwechat statt. Wir haben schon bei Gelegenheit der Besprechung des Allianzabschlusses zwischen dem Kaiser und Polen (Seite 77 ff.) erwähnt, daß man am Königshofe zu Warschau auch an die Vermählung des königlichen Prinzen Jacob mit der Erzherzogin Maria Antonia gedacht. Es scheint dieser Plan dem Kaiser wirklich vorgelegt worden. Wenigstens war von Sobieski der Abt von Oliwa, Michael Hacki, als Bote an Leopold I. gesendet worden in vertraulicher Mission. Es ist dies derselbe Hacki, welcher auf der „Consignation der geheimen extraordinar Ausgaben" (Seite 82) als der Erste angeführt erscheint mit einem angemessenen Betrage. Am Hofe des Kaisers bestand keine Geneigtheit, in eine eventuelle Verbindung der kaiserlichen Prinzessin mit dem polnischen Prinzen einzugehen. Die Person des königlichen Unterhändlers war nicht besonders glücklich gewählt, um bei Kaiser Leopold die erwünschte Geneigtheit hervorzurufen. Wir wissen, wie edel der Kaiser dachte. An Bestechlichkeit konnte er nur schwer glauben. Die Redlichkeit seiner Diener stand ihm über Alles. Er hatte seinerzeit Lobkowitz aus diesem Grunde zu seinem Obersthofmeister erhoben. (Siehe Seite 7.) Als man diesem Bestechlichkeit bewies, ließ er ihn fallen. Der Präsident der Hofkammer, Sinzendorf, wurde von ihm gehalten, so lange Leopold an seinen intacten Charakter noch glauben konnte. (Siehe Seite 88.) Er konnte demselben, nachdem der Beweis seiner Unredlichkeit erbracht war, zwar den größten Teil der Strafe nachlassen, in übergroßer Milde, zu Einfluß in Staatsangelegenheiten kam Sinzendorf nicht mehr. Vor wenigen Monaten erst hatte der Kaiser eigenhändig sein „Placet" unter ein Actenstück setzen müssen, welches die Dienste Hacki's für das Interesse des Christentums gewinnen sollte.

Derselbe Mann kam nunmehr als Unterhändler in einer Angelegenheit, die dem kaiserlichen Hofe nicht genehm war. Daß er keinen Erfolg erzielte bei Leopold I., ist wol selbstverständlich. Noch am 13. September soll der Kaiser an Sobieski von Dürenstein aus einen Brief gerichtet haben, worin er erklärte, er habe die Darlegung der dem Abte von Oliwa, Michael Hacki, übertragenen Angelegenheit angehört und diesem Priester seine Ansichten mündlich mitgeteilt.

Der Kaiser begab sich am Morgen des 15. September in Begleitung des Kurfürsten von Baiern und einer großen Begleitung von Cavalieren, Hofchargen, Ministern und Trabanten zu dem längs der Donau von St. Marx bis Schwechat hin im Lager stehenden Heere. Zunächst besichtigte er die Baiern. Der Kurfürst selbst stellte seine Truppen vor. Er sagte, „es seien nun schon drei Jahre verflossen, daß er vom Kaiser den Degen, den er trage, als kostbares Geschenk erhalten habe! Er sei hocherfreut, daß es ihm in dieser Zeit vergönnt gewesen, wie er versprochen und wie er heute auf's Neue verspreche, ihn für die Verteidigung der Christenheit, des gemeinsamen Vaterlandes und der gerechten Sache des Kaisers zu ziehen". Leopold erwiderte „mit gebührendem Danke und betonte hauptsächlich das gute Beispiel, die Tapferkeit und den Eifer". Hierauf ritt der Kaiser gegen Schwechat, um mit dem Könige von Polen zusammenzutreffen. Durch den kaiserlichen Unterhändler Grafen Schaffgotsch war mit dem Könige ausgemacht worden, daß sich die beiden Monarchen, um allen Etiquettestreitigkeiten auszuweichen, zu Pferde begrüßen sollten. So geschah es denn auch*). Sobieski war damals schon nicht mehr in der besten Stimmung. Die Polen, ihr König voran, hatten sich der Schätze des türkischen Lagers bemächtigt, auf Grund des Kriegsbrauches. Die Kaiserlichen hatten die Geschütze und Munitionsvorräte mit Beschlag belegt. Sobieski aber verlangte eine Teilung derselben. Auch die Botschaft Hacki's dürfte ihm schon bekannt gewesen sein. Über die Begegnung mit dem Kaiser schreibt er an die Königin Marie Casimire Folgendes: „Wir begrüßten uns genug artig. Ich sagte einige Höflichkeiten auf Latein und er (der Kaiser) antwortete in derselben Sprache mit sattsam gewählten Worten. Als wir einander gegenüber anhielten, stellte ich ihm meinen Sohn vor, der vortretend sich verneigte. Der Kaiser berührte nicht einmal den Hut mit der Hand. Als ich dies sah, war ich fast erstarrt. In gleicher Weise behandelte er auch die Senatoren, Hetmane und seinen Allié, den Woywoden von Belz (Fürst Constantin Wisniowiecki). Auf dies hin geziemte mir nur noch einige Worte an ihn zu richten, das Pferd zu wenden und mit einem der Gesammtheit geltenden Gruße fortzureiten, damit der Welt weiters der Anlaß zu Glossen, zur Belustigung, zum Gelächter entzogen werde. — Der Wojwode von Kleinrußland (Stanislaus Jablonowski) geleitete dann

*) Noch heute befindet sich an jener Stelle, wo die beiden Fürsten zusammentrafen, nächst Schwechat an der Reichsstraße nach Hainburg, das sogenannte „Kugelkreuz", ein vierzehn Fuß hoher auf vier Kugeln ruhender Obelisk mit entsprechender Inschrift.

den Kaiser zum Heere, da er es zu sehen wünschte. Dieses war aber sehr verstimmt und beschwerte sich laut, daß ihm für so viele Mühseligkeiten und Verluste nicht einmal mit dem Hute gedankt worden.

Nach dieser Begegnung veränderten sich die Dinge so sehr, als habe man uns niemals gekannt. Schaffgotsch und der Legat verließen uns und Letzterer stimmte nach überstandener Gefahr dergestalt um, daß ihn kein Mensch wieder erkannte, denn er ist nicht nur so hochmütig, daß er Alle meidet, sondern er redet, sobald er sich betrinkt des Impertinences. An Proviant, für welchen der heilige Vater dem Buonvisi (Cardinal und päpstlicher Nuntius) so große Summen angewiesen und der in Linz zurückgeblieben, wird uns nichts zugestellt. Der spanische Gesandte, der sich so viel Mühe gegeben hatte, um eine Audienz zu bekommen, und welchem ich schon die Auszeichnung, sich setzen zu dürfen, bewilligt hatte, läßt sich nicht mehr blicken. Unsere Kranken liegen auf Düngerhaufen und für die armen Verwundeten vermag ich nicht einmal eine Plätte zu erbitten, um sie nach Preßburg bringen und auf meine eigene Kosten heilen zu lassen, denn nicht nur ihnen, sondern auch mir selbst wollte man keine Herberge oder wenigstens ein Gewölbe darin, gegen meine Bezahlung anweisen, damit daselbst die Ladung von den Fuhrwerken, deren Bespannung verendet, geborgen werden könne."

.Prinz Jacob, dem nach Ansicht des Königs Sobieski eine Beleidigung zugefügt worden war, berichtet über die Zusammenkunft mit dem Kaiser in seinem Tagebuche: „Hierauf ritt ich näher, um den Kaiser zu begrüßen. Aber ob vielleicht ihm die lang bis auf die Schultern herabwallenden Hutfedern das Gesicht so sehr verdunkelten, daß er mich nicht sah, oder ob die Furcht, daß sein feuriges Roß, welches er mit beiden Händen hielt, ihm durchgehen könnte, ihn abhielt, mir die Hand entgegenzustrecken — ich weiß die Ursache dieser Vergeßlichkeit nicht. Auch die Österreicher sind darüber unter sich verschiedener Ansicht und die Sache bleibt noch dahin gestellt."

Kaiser Leopold war wol sehr erstaunt, als er die Nachricht vernahm, daß der König Sobieski und sein Heer durch ihn so sehr beleidigt worden seien. Noch am Abende des 15. Septmber hatte er an den mittlerweile im Capuzinerkloster weilenden Pater Marco d'Aviano über die Begegnung mit Sobieski geschrieben: „Meine heutige Zusammenkunft mit dem Polenkönige ist sehr wol vor sich gegangen, und wenn er so zufrieden mit mir war, wie ich mit ihm, so werden wir sicherlich getröstet sein können. Auch Pater Marco war Gegenstand unserer Unterredung. Ich glaube, daß von da her sehr viel Gutes für die Christenheit erwachsen kann. O mein Pater, wie viel verdanke ich dem gütigen und so gnädigen Gott! Und welche Pflicht liegt mir ob, mich mit aller Wärme und Entschlossenheit meiner Pflicht zu widmen und niemals Gott zu kränken! Euer Hochwürden wollen darin mich mit Ihren Gebeten unterstützen, denen ich mich empfehle." Nicht die leiseste Ahnung eines Mißverständnisses, einer

Verdrießlichkeit. Freude, Zufriedenheit und Gottvertrauen in jeder Zeile des Briefes, und jetzt mußte er vernehmen, der König von Polen, dem er bei der Begegnung seinen Dank hatte ausdrücken wollen, sei durch ihn beleidigt worden.

Nach der am römischen Kaiserhofe geltenden Sitte nahm der Kaiser nicht einmal vor den Kurfürsten den Hut ab. Jetzt legte man es ihm übel aus, daß er dies vor dem Sohne eines Wahlkönigs und vor dessen Heere nicht getan habe. Der Kaiser entschuldigte sich daher. Ja, noch mehr, es soll sogar das Ansuchen an Sobieski gestellt worden sein, den Prinzen an den kaiserlichen Hof kommen zu lassen, wo Alles wieder gut gemacht und ihm alle Ehren erwiesen werden würden. Zum Zeichen seiner besonderen Huld übersendete Leopold I. noch am 18. September dem Prinzen einen prächtigen mit kostbaren Edelsteinen besetzten Degen. Am sonderbarsten mußte aber die Prätension der polnischen Heerführer, der Lubomirski, Jablonowski, Sieniawski ꝛc. erscheinen. Sie waren ja erst Ende Juni für ihren christlichen Patriotismus gut bezahlt worden, sie hatten von der Beute des Türkenlagers den Löwenanteil mit sich genommen. Jetzt begehrten sie nicht blos eine Behandlung, wie sie selbst von den Fürsten des deutschen Reiches und ihren Truppen nicht gefordert werden konnte, sie beanspruchten noch einen besonderen Dank.

Am 19. September kehrte Kaiser Leopold, nachdem die Verdrießlichkeit mit Sobieski ausgeglichen war, wieder nach Linz zurück. Die kaiserliche Burg zu Wien befand sich in einem solchen Zustande der Zerstörung, daß die Residenz des Kaisers unmöglich hier aufgeschlagen werden konnte. Die Freude aber über den gelungenen Entsatz der Stadt Wien tönte fort in den Gemütern der Bevölkerung. Die Beschreibungen, Diarien, Berichte über die Belagerung, über den Entsatz oder einzelne Episoden des Einen oder Anderen, welche durch den Druck Verbreitung fanden, füllen eine ganze Bibliothek. Wie wir schon (Seite 329) erwähnten, sah sich die Regierung sogar genötigt, gegen das Überwuchern dieser üppigen Pflanzen einzuschreiten und die Publicationen unter die Controle der Censurbehörde zu stellen. Groß war auch die Zahl der Poesien, Hymnen auf die erfolgte Befreiung, Loblieder auf den König Sobieski, auf den Herzog von Lothringen, den Grafen von Starhemberg, selbst auf den Botschaftbringer Koltschitzky. Ebenso groß ist die Zahl der Spottgedichte auf die Türken und ihren Kara Mustafa, die in der nächstfolgenden Zeit das Licht der Welt erblickten. Der Eine erfand ein „Herz und Magen=Vomitiv zur Kühlung des heißhungrigen und blutdurstigen Wolff=Magens des Primo=Veziers", wo in triumphierenden Versen der Christen Sieg, Starhemberg's Ruhm, der Türken schmachvolle Niederlage besungen wird. Kräftig genug ist die Sprache in diesen Versen:

„Packe dich Bluthund, Du Primo=Vezier
Nichtes verfanget dein hundisches Pochen!
Laufe nach Hause, du Mahomets=Thier,
An deme die Christen sich rühmlich gerochen!

Frage den Mahomet, deinen Propheten,
Warumb er lasse sein Ebenbild tödten?
Schäme dich Wüterich Christen-Tyrann,
Daß du bei Vierzigmahl-Tausend verlohren;
Sage, was Starhembergs Heldenfaust kan,
Hat er dich Bluthund nicht tapfer geschohren?
Die Janitscharen und Spahi zusammen
Wurden vertilget durch Feuer und Flammen."

Ein Anderer läßt den Großvezier auf einem Esel nach Hause ziehen an der Spitze seines zu Krüppel geschlagenen Heeres. Mit Schimpf- und Spottreden wird er von seinem Weibe, seinen Kindern und Freunden und dem Mufti (Oberpriester) des Reiches empfangen *). Ein Dritter behandelt in einer Reihe von Spottversen das dankbare Thema: „Wie die Arbeit so der Lohn." Da wurde von irgend einem speculativen Kopfe die „Türkische Prügel-Suppe" einem deutsch lesenden Publicum vorgesetzt „zu einem Gelächter", ein „Neues Ungarisches, Türkisches und Französisches Labet-Spiel" erfunden „nach jetziger Zeit und Gelegenheit eingerichtet, benebenst einem schönen Remedio, wie dem Türken zu begegnen und derselbe durch Gottes Hülffe gar könne vertrieben werden". Weniger bekannt dürfte folgendes von irgend einem Dichter erfundene „Remedium contra Turcam" sein:

„Erst Gott um Beistand implorirt,
Der treue Dienst wohl munerirt;
Ein Teutscher Fürst zum General,
Frantzoß |: wo nicht Feindt :| sei neutral;
Venedig, Engellandt divertiren,
Durch Polnisch Volck die Macht vermehren,
Auß Hollandt gutt Gewöhr und Waffen
Bei Zeitten lassen herzu schaffen;
Auß Böhmen Korn, auß Ungarn Hai,
Saltzburg giebt Pulver undt Blei;
Auß Spanien undt Italien Geldt,
So muß der Türck wohl aus dem Feldt.
Probatum est nunc anno 1683 denuo applicandum."

Selbst die dramatische Muse wurde in Contribution gesetzt, um das große Ereignis zu feiern; von dem „lustigen Gespräch zwischen Jodel und Hänsel" angefangen bis zu wirklichen Dramen, ja selbst Opern. So hat sich aus dem Jahre 1684 erhalten: „Die erbärmliche Belagerung und der erfreuliche Entsatz der kayserl. Residenzstadt Wien, in einem Trauer-Freuden-Spiel entworffen"; so hat im Jahre 1686 Lucas von Bostel in Hamburg eine Oper in Druck erscheinen lassen unter dem Titel: „Cara Mustapha oder Belagerung von Wien" und eine zweite: „Cara Mustapha nebst dem erfreulichen Entsatz von Wien".

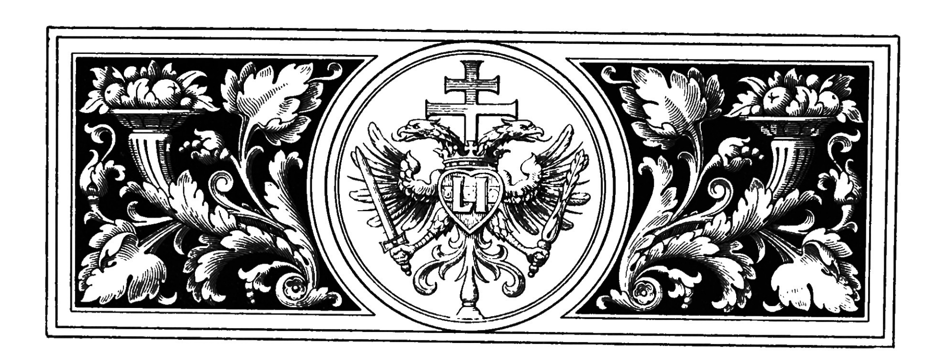
*) Siehe das nebenstehende Facsimile dieses Flugblattes.

Noch viel zahlreicher als in deutscher Sprache sind jedoch die Freuden-, Spottgedichte, Dramen und Opern in italienischer und lateinischer Sprache.

Natürlich bemächtigte sich auch die bildende Kunst dieses Stoffes. An Monumenten, die zum Andenken an die glänzende Tat erstanden waren, ist Wien allerdings sehr arm. Das „Kugelkreuz“ bei Schwechat ist gewissermaßen das einzige unmittelbare Erinnerungszeichen an jene Zeit. Die Zahl der Bilder und Illustrationen aber, die jenes Ereignis auch künftigen Generationen klar machen sollten, ist eine außerordentlich große. Allerdings machen die meisten keinen Anspruch auf besonderen künstlerischen Wert. Dagegen hat sich die Kleinkunst des Gegenstandes bemächtigt. Mehr als sechzig verschiedene Medaillen wurden auf den Entsatz von Wien geprägt, darunter nicht wenige von wirklich künstlerischem Wert. Selbst das Kunstgewerbe hat Darstellungen dieses Ereignisses geliefert. In der Sammlung des kaiserlichen Hofes in Wien befinden sich mehrere Tapeten aus den Jahren 1724 und 1725, welche Episoden der Entsatzschlacht darstellen. Sie verherrlichen die Tat des Herzogs Karl V. von Lothringen.

Durch ein volles Jahrhundert wurde der 12. September in dankbarer Erinnerung an die Befreiung der Stadt von der Bevölkerung durch eine Procession gefeiert. Sie zog an diesem Tage von den Augustinern zur St. Stephanskirche. Im Jahre 1783 wurde diese Procession zum letzten Male abgehalten.





Schluß.

Unsere Weingärten," schreibt am 24. October die von uns schon (Seite 338) erwähnte Äbtissin Barbara an ihre Collegin Maria Eleonora in München, „sein auch alle hin und alles verdörbt. Waiß auch nit, wies uns mit dem Weinn wiert gehen. Wär sunst ein guets Jahr gewöst, wan nur der grausambe Feind nicht wär gewöst. Also hat er vihl armbe Leith gemacht, darunter mier auch sein. Dan mier um zwei Haiser, auch Mayrhoff und um Fich und Leith sein kumben. Hab mein Schaffer und noch andre drei Persohnen hinaufgeschickt das Fich hereinzudreiben, so ist gleich geschwindt allß über und über gangen, daß mier wöder Fich oder Leith mehr gesegen haben. Also ist halt allenthalben Ellenth." Wien war eine arme Stadt geworden. Jetzt erst machten sich die Folgen der fürchterlichen Belagerung fühlbar. Die ganze Umgebung verwüstet, sämmtliche Vorstädte in Schutt und Ruinen, die Befestigungswerke der Stadt teilweise zerstört, die Stadt selbst voll Unflat. Häuser, Paläste und Kirchen vielfach beschädigt, ein großer Teil der Bewohner an der Seuche krank."

Zu den zahlreichen Kranken aus der Stadtbevölkerung und Garnison kamen sehr bald auch die Verwundeten und Kranken des Entsatzheeres. Das geheime, deputierte Collegium verfügte daher am 22. September, um die Gesundheitsverhältnisse in der Stadt zu bessern, daß der größere Teil (3500 Mann) der verwundeten und kranken Soldaten teils (1500 Mann) in ihre Regiments-Quartiere nach Böhmen, Mähren, Schlesien 2c., teils (2000 Mann) in gewisse, von Bischof Kollonitz zu bezeichnende Orte in Niederungarn, „die dem Thököly angehangen", alsogleich transportiert und daselbst bis zu ihrer Genesung belassen würden. Türkische Gefangene wurden zur Säuberung der

Stadt, zur Aufräumung des Lagers und Schlachtfeldes verwendet. Die Leichen der Mohammedaner wurden in die Donau geworfen, die gefallenen Christen aber begraben.

Am 19. September war Kaiser Leopold, wie erwähnt, wieder nach Linz abgereist. Das geheime, deputierte Collegium blieb daher auch jetzt noch bis in den Juli des Jahres 1684 in Tätigkeit. Es trat jedoch ein Wechsel in den Personen ein. Graf Caplirs, der bisherige Präsident desselben, trat wieder in sein Amt als Vicepräsident des Hofkriegsrates. Er soll sich überhaupt für einige Zeit nach Böhmen zurückgezogen haben, um seine angegriffene Gesundheit herzustellen. Das Expedit-Protocoll des Hofkriegsrates enthält diesbezüglich folgende Notiz: „Prag den 30. October 1683. |:Caplirs:| entschuldigt sein langes Ausbleiben vom Dienste mit beigesetzten Ursachen." Der alte Herr legte ein besonderes Gewicht auf seine Tätigkeit während der Belagerung Wiens. Fünfundsiebzig Jahre alt, ist er den 6. October 1686 in Wien gestorben. Zum ewigen Gedächtnisse an die glückliche Befreiung Wiens hat er in seinem Testamente angeordnet, daß am 12. September jeden Jahres in der Kirche zu Mileschau ein feierlicher Dankgottesdienst abgehalten werde. An diesem Tage sollen 62 Gulden (so viele Tage hatte die Belagerung gedauert) unter Arme verteilt werden und auf der Herrschaft Mileschau alle Untertanen vom Frohndienste befreit sein. Caplirs war kinderlos gestorben, der erste und letzte Graf seines Geschlechtes.

An Stelle des Grafen Caplirs wurde vom Kaiser am 29. September der Statthalter von Österreich unter der Enns, Conrad Balthasar Graf Starhemberg, zum Präsidenten des geheimen, deputierten Collegiums ernannt und zu seinem Stellvertreter Graf Johann Quintin Jörger. Auch Feldmarschall Starhemberg mußte aus dem Collegium scheiden. Am 25. September gieng er zur Armee nach Ungarn ab, neuen Taten entgegen*). An seine Stelle trat in das deputierte Collegium der General-, Feld-, Land- und Hauszeugmeister Karl Ludwig Graf Feldkirchen, bisher Commandant der Festung Komorn. Auch Hofkammerrat Karl von Belchamps erhielt eine anderweitige Verwendung. Man sendete ihn nach Steiermark, um mit dem

*) Ernst Rüdiger Graf Starhemberg kämpfte in der Schlacht bei Párkány am 9. October und beteiligte sich an der Belagerung von Gran in den darauf folgenden Tagen. Im Jahre 1684 war er bei der ersten Belagerung Ofens als Commandant der Artillerie. Im Jahre 1685 mit keinem Commando bei der Feldarmee betraut, hat er in diesem Jahre die Herrschaft Engelhardstetten erworben und sich dem Landleben hingegeben. Im Jahre 1686 commandierte er während der zweiten Belagerung Ofens neuerdings die kaiserliche Artillerie, wurde aber schwer verwundet und mußte noch vor Eroberung der Festung nach Wien gebracht werden. Seitdem hat er sich an keinem Feldzuge mehr beteiligt. Seit dem Tode Caplirs' war er Vicepräsident des Hofkriegsrates. Im Jahre 1691 erhob ihn der Kaiser zum Präsidenten dieses Amtes. Als solcher führte er den sogenannten „stehenden Kriegsfuß" in der kaiserlichen Armee ein, als solcher hat er einen entscheidenden Einfluß

Commandanten von Graz, Karl Grafen Strasoldo, „die dort herumliegenden Grenzhäuser und Lande des Batthyányi, Drascovich, Zechi, Thököly und anderer türkischen Adhärenten in Besitz zu nehmen, wenn notwendig mit deutscher Besatzung zu belegen und alle Vorräte, Effecten und Einkommen bis auf weitere Verordnung so gut man kann" zu verwahren „und Niemanden einen Eingriff zu gestatten." Belchamps wurde im Deputierten-Collegium ersetzt durch den Hofkammerrat Gottlieb Freiherrn von Aichbüchel.

In erster Linie wurde es Aufgabe dieses Collegiums, die Festungswerke von Wien wieder in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Schon am 16. September war noch der Stadtcommandant Starhemberg vom Hofkriegsrate aufgefordert worden, ein Gutachten abzugeben, „wie die Stadt Wien zu reparieren und wie weit die Gebäude vor jeder Stadt zu erheben wären". Starhemberg hatte einen umfassenden Plan dieser Restaurierungsarbeiten eingegeben. Die feindlichen Approchen sollten applaniert, neue Festungswerke angelegt, die alten ausgebessert werden. Namentlich drang er auf schleunige Wiederherstellung der Contrescarpe und des zerstörten gedeckten Weges an derselben. Ein Hauptgewicht legte er auf die Erweiterung des Festungsrayons. Nur weil die Vorstadthäuser gar so nahe an den Wallgürtel heranreichten, sei es den Türken möglich geworden, sich hier festzusetzen und die Stadt so rasch in Bedrängnis zu versetzen. Am 19. October erfolgte darüber in Linz die kaiserliche Resolution. Vorderhand solle man sich mit dem Zuwerfen der Approchen und der Instandsetzung der beschädigten Festungswerke mit Holzwerk begnügen. Erst im nächsten Frühjahre könnten dann die Mauerarbeiten begonnen werden. Was aber die „Abbrechung der abgebrannten Häuser, Gebäu, Mauern, Gartenspalier und Bäume in denen Vorstädten" betreffe, so wurde angeordnet, den Festungsrayon „von denen Contrescarpen an bis auf 200 Klaffter" oder 600 Schritte zu erweitern.

Schon am 19. September hatte das deputierte Collegium in Wien „1000 Mann von der Bürgerschaft zum Schanzen, zur Fortification begehrt. Darauf von jedem Hauß in der Stadt, es sei bürgerlich oder frei, ein Mann oder 15 Kreuzer dafür verwilligt worden". Außerdem, teilte man der Stadtgemeinde am 20. September mit, würden neben der „ordinari Stadtguardi von denen gemeinen Knechten noch 876 Mann theils zum Schanzen, theils zum Wachten allhie verbleiben". Der Magistrat wurde aufgefordert, für diese „Knechte" sowol, wie für die Stadtgarde das nötige Quartier beizustellen.

---

ausgeübt auf die Berufung des Prinzen Eugen von Savoyen zum Oberfeldherrn im Kriege gegen die Türken. Im Jahre 1688 vermälte er sich zum zweiten Male mit der Tochter des Grafen Johann Quintin Jörger, Marie. Er hinterließ keine männlichen Nachkommen. Seine beiden Söhne starben den Heldentod im Türkenkriege noch vor ihm. Ernst Rüdiger starb am 4. Juni 1701 an der Wassersucht, auf seiner Besitzung Wesendorf (auf der Wieden). Er wurde in der Schottenkirche begraben. In der Grufthalle befindet sich sein Sarg, in der Kirche ist ihm ein Denkmal errichtet.

Der Waffendienst für die Bürgerschaft und die freiwilligen Compagnien hatte am 15. September aufgehört. Jetzt galt es, für die Schanzarbeit Sorge zu tragen. Nicht weniger als vier Regimenter, „nemblich das Beckh:, Alt-Neuburg:, Heuster: und Württembergische sambt denen Krandhen und Blessirten" blieben in der Stadt. Im Deputierten-Collegium stellte am 22. September noch Hofkammerrat Belchamps das Ansinnen, daß die Stadtgemeinde für diese vier Regimenter Sorge tragen solle, „zumahlen aniezo der Wein in hohen Preiß von der Burgerschafft zu kauffen und mit der Zeit auch das Fleisch sehr bekhlem zu bekomen sein werde, dahingegen die Burger ohnediß vor ihr Hausgesindt täglich Fleisch und Wein hergeben müessen, und consequenter dem Soldaten ohne große Beschwernuß solches mitgenüessen lassen könten". Dieser Sitzung des Deputierten-Collegiums war auch der Stadtschreiber Doctor Nicolaus Hocke zugezogen worden. Belchamps hatte einen schweren Stand. Die Mehrzahl der Anwesenden, so auch der General-Commissär Graf Breinner, waren damit einverstanden, daß für die Bedürfnisse dieser Truppen die Hofkammer sorgen sollte. Belchamps sieht sich in seinem an die Hofkammer erstatteten Berichte vom 23. September gezwungen, einzugestehen, daß er mit seinen Anschauungen allein gestanden. „Ungehindert aller vorgebrachten Erheblichkeiten," erzählt er, habe er „nicht allein lähres Stro getroschen, sondern auch von dem hiesigen Stadtsyndico Doctore Hochi noch einige ungeschaffene Worte anhören müessen." Trotz dieser ablehnenden Haltung des Deputierten-Collegiums wurde die Verpflegung der Mannschaften von der Hofkammer doch der Stadt Wien aufgebürdet.

Bei den Schanzarbeiten zeigten sich die Bürger nicht besonders eifrig. Am 30. September sehen sich die hinterlassenen geheimen und deputierten Räte gezwungen, denen von Wien anzuzeigen, der jetzige Stadtcommandant Marchese Obizzi — Starhemberg und Daun befanden sich bereits bei der Armee — erinnere, „wie daß von der Burgerschaft zu der algemainen Arbeith im Stadtgraben und Revellinen sehr wenig sich einfinden thätten". Das deputierte Collegium meint daher, da „die Reparierung der Pasteien und dise allgemaine Arbeith zu der Stadt Wien Nuzen und eines jedwedern aigenen Conservation geraichet, alls werden sie von Wien die Verordnung zu thuen haben, und ihnen eiffrig angelegen sein lassen, daß von jedwedern Hauß einer oder nach Proportion der Häußer woll zwai und mehrer Persohnen zu obgedachter Arbeith unfehlbahr und ehe das nasse Herbst- und Schneewetter einfahlet, geschickt werde".

Im December ergriff die Regierung noch energischere Maßregeln. Den niederösterreichischen Ständen wurde aufgetragen, neuerdings Roboter zur Arbeit beizustellen. 1200 Mann wurden von denselben zu diesem Zwecke geworben. Am 3. Januar 1684 aber erklären die geheimen und deputierten Räte, daß die Stände „zur Abplanierung der hiesigen türkischen Approchen, Ausräumung

der Stadtgräben und Reparierung der ruinierten Basteien für so lang, bis die Sach wegen Übernehmung des zehnten Mannes Landvolks adjustiert und selbiger hier angelangt sein wird, die von ihren in der Stadt Wien gelegenen Häusern schuldigen Mann ohne Entgelt stellen sollen". Unter der gewöhnlichen Verwahrung, daß ihnen solche Bewilligung unpräjudicierlich sein werde, bequemen sich die Stände auch am 24. Januar, dieser Forderung Folge zu leisten. Am 4. Januar aber erließ der Kaiser an die ständischen Verordneten ein Decret, worin er ihnen mitteilt, daß „zum alhiesigen Wiener Fortificationsbau" von den Regimentern: Daun 600, Rosa 400, Croy 500 und Lothringen 500 Mann commandiert seien. Es wird ihnen aufgetragen, für die Verpflegung dieser Mannschaften Sorge zu tragen und selbe in Wien in den bürgerlichen und Freihäusern, „ohne Praejudiz" einquartieren zu lassen. Natürlich remonstrierten die Verordneten der Stände — und zwar schon am 8. Januar — gegen dieses Decret im Namen der Besitzer von Freihäusern, die vermöge ihrer Privilegien von jeder Einquartierung zu verschonen seien.

Die Leitung der Fortificationsarbeiten übernahmen die verschiedenen Ingenieure, von denen die meisten auch an der Verteidigung der Stadt beteiligt gewesen waren. Am 24. Mai 1684 wurde Obristlieutenant Johann von Hohen zum Oberingenieur in Wien mit jährlichen 1200 Gulden Besoldung vom Kaiser ernannt. Es soll ihm, heißt es in dem Decrete, „die aufgerichtete Wassercompagnie wie bißhero gelassen, auch an denselben die Ingenieurs Reiner, Suttinger*) und Berger bei der jetzigen Wienerischen Fortificationsarbeith mit dem Respect und Auffsehen gewiesen" werden.

Durch diese fortgesetzten Arbeiten erwuchsen der Stadtbevölkerung natürlich manche Lasten. Zugleich regte sich aber sehr bald eine große Bautätigkeit. Vor Allem suchte man die zerstörten und beschädigten Gebäude wieder herzustellen. Die Bürger sowol, wie auch der Adel und die Geistlichkeit ließen den Schaden wieder reparieren, der ihre Kirchen und Wohnungen betroffen hatte.

Am 21. October legten die zu Wien hinterlassenen Hofkammerräte nach dem Berichte des Hofbauschreibers Johann Philipp Guentzer und des Baumaterialverwalters Johann Caspar Voidt einen beiläufigen Überschlag der Unkosten vor, welche für die Reparierung der Hofburg und der anderen kaiserlichen Gebäude notwendig sein würden. Danach betrugen die Kosten blos für die Wiederherstellung der Bedachungen 16.558 Gulden. Noch vollständiger als in Wien waren aber die kaiserlichen Schlösser zu Laxenburg, Kaiser-Ebersdorf 2c. zerstört worden. Guentzer meint, daß die Herstellung aller dieser Gebäude mit einer Summe unter 300.000 Gulden nicht durchgeführt werden

*) Auch Daniel Suttinger, ein Sachse, leistete während der Belagerung in Wien freiwillig Dienste. Von ihm stammen eine große Anzahl von Ansichten und Plänen der Stadt und Festung Wien. Selbst ein Holzmodell der Stadt hat er verfertigt. Später trat er in kurfürstlich sächsische Dienste.

könnte. In der Umgebung von Wien sind aber jetzt keine Ziegel zu bekommen; auch fehlt es vollständig an trockenem Bauholze, denn „Alles ist in Rauch aufgegangen."

Es fehlte an Baumaterial, wie auch vielfach an den nötigen „Victualien, Viech, Treid, Körnern" für die zahlreich herbeiströmenden, commandierten und freiwilligen Arbeitsleute. Schon am 29. September erließ Kaiser Leopold aus Linz an die geheimen und deputierten Räte eine Verordnung wegen freier Zufuhr all' dieser Dinge nach Wien. Er teilt ihnen zugleich mit, daß die Wiederaufrichtung einer stabilen Brücke über die Donau noch längere Zeit anstehen dürfte, obgleich zu diesem Zwecke 3000 Gulden bewilligt wurden, befiehlt aber, daß der kaiserliche Schiffmeister Langsteger inzwischen die Leute bei der Überfuhr nicht überhalten solle. Mit Einquartierungen sei Wien möglichst zu verschonen. Wegen Säuberung der Stadt und Reparierung der Befestigungen aber mögen die deputierten Räte alles Nötige vorkehren.

Unter demselben Datum ließ der Kaiser auch an die niederösterreichischen Stände die Mitteilung gelangen, daß er auf ihre Bitte hin nicht blos an die deputierten Räte obige Verordnung erlassen, sondern auch beschlossen habe, zur Erleichterung Wiens die kranken und verwundeten Soldaten von hier fortexpedieren zu lassen. Die Durchführung dieser Verordnung scheint jedoch auf Schwierigkeiten gestoßen zu sein. Der Hofkriegsrat teilte zwar dem Deputierten-Collegium unterm 22. October mit, „daß der Bruckenhauptmann Rulandt zum Bruckenbau in Wien" befehligt sei. Mit der Brücke hatte es aber noch seine guten Wege. Am 29. October wenden sich die Stände von Krems aus um die freie Zufuhr von Victualien und Baumaterialien, um Abstellung „aller Monopolia" und um den Befehl an Langsteger, die Brücke bei Wien ungesäumt von den ihm flüssig gemachten Geldmitteln zu erbauen. Am 15. November ist aber das Generalpatent wegen freier Zufuhr noch immer nicht publiciert. Neuerdings ersuchen die ständischen Verordneten die geheimen, deputierten Räte, endlich den kaiserlichen Befehl auszuführen. Erst darauf hin wurde dann dieses Patent erlassen.

Mittlerweile war auch der siegreiche Feldzug gegen die Türken zu Ende geführt worden. Am 18. September waren zunächst die Polen und dann auch die kaiserlichen Truppen gegen Ungarn abmarschiert. Die Verhandlungen und Beratungen über die noch durchzuführenden Unternehmungen hatten kostbare Tage in Anspruch genommen. Am 21. September befanden sich die Armeen Preßburg gegenüber. Endlich gelang es der rastlosen Energie des Herzogs von Lothringen, den König von Polen für die weitere Fortsetzung des Kriegszuges auf dem linken Donauufer gegen Párkány zu gewinnen. Nach manchen Verzögerungen rückte man endlich am 3. und 4. October, nachdem schon vorher (in den Tagen zwischen dem 24. und 27. September) bei Preßburg die Donau überschritten worden, über die Waag und näherte sich dem Ziele der Operationen.

Der Herzog von Lothringen hatte versucht, auch die deutschen Bundesgenossen zur Fortsetzung des gemeinsamen Kriegszuges zu bewegen. Seine Bemühungen waren jedoch nicht von besonderem Erfolge gekrönt. Von den Baiern waren durch Krankheit an 5000 Mann kampfunfähig und der Kurfürst entschloß sich erst nach langem Zögern, wenigstens mit einem Teile seiner Truppen an den weiteren Operationen Teil zu nehmen. Ein ähnlicher Zustand herrschte bei den Franken und Schwaben. Nur ein Teil der Letzteren zog unter Commando des Fürsten von Waldeck auch nach Ungarn. Das lange Zögern äußerte nach verschiedenen Richtungen hin seine Folgen. Auch bei den Polen riß die Ruhr ein.

Diese kostbare Zeit benützte Kara Mustafa, um sein Heer in Ofen, wohin er von Wien aus sich geflüchtet hatte, wieder zu sammeln. Schon vor Raab hatte er, gewissermaßen noch auf der Flucht, an den Sultan Mohammed IV. in Belgrad ein Schreiben gerichtet mit der Mitteilung der Niederlage des türkischen Heeres vor Wien. Er selbst habe Alles angewendet, um dies hintanzuhalten. Der sichere Sieg der mohammedanischen Waffen stand bevor, aber Verrat und die Hinterlist eines Teiles seiner Untergebenen hätten dies vereitelt. Ibrahim Pascha von Ofen und die Paschas von Essegg und Possega wurden im Angesichte des Heeres erdrosselt. Den Tataren-Chan aber entsetzte der Sultan seiner Würde, denn er glaubte den Worten Kara Mustafa's. Von Belgrad aus kehrte Mohammed IV. nach Adrianopel zurück, der Großvezier jedoch schickte den neuernannten Pascha von Ofen, Kara Mehemed, mit nicht unbedeutenden Streitkräften den Christen gegen Gran und Párkány entgegen, um ihren weiteren Vormarsch aufzuhalten. Auch an Thököly hatte er neuerdings ein Schreiben gerichtet, mit dem Befehle, sich den Schaaren Kara Mehemed's anzuschließen.

Der Rebellenfürst hatte alle Ursache, dem Machtbereiche des Großveziers aus dem Wege zu gehen. Das Schicksal, das Ibrahim Pascha ereilt hatte, sprach, abgesehen von allen anderen Gründen, zu deutlich. Thököly suchte vielmehr neuerdings mit dem kaiserlichen Hofe Fühlung zu gewinnen. Noch immer weilte ja Saponara, der kaiserliche Unterhändler, bei ihm, und auch mit Sobieski stand er in eifrigem Verkehre. Der Polenkönig betrachtete es als seine Aufgabe, zwischen seinem Alliierten und dessen rebellischen Untertan eine Verständigung anzubahnen. Thököly verlangte jedoch noch immer, daß der Kaiser ihn als Fürsten Oberungarns anerkenne und ihm die Würde eines Reichsfürsten verleihe. Bedingungen, denen man sich am kaiserlichen Hofe nicht einmal Ende Juni hatte völlig anbequemen können. Jetzt, wo der Krieg mit einem Schlage eine ganz andere Wendung genommen, wo man in entschiedenem Vorteile sich befand, war an die Acceptierung dieser Bedingungen noch viel weniger zu denken. Trotzdem ließ Sobieski die Verhandlungen nicht fallen. Dadurch wurde vorderhand wenigstens so viel bewirkt, daß sich Thököly bei der Fortsetzung des Krieges in

diesem Jahre neutral verhielt. Am 26. September noch im Lager bei Verebély zwischen Waag und Neutra, zog er sich am 27. September hinter diesen Fluß zurück und lagerte bei Levencz.

Karl von Lothringen sendete auf die Nachricht hin, daß Thököly's Truppen die Comitate Neutra und Trentschin brandschatzten, General Caraffa mit einigen Regimentern Cavallerie zum Schutze der Waaglinie nach dem Norden. Diese Truppen hatten ein verhältnismäßig leichtes Spiel. Sie erhielten nicht nur aus Mähren nnd Schlesien Verstärkungen, Oberst Dieppenthal hatte ihnen auch bereits vorgearbeitet, indem er eine Reihe oberungarischer Städte zum Gehorsam gegen den Kaiser geführt. Thököly aber zog sich noch weiter vor den Kaiserlichen zurück, ohne eine Vereinigung mit Kara Mustafa zu suchen.

König Sobieski marschierte im Vortrabe des kaiserlichen Heeres mit seinen polnischen Truppen gegen Párkány den Türken entgegen. Ohne das Gros der kaiserlichen Regimenter abzuwarten, holte er sich hier am 7. October eine so vollständige Niederlage, daß nicht blos 2000 seiner Leute den Kampfplatz deckten, sondern auch ein großer Teil der vor Wien gemachten Beute den Türken in die Hände fiel. Der König selbst entgieng nur mit genauer Not dem Untergange. Nur dem Umstande, daß Feldmarschall-Lieutenant Dünewald gleich bei Beginn des Gefechtes den Herzog von Lothringen von demselben benachrichtigt hatte, verdankte der Rest der Polen seine Rettung. Markgraf Ludwig von Baden hatte sogleich vom Herzog den Befehl erhalten, mit der kaiserlichen Reiterei in Schlachtordnung den Polen zu Hilfe zu eilen. Er kam gerade noch zurecht, um die Flüchtenden aufzunehmen und die Türken an der weiteren Verfolgung zu hindern.

Karl V. sammelte am nächsten Tage das Heer. Mittlerweile war auch die Infanterie in's Lager gerückt und so wurde für den 9. October der Angriff auf Párkány bestimmt. Die Polen waren durch ihre Niederlage so entmutigt, daß sie nach Hause begehrten. Den Bemühungen ihres Königs und Karl's von Lothringen gelang es, sie zum Ausharren zu bewegen. Mittlerweile hatten die Türken ebenfalls Unterstützung erhalten. In der Schlacht bei Párkány haben die kaiserlichen Cavallerie-Regimenter unter Commando des Grafen Dünewald den Ausschlag gegeben. Ihr kühner Flankenangriff warf die Türken über den Haufen und die wildeste Flucht riß bei ihnen ein. Nach verschiedenen Richtungen auseinanderstiebend, suchten sie die rettenden Wälle Párkány's zu gewinnen. Aber auch hier fühlten sie sich nicht sicher. In einem Nu war die Brücke, welche, über die Donau führend, Párkány mit Gran verband, mit Flüchtenden überfüllt. Der Herzog hatte die Verfolgung angeordnet. Da meldete Markgraf Ludwig von Baden, daß die Donaubrücke in Folge der Überlastung durch die Fliehenden mitten entzwei gebrochen sei. Während nunmehr Geschütze an der Donau aufgeführt wurden, um die Brücke mit Kartätschen zu beschießen,

stürmte der Markgraf mit einigen Dragoner- und Infanterie-Regimentern Párkány und bemächtigte sich des Platzes.

Die Niederlage der Türken war eine vollständige, etwa 9000 Mann waren teils im Kampfe, teils in den Fluten der Donau umgekommen. Die Kaiserlichen und Polen machten 1200 Gefangene, erbeuteten an 6000 Pferde, 20 Geschütze, eine Unzahl von Waffen und die auf dem Platze gebliebene Bagage. Markgraf Ludwig von Baden hatte sich so sehr ausgezeichnet, daß ihn der Kaiser am 22. November noch zum General der Cavallerie ernannte.

Das verbündete Heer schlug bei Párkány Lager, in den befestigten Ort war eine gemischte, aus Kaiserlichen und Polen bestehende Besatzung gelegt worden. Die Letzteren begannen zu plündern und wurden bald auch mit den Kaiserlichen handgemein. Endlich zog Feldmarschall Graf Starhemberg seine Truppen zurück. Das war das Signal einer allgemeinen Metzelei der muselmännischen Bevölkerung durch die Polen, wobei der Ort selbst in Flammen aufgieng.

Die Niederlage bei Párkány war ein neuer, schwerer Schlag für das Ansehen der türkischen Machtstellung in Ungarn. Der ganze Westen des Königreiches fiel mit Ausnahme der Umgebung Neuhäusels wieder an Leopold I. Überall beeilten sich die Bewohner des Landes ihr Heil in der Unterwerfung zu suchen. Thököly sah sich veranlaßt, noch weiter nach Osten zurückzuweichen. Trotzdem blieb er in den Verhandlungen, welche durch Vermittlung des Königs Johann III. Sobieski mit dem Kaiser geführt wurden, bei seinen hochgespannten Forderungen. Am 15. October erschienen die Abgesandten des Rebellenfürsten im kaiserlichen Heerlager, um wegen eines Waffenstillstandes für die Dauer des Winters zu unterhandeln. Karl von Lothringen, der sonst Gnade walten ließ, wo er nur immer aufrichtige Reue zu bemerken glaubte, wie wir dies in seinem Verhalten gegen Preßburg gesehen, verhielt sich den Verhandlungen mit Thököly gegenüber ziemlich kühl. Er verlangte vor Allem Niederlegung der Waffen, dann erst würde sich die Möglichkeit bieten, die Gnade des Kaisers zu erlangen. Sobieski führte, trotzdem die Gesandten Thököly's auf diese Forderung nicht eingehen wollten, die Verhandlungen so lange fort, bis auch er sich endlich von der Unzuverlässigkeit der Versprechungen des „Fürsten" der rebellischen Ungarn, zu seinem und seines Heeres eigenen Schaden überzeugte.

Kara Mustafa aber, in seiner Widerstandskraft gebrochen, verließ Ofen und begab sich nach Belgrad, wo ihn eine neue Hiobspost vom Kriegsschauplatze traf. Mittlerweile hatte die Festung Gran am 27. October nach einer von den Kaiserlichen und der baierischen Infanterie in's Werk gesetzten, kaum fünftägigen Belagerung capituliert. König Sobieski war trotz aller Vorstellungen Karl's von Lothringen nur zu bewegen gewesen, am linksseitigen Donauufer so lange Stellung zu behalten, bis die Festung genommen war. Mit dieser „schönen Action" wurde der Feldzug des Jahres 1683 beendet.

Der Kurfürst von Baiern, der mit einem Teile der baierischen Cavallerie erst am 26. October vor Gran erschienen war und jene schwäbischen Kreistruppen, welche der Markgraf von Baden-Durlach am 27. herbeigeführt hatte, zogen auch als die Ersten wieder in ihre Heimat.

Die baierische Infanterie wurde in die Winterquartiere nach Mähren verlegt, während der Kurfürst am 23. November unter großen Feierlichkeiten seinen Einzug in München hielt. Schon am 21. December erklärt er jedoch hier, da der Kaiser den baierischen Truppen in Mähren nur Dach und Fach für die Zeit der Winterquartiere gewähren zu können erkläre, und zwar, weil das Land durch die bisherigen Truppendurchmärsche und Plünderungen gänzlich ausgesogen sei, so bleibe ihm nichts Anderes übrig, als seine Soldaten nach Hause zurückzubeordern. Nach einer so anstrengenden Campagna könne er selbe nicht „crepiren" lassen. Im Januar 1684 zogen auch diese Contingente durch Böhmen in die Heimat ab*). Am 30. October zog der Herzog mit der kaiserlichen Armee, nach Hinterlassung von 1000 Mann unter Commando des Obristwachtmeisters Carlowitz in Gran, über die Donau nach dem Norden. Ebenso die Polen am nächstfolgenden Tage. Am 4. November berichtet Karl von Lothringen dem Hofkriegsrate „durchgehents die Endung der Campagnia und daß die Regimenter in die Winterquartiere beordert, auch was für Generales hin und wider commandiert worden". Am 8. aber folgt die Nachricht, „daß er Herzog den Palatinum Eszterházy bei Levencz mit seinen Ungarn im Lager gefunden, mit dem er wegen der Winterquartiere abgeredet". Hierauf schickte ihm der Hofkriegsrat am 20. November die Ordre, „soll in Ungarn dem General Rabatta das Commando übergeben und hierher sich begeben". Auch die Polen waren nach Hause gezogen. Zu Ipolysägh hatte auf Wunsch Sobieski's noch einmal, und zwar am 5. November ein Aussöhnungsversuch zwischen Thököly und dem Kaiser stattgefunden. Der Herzog von Lothringen, der auch hier wieder gegen seinen Willen herbeigezogen wurde — dem Saponara war ja endlich am 20. October die Vollmacht, mit den Rebellen zu verhandeln, benommen worden — verhielt sich auch hier wieder ablehnend; Waffenstillstand, Fürstentitel und alle jene Gespanschaften, auf

*) Daran waren wol die traurigen Verhältnisse in Mähren Schuld. Am 14. December schickte der Commandant der baierischen Truppen, General-Wachtmeister von Steinau aus dem Hauptquartiere Olmütz einen Bericht an den Kurfürsten, des Inhalts, daß täglich von Officieren und Mannschaft viele Leute sterben, Mangel an Feldscherern bei den Regimentern sich zeige und in Folge des Abganges an Mannschaft mindestens 3000 Recruten vonnöten seien. Die Stände in Mähren haben sich endlich herbeigelassen, allen wirklichen guten Willen zu zeigen und den Soldaten ein Stück Brod von ihren Hauswirten reichen zu lassen. Die Officiere aber erhalten schlechte Verpflegung. Steinau bittet schließlich, die schon einen Monat ausständige Besoldung nachzuschicken, weil die Soldaten in ihren Monturen, in Stiefeln und Wäsche ganz herabgekommen seien und sich aus Mangel an Geld nicht das Nötige zu kaufen vermöchten.

die einst Thököly Hoffnungen gemacht worden, das war jetzt zu viel verlangt nach Beendigung eines so ausnehmend glücklichen Feldzuges. Die Abgesandten Thököly's wollten nicht einmal auf das Verlangen Sobieski's eingehen und dem Kaiser, um den guten Willen wenigstens zu zeigen, Kaschau abtreten. So trennte man sich ohne Resultat. Die Kaiserlichen bezogen die Winterquartiere im kaiserlichen Teile Ungarns und in den übrigen Erbländern, die Polen zogen nach Nordosten. In der Umgebung von Kaschau sollten sie die Winterquartiere nehmen. Schon am 3. November hatte der Herzog von Lothringen den General-Feldmarschall-Lieutenant Dünewald mit den Regimentern Sachsen-Lauenburg zu Pferd, Schulz-Dragoner, dann fünf Compagnien von

bonus amicus et affinis Joannes.

Unterschrift des Königs Johann III. Sobieski »bonus amicus et affinis Joannes«, von dem unter dem Datum Czak, jenseits des Flusses Eipel, den 6. November 1683 an den Herzog Karl von Lothringen gerichteten Schreiben.

(K. k. Haus-, Hof- und Staatsarchiv in Wien.)

Kuefstein und drei Compagnien Thim zu Fuß, wie ingleichen mit der unter Oberst Scherffenberg stehenden Infanterie befehligt, am anderen Tage seinen Marsch mit dem Könige von Polen fortzusetzen. Dabei habe er darauf zu achten, daß in Rima-Szombat „von denen Pollackhen nit fouragiert oder ausgeplindert“ werden möge. Sollten zur Besetzung Kaschau's unsere Regimenter nötig sein, so habe er selbe auf Wunsch des Königs von Polen näher dahin rücken zu lassen und darauf zu sehen, daß die polnischen Truppen an Proviant und Quartieren keinen Mangel erleiden. Am 6. November befand sich das königliche Hauptquartier bei dem Dorfe „Czak“ jenseits der Eipel. Von hier aus sendete Johann III. Sobieski an den Herzog einen Vergleichsentwurf zwischen dem Kaiser und dem Rebellenfürsten. Nach dem Begleitschreiben hatte er ihn selbst mit den Abgesandten des Rebellenfürsten vereinbart. Auch hier wieder die-

selben Forderungen. Schon Saponara, heißt es, habe dem Thököly die dreizehn Comitate im östlichen Ungarn versprochen. Natürlich gieng man kaiserlicherseits auch jetzt darauf nicht ein. Am 7. November befindet sich das polnische Heer zu Ballok im Lager. Am 10. aber erstürmte dasselbe Szécsény an der Eipel. Wie Sobieski am 11. an den Herzog schreibt, so wurde der Platz innerhalb drei Stunden zur Übergabe gezwungen. 1200 Spahi und Janitscharen waren darin, nebst nicht ganz 2000 Einwohnern.

Nach dreitägigem Aufenthalte in Szécsény zogen die Polen weiter nach Nordosten. Erst am 15. November erschienen die ersten lithauischen Truppen im Rimathale bei ihnen, und zwar vor Rima-Szombat. Es war eine recht zügellose Horde, diese Lithauer; sie hatten auf ihrem Marsche unter Anführung des Wojwoden von Wilna, Sapieha, einherziehend, Mähren und Oberungarn ausgeplündert, aber trotzdem mußte man froh sein dieser Verstärkung des polnischen Heeres, denn das Letztere war durch Krankheiten sehr herabgekommen. Trotzdem konnte sich Sobieski weder Kaschau's, noch Eperies' bemächtigen. Nur das kleine Zeben wurde am 8. und 9. December von dem polnisch-lithauischen Heere erobert. Feldmarschall-Lieutenant Dünewald hatte sich schon vorher vom Könige getrennt und bemächtigte sich am 11. December der Stadt Leutschau. Es waren die letzten Waffentaten der Verbündeten im Feldzuge des Jahres 1683. Ein Teil des polnisch-lithauischen Heeres blieb in Ungvár im Winterquartiere, die Übrigen zogen nach Hause. Am 12. December hatte sich Sobieski von seinem Heere zu Palocsa getrennt, am 17. befand er sich in Lublau, wo sowol der Hofschatzmeister Dominik Potocki, wie auch der Kron-Unterfeldherr Nicolaus Sieniawski starben. Kurze Zeit darauf traf Johann III. Sobieski mit seiner Gemahlin zu Alt-Sandec zusammen und zog nach Krakau, um hier das Weihnachtsfest zu feiern.

Die Türken und ihre Bundesgenossen hatten einen Feldzug überstanden, wie ein solcher schmählicher wol seit Jahrhunderten für sie nicht verlaufen war. Kara Mustafa's Unfähigkeit hatte sich durch denselben so sonnenklar erwiesen, daß es nach dem Verluste Grans für seine zahlreichen Gegner ein Leichtes war, ihn zu stürzen. Mohammed IV., dem endlich zu Adrianopel selbst für sein eigenes Leben zu bangen anfieng, wenn er sich nicht des unfähigen und allgemein Verhaßten entledige, sendete seinen Oberkämmerer Ghaßasade Ahmedaga nach Belgrad mit dem Befehle, dem Großvezier die seidene Schnur zu überbringen. Dieser verständigte insgeheim den Janitscharen-Aga Mustafa Pascha und begab sich am 25. December mit demselben kurz vor Mitternacht zum Großvezier, an welchem sie ihren Auftrag vollzogen. So endigte der Mann, vor dessen ungezähmtem Ehrgeize einst Millionen gezittert hatten*). Kara Mustafa's

*) Auch den „Fürsten" Thököly ereilte sein Schicksal, wenn auch etwas später. Eine Reihe von Jahren wußte er sich, die Gunst der Umstände schlau benützend, trotz alles Mißtrauens, das ihm die Türken wiederholt entgegenbrachten, zu erhalten. Der Friede von

Leichnam wurde zu Belgrad in der von ihm selbst erbauten Moschee beigesetzt, die Kopfhaut soll man dem Sultan zum Zeichen, daß sein Befehl befolgt worden, überbracht haben. Als aber im Jahre 1688 Belgrad von den Kaiserlichen erobert wurde, da sendeten die Jesuiten, welche sich der Moschee bemächtigt hatten, den angeblichen Schädel Kara Mustafa's an den Cardinal Kollonitz*) nach Wien. Am 17. September 1696 übergab ihn dieser sammt der roten Schnur und dem Todtenhemde dem Wiener Zeughause. Hier werden diese Gegenstände und auch die auf die Übergabe bezügliche Urkunde noch heute aufbewahrt.

Das Jahr 1683 war für die kaiserlichen Waffen ein Jahr des Triumphes geworden. Kein Wunder, daß man nicht blos an die Fortsetzung des Krieges gegen die Türken dachte, daß man selbst von der Eroberung Constantinopels träumte; in Folge der bisherigen Erfolge fanden sich gar bald auch neue Bundesgenossen zu den alten. Die Republik Venedig trat in ein Bündnis mit dem Kaiser und man rüstete für's nächste Jahr mit aller Energie, mit gesteigerten Kräften, den Kampf mit dem Halbmonde aufzunehmen. Dazu gehörten aber auch bedeutende Geldmittel. Hatte doch der Kaiser den Beschluß gefaßt, seine Armee tatsächlich auf 80.000 Mann zu completieren. Die Geldsummen, welche der Papst noch immer spendete, reichten allein nicht aus. Auch die Länder des Kaisers mußten wieder zu Geldbewilligungen herangezogen werden. Zu diesem Zwecke wurden die verschiedenen Landtage neuerdings einberufen; in Österreich unter der Enns von Linz aus am 2. December 1683 für den 10. Januar 1684 nach Wien. In dem Einberufungspatente sagt Kaiser Leopold I.: „Die vom wütenden Erbfeind abgebränte und gleichsamb noch

Carlowitz im Jahre 1699 zwang ihn, den Traum eines selbständigen Fürstentumes in Ungarn für immer aufzugeben und endlich nach Nicomedia in Bythinien in die Verbannung zu gehen. Hier führte er ein kümmerliches Dasein und beschloß als Verbannter am 13. September 1705 ein in mehr als einer Beziehung trauriges Leben, nachdem ihm seine Gattin, jene Helena Zrinyi, um die er einst so heftig geworben, im Tode vorangegangen.

*) Leopold Graf Kollonitz war im Jahre 1685 auf den durch den Tod des Bischofs Széchényi erledigten bischöflichen Stuhl von Raab erhoben worden. Im selben Jahre hatte ihm der Papst den Cardinalshut verliehen, wol hauptsächlich in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste während der Belagerung Wiens. Am 20. August 1688 ernannte ihn der Kaiser zum Erzbischof von Kalocsa. Im Jahre 1689 trat er als Präsident jener Commission, der die Neueinrichtung Ungarns anvertraut worden, wieder in den Vordergrund der politischen Verhältnisse. Im Jahre 1692 berief ihn der Kaiser sogar an die Stelle eines Staats- und Conferenzministers und ernannte ihn zum Präsidenten der Wiener Hofkammer. Endlich wurde er am 14. Juli 1695 zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn erhoben. Als solcher starb er in Wien am 20. Januar 1707. Sein Leichnam wurde in Erfüllung seines Wunsches nach Preßburg gebracht und hier in der Jesuitenkirche beigesetzt, in derselben Kirche, die er selbst einst den Protestanten weggenommen und diesem Orden übergeben hatte. Eine rote Marmortafel an der linken Kirchenwand mit einer überaus prunkhaften Inschrift bezeichnet noch heute den Ort seiner Ruhe.

rauchende Städt, Märkt, Schlösser und Dorfschaften Unseres geliebten Vatterlands, die daraus in Dienstbarkeit weggeschleppte so viel tausend christliche Inwohner und was das Meiste ist, die antrohende Fortsetzung fererer Grausamkeiten thun billich Unser mild=vätterliches Gemüth bewegen, allen Mittlen nachzusinnen wie das Vatterland vor künftiger weitern Gefahr gerettet und wiederum in einen gedeihlichen Stand gesetzt werden möge. Darüber wollen Wir mit Unseren Ständen uns beraten und berufen sie zum Landtag."

In der Landtags=Proposition stellte die Regierung an das Land folgende Forderungen: 1. Erhaltung der Raaber Grenztruppen; 2. 300.000 Gulden als Beitrag zur Erhaltung der Feldarmee; 3. Beschaffung von 600 Mut Getreide zur Verproviantierung und 4. zu freier Disposition Sr. Majestät 75.000 Gulden. Man verlangte also bedeutend weniger wie im Jahre 1683, in Anerkennung des üblen Zustandes, in dem sich das Land befand. Es war aber trotzdem bei Weitem mehr, als wozu sich die Stände bereit finden lassen mochten. Man hatte die Untertanen aufgefordert, den im Verlaufe des vorigjährigen Feldzuges durch die Türken erlittenen Schaden anzugeben. Wie am 25. August 1684 der Stadt St. Pölten mitgeteilt wurde, war keine Hoffnung vorhanden, daß derselbe ersetzt werden könnte. Bis dahin waren schon mehr als eine Million Gulden außerhalb Wiens angemeldet worden. Die Stände hatten die Absicht, diese Schadenziffer von den Forderungen des Kaisers abziehen zu lassen, um den Untertanen wenigstens teilweise einen Ersatz bieten zu können. Allein dazu war bei den dermaligen Verhältnissen keine Aussicht vorhanden. Nur so viel wurde erreicht, daß die Regierung am 20. Mai ein Patent publicieren ließ, wonach den zu Grunde gerichteten Untertanen von 1684 an gerechnet, eine gewisse Anzahl von Freijahren (je nach der Größe des Schadens in den verschiedenen Landesteilen) von vier, sieben oder acht Jahren bewilligt wurde.

Überhaupt scheinen die Verhältnisse nach dem Kriege im Lande Österreich unter der Enns sich höchst eigentümlich entwickelt zu haben. Am 12. Januar wenigstens wurde in der Sitzung des Stadtrates zu St. Pölten ein kaiserliches Patent zur Verlesung gebracht, „1. daß die Untertanen ihren Obrigkeiten den vorigen Gehorsam und Respect erzeigen sollen, wie es vor diesem Türkenkriege observiert worden, — 2. kein Herr des andern Untertanen ohne Entlassungsbrief aufnehmen, auch den albereith aufgenombenen restituieren und daß es — 3. in Raichung Täz: und Umbgelts bei voriger Ordnung im Land sein Verbleiben haben solle". Es scheinen also Unregelmäßigkeiten vorgekommen zu sein, die eine derartige Verordnung nötig machten.

Am 29. Februar bereits sah sich der Kaiser veranlaßt, von Linz aus durch die in Wien hinterlassenen und deputierten Räte den Ständen die Mitteilung machen zu lassen, daß auch für dieses Jahr von der Türkensteuer nicht Umgang genommen werden könne. Unterm 14. März wurde diese Steuer mit 75.000 Gulden nebst der von den sonst von den Steuern exempten Parteien

zu erlegenden Hälfte ihres vorigjährigen Quantums vom Kaiser zur Fortsetzung der Wiener-Fortificationen bestimmt.

Die Stände aber klagten über den vollständigen Ruin des Landes. Auf die Forderung der Türkensteuer hatten sie am 5. Juni, wie der Kaiser den in Wien hinterlassenen, geheimen und deputierten Räten klagt, noch gar keine Antwort gegeben, und im Übrigen wollten sie 40.000 Gulden bewilligen, aber unter so beschwerlichen Bedingungen, daß die kaiserliche Regierung unmöglich darauf eingehen könne. Dagegen beklage sich die Hofkammer, daß die Stände noch wegen der vordem zu leistenden Abgaben keine Abrechnung pflegen wollten, „will auch verlauthen, daß dieselben sowoll nach dem Entsatz Unserer Statt Wien, als auch seithero gleichwohlen mit schweren Anschlägen im Land verfahren seien, dahero Wir nicht begreifen können, wie sie getreu-gehorsambste Ständte bei so beschaffenen Sachen und da mehr als das halbe Landt von der Ruin, Gott sei Lob, praeserviert worden" Uns nur ein so geringes Anbot

Unterschrift des Kaisers „Leopold",
von dem der Stadt Wien zugestellten Einberufungsschreiben zum niederösterreichischen Landtage für den 12. Januar 1682, unterm Datum Ödenburg den 5. December 1681.
(Wiener Stadtarchiv.)

machen wollen. Natürlich zogen sich bei so beschaffenen Sachen die Verhandlungen sehr in die Länge. Der Ruin des Landes, klagen die Stände, sei geradezu grauenhaft, sie könnten nicht mehr bewilligen, so gerne sie auch wollten.

Am 27. October, nachdem es trotz alledem gelungen war, die Landtagsbewilligung auf 115.000 Gulden und Erhaltung der Raaber Grenztruppen hinaufzuschrauben, zweifelt die Hofkammer in einer Eingabe an den Kaiser überhaupt, ob der geklagte Ruin gar so groß sei, erklärt aber, man könnte mit den erwähnten Summen zufrieden sein. Die Zahlungstermine wurden etwas kürzer gestellt, nämlich auf Weihnachten und Lichtmeß, und so wurde der Landtag am 18. November geschlossen. Mit schwerem Herzen erklärte sich der Kaiser an diesem Tage mit der Bewilligung der Stände einverstanden.

Schwer waren die Geldmittel von den Erbländern zu erlangen. Sie hatten alle durch den fortandauernden Krieg viel zu leiden. Trotzdem waren die von ihnen bewilligten Summen sehr bedeutende. Von Jahr zu Jahr wurden die Ansprüche mit den Fortschritten der kaiserlichen Waffen in Ungarn größer. Wir haben auf Seite 107 dieses Buches eine Übersichtstabelle der Steuer-

leistungen der Erbländer mitgeteilt aus den Jahren 1670, 1677 und 1683. Es liegt uns eine solche Tabelle vor auch für die Jahre 1684 bis 1695. Wir fügen dieselbe hier bei:

Jahr	Österreich u. d. Enns	Österreich o. d. Enns	Inner-österreich	Tirol	Böhmen	Mähren	Schlesien	Zusammen
	Gulden							
1684	115.000	336.000	450.000	100.000	1,470.000	440.000	810.000	3,721.000
1685	115.000	375.488	450.000	100.000	1,440.000	440.000	830.000	3,750.488
1686	170.000	333.260	440.000	—	1,470.000	440.000	840.000	3,693.260
1687	180.000	447.018	500.000	150.000	1,470.000	440.000	830.000	4,017.018
1688	220.000	324.841	500.000	32.000	1,450.000	440.000	820.000	3,786.841
1689	220.000	399.635	500.000	—	1,470.000	440.000	840.000	3,869.635
1690	220.000	343.500	500.000	—	1,470.000	440.000	835.000	3,808.500
1691	220·000	424.685	500.000	225.000	1,820.000	440.000	1,080.000	4,709.685
1692	220.000	505.000	500.000	50.000	1,820.000	548.796	1,030.000	4,673.796
1693	225.000	502.103	500.000	250.000	1,800.000	699.120	1,300.000	5,276.223
1694	225.000	758.185	500.000	—	2,370.000	763.000	1,430.000	6,046.185
1695	225.000	?	500.000	225.000	2,370.000	763.000	1,430.000	5,513.000

Diese Tabelle befindet sich (mit Ausnahme der hier eingesetzten Ziffern für Tirol) im fürstlich Starhemberg'schen Archive zu Eferding (Abteilung Landständisch, Fach 71, Nr. 95). Bezüglich der vom Landtage in Österreich ob der Enns bewilligten Summen wäre zu bemerken, daß in dieselben nicht blos die Geldbewilligungen, sondern auch die Unkosten der Naturalleistungen, als Durchmarsch-, Vorspannunkosten 2c. eingerechnet erscheinen. Bei Abfassung der Tabelle war die Bewilligung dieses Erblandes für das Jahr 1695 noch nicht bekannt. Trotzdem gibt diese Tafel ein stattliches Bild der Leistungen der Kronländer. Mit der schon Seite 107 angeführten Summe für das Jahr 1683 mit 4,226.104 Gulden, haben die Erbländer zu den Kriegen des Kaisers in diesen dreizehn Jahren nicht weniger als 57,091.735 Gulden beigesteuert. Wenn auch diese bewilligten Gelder nicht immer rechtzeitig einfloßen, wenn die Zahlungstermine auch in den einzelnen Ländern möglichst hinausgezogen wurden, die Gesammtsumme verliert dadurch nicht an ihrer Bedeutung, denn die Gelder wurden endlich doch in die kaiserlichen Cassen abgeliefert. Die Stände der habsburgischen Länder haben sehr große Summen zu den Kriegen des Kaisers sowol gegen die Türken, als auch seit 1688 gegen Frankreich beigetragen. Trotz all' ihrer Kurzsichtigkeit konnten sie sich der Notwendigkeit, für die Machtstellung der Gesammtheit einzutreten, nicht entziehen.

In der obigen Tabelle ist vor Allem die geringe Steuerkraft des Kronlandes Österreich unter der Enns bemerkenswert. Eine Steuerleistung, wie sie beispielsweise im Jahre 1683 noch vorgekommen, ist in den folgenden zwölf

Jahren auch nicht annähernd mehr erreicht worden. Wol der beste Beweis, daß dieses Land sich in dieser Zeit von dem furchtbaren Schlage im Jahre 1683 nicht oder nur sehr allmälig zu erholen vermochte.

Eben so schwer, wenn nicht noch schwerer, erholte sich die Stadt Wien. Noch am 6. Januar 1684 war die Verbindung mit dem linken Donauufer durch die vom Kaiser versprochene Brücke nicht hergestellt. In einem Gesuche, welches die Stände dieserwegen an Leopold I. richten, bitten sie wiederholt um die Erbauung derselben, da man jenseits der Donau Holz für die größtenteils dachlose Stadt Wien und Lebensmittel, auch Zuzug an Arbeitern aus Böhmen, Mähren und Schlesien in solchem Falle leichter erhalten könnte. Eine stabile Jochbrücke wurde, wie es scheint, überhaupt erst im Jahre 1685 wieder erbaut. An der Wiederherstellung der Festungswerke wurde seit den letzten Septembertagen des Jahres 1683 eifrig gearbeitet. Nachdem die Feldarmee die Winterquartiere bezogen hatte, war auch der Stadtcommandant Graf Starhemberg wieder mit der Überwachung dieser Arbeiten betraut worden, und unter seiner Leitung gelang es, die zerstörten Werke herzustellen, auch einen Teil der Befestigungen in der Leopoldstadt und vorderhand wenigstens eine Schiffbrücke über die Donau an Stelle der bisher bestandenen Überfuhr zu erbauen. Im Mai 1684 scheinen diese Arbeiten zu einem gewissen Abschlusse gelangt zu sein, wenigstens berichtet Starhemberg in diesem Sinne darüber. Dafür sah es in den Vorstädten und in der Stadt selbst noch immer nicht zum Besten aus. Durch die Hinausrückung des Festungsrayons mußten in den Ersteren eine Menge Häuser vollständig abgerissen werden. Noch am 16. November 1683 mußte, weil viele Ruinenbesitzer mit der Wegräumung ihrer halbzerstörten Häuser säumig erschienen, vom Bürgermeister-Amtsverwalter und Stadtrate an den städtischen Unterkämmerer Georg Altschaffer ein Decret erlassen werden, des Inhalts: „Demnach über die von Ihro kays. Majest. allergnedigist resolvierte und in denen Vorstädten bereits ausgezaichnete Abbrechung der darinnen begriffenen Häuser und Gärten dem ergangenen öffentlichen Rueff, wie auch aller Orthen angeschlagenen kayserl. Patenten bishero weniger Vollzug gelaistet, ja gar kein Anfang desselben verspüret worden, und nun solche Abbrechung ohne einzigen Verschub innerhalb des vorgeschriebenen vierwochigen Termins unfehlbar würkhlich zu vollziehen der abermahlige ernstliche Befelch ergangen, als wird ihme Herrn Unterkammerer hiemit anbefohlen, daß er allen und jeden in disem ausgezaichneten Abbruch begriffenen Hausinhabern oder deren Eigenthumber bei Confiscier- und Hinweckhnehmung aller Materialien die nochmalige gemessene Einsag thuen, zugleich auch an dem gemeiner Stadt zuegehörigen Mözenleiher: und Flachziegl-Stadl andern zu einem Exempl und gehorsamblicher Nachfolgung den alsobaldigen Anfang unverlengt machen solle.“

Durch diese völlige Abreißung zahlreicher Häuser verloren viele Bürger ihre letzte Habe. Während Adel und Geistlichkeit ihre beschädigten Häuser und Paläste

in der Stadt, ihre halbzerstörten Baulichkeiten außerhalb derselben wieder in Stand setzten oder neu aufbauen ließen, meist prächtiger als zuvor, fehlte es der Bürgerschaft an den nötigen Mitteln hiezu. Die Hofkammer hatte den Bürgern die Last der Erhaltung der zum Festungsbaue in die Stadt gelegten Truppen aufgehalst. Die Lebensmittelpreise, welche unmittelbar nach der Belagerung plötzlich gesunken waren, erreichten eine solch' ungewöhnliche Höhe, daß sich die Hofkammer sogar genötigt sah, unterm 27. März 1684 den Fleischaufschlag um zwei Pfennige für das Pfund Rindfleisch herabzusetzen. Schon am 30. September 1683 hatten die deputierten Räte eine Verordnung gegen den Vorkauf der „Bürgerleuth sowohl, als auch der Stadtguardi-Weiber" erlassen. Dieselben, heißt es in dieser Verordnung, laufen „für die Stadt denen Bauersleuthen entgegen, truckhen denenselben ihre Feilschaften um einen Spott ab und verkaufen solche hernach wiederumben in der Stadt um doppelten und dreifachen Preis". Dazu die fortandauernde Seuche, in Folge der noch im Winter von 1683 auf 1684 nicht gänzlich beseitigten, ja stets größer werdenden „Misthaufen" in der Stadt. All' das ließ ein frischeres Leben in Wien nicht so rasch zum Durchbruche gelangen. Es herrschte in der Stadt bei gewissen Gewerben ein so großer Mangel an Arbeitern, daß sich die Regierung am 12. Februar 1684 veranlaßt sah, den Zimmerleuten, Maurern, Steinmetzen, Stuccatorern, Glasern, Tischlern, Hafnern und Schlossern sogar die Erlaubnis zu erteilen, bis auf weitere Verordnung „ungehindert der Zunft ihres Handwerks" Gesellen zu nehmen, „wo immer her" sie selbe auch bekommen möchten.

Am 16. October 1683 hatte der Kaiser von Linz aus an die zu Wien hinterlassenen, geheimen und deputierten Räte den Befehl erlassen: ... Demnach der allmächtige Gott auf beschehenes demütiges Anflehen und zumahlen durch das von päpstlicher Heiligkeit in der ganzen Christenheit angeordnete Gebet bewogen worden, seine über Unsere Erbkönigreich und Länder auf unterschiedliche Weise und endlich jüngst durch die grausambe Invasion des Erbfeindes bis über unsere Residenzstadt Wien und weiters ausgestreckt gewesene Strafruthen in etwas einzuziehen, indeme durch den von seiner Allmacht jüngst verliehenen glücklichen Entsatz obgemeldte Unsere Residenzstadt und weiters durch Unsere und Unserer Alliierten christliche Waffen erhaltene Victorien der Erbfeind mit Verlust eines großen Theils seiner Macht, auch aller seiner Stukh und Bagage zuruckhgetrieben worden und dan Uns als Kaiser, König und Landesfürsten führenden höchsten Ambts halber obliegen thut nicht allein dafür dessen Allmacht gebührend zu danken, sondern auch neben den zu fernerer Beschützung unserer Landen, Vasallen und Unterthanen ergreifenden zeitlichen Widerstandtmittlen, vornemblich und zuförderist die Quellen zu stopfen, woraus die von der göttlichen Gerechtigkeit bereits geschikhte und ferner androhende Geißel herfließen.

Als befehlen Wir euch |:massen ein Gleiches an unsere anderwerttige Länder verordnet wird:| hiemit gemessen, gnedigist und ganz ernstlich, daß ihr nicht

allein auf denen Cantzlen das christliche Volk zu wahrer und beständiger Bußfertigkeit anmahnen lasset, sondern auch euers politischen Orts alle zulängliche Mittel und Weeg ergreiffet, wie Sünde und Laster ausgereüthet, dargegen Tugendt, Ehrbarkeit und Gottesforcht bei männiglichen eingepflanzet werden möge. Insonderheit sowohl bei euch selbsten sorgfältig beobachtet, als auch bei anderen euch nachgesetzten Stellen angelegentlich darob seiet, damit durchgehents zuförderist die liebe, unpartheiische Justitz männiglichen schleunigst widerfahre, alle Corruptelae, wie auch zum anderen Haß, Neidt und Zankh, sodann drittens die eine Zeit hero bei hoch und niedern eingerissene Kleider und andere Pracht und Luxus, wie ingleichen viertens die Üppigkeit, Geilheit, Unzucht, Ehebruch und dergleichen mehr im vollen Schwung gehenden Laster gewiß und sicherlich, sogar mit Anwendung scharpfer Mittel und ohne Respect abgestellet; bevorab aber auch fünftens in denen Kirchen und Gotteshäusern die geziemende tieffeste Ehrerbietung, Respect und Andacht beobachtet, alles Geschwätz und alle ärgerliche Händl darin ernstlich abgeschafft und in Summa dermahlen mit Einstellung alles lästerlichen und sündhaften Weesens, in wahrer Bueß und Pönitenz dem allmächtigen Gott in die Ruthe und Armb gefallen werde." Von Zeit zu Zeit sollen „Uns auch diejenige, sonderlich welche erhöherten Standts ohne Respect einiger Persohn deutlich benamset werden, welche sich an euer Gebott und Verbott hierin in einem oder andern nicht kehren wollten, damit die empfindliche Bestrafung von Hof aus wider dergleichen unausbleibentlich vorgenomben werden möge". Durchdrungen von der Überzeugung, daß nur durch ein wahrhaft gottergebenes Leben das dem Lande und der Stadt Wien drohende Elend abgewendet werden könne, begnügte sich Kaiser Leopold I. mit dieser Verordnung an das deputierte Collegium in Wien nicht. Am 26. Januar 1684 erließ er an dasselbe den Befehl, „weilen die Gefahr vom grausamen Erbfeind annoch keineswegs vorbei und dahero sorgsamblich dahin zu trachten, damit der göttliche Zorn durch unzeitige verübende Üppigkeiten nicht mehrers wider das liebe Vatterland angereizet werde .... bei jetzig annahender Fastnacht alle Maskereien, Mummereien und Verstellungen der Personen ernstlich zu inhibieren".

Trotz dieser gutgemeinten Verordnungen nahm das Elend in Wien nicht ab. In Folge dessen scheint auch das Stadtregiment in dieser Zeit nicht zum Besten bestellt gewesen. Mußte doch sogar noch am 1. December 1683 von der niederösterreichischen Regierung dem Magistrate eine Erinnerung zugemittelt werden, daß man sich bei den Wahlen in den inneren und äußeren Stadtrat „des Ambitus gänzlich enthalten solle", weil durch solchen Unfug „der Bürgerschaft ihre freie Wahlstimmen benomben werden" und es die Intention Sr. Majestät sei, „daß jedesmahls auf die tauglichsten Subjecta eine Reflexion gemacht und selbige vor andern befürdert werden sollen".

Die Beschwerden der Stadt Wien, das Elend, das in derselben herrschte, wurde von Seite des Stadtrates noch im November des Jahres 1683 dem

Kaiser unterbreitet. Doctor Nicolaus Hocke unterzog sich der mühevollen Arbeit, in einem umfassenden Schriftstücke Alles zusammenzustellen, was dem Aufblühen der Stadt nach der Anschauung der Bürger hinderlich sei. Es erfolgte jedoch von Linz aus keine Erledigung dieser dringenden Angelegenheit. So sah sich denn der Stadtrat veranlaßt, eine Deputation an das kaiserliche Hoflager zu entsenden. Zu Mitgliedern dieser Klagedeputation wurden erwählt die Mitglieder des inneren Stadtrates Augustin Hierneiß und Johann Franz Peickhardt nebst dem Stadtschreiber Doctor Hocke. Anfangs Juni (wahrscheinlich am 10.) begaben sich diese drei Männer nach Linz, um „bei Ihro kaiserlichen Majestät" eine Audienz zu nehmen, die bisher vorgefallenen unterschiedlichen „Angelegenheiten fürnemblich jetziger schwerer Zeiten" durch „mündliche Demonstrierung der betrangten Bürgerschafft" zu befördern. Am 12. Juli befanden sie sich wieder in Wien. Sie hatten eine wichtige Entscheidung des Kaisers erwirkt und dieselbe in einem umfangreichen Actenstücke mitgebracht. Am 5. Juli hatte der Kaiser sich über die Beschwerden der Wiener Bürgerschaft von der österreichischen Hofkanzlei referieren lassen. Dieses Referat ist erhalten. In demselben werden in erster Linie die Klagen der Bürgerschaft Wiens selbst angeführt. Es sind größtenteils die alten Klagen: 1. Über das Winkel-Leutgeben der Hofbedienten, Hartschiere, Trabanten, kaiserl. Jäger, Stadtguardia-Officiere und Soldaten, der Klöster, Beneficiaten, Herren- und Freihäuser-Hausmeister und Hausknechte gegen den klaren Wortlaut der von dem Kaiser im Jahre 1667 confirmierten Stadtprivilegien; 2. wegen der übermäßigen Einfuhr fremder, besonders ungarischer Weine für Notdurft der Hofofficiere und Landesmitglieder, die aber dann im Winkel-Leutgeben heimlich verkauft werden; 3. die Hofbefreiten und Handelsleute und Handwerker, welche keinen Kreuzer an Steuern reichen, überwuchern fortwährend; die Niederlagsverwandten aber verkaufen ihre Waaren im Kleinen selbst nach Pfennigwert und überschreiten ihre Ordnung; 4. die Regierung verleiht fortwährend Monopole, sogenannte „Oppaldi", mit Steuerbefreiungen der Bewerber; 5. immer größer wird die Anzahl der Gewerbsstörer und Fretter in Klöstern und Freihäusern, selbst die Stadtguardia betreibt verschiedene Handwerke*). Diese Leute verkaufen ihre Handwerksartikel, ohne Steuer zu reichen, zum Nachteil der schwer belasteten Bürgerschaft; 6. die Klöster befleißen sich, vermögliche Bürgerkinder oft im zarten Alter noch und hinter

---

*) Übrigens waren die Soldaten des Stadtgarde-Regimentes höchst bedauernswerte Leute. Als sämmtlichen Truppen in Wien am 21. September ein halber Monatssold als Gratification gereicht wurde, erhielten sie nichts, obgleich sie doch auch wacker mitgekämpft hatten in den Tagen der Gefahr. Im Mai 1684 klagte ihr Commandant, Starhemberg, daß man ihnen für sechzehn Monate den Sold noch schuldig sei, während alle anderen Soldaten rückständigen Sold höchstens für drei bis vier Monate zu fordern hätten. Er spricht die Befürchtung aus, daß ihm noch alle Leute durchgehen würden. Wahrlich eine nur zu gerechtfertigte Befürchtung.

dem Rücken ihrer Eltern in ihre Netze zu ziehen. Die Güter solcher Bürgersleute fallen dann der betreffenden geistlichen Corporation zu und entgehen der bürgerlichen Gerichtsbarkeit; 7. die Bürgerschaft ist so herabgekommen, daß sie nicht im Stande, weder in der Stadt noch in den Vorstädten an den Wiederaufbau ihrer Häuser zu schreiten. Adel und Geistlichkeit erheben ihre Häuser „zu Palästen", um größeren Zins von denselben einzunehmen, vermieten die Quartiere und locken die wenigen Parteien aus den Bürgerhäusern. Einzelne dieser, der städtischen Jurisdiction entzogenen Gebäude sind so groß, daß deren Besitzer bis an 50.000 Gulden Zins davon beziehen. „Nicht minder erstreckete sich die über diese so in mehrgedachter Belägerung todts verbliebene noch übrige Burgerschafft nur auf 1449 theils behaust, theils unbehaust armen Abbrändlern"; auch ist 8. die Stadt und Bürgerschaft durch die übergroßen Lasten und Calamitäten der letzten Zeit derartig in Schulden geraten, daß sie sich nicht mehr zu helfen wissen. Selbst das Hofmarschallamt tue ihnen Abbruch mit Eingriffen bei Verlassenschaften von Hofbefreiten, die Bürger gewesen.

Die Stadtgemeinde stellte daher an den Kaiser die untertänigste Bitte: 1. um Aufhebung der für die seinerzeitige Vertreibung der Juden zu bezahlenden Toleranzgelder; 2. um Nachsehung ihres Contingentes der Landesumlagen auf vier bis sechs Jahre, oder wenigstens um die Erlaubnis, jene 1,290.000 Gulden, welche die Stadt laut Nachweis von der kaiserlichen Hofkammer an Schulden noch zu fordern berechtigt ist (siehe Seite 87), von diesen Steuern allmählig abschreiben zu dürfen; 3. „der wegen der Fortification durch Abbruch vieler bürgerlicher Häuser und Gärten" sehr eingeschränkte Burgfriede der Stadt wäre „auf ein ergebiges Spatium zu erweitern und Dero landesfürstliche und Grundgerechtigkeit unter den Weißgärbern und Jägerzeil gratis zu überlassen"; die Stadt bittet 4. um Überlassung einiger dem Feinde abgenommener Geschütze in das gänzlich entblößte bürgerliche Zeughaus; 5. um Abstellung des unbefugten Leutgebens und Einschränkung der Zahl der hofbefreiten Gewerbsleute und 6. wegen der übrigen Beschwerden, „daß Ihro kais. Majestät die auf ihr Anbringen noch im 1672isten Jahre angeordnete Commission, sodann die wegen der von denen Clöstern begehrenden Erbschafften der bürgerlichen Kinder mit Herrn Ordinario (dem Bischof von Wien) veranlaßte Conferenz reassumiren und fortzusetzen allergnedigist anbefehlen mögten". Die Hofkanzlei teilte diese Beschwerden und Bitten der Stadt Wien in ihrem darüber erstatteten Gutachten in drei Kategorien, und zwar erstens in solche, wo den Supplicanten derzeit noch nicht zu helfen; zweitens solche, welche an die Hofcommission zu weiterer Beratung geleitet werden könnten und endlich drittens in solche, worüber bereits Resolutionen vorliegen und somit deren Abhilfe oder Gewährung anbefohlen werden könnte. Im Sinne dieses Referates erfolgte am selben 5. Juli die kaiserliche Entschließung. An die Stadt Wien wurde an diesem Tage eine Resolution erlassen, die wir ihrer Wichtigkeit wegen hier vollinhaltlich anfügen:

„Von der Römisch kaiserlichen Majestät wegen denen von Wien anzuzeigen. Man habe sowohl auß ihrer Deputirten mündlichen gehorsambsten Vortrag, als auch auß ihrem noch im Novembri vorigen Jahrs und sonsten eingeraichten undertheniggsten Memorialien mit mehrerm vernohmen, was dieselbe in einen und andern Angelegenheiten für Beschwerden und zu deren Abhelffung für gehorsambste Petita führen. Nun erindern sich allerhöchstgedacht Ihre kais. Majest. des Stadtmagistrats und der gesambten Burgerschafft in Wien anererbter beständiger und schuldigster Devotion, haben auch solches bei jüngster Türkischer Belägerung selbiger Stadt mit allem Eifer und Tapfferkeit zu Ihrer Majestät allergnädigisten Wohlgefallen, wie auch der Stadt und ihrer Posterität zum ewigen Nachruhm getreuist erwiesen. Wurde Deroselben auch nichts lieber sein, als ihnen über ihre gesambte gehorsambste Petita eine völlige und durchgehende Consolation widerfahren zu lassen. Nachdeme aber die Zeiten und Läufften annoch so schwer und antringlich, daß deren Einige billich auf bessere Zeiten und Conjuncturen zu verschieben, Anderen aber gleich anjezo eine abhelffliche Maaß zu geben, die Übrige auf die gebettene Hofcommission |:welche Ihre kais. Majest. gnädigist bewilligt und hierzu alberaith gewisse Commissarios benennet:| zu weisen seind. Als haben allerhöchstgedacht Ihre kais. Majest. in Sachen sich folgendermaßen in Gnaden resolviert:

Daß nemblichen 1mo es bei denen durch Aufferbauung der Clöster, Kirchen und Schuellen wegkhommenen Häusern als einer schon geschehener Sach jezt nichts zu ändern. 2do Die Erstattung ihrer zur Infectionszeit gemachter Spesen (die Stadt hatte dieselben mit 50.000 Gulden beziffert), wie auch nacher Hof gethaner großen Anticipationen bis auf bessere Zeiten billich zu verweisen. Wofern aber sie von Wien ein thuenliches nnd billiches Hilfsmittel deßwegen an die Hand zu geben wüßten, wären allerhöchstgedacht Ihre kais. Majest. nicht ungenaigt, denenselben gestalten Dingen nach in Gnaden zu gratificieren.

Eben aus Ursach der Unmöglichkeit und des Vatterlandts höchsten Nothstandts kann auch 3^{tio} ihnen von Wien die Steuer oder Contribution gebetenermaßen auf vier bis sechs Jahr bei jezigen schweren Außgaben nicht nachgesehen werden. Es haben aber allerhöchstgedacht Ihre kais. Majest. beraits anheuer, werden es auch noch künftig thuen, gegen das gesambte Erzherzogthumb Österreich unter der Ennß in Ihren gnedigsten Landtagspostulatis eine merkhliche Moderation gebraucht, worbei auch sie von Wien ihre Particularmoderation zu genießen haben. Erstgemelte große Ausgaben wollen auch 4to mit nichten zuelassen, daß die sogenannte Tolleranzgelder sowohl de Praeterito alß in Futurum nachgesehen und außgehoben werden können. Es werden aber Ihre Majestät obgedachter Hofcommission unter andern aufgeben, einen Versuech zu thuen, ob und wie weit diejenige Handelsleuth, so durch Wegschaffung der Juden einen Nuzen ziehen, zu einem Beitrag dieser Tolleranzgelder gebracht werden mögen.

Im Übrigen und 5to die geclagte Appaldi betreffendt, wird man künftig mit fernern dergleichen Concessionen sehr sparsamb gehen; die Einführung der frembden Manufacturn aber will man für ein nuzbahres und dem Landt sehr vorträgliches Werkh halten und können dergleichen Einführern zu etwaß Erhollung ihrer Unkhosten nicht wohl einige Freijahr abgeschlagen werden. Sonsten wird 6to dem kaiserlichen Hofkriegsrath gemessen anbefohlen, jhnen von Wien etliche Stukh in ihr eignes Zeughaus gebettner massen abfolgen zu lassen.

Was nun die weitere Gravamina und die darüber gestellte gehorsambste Petita betrifft, welche gueten theils durch vorige ergangene gnädigiste Resolutiones schon ihre abhelfliche Maaß haben und dahero nur derselben genauere Observanz erfordert wird, da wollen 1mo allerhöchstgedacht Ihre kais. Majestät eine verneuerte Verordnung an die Stände unter der Ennß ergehen lassen, daß dieselbe, als welchen die Erthaillung der Hungarischen Weinpäß anvertrauet worden, darmit ganz genau und sparsamblich verfahren sollen. Daß aber die Einführung aller frembder Wein sollte abgestellt werden, solches wurde nicht wohl practicierlich, auch der kais. Hofcammer in Mauttsachen sehr beschwerlich sein.

Ingleichen wollen 2do Ihre Majest. an dero Herrn Obristhofmarschalln die bereits hievor wegen der Hofbefreiten ergangene Verordnung wiederholen, daß er über die erst nach der Contagion von neuem beschehene Restriction festiglich halten und auf keinen Supplicanten ohn sonderbahren erheblichen Ursachen einraten solle, wann nicht ein wirkhliche Vacanz in der außgeworffenen Anzahl befündtlich ist. So hat auch 3io das Gravamen wider die Niederlag durch ihre vorgeschriebene Ordnung und die hernach erfolgte Erleuterungsresolutiones von selbsten seine Abhelfung und wollen Ihre kais. Majest. an Dero niederösterr. Regierung die ernstliche Verordnung ergehen lassen, daß dieselbe darauf festiglich halten und der Niederlag keinen Exceß dargegen gestatten solle. Es ist 4to erinderlich, daß eine ordentliche Verzeichnus der uralten und neuen Beneficiatenhäuser, wie auch eine gemessene kaiserliche Resolution vorhanden, welche aus denselben mit Quartieren zu belegen oder nicht. Wann also sie von Wien darwider beschwert werden sollten, hätten sie solches nacher Hof anzuzeigen und würden Ihre Majestät darüber die unverzügliche Remedierung gehörigen Orths gnädigist anbefehlen.

Im übrigen wollen sie 5to wegen der in der Stadt Wien erweiterter geistlicher Höfe der Hofcommission gnädigist auftragen, daß sie mit deren Inhabern tractieren sollten umb in der Quartiersbürde ihnen von Wien eine Erleichterung zu geben. 6to Das weitere Gravamen wider das Hofmarschallische Ambt, daß der Stadt Wien würkliche Burger, so zugleich hofbefreite Handelsleute oder Hofdiener seindt, unter des Herrn Obristhofmarschalln Jurisdiction gezogen werden wollen, tragt ebenmäßig durch die vielfältig ergangene Resolutiones seine Remedierung auf dem Rukhen, daß nemblichen bei deren Absterben die Abhandlung ihrer Verlassenschaften und was davon dependiert dem Stadtmagistrat zustehe, auch daß die hofbefreite Handels- und Handwerkhsleuth

eo ipso, wann sie Burger werden, zu Verhüettung aller Strittigkeiten ihre Hof-freiheiten verlieren sollen. Wie eben deßwegen wiederholte Erinnerungen von Hoff aus an das Hofmarschallambt expediert werden sollen.

Es haben ferner 7mo allerhöchstgedacht Ihre kais. Majest. für billich erachtet, daß zu Bestreitung der einem Stadtmagistrat obliegender, großer Außgaben von denen bürgerlichen Häusern, sie gehören nun zu wem sie wollen, die billiche und ordentliche Steuern abzufordern und einzutreiben; werden auch auf Eines und Andern Renitenz und darüber erfolgente Hilfsanrufung die gebührende Zwangsmittel ergehen zu lassen gnädigist anbefehlen. Damit auch 8° ein Stadtmagistrat und getreue Burgerschaft zu Wien Ihrer kais. Majest. gnädigste Neigung ihnen nach außgestandenen so vielen Trangsallen widerumben aufzuhelffen desto mehr verspüren mögen, so wollen Dieselbe Dero Anno 1667 ertheiltes gnädigistes Patent wegen des verbottenen Leitgebens widerumben erfrischen, publicieren, selbiges mit weitern Strafen verschärpffen und dessen Einhaltung wirklich anbefehlen lassen. Jedoch, daß bis auf Dero fernere Resolution und Verordnung Dero Hartschiern und Trabanten zu dero gehorsambsten Ehrn verstattet werde, jährlichen von 25 bis 30 Eimer Wein zur eignen Hausnotturfft in die Stadt zu bringen und in ihr Hofquartier einzulegen, worüber ihnen auch die Passierzetl ohne Anhang guetwillig zu ertheillen; mit diesem fernern Zuesaz, soviel die Hartschier und Trabanten betrifft, daß was einer oder der andere von solcher ihme verwilligten jährlichen Anzahl zu seinem eignen Drunkh nicht gebrauchen wird, in seinem Quartier verleitgeben möge; solches aber gegen andern ganz unpräjudicierlich und daß hingegen sie Hartschier und Trabanten sich mit dieser Anzahl Weins begnügen und keiner dem andern von seiner Quota cedieren, auch alles Exceß hierinfalls bei Verlust dieser gnädigsten Concession und ihres Dienstes auch anderer Bestraffung sich gänzlich enthalten sollen*).

So viel schlüeßlichen die übrigen Beschwernuspuncta und die darüber gestellte gehorsambiste Begehren anbelangt, benanntlichen die gebettene Remedierung, daß die burgerliche Kinder nach besagter ihrer Stadtordnung bei noch alzu zartem Alter in die Clöster nicht einzulokhen, sodann ihre Töchter gegen den Willen der Eltern und Vormünder zu unanständigen Heiraten nicht zu ver-

*) Diesen Punkt wegen der Hartschiere und Trabanten hatte die Hofkanzlei in ihrem Gutachten nicht aufgenommen. Im Gegenteile hatte sie, in Anbetracht die Bürgerschaft Wiens bei der türkischen Belagerung publice und privatim so viel gelitten, angerathen, die kaiserliche Resolution vom 27. Juni 1667 mit aller Schärfe wieder den Leuten einzuprägen, und jeden Diener seines Amtes zu entlassen, der mehr als den Haustrunk an Wein in die Stadt schleppt. Der Kaiser ließ jedoch folgendes „Placet" darunter setzen: „außer daß soviel die Hartschier und Trabanten belangt, selbigen bei der am 15. Juli 1670 ergangenen Resolution, nemblichen 25 bis 30 Eimer jährlich zum Haußtrunkh passiern und was einer nit brauchet für sich und ohne Überlassung an andere bis auf weitere Verordnung ausschenkhen möge, zu lassen seien".

leiten, ingleichen der Stadt Wien Burgfrieden auf die Häuser unter denen Weißgärbern und in der Jägerzeil zu etwas Ergezlichkeit ihrer abgebrenter Vorstädt mit Reservation der grundherrlichen Gerechtigkeit zu extendiern, sodann die Störer und Vorkhäuffer abzustellen: Solche Puncta haben Ihre kais. Majest. lediglich auf die verordnete Hofcommission gnädigst verwiesen und derselben mitgegeben, hierüber zwischen der Stadt und denen Interessierten unverlengte Tractaten zu pflegen und folgents darüber mit gehorsambisten Guetachten an Ihre kais. Majestät zu Dero entlicher Entschlüeßung zu referieren. Bei dem ersten Puncten aber, nemblichen wegen des clösterlichen Eingangs und Verheiratung der Töchter, mit ihrer fürstlichen Gnaden dem jezigen Herrn Ordinario fürderist zu correspondiern, auch dero Mainung und Guetbefinden, damit die Vocationes spirituales nicht verhindert werden, darüber zu vernehmen.

Wie nun ein getreuister Stadtmagistrat zu Wien auß diesem allen Ihrer kais. Majest. landtsväterliche gnädigste Neigung überflissig zu spühren und zu vermerkhen, also hat derselbe neben seiner Burgerschafft solche zu allerunterthänigsten Dankh anzunehmen und sich eißerist zu befleissen, selbige mit schuldigster, allergehorsambister Treue und Devotion in allen Occasionen und Begebenheiten ferner eifrigst abzudienen. So verbleiben im übrigen mehr allerhöchstermelt Ihre kais. Majest. sowohl dem Stadtmagistrat und gesambter Burgerschafft zu Wienn, als auch in particulari dero nacher Hof Abgeordneten mit kaiserlichen und landesfürstlichen Gnaden sonders wohlgewogen.

Signatum Linz unter Ihrer kais. Majest. aufgetrukhten kaiserlichen Secretinsigl den fünfften Monatstag Julii Anno 1684.

Joh. Georg Koch."

Anfangs August verlegte der Kaiser seine Residenz wieder nach Wien. Auf die Anfrage der deputierten Räte, auf welche Weise er bei seiner Ankunft in der Stadt begrüßt zu werden verlange, hatte Leopold I. am 25. Juli noch von Linz aus geantwortet, „daß Wir kheine Solennität, weniger eine ordentliche Beschreibung der Ständte, noch Lösung der Stukh begehren, sondern welche von unsern geheimben Räthen und Ständen ohnedas zu Wien anwesig, khönnen gleichwolen bei unserer Anlendung gehorsambist erscheinen und Uns in die Stadt beglaiten." Aber troß alledem hatte Wien auch in der nächstfolgenden Zeit von der Ungunst der Verhältnisse außerordentlich viel zu leiden. Noch immer konnte sich die Bürgerschaft des stets frecher werdenden Gesindels in den Straßen der Stadt nicht erwehren. Der Unfug des Bettels, Diebstähle, Räubereien, Einbrüche in Gewölbe und Wohnungen nahmen derartige Dimensionen an, daß sich die Regierung am 30. December 1684 genötigt sah, einige Verordnungen zu erlassen, welche ein grelles Streiflicht auf diese unerquicklichen Zustände werfen. Es wurde eine Visitation aller Häuser und Beschreibung sämmtlicher Bewohner der Stadt angeordnet, und zwar ohne Unterschied, ob dieselben der Jurisdiction der Stadtbehörden unterstehen oder nicht. Der

Hofkriegsrat aber wurde ersucht, dem Stadtobristen den Befehl zuzustellen, daß die Straßen der Stadt bei Nacht bis gegen 2 Uhr Morgens von Militärpatrouillen durchzogen würden. Wer nach 10 Uhr Abends ohne brennendes Windlicht auf der Gasse angetroffen wird, soll von ihnen aufgegriffen und auf die Hauptwache gebracht werden. Zugleich habe hier stets Mannschaft in Bereitschaft zu stehen, um bei Rumorhändeln die Nachtwächter und Stundrufer alsogleich unterstützen zu können. Ob aber selbst durch diese energischen Maßregeln die Sicherheitsverhältnisse in Wien wesentlich gebessert wurden, steht dahin. Noch am 23. Januar 1685 und dann wieder am 24. October 1687 sah sich die Regierung genötigt, gegen das Überhandnehmen der Rumorhändel energische Verordnungen zu erlassen. Erst die Einführung einer allgemeinen Fremdenbeschreibung am 19. August 1686, wonach jeder Hauswirt wöchentlich an die Stadtobrigkeit den Fremdenzettel einzugeben hatte und der Straßenbeleuchtung im Jahre 1688 (siehe Seite 115) scheint die Sicherheit der Bewohner wenigstens in etwas wieder gebessert zu haben.

Allein die socialen Zustände, Gewerbe, Handel und Verkehr konnten auch in den nächsten Jahren keiner wirklichen Hebung zugeführt werden. Im Jahre 1685 mußten in Folge der beständigen Finanzcalamitäten des Staates die im Jahre 1683 suspendierten Aufschläge auf Getreide, Mehl, Brod und Fleisch wieder eingehoben werden. Schon am 23. April 1686 wurde das Stempelpapier eingeführt. Im Jahre 1703 aber endlich an die Herausgabe von Papiergeld geschritten *). Im Jahre 1688 wurde die alte Dienstbotenordnung aufgefrischt, um die untere Classe der Bevölkerung wieder an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Die Meister aber klagten über schlechten Geschäftsgang, Handel und Verkehr konnten sich nicht über das Niveau des bloßen Vegetierens emporheben. Die Schuld an diesen elenden Verhältnissen traf die Regierung bei Weitem nicht allein. Auch die Gewerbsleute selbst trugen ihr gutes Teil daran. Am 9. December 1689 erließ die Regierung eine Verordnung wegen Abstellung der Mißbräuche bei Handwerkern und Künstlern. Bei den Gewerben hatten sich eigentümliche Übelstände eingeschlichen. Wenn ein Meister von seinen Kunden nicht bezahlt wurde, wollte für den säumigen Schuldner kein anderer Meister mehr arbeiten. Hatte Jemand einem Meister die bereits angefangene Arbeit weggenommen, wollte sie kein Anderer mehr übernehmen. Um sich die Concurrenz möglichst vom Halse zu halten, hatten die Zünfte ungeheuer hohe Taxen für die Aufnahme neuer Meister eingeführt, andere Zünfte sträubten sich überhaupt neue Meister aufzunehmen. Besonders wurden von den Meistern, wie es scheint, bei Beurteilung

*) Am 15. Juni dieses Jahres wurde zu Wien das Banco del Giro eingeführt, wie solche zu Venedig, Amsterdam, Hamburg und Nürnberg bereits bestanden. Diese Girozettel wurden mit vier Millionen Gulden fundiert, und zwar anderthalb Millionen auf Ungarn, zwei Millionen auf Böhmen und eine halbe Million auf die österreichischen Länder gutgeschrieben. Die Verordnung, die dieserwegen erlassen wurde, besagt ausdrücklich, daß diese Zettel ausgegeben werden mit Zwangscurs, damit die kaiserlichen Armeen davon erhalten werden können

der Meisterstücke Ungerechtigkeiten verübt, um gewisse Gesellen nicht emporkommen zu lassen. Die Regierung verordnete Abstellung dieser Ordnungswidrigkeiten. Der Meisterspruch dürfe nur in Gegenwart zweier vom Magistrate delegierter Commissäre vorgenommen werden. Besonders aber beklagten sich die Meister über den bei den Gesellen immer mehr einreißenden Unfug des „blauen Montags“. Die Regierung verfügte: „daß ein solcher Handwerksgesell, so oft er einen halben Tag an einem Werktag von der Arbeit aussetzet, ein halbes Wochenlohn und wegen eines ganzen Tages ein ganzes Wochenlohn jedesmahls zur Strafe verwürkt habe und der Meister nach Abzug der versaumbten Zeit den Überrest in die (Zunft-)Lad zu legen, der Gesell aber in der Arbeit fortzufahren schuldig sein und da er sich diesem widersetzen und gar ausstehen wollte, durch den Rumorhauptmann oder Profosen und auf dem Land durch die Gerichtsdiener in Band und Eisen zu Ausdienung der Zeit angehalten oder da er entlaufen würde von keinem Meister im Land mehr angenommen und befürdert werden solle“.

Man muß berücksichtigen, daß damals die katholische Kirche die Beherrscherin des Volkes und Staates gewesen, — noch im Jahre 1688 wurde das bloße Frequentieren lutherischer Predigten in Wien oder auf dem Lande mit den strengsten Strafen belegt, — daß es ohnedies zahlreiche, kirchlich gebotene Fest- und Feiertage gab, an welchen die Arbeit vollständig ruhte.

Trotz all’ dieser Verordnungen, trotz aller aufgewendeten Mühe der Regierung blieben die Zustände in dieser ganzen Zeit im Allgemeinen nicht besonders erfreuliche. Das Land Österreich unter der Enns litt noch immer an den Folgen des Türkeneinfalles im Jahre 1683. Am 13. Februar 1687 sah sich die Regierung genötigt, einem Teile der mitleidenden Städte eine Anzahl Freijahre von der Steuerleistung zu gewähren, und zwar: „1. Denen gar abgebrennt und ruinierten Orten Hainburg, Baden, Mödling, Gumpoltskirchen, Perchtoldsdorf und Klosterneuburg in Ansehung ihres totalen Ruins vom 1. Januar 1684 an zehn Freijahre. 2. Den von außenher ruinierten als Bruck, Tuln und Korneuburg auch auf zehn Jahre die Hälfte.“ Die übrigen Orte wurden zwar mit ihrem Petitum abgewiesen, es wurde ihnen mitgeteilt, daß man die schlechte Wirtschaft derselben mit Mißfallen bemerkte; sie wurden aufgefordert auf Abstellung derselben zu sehen und ordentliche, genaue Rechnungen zu führen, aber all’ dies scheint nicht viel gefruchtet zu haben. Daß die Verhältnisse der Stadt Wien wenigstens noch lange Zeit einer förmlichen Stagnation anheim gefallen waren, wird vielleicht am deutlichsten werden bei Vergleichung der wichtigsten Einnahmen und Ausgaben der Stadtgemeinde. Wir wollen zu diesem Zwecke den Zeitraum von 1677 bis 1686 in Vergleich stellen mit den Jahren 1703 und 1704, wo doch schon wenigstens teilweise andere Verhältnisse platzgegriffen hatten. Es ist eine leise Besserung in den beiden letzten Jahren bemerkbar, aber sie ist nicht besonders groß, wenn wir beachten, daß die erhöhten Einnahmen mit der Erhöhung der Schuldenlast so ziemlich gleichen Schritt halten:

Empfang:

Jahr	Summe			Davon aus dem Steueramt			Entlehntes Geld			Ausgeliehen und wiederbezahltes Geld			Burgerrechtsgefäll		
	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.
1677	175.866	6	$9^{1}/_{2}$	115.088	—	—	2.500	—	—	—	—	—	(147) 338	—	24
1678	171.031	6	$18^{1}/_{2}$	116.486	—	—	2.600	—	—	50	—	—	(111) 250	5	18
1679	250.802	6	22	148.150	—	—	51.800	—	—	50	—	—	(106) 232	2	12
1680	160.513	7	6	80.696	—	—	12.985	—	—	—	—	—	(199) 450	6	12
1681	242.078	7	19	161.600	—	—	29.200	—	—	100	—	—	(237) 540	4	—
1682	298.583	6	$24^{1}/_{2}$	80.743	—	—	45.880	—	—	50.150	—	—	(152) 349	4	24
1683	186.684	4	14	83.399	—	—	64.100	—	—	—	—	—	(117) 253	—	—
1684	202.962	6	$3^{1}/_{2}$	104.770	—	—	44.600	—	—	—	—	—	(178) 404	6	12
1685	243.722	4	15	149.233	—	—	31.780	—	—	1.650	—	—	(232) 535	7	6
1686	170.846	1	5	55.187	3	6	21.415	—	—	—	—	—	(147) 328	7	6
Gegen Ende der Regierung Leopold's I. aber erscheinen die Einnahmen schon etwas höher:															
1703	288.563	7	$4^{1}/_{2}$	137.696	1	14	59.400	—	—	19.395	3	24	(124) 280	4	24
1704	313.258	3	$24^{5}/_{12}$	130.404	7	18	88.300	—	—	24.820	4	—	(147) 335	6	12

Noch deutlicher wird uns diese Stagnation in den Verhältnissen Wiens entgegentreten, wenn wir die wichtigsten Ausgabsposten in demselben Zeitraume in Betracht ziehen:

Ausgab:

Jahr	Summe			Landsteuer			Rückgezahlte Capitalien			Verzinsung entlehnter Capitalien			Amtsleutbesoldung		
	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.	fl.	S.	D.
1677	175.884	7	$1^{1}/_{2}$	63.107	5	—	7.146	—	16	39.552	2	19	19.136	7	6
1678	171.041	3	26	56.137	1	24	14.247	—	—	40.305	2	21	18.856	1	10
1679	250.811	7	$17^{1}/_{2}$	53.757	5	—	59.079	2	8	42.426	7	29	19.153	—	—
1680	160.527	1	1	43.757	5	—	17.807	4	—	36.764	7	7	19.786	1	12
1681	241.538	4	16	72.222	5	28	30.711	—	—	43.991	2	18	21.209	6	4
1682	296.601	7	$29^{7}/_{8}$	55.674	2	13	32.461	—	—	41.526	1	10	20.022	7	10
1683	182.660	3	12	64.900	—	—	28.855	—	—	26.932	—	12	18.722	1	10
1684	187.543	1	17	16.593	6	1	47.980	—	—	44.807	1	28	24.974	3	28
1685	253.469	5	25	22.534	5	8	34.695	—	—	47.044	2	27	21.131	6	2
1686	170.482	1	$18^{1}/_{2}$	28.080	4	14	23.992	4	—	47.458	4	2	19.217	4	8
Gegen Schluß der Regierung Leopold's I. aber stellen sich die Summen bei denselben Posten folgendermaßen:															
1703	302.969	1	$23^{1}/_{2}$	50.536	5	22	45.070	—	—	72.897	2	22	35.591	4	16
1704	338.973	1	$11^{1}/_{2}$	46.614	7	26	41.398	—	—	69.313	2	28	31.757	—	—

Während die Landsteuern, so an die Regierung abgeführt werden, mit dem Jahre 1684 plötzlich tief herabsinken und selbst noch in den letzten Jahren der Regierung Leopold's I. nicht mehr dieselbe Höhe zu erreichen vermögen, wie vordem, verschlingt die Rückzahlung und vor Allem die Verzinsung der entlehnten Capitalien geradezu colossale Summen. Daß im absoluten Staate auch der Bureaukratismus immer mehr um sich greift, beweist der in den letzten Jahren beinahe um die Hälfte der früheren Summen emporgeschnellte Amtsleut-Besoldungsetat.

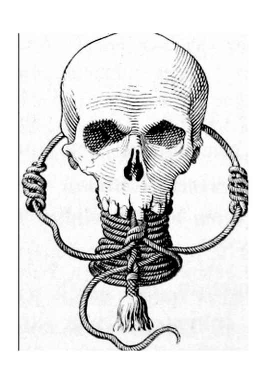
Die Befreiung Wiens von der Türkengefahr am 12. September des Jahres 1683 war also zunächst durchaus nicht von jenen bedeutenden Folgen begleitet, die sich sonst häufig an glücklich geführte Kriege anzuschließen oder in Folge derselben einzutreten pflegen. Die Ursache dieser Erscheinung ist wol auch darin zu suchen, daß der an dieses Jahr sich anschließende große Krieg bei außerordentlicher Dauer die ganze Kraft der Länder des Kaisers in Anspruch nahm. Eine glänzende Reihe von Siegen, unter großen Feldherrn errungen, hat die Türken endlich aus ganz Ungarn und Siebenbürgen verdrängt. Noch unter dem Commando des Siegers bei Wien, Karl von Lothringen, wurde im Jahre 1685 Neuhäusel, 1686 aber Ofen den Türken wieder abgenommen, in einer zweiten Schlacht bei Mohács (oder Groß-Hársany) in Jahre 1687 die Niederlage jener ersten Unglücksschlacht (1526) wieder wettgemacht. Dem Markgrafen Ludwig von Baden im Vereine mit dem Kurfürsten Max Emanuel von Baiern gelang es im Jahre 1688 sogar Belgrad den kaiserlichen Waffen zu unterwerfen. Der bedeutungsvolle Sieg bei Salankemen im Jahre 1691 hat Ludwig's von Baden Namen in die glänzende Reihe der großen Türkenbesieger gestellt. Im Jahre 1697 aber wurde durch die Blutschlacht bei Zenta Prinz Eugen von Savoyen der größte Feldherr Österreichs!

Ungarn, ein Erbreich der Habsburger, Siebenbürgen seit 1688 von Leopold I. wieder abhängig — das war der Preis dieses siebzehnjährigen Ringkampfes. Die Ansprüche Ferdinand's I. im Jahre 1526 fanden ihre tatsächliche Anerkennung durch den Frieden von Carlowitz im Jahre 1699. Die Erbländer des Kaisers erhielten einen Umfang, der demjenigen unserer Tage ziemlich gleichkommt. Diese Expansion der kaiserlichen Machtsphäre war nicht einmal der Neid Ludwig's XIV. im Stande aufzuhalten. Der Kaiser fühlte Kraft genug eine Reihe von Jahren hindurch, von 1688 bis 1697, den Doppelkrieg im Osten sowol wie im Westen zu führen. Es war eine Kraftprobe für die Widerstandskraft der Erbländer Leopold's I., die den Grund legte zur österreichisch-ungarischen Monarchie.

In diesen Jahren des erbitterten Kampfes mit dem sinkenden Halbmonde verlor Wien den Charakter einer Grenzfestung, stieg seine Bedeutung als Residenz des Kaisers, als künftiges Centrum eines großen Reiches. Ein Jahr nach dem großen Siege bei Zenta wurde der Stadt ein seit Langem angestrebter Wunsch erfüllt:

die Hinausschiebung, die Erweiterung ihres Burgfriedens. Das Burgfriedensprivilegium vom 15. Juli 1698 hat dem Stadtgebiete von Wien ungefähr jenen Umfang zuerkannt, den die Stadt erst nach beinahe zweihundert Jahren neuerdings zu sprengen im Begriffe steht. Mit dieser Erweiterung des Gebietes war die Möglichkeit gegeben zum Eintreten Wiens in die Reihe der Weltstädte unseres Continentes. Allerdings stand der beengende Steinring der Befestigungswerke noch eine lange, lange Zeit hindurch diesem Streben nach Erweiterung hindernd entgegen, aber mit dem fortwährenden Hinausschieben der Grenzen des Reiches nach Osten, mit dem allmälig immer rascher erfolgenden Anwachsen der Bevölkerung der Stadt, mit der fortschreitenden Entwicklung ihres Wolstandes, mußte endlich auch die Zeit kommen, wo bei den colossalen Erfindungen auf dem Gebiete der Kriegskunst der einschnürende Wall seinem Schicksale erlag und die Stadt ihrem ursprünglichen Berufe als Welthandels- und Industrieplatz sich ungehindert hinzugeben vermochte.

Die mutvolle Abwehr türkischen Übermutes von den Mauern Wiens im Jahre 1683 hat zu all' diesen Umwandlungen der Verhältnisse in den nachfolgenden zwei Jahrhunderten den ersten Impuls gegeben, und so ist wol der 12. September dieses ruhmreichen Jahres einer der bedeutungsvollsten Tage geblieben in der Geschichte Wiens überhaupt, besonders aber in der Geschichte der Stadt während der letzten zwei Jahrhunderte. Die mutvollen Männer, welchen diese große Tat zu danken ist, haben sich unverwelkliche Verdienste um die Monarchie erworben, die Stadt Wien ist ihnen zu immerwährendem Preise verpflichtet.



Verzeichnis der Illustrationen.

Seite

Inhalt.


Druck
R. v. Waldheim
Wien



